JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

A. Körte.

Hunderteinundneunzigster Band.

Achtundvierzigster Jahrgang 1922.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE AUTOREN.



LEIPZIG.

O. R. REISLAND.

1923.



Altenburg, S.-A.
Piererache Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis

des hunderteinundneunzigsten Bandes.

Seite

Bericht über Herodot 1915—1920.

Von

J. Sitzler in Freiburg i. Br.

Vorbemerkung.

Die zur Zeit herrschenden Verhältnisse brachten es mit sich, daß die im Ausland erschienenen Bücher und Zeitschriften in dem folgenden Berichte nur in beschränktem Umfange berücksichtigt werden konnten. Was mir zugänglich war, auch wenn es aus zweiter Hand stammte, verzeichnete ich, vieles freilich nur ganz kurz oder auch nur unter Angabe des Titels.

I. Handschriften und Ausgaben.

Ausgaben, die in Betracht kämen, sind mir nicht bekannt geworden; dagegen brachten die

Oxyrhynchus-Papyri. Part X. XI und XIII

wieder neue Stücke des Herodot-Textes, die außer einigen textlichen Verbesserungen auch über die hs. Überlieferung Herodots wertvolle Aufschlüsse geben.

Der 10. Bd. der Oxyrh.-Pap. enthält Stücke aus Buch I 105 bis 108 unter Nr. 1244. Stücke aus I 105 und 106 wurden schon im 1. Bd. der Oxyrh.-Pap. unter Nr. 18 veröffentlicht. Beide Pap., Nr. 1244 und Nr. 18, haben in Kap. 105 die Lesart *ἐνέσκηψεν ἡ θεός*, wofür unsere Hs. *ὁ θεός* bieten. Pap. 1244 liest Kap. 107 mit der Hs.-Kl. *β Ἀστυάγης ὁ Κυαξάρεω παῖς*, während die Hs.-Kl. *α* den Art. *ὁ* ausläßt. Im folg. hat der Pap. *ὑπερθέμενος*, wie Schäfer, nicht H. Stephanus, den Holder irrtümlicherweise nennt, st. des hs. *ὑποθέμενος* verbesserte.

Bd. XI Pap. 1375 aus dem Anfang des 2. Jahrh. n. Chr. bietet Herod. VII 166—167. In Kap. 166 stellt er *Καρχηδονίων* vor, nicht wie unsere Hs. nach *κατ᾽ ἀνδραγαθίην*, dann hat er *ἡ συμβολή τε ἐγείνετο*, wo unsere Hs. *ἐγίνετο*, S *ἐγένετο* lesen, ferner *ἥσσωτο* st. *ἑσσοῦτο* der Hs. In Kap. 167 stimmt er in der Lesung

ἐν τῇ Σικελίῃ ἐμάχοντο mit *α* überein, während *β ἐν τῇ Σικελίῃ* nicht hat, ebenso in den Lesungen *τοσοῦτο* und *λέγεται.*

Das bedeutendste Bruchstück enthält Pap. 1619 des 13. Bandes, nämlich III 26—72, freilich teilweise sehr lückenhaft. Es stammt aus den Jahren 50—150 n. Chr. und besteht aus ungefähr 220 Zeilen in Kolumnen zu 39—40 Zeilen, die Zeile zu 21—27, durchschnittlich 23—24 Buchstaben. Über den Linien hat der Schreiber Korrekturen und abweichende Lesarten eingefügt. Neben der Haupthand unterscheiden die Herausgeber noch zwei Nebenhände, die mit der Haupthand ungefähr gleichzeitig sind; sie nahmen eine Revision vor, von der die Noten auf dem oberen Rande und zwischen den Kolumnen zur Verbesserung und Erklärung des Textes herrühren.

Der Papyrus stimmt im Text teils mit *α*, teils mit *β* überein, hat aber auch eigene, von beiden Hs.-Kl. abweichende Lesarten. Kap. 29 hat der Pap. *ὀρτὴ μὲν δή*, wie unsere Hs.; Schäfer verbesserte *ἡ ὀρτὴ μὲν δὴ κτλ.*; das Ursprüngliche war wohl *ἡ μὲν δὴ ὀρτὴ κτλ.* — 30: *καὶ πρῶτα μὲν τῶν κακῶν*, wie unsere Hs.; *τῶν κακῶν* hat Stein getilgt. — 31: *ἐπισπομένην*, wie R. — 32: *ἀδελφεὸν αὐτοῦ ἄλλον σκύλακα*, wie die Hs.-Kl. *α*; Naber hat *ἄλλον σκύλακα* eingeklammert, kaum mit Recht, da *αὐτοῦ* wohl später eingedrungen ist. Es wird *ἀδελφεὸν ἐόντα ἄλλον σκ.* zu lesen sein. — Im folg. läßt der Pap. *τοὺς σκύλακας* zwischen *οὕτω δή* und *ἐπεκρατῆσαι* mit Recht aus. — 33: *ἐς τοὺς οἰκ[ε]ι[τάτους* mit *β*, *οἰκηίους α*. — Im folg. läßt der Pap. mit *α κακά* zwischen *ἀνθρώπους* und *καταλαμβάνειν* aus, hat aber mit *β καὶ ἐκ γενεῆς.* — 34: *τάδε ἐς τοὺς κτλ.* mit übergeschriebenem *δέ* zwischen *τάδε* und *ἐς*; *β τάδε δ᾽ ἐς*, *α τὰ δὲ ἐς.* — Dann *ἐφόρεε*, wie unsere Hs.; wofür Naber *ἐσεφόρεε* vermutete. — Auch *πρὸς τὸν πατέρα τελέσαι Κῦρον* hat der Pap., woraus ich folgere, daß man doch wohl *τελέσαι* mit Unrecht ausschließen will; eher scheint *Κῦρον* aus einer Erklärung eingedrungen zu sein und ein Substantiv wie *ἔργα* verdrängt zu haben, vgl. Hom. *β* 272. — Am Ende des Kapitels *ἀκούσας* mit *β*; in *α* fehlt das Wort; aber etwas vorher mit *α προσεκτῆσθαι, τῇ κρίσει*, ohne *γινομένῃ*, und *τάδε.* — Ferner *πρὸς τὸν Καμβύσην* st. des hs. *Καμβύσεα.* — 35: *βαλέειν* wie unsere Hs. — 36: *πολλῷ μετέπειτα χρόνῳ*, ohne *ὕστερον*, das unsere Hs. beifügen. Zur Lesart des Pap. vergleichen die Herausgeber VII 7, wo auch *μετέπειτα* mit Dativ ohne *ὕστερον* steht.

49 hat der Pap. ebenso lückenhaft, wie unsere Hs., *εἰσὶ ἀλλήλοισι διάφοροι*; die Herausgeber merken an, daß der Wortlaut im Pap. kürzer war als die vorgeschlagenen Ergänzungen. Es scheint

sich also um eine alte Korruptel zu handeln. — Dann fehlt im Pap. ὤν zwischen τούτων εἵνεκεν. — Im folg. weist der Pap. auf ἔπεμπε, wie die Hs.-Kl. β hat, schreibt aber mit α τιμωρεύμενος. — 52 stimmt der Pap. in οἴκτειρε und καὶ ἀγαθὰ τὰ νῦν mit unseren Hs. überein. — Im folg. scheint er Krügers Schreibung γέγονε st. ἐγεγόνεε oder ἐγγεγόνεεν zu bestätigen. — 53 spricht der Pap. für ἄπιθι und φιλοτιμίη ohne ἡ, wie α hat, aber für γέρων τε δή st. ἤδε mit β. — 54 steht zu ἐπὶ τῆς ῥάχιος τοῦ ὄρεος als Erklärung auf dem Rande ἐπὶ τοῦ ἀκρωτηρίου. — Im folg. ἔκτεινον· εἰ μέν νυν κτλ. mit α. — Dann συνεσπεσόντες; α συνεισπεσόντες, β συμπεσόντες. — 56: οὕτω δὴ ἀπαλλάσσεσθαι mit α, aber πρώτην mit β; ebenso Λακεδαιμονίοισι. — 59: τῆς Ἀθηναίης τῆς ἐν Αἰγίνῃ; unsere Hs. ἐν Αἰγίνῃ ohne τῆς. Die Herausgeber vergleichen V 82 τῇ Ἀθηναίῃ τε τῇ Πολιάδι und VII 43 τῇ Ἀθηναίῃ τῇ Ἰλιάδι, Beispiele, die doch wieder anderer Art sind, weil es sich bei ihnen um Adjektive, nicht präpositionale Bestimmungen handelt. — Im folg. πρότεροι mit α; β πρότερον.

60: ἀρχιτέκτων δὲ τοῦ ὀρύγματος τούτου mit α, β stellt τούτου vor τοῦ ὀρύγματος. — Dann χῶμα ἐν θαλάσσῃ βάθος κατὰ εἴκοσι ὀργυιέων, wie unsere Hs. Gewöhnlich ändert man mit Eltz κατά in καί; richtiger ersetzen die Herausgeber ὀργυιέων durch ὀργυιάς, nur ist so die Verschreibung in ὀργυιέων nicht erklärt. Dies geschieht, wenn man ὀργυιὰς ἐόν liest, woraus ὀργυιέων wurde. — 68. Der Pap. hatte ohne Zweifel die Worte δὴ ταύτην εἶχε τότε, die β ausläßt. — 72 hat der Pap. περήσομεν mit α; β πειρήσομεν. — Der Satz ἔργον δὲ οὐδὲν ἀπ᾽ αὐτῶν λαμπρὸν γίνεται war im Pap. kürzer gefaßt; es fehlte wohl γίνεται oder ἀπ᾽ αὐτῶν. — Dann τοιῶνδε mit β, α τοίων.

Der Pap. 1619 stimmt, wie man sieht, an vielen Stellen mit der Hs.-Kl. α, seltener mit der Hs.-Kl. β überein, bietet aber auch Eigenes, darunter einiges Wertvolle. Er läßt sich in dieser Hinsicht mit den Pap. 19, 1092 und 1244 zusammenstellen. Die Herausgeber vermuten, daß diese Papyri älter seien als die Trennung der Hs. in die Florentiner- und Romanusgruppe, vgl. auch vorigen Jahresb. Bd. CLXX (1915. 1) S. 292. Ich halte es für richtiger, darin eine dritte, neben α und β stehende Überlieferung zu sehen, der auch P und der von L. Weber in den Analecta Herodotea. Philologus Suppl. XII S. 133 f. behandelte cod. D angehörte. Auf eine weitere Rezension deutet eine Marginalnote des Pap. 1092. Die Entstehung der Rezensionen α und β setzen die Herausgeber frühestens in das 4. Jahrh. n. Chr. Vgl. auch B. E. Grenfell,

The value of Papyri for the textual Criticism of extant Greek Authors. A paper read to the Hellenic Society, May 7, 1918. Journal of Hell. Stud. XXXIX (1919) S. 16 f. Sie wird aber wohl in noch spätere Zeit fallen; nach J. Groegers Untersuchungen benützte auch Eustathius einen Herodot-codex, der Lesarten beider Hs.-Klassen in sich vereinigte, vgl. vorigen Jahresb. a. a. O. S. 296. Vielleicht bringt ein glücklicher Papyrusfund einmal auch die Lösung dieser Frage.

Als Übersetzung erwähne ich

Herodot, Orientalische Königsgeschichte. Hrsg. von P. Ernst.

Die Übersetzung rührt von Goldfaden (im 18. Jahrh.) her; sie wird als genau und sehr lesbar gerühmt in Sokrates V S. 490.

II. Kritische und exegetische Beiträge.

1. Text.

Mit der Verbesserung und Erklärung des Textes befassen sich folgende Arbeiten:

1. W. Nestle, Herodot I 32. Berl. phil. Wochenschr. 1916, Sp. 261.
2. P. Shorey, Herodot I 60. Class. Philology XV S. 88.
3. F. Jacoby, Herodotinterpolation aus *Λυδιακά*. Hermes 51 (1916) S. 477 [I 71].
4. C. F. Lehmann-Haupt, Gewichte. Pauly-Wissowa-Kroll, Suppl. III Sp. 644 [Herod. I 178]. — Ebenda Sp. 596 f. [III 89].
5. C. Bonner, The sacred bond. Americ. Philolog. Association. Transactions 1913, S. 233 f. [I 26. 199].
6. R. Rödiger, Neue Lesungen in griechischen Schriftstellern. Sokrates IV S. 229 [II 2].
7. Guielm. Vollgraff, Ad Plutarchum et Herodotum. Mnemosyne 44 S. 337 [III 51].
8. St. Casson, Herodot IV 109. Class. Review XXXIV S. 30 f. — The dispersal legend. Ebenda Jahrg. 1913, S. 153 f. [IV 191. V 13. VII 91].
9. E. Washburn Hopkins, Epic Mythology (= Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde III. Bd. Heft 1 B). Straßburg 1915. 277 S. [IV 62].
10. E. Aßmann, Herodot V 33, 2 und die *θαλαμίαι*. Berl. philol. Wochenschr. 1919, Sp. 277 f.

11. S. Eitrem, Beiträge zur griechischen Religionsgeschichte. II. Kathartisches und Rituelles. Kristiania 1917. 50 S. (= Videnskapsselskapets Skrifter II. Hist.-Filol. Kl. 1917, Nr. 2) [Herod. VII 39].

Aus diesen Arbeiten hebe ich folgendes hervor. Nestle wendet sich gegen C. P. Gunning, De sophistis Graeciae praeceptoribus. Diss. Amstelodami 1915, welcher I 32: *τὰ πάντα μέν νυν ταῦτα συλλαβεῖν κτλ.* aus einer Vergleichung des Sämanns mit dem Erzieher erklären will. Demgegenüber hält Nestle an seiner schon N. Jahrb. 1909, S. 11 ausgesprochenen Ansicht fest, daß der Begriff *αὐτάρκης* auf einen Zusammenhang unserer Stelle mit dem Sophisten Hippias hinweise. — Jacoby sieht in I 71: *οὔνομά οἱ ἦν Σάνδανις* eine Beischrift aus den Scholien, die vielleicht aus Xanthos stammt. Die auffallende Stellung der Worte spricht für Jacobys Vermutung; freilich könnten sie auch ursprünglich vergessen und auf dem Rande nachgetragen gewesen und so an unrechter Stelle in den Text eingedrungen sein. Ihr Platz wäre nach *τῶν τις Λυδῶν*. — Lehmann-Haupt weist darauf hin, daß sich Herodot I 178 ungenau ausdrückt, wenn er sagt: *ὁ δὲ βασιλήιος πῆχυς τοῦ μετρίου ἐστὶ πήχεος μέζων τρισὶ δακτύλοισι*; er hätte $2\frac{2}{3}$ st. 3 sagen müssen; denn $26\frac{2}{3} : 24 = 80 : 72 = 10 : 9$, das Verhältnis der königlichen Elle zur gewöhnlichen in Fingerbreiten. — Bonner bespricht die Sitte, durch ein Band, wie z. B. einen Strick oder eine Kette, äußerlich anzudeuten, daß die gebundene Person oder Sache zu einer Gottheit in Beziehung steht, sei es als Schützling oder Geweihter. So erklärt er es, daß die Ephesier nach Herod. I 26, als ihre Stadt von Krösus belagert wurde, vermittels eines langen Seiles ihre Verbindung mit dem Tempel der Artemis herstellten. In gleicher Weise ist der Kranz aus Stricken, den nach I 199 die Frauen in Babylon tragen, ein Anzeichen dafür, daß sie im Dienste der Mylitta stehen: während der Dauer ihres Gelübdes sind sie gebunden, nach Erfüllung des Gelübdes von ihrer Verpflichtung gelöst.

Lehmann-Haupt hält an seiner Lösung der in III 89 f. vorliegenden Schwierigkeiten gegen Weißbachs und Nestles Einwendungen fest, vgl. vorigen Jahresb. Bd. CLXX (1915. I) S. 301 f. Er nimmt die Summe von 7600 babylonischen Silbertalenten, die sich aus der Addierung der aufgezählten Tribute ergibt, und die Summe von 9880 Silbertalenten, die übrig bleibt, wenn man von der Gesamtsumme von 14 560 die in Gold bezahlten Tribute im Werte von 4680 Silbertalenten abzieht, als feststehend an; 7600

babylonische ergeben aber 9880 euböische Silbertalente nur, wenn 60 babylonische gleich 78 euböischen sind. Demnach lägen zwei Versehen bei Herodot vor; statt 9540, wie unsere Hs. haben, muß mit Mommsen und Brandis 9880 geschrieben werden, was Lehmann-Haupt befürwortet, und Herodots Angabe, 60 babylonische Silbertalente seien gleich 70 euböischen, müßte dahin berichtigt werden, daß 78 an die Stelle von 70 träte. Diese Änderung empfiehlt Lehmann-Haupt nicht mehr; er glaubt jetzt, daß Herodot selbst diesen Irrtum begangen habe; seine Gewährsmänner — Hekataios oder Dionysios — hätten zwar nach dem Verhältnis 60 : 78 gerechnet, er habe aber 60 : 70 geschrieben, weil es wirklich ein babylonisches Talent gegeben habe, das dem Gewicht von 70 euböischen Minen so gut wie gleichgekommen sei, nämlich das Talent der leichten königlichen Gewichtsmine Form B, vgl. a. a. O. S. 635 f. — Dieselben Fragen behandelt auch O. Viedebantt, Forschungen zur Metrologie des Altertums. Akad. d. Kön. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Bd. 34 (1917) Nr. 3, besonders im 9. Abschnitt, vielfach abweichend von Lehmann-Haupt, aber gekünstelt und daher wenig überzeugend. — Die Worte Kap. 96 *τὸ δ᾽ ἔτι τούτων ἔλασσον ἀπιεὶς οὐ λέγω* faßt Lehmann-Haupt ebenso wie ich im vorigen Jahresbericht a. a. O.

Casson vermutet, daß die IV 109 erwähnte *λίμνη μεγάλη τε καὶ πολλή* das Kaspische Meer sei. — Bei Herodot findet sich wiederholt der Ausdruck *οἱ ἐκ Τροίης* von eingeborenen Trojanern, die ihre Heimat verlassen mußten. So IV 191, wo von den Maxyes in Libyen die Rede ist; auch der Gebrauch des *μίλτος*, der ihnen zugeschrieben wird, deutet nach Casson auf Asien hin. Dann V 13, wo über die Päonier gesprochen wird. Weiter VII 91 bei Erwähnung der Pamphylier. Aus diesen Stellen schließt Casson, daß einmal in alter Zeit die Vertreibung und Zerstreuung eines asiatischen Volksstammes in entlegene Länder stattgefunden habe. Die Kunde von diesem Ereignis sei in der griechischen Überlieferung mit der Sage vom Trojanischen Krieg verschmolzen; in Wirklichkeit aber habe es früher stattgefunden. In dieser Ansicht wird Casson durch das, was Thukyd. VI 2 von den Elymern berichtet, bestärkt. Er denkt an eine Auswanderung infolge des Einfalls der Hittiter. — Washburn Hopkins vergleicht mit der IV 62 berichteten Verehrung des Schwertes durch die Skythen die göttliche Verehrung des Schwertes Mahābhārata 12, 166, 87.

Herodot erzählt V 33, daß Megabates den Myndier Skylax, der nicht für die Bewachung seines Schiffes gesorgt hatte, dadurch

bestrafte, daß er ihn so *διὰ θαλαμίης τῆς νεός* steckte, daß der Kopf außen, der Leib aber innen im Schiffe war. Gewöhnlich versteht man unter *θαλαμίη* eine mannskopfgroße Rojepforte der untersten Remenreihe; so Lübeck, Seewesen der Griechen und Römer 2, 2, Torr, Ancient ships 43 f., Eins im Danziger Gymnasialprogramm 1896, S. 11. Dies kann Tarn, Journal of Hell. Stud. XXV 155. 213. 217 nicht glauben und bestreitet daher, daß *θαλαμίη* etwas mit den Thalamiten zu tun habe; es bezeichne vielmehr jede Öffnung, hier eine längliche Pforte nach Art der mittelalterlichen Zenzile-Galeeren, worin drei Remen einer Gruppe auf gleicher Höhe nebeneinander lagen. Diese Annahme widerlegt Aßmann und zeigt, daß eine etwa 20 cm große Rojenpforte wohl möglich, ja sogar vorteilhaft sei; die Prora von Samothrake, ein in wirklicher Größe aus Marmor nachgebildeter Zweireiher der Diadochenzeit, habe Rojenpforten von 9 cm Höhe und 13,5—16 cm Länge. Auch verlange die ganze Art der Strafe, an eine Rojenpforte der Thalamiten zu denken, die oft kaum 0,25 m über dem Meeresspiegel lagen; so werde die Strafe erst zu einer recht grausamen.

Eitrem vermutet, Xerxes habe sein Heer durch die beiden, auf beiden Seiten des Weges aufgestellten Hälften des Leichnams des ältesten Sohnes des Pythes hindurchgeführt, um es durch diesen Ritus zu reinigen (VII 39). Ich kann diese Vermutung nicht teilen; von einer Verunreinigung oder Befleckung der Truppen ist nirgends die Rede. Wenn Eitrem meint, die von Herodot erwähnte Sonnenfinsternis sei ein Unglückszeichen gewesen, so widerspricht dem die Deutung der Magier; aber auch wenn man das zugibt, besteht darin doch keine Befleckung des Heeres. Aus der ganzen Erzählung geht klar hervor, daß Xerxes mit dieser Tat abschrecken wollte. Zugleich wollte Herodot mit dieser Erzählung aber auch den Despotismus der orientalischen Herrscher charakterisieren. Ähnlicher Art ist die Grausamkeit des Dareios gegen Oiobazos IV 84.

2. Grammatik und Lexikologie.

Beiträge zur Flexionslehre der griechischen Sprache liefert

H. Kallenberg, Bausteine für eine historische Grammatik der griechischen Sprache. Rhein. Mus. 72 S. 481 f. und 73 S. 324 f.

Es sind im ganzen fünf Untersuchungen, im Bd. 72 vier, die sich auf die Deklination der Pronom. interrogat. und indefin. beziehen, im Bd. 73 eine, welche die Formen von *δύο* feststellt. Die letztere bringt für Herodot nichts Neues. Aus den ersteren ersieht

man, daß Herodot von dem Fragepronomen im Gen. und Dativ fast nur die kürzeren Formen *τεῦ* und *τέῳ* gebraucht; *τίνος* findet sich nur VI 80, *τίνι* nur III 38, wo W. Dindorf *τέῳ* dafür einsetzen wollte, ohne genügenden Grund. Vom Indefinitpronomen sind die Genetivformen *τευ* und *τινός* ungefähr gleich häufig, aber im Dativ kommt *τεῳ* viel öfter vor als *τινί*; *τινί* steht fast nur in Verbindung mit einem Femininum und außerdem noch I 114: *τῷ δέ τινι τὰς ἀγγελίας κτλ.*, um das Zusammentreffen von *τῷ* und *τεῳ* zu umgehen. Auch im Gen. und Dativ Plural verwendet Herodot die kurzen Formen, selbst beim Femininum; *τινῶν* findet sich nie, *τισί* nur IX 113. Das Neutrum Plural *ἄττα* oder *τινά* kommt bei Herodot nicht vor; denn IX 91: *εἴ τινα ὅρμητο λέγειν ὁ Ἡγησίστρατος* ist *λόγον* aus dem Vorhergehenden zu *τινά* zu ergänzen. Von *ὅστις* lauten die Gen. und Dative bei Herodot *ὅτευ*, *ὅτεῳ* und *ὅτεων*, *ὀτέοισι*, das Neutr. Plur. *ἅσσα*.

Die Konstruktion des Verbums *μέλλειν* behandelt

A. Kocevalov, De *μέλλειν* verbi constructione apud Graecitatis classicae scriptores. Diss. Charkow 1917. 82 S.

Nach Kocevalovs Untersuchungen hat Herodot *μέλλειν* mit dem Infinitiv 76 mal, und zwar 65 mal mit dem Infinitiv Futuri, 11 mal mit dem Infin. Praesentis, beidemal in gleicher Bedeutung. Der Infin. Aor. steht nur I 34: *τῶν μελλόντων γενέσθαι κακῶν κατὰ τὸν παῖδα*; demnach wird an dieser Stelle mit Kallenberg *γίνεσθαι* oder vielleicht richtiger *γενήσεσθαι* zu schreiben sein.

J. Schmitt, De parenthesis usu Hippocratico, Herodoteo, Thucydideo, Xenophonteo. Diss. Greifswald 1913,

behandelt die Parenthese bei Herodot in fünf Kapiteln. Im ersten stellt er fest, wo sie sich findet. Hier bietet Herodot nichts Besonderes. Wichtiger ist das 2. Kapitel, das die Partikeln aufzählt, mit denen die Parenthesen eingeführt werden; es sind *γάρ*, *καί*, *καὶ γάρ*, *οὐδέ . . . δέ* (I 143 am Ende), *οὐδ' ὦν οὐδέ* (V 98); ohne einleitende Partikel nur V 76: *οὗτος ὁ στόλος κτλ.* Das nächste Kapitel zeigt, daß die Parenthesen in der Regel nur aus einem Hauptsatze bestehen, daneben auch aus Haupt- und Nebensatz; größere Parenthesen finden sich nur in VIII 136: *Ἀλεξάνδρου γὰρ ἀδελφεὴν κτλ.* und IX 110: *τοῦτο δὲ τὸ δεῖπνον κτλ.* Im 4. Kapitel werden die Störungen dargelegt, welche die Parenthese in der Konstruktion des Satzes bewirkt. Häufig wird nach ihr ein Teil

des Satzes wieder aufgenommen, um das Weitere daran anzufügen. Bei einer solchen Epanalepsis verwendet Herodot teils Partikeln, wie ὦν — dies scheint Schmitt allerdings in Abrede zu stellen, aber vgl. III 97. IV 72. V 99. VI 76, wo α freilich δ᾽ ὦν hat —, auch in Verbindung mit δή (I 174), dann δή II 124. IV 76. V 92 η. 103. IX 108, endlich δέ z. B. VII 95. VIII 67, teils das Pronom. οὗτος ohne Partikel vgl. I 77. IX 89. Häufig verursachen die Parenthesen Änderungen in der begonnenen Satzkonstruktion, auch in der Weise, daß das folgende an die Parenthese angeschlossen wird. Das letzte Kapitel betrachtet den Inhalt der Parenthesen, die teils Erklärungen, teils Beweise zum ganzen Satz oder einem Teil desselben sind. Was ihre Stellung dem zugehörigen Satze gegenüber anbelangt, so sind sie diesem in der Regel angefügt, doch fehlt es auch nicht an Fällen, wo sie ihm vorausgehen, wie B. I 8. 12. Den Ursprung der Parenthesen leitet Schmitt mit J. O. Weissenfels, Zeitschrift f. Gymnasialw. N. F. 19 (1885) S. 100 f., aus der Umgangssprache her; aber während sie hier nur der Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses dient, ist sie in der Literatursprache weiter ausgebaut und zu einem Kunstmittel umgestaltet worden.

Über die Bildung der Adjektive auf *αιος* handelt

G. Sandjoe, Die Adjektive auf *αιος*. Studien zur griechischen Stammbildungslehre. Diss. Uppsala 1918. 115 S.

Das Material aus Herodot stellt Sandjoe Abschnitt IV S. 8 f. zusammen, seine Ansicht über die Bildung dieser Adjektive legt er S. 88 f. dar. Unter Verwerfung der bisher aufgestellten Erklärungen nimmt er an, daß es Wortbildungen nach Art des ai. deya gab, wie *βίαιος*, *ἀγαῖος*, *ἐπίγαιος*; von hier aus habe sich dann die Kategorie der mit den ᾱ-Stämmen zusammenhängenden *αιος*-Ableitungen entwickelt.

In das Gebiet der Lexikologie schlagen ein:

1. J. M. Linforth, *Οἱ ἀθανατίζοντες*. Class. Philolog. XIII (1918) S. 23 f.
2. W. W. How, On the meaning of *ΒΑΔΗΝ* and *ΔΡΟΜΩΙ* in Greek historians of the fifth century. Class. Quarterly XIII S. 40 f.
3. K. Brugmann, *Εἰρήνη*. Ber. d. Sächs. Gesellsch. der Wissensch. 68 (1916) S. 1 f.

Herod. IV 93. 94. V 4 gibt den Geten den Beinamen *οἱ ἀθανατίζοντες*, den man gewöhnlich erklärt: „die an Unsterblichkeit glauben“. Linforth hält diese Deutung nicht für ausreichend;

er versteht unter *οἱ ἀθανατίζοντες*: „who practise deification“, und man wird ihm beistimmen müssen; denn diese Erklärung paßt besser zu *ἀθανατίζω* „unsterblich machen“, also zu einem Gott, und stimmt mit Herodots Ausführungen und mit der Auffassung Platons Charm. p. 156 D und Lukians Skyth. 1 und deor. conc. 9.

How weist darauf hin, daß *δρόμῳ* Herod. IX 59 „at the double“, „im Sturmschritt“ bedeutet, während es III 77 und VI 112 nur „im Laufe“ heißt, im Gegensatz zu *βάδην*.

Brugmann hält Valckenaers Änderung des IX 85 überlieferten *ἰρέες* in *ἰρένες* für unwahrscheinlich, weil für das Begräbnis nicht die Altersstufe, sondern nur die *ἀριστεία* in der Schlacht maßgebend gewesen sein könne. Diels Vermutung, *ἰρέες* sei gleich *ἥρεες* von *ἥρης* oder *ἡρεύς* = *ἥρως* in dem allgemeinen Sinn von *ἄνδρες ἀγαθοί*, erscheint ihm gewagt, weil die Etymologie von *ἥρως* noch unaufgeklärt sei. Brugmann selbst nimmt an, daß *ἰρεύς* der lakonische Ausdruck für *ἀριστεύς* sei; *ἄριστος* und *ἀρείων* seien aber ohne Zweifel Sippengenossen von *ἀραρίσκω*, *ἀρετή* usw. Er weicht also nur in der Form und Ableitung des Wortes von Diels ab, nicht in der Bedeutung, und doch scheint mir diese in unsern Zusammenhang nicht zu passen. Ich sehe dabei von dem Satze *ἔνθα μὲν . . . Καλλικράτης* ab, der offenbar später eingeschoben ist, da er den Zusammenhang stört und weder zu *ἰρέες* = *ἀριστεύσαντες* noch zu *ἰρένες* stimmt; denn als *ἀριστεύσαντες* gibt Herodot nur Poseidonios, Amompharetos und Philokyon an, während hier nicht nur Kallikrates beigefügt ist, sondern mit dem Relativ *τῶν* noch auf viele andere hingewiesen wird; zu den *ἰρένες* gehören die Genannten aber sicher nicht. Abgesehen also von diesem Satz kann ich mich nicht davon überzeugen, daß die *ἀριστεία*, wie Brugmann will, für das Begräbnis in Betracht gekommen wäre; wenigstens findet sich Ähnliches sonst nicht. Viel wahrscheinlicher ist es mir, daß man beim Begräbnis die *ἰρένες* von den älteren Bürgern trennte, wenn man nicht ein großes Massengrab für alle herstellen wollte. Auffallend bleibt dann aber, daß die *περίοικοι* nicht erwähnt werden; sie müßten auch in die *ἄλλοι Σπαρτιῆται* miteingeschlossen sein, eine Annahme, die nicht ohne Bedenken ist.

Zum Schlusse teile ich noch mit, daß das im vorigen Jahresbericht a. a. O. S. 310 erwähnte lexicon Herodoteum von W. Aly im Manuskript beendigt und im Freiburger philologischen Seminar zu allgemeinem Gebrauch für alle Fachgenossen aufgestellt ist.

3. Geschichte und Geographie.

Über die lydischen Könige aus dem Geschlechte der Mermnaden und ihre Regierungszeit handelt

G. Hüsing in der Orient. Literaturzeitung XVIII (1915): Kroisos (555—541) S. 177 f. — Saduattes S. 205 f. — Gūgu (678—643) S. 299 f.

Er hält die für die Regierung des Kroisos angenommenen Jahre 555—541, mit denen auch das Marmor Parium übereinstimme, für richtig. Kroisos' Vater war Walweiates, bei Herodot Alyattes genannt, der zwei Jahre vor seinem Tode (555) die Schlacht gegen Kyaxares schlug, während der eine Sonnenfinsternis eintrat, vgl. Herod. I 16 und 103. Saduattes, eine andere Sprachform für Alyattes, ist von Herodot oder seiner Quelle eingeschoben. Dieselbe Ansicht sprach Leigh Alexander aus, vgl. vorigen Jahresb. a. a. O. S. 312. Walweiates regierte von 605—555, sein Vorgänger Ardys, der den Krieg gegen Milet begann, von 643—605 und Gūgu (Gyges), der erste Mermnade, von 678—643.

Gegen Hüsing wendet sich mit Erfolg Lehmann-Haupt, Der Tod des Gyges. Klio XVII S. 113 f. Anschließend an seine früheren Arbeiten Verh. Berl. Archäol. Ges. April 1898 = Archäolog. Anzeiger 1898 S. 122. Klio II 344, betont er, daß das einzige absolut feststehende Datum der lydischen Geschichte die Eroberung von Sardes durch Kyros und damit das Ende der Regierung des Kroisos im J. 546 v. Chr. sei. Der Tod des Gyges kann nicht, wie er nachweist, nach 652/651 erfolgt sein, ein Datum, das Eusebios' Chronik bestätigt, die dafür das Jahr 652 angibt. Der Kimmeriereinfall im 7. Jahre des Ardys fand etwa um 646 statt.

K. Robert, Archäologische Miszellen. Kleobis und Biton. Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1916. 2. Abh. S. 1 f.,

sucht die Sage von Kleobis und Biton, deren bei Herod. I 31 erwähnte Standbilder mit Inschrift in Delphi aufgefunden worden sind, vgl. vorigen Jahresb. a. a. O. S. 311, aufzuhellen. Da auf dem Wagen nur die Götter und ihre Bilder gefahren werden, vermutet er, daß auch die hier auf dem Wagen befindliche *μάτηρ* nicht die Mutter des Kleobis und Biton gewesen sei, sondern eine göttliche *μάτηρ*, die sich leider nicht näher bestimmen lasse, vielleicht Leto oder Demeter. In dem Fall müßte man annehmen, daß Kleobis und Biton den Kult einer *Μάτηρ* in Delphi neu eingeführt hätten.

Daß ihren Namen das Ethnikon nicht beigefügt ist, würde darauf hindeuten, daß sie Delphier waren, und damit wären auch das phokische Alphabet und der phokische Dialekt der Inschrift erklärt. Soweit wäre alles wohl verständlich; Schwierigkeit macht nur de. Umstand, daß diese Delphier in der Sage als Argiver erscheinen, und diese Schwierigkeit kann auch Robert nicht beseitigen. Er weist darauf hin, daß der Bildhauer, der die Statuen verfertigte, Polymedes, ein Argiver war; aber da erhebt sich sofort die weitere Frage, wie die Delphier dazu kamen, einem Argiver die Anfertigung der Bildwerke zu übertragen. Ebensowenig bietet die andere Tatsache, die Robert anführt, nämlich daß auf dem Markt in Argos ein anderer Biton mit einem Stier auf der Schulter stand, vgl. Paus. II 19, 5, wie er selbst zugibt, ein sicheres Fundament für seine Hypothese, weil das Zeugnis für diesen Biton zu jung ist, um jene alte Übertragung des Ethnikons auf den Delphier damit zu begründen.

Mit der Aufhellung der Geschichte der Semiramis hat sich C. F. Lehmann-Haupt schon wiederholt beschäftigt, vgl. vorigen Jahresber. a. a. O. S. 214. Jetzt wurde im Museum in Konstantinopel ein neues Denkmal, das sie betrifft, entdeckt und von E. Unger in den Publikationen der Kais. Osmanischen Museen II unter der Überschrift: Reliefstele Adadniraris III aus Sabaa und Semiramis. Mit 7 Tafeln. Konstantinopel 1916, herausgegeben. Diesen Fund bespricht

C. F. Lehmann-Haupt, Semiramis und Sammuramat. Klio XV (1918) S. 243 f.

Es geht daraus hervor, daß Semiramis tatsächlich eine Zeitlang die Regierung geführt hat. Unger zeigt, daß das nur in den Jahren 811—806 gewesen sein kann, in dem sie die Vormundschaft über ihren Sohn hatte, und Lehmann-Haupt stimmt ihm bei. So wird auch dieser Zug der Semiramis-Sage als historisch erwiesen, und damit verliert der Gedanke, die Semiramis der Sage habe mit der geschichtlichen Persönlichkeit nur zufällig den Namen gemeinsam, seinen letzten Halt. Lehmann-Haupt hebt noch hervor, daß sie auch in der Reihe der Königstelen von Assur mit einem eigenen Monument vertreten sei. Ihre Vermählung mit Samsi-Adad setzt er etwa in das Jahr 823 und weist darauf hin, daß sie jedenfalls keine Kriegsgefangene war, die der König ihrer Schönheit wegen geheiratet habe, wenn wir auch nichts Genaueres hierüber wissen.

Die babylonischen Nachrichten Herodots unterzieht

Fr. Delitzsch, Zu Herodots babylonischen Nachrichten. Festschrift E. Sachau zum 70. Geburtstage gewidmet von Freunden und Schülern. Hrsg. von G. Weil 1915, S. 87 f.,

einer kritischen Prüfung auf Grund der Ergebnisse der Ausgrabungen. In Betracht kommen die Kap. I 178—199 bzw. 200. Das Ergebnis faßt er in die Worte zusammen: „Soweit Herodots Mitteilungen auf Autopsie beruhen, können sie im großen und ganzen ungefähr als richtig gelten; soweit sie auf Hörensagen beruhen, sind sie durchweg falsch und haben infolgedessen bis auf diesen Tag Irrtümer über Irrtümer, zum Teil schwerer Art, verschuldet.“

Dies sucht Delitzsch im einzelnen nachzuweisen. Die Angaben in Kap. 193 über Agrikultur und Fruchtbarkeit des Landes erkennt er als richtig an, jedoch mit der Einschränkung, daß trotz Herodots gegenteiliger Behauptung auch der Weinstock vorkomme und auch das Öl, allerdings von auswärts eingeführt, schon seit den ältesten Zeiten bekannt sei. Auch was Kap. 192 über die pekuniäre Leistungsfähigkeit Babyloniens gesagt wird, entspricht nach ihm der Wahrheit, und ebensowenig bieten die Mitteilungen in Kap. 195 über Kleidung „einstweilen“ Anlaß zu begründeten Zweifeln. Aber in Kap. 194 vermengt Herodot die runden Fahrzeuge, die sog. Kuffen, auf denen man keine großen Warenlasten unterbringen könnte, mit den auf aufgeblasenen Hammelshäuten schwimmenden Keleks, die noch heute gebraucht werden. Die Erzählungen Herodots über Geschichte des Landes, Sitten und Gebräuche bewahrheiten sich nach Delitzsch nicht; er meint, hier sei unser Geschichtschreiber das Opfer orientalischen Fabulierens geworden. So schreibe er einer Königin Nitokris zu, was inschriftlich dem Nebukadnezar zukomme. Sein Bericht über die Eroberung Babylons durch Kyros, der offenbar auf Perser zurückgehe (Kap. 188 bis 191), sei vollständig erfunden; nach der Niederlage bei Opis habe sich das babylonische Heer unter dem Kronprinzen Belsazar fluchtähnlich in die Hauptstadt zurückgezogen, die dann durch Verrat den Feinden in die Hände gefallen sei. Auch das, was III 151 f. über die zweite Eroberung der Stadt durch Dareios Hystaspes berichtet werde, gehöre ins Bereich der Fabel; denn die Belagerung könne nicht lange gedauert haben, da Dareios fast unmittelbar nach der entscheidenden Schlacht bei Zazannu in Babylon eingezogen sei. Ebensowenig hielten die Angaben über den Mädchenmarkt Kap. 196, über Tempelbordelle 199, über Krankenbehandlung und Ärzte 197 der Kritik stand.

Herodots Beschreibung der Stadt bezeichnet Delitzsch als reines Phantasiegebilde. Damit geht er entschieden zu weit; wenigstens sagt R. Koldewey, Das Stadtbild von Babylon nach den bisherigen Ausgrabungen. Archäolog. Anzeiger 1918 Sp. 73 f.: „Die Beschreibung, die Herodot von Babylon gegeben hat, entspricht in den großen Zügen der Wirklichkeit gut; nur die Maße sind übertrieben.“ Dies geht auch aus Delitzsch's Ausführungen selbst hervor. Er tadelt zwar, daß Herodot Babylon und Borsippa zu einem Ganzen vereinigt, muß aber zugeben, daß der von ihm erwähnte Graben vor der Stadt tatsächlich vorhanden und die von ihm beschriebene Herstellungsweise der Ziegel und Ziegelbauten richtig sei, wenn auch die Maße der Mauern märchenhaft anmuten. In dem Kap. 181 genannten Tempel erkennt auch er, wie schon andere vor ihm, den des Bel-Nebo in Borsippa. Der in demselben Kapitel erwähnte innere Mauerzug wurde in der doppelten Lehmziegelmauer, dem Dûru Imgur-Ellil und dem ihm vorgelagerten Salhu Nimitti-Ellil, aufgefunden, ebenso die Kaimauer mit den ehernen Pförtchen — nur hinsichtlich der Ausdehnung dieser irrt sich der Geschichtschreiber — und die in Kap. 186 genannte zweite Euphratmauer. Als auffallend bezeichnet es Delitzsch, daß Herodot die königliche Burg in Kap. 181 so kurz abfertigt und sowohl über die löwengeschmückte Prozessionsstraße als auch über den dritten Palast Nebukadnezars, dessen Ruine Babil heute noch das ganze Stadtgebiet überragt, kein Wort sagt. Mit dem künstlichen Meer Kap. 185 und 186 und der Euphratbrücke hat es seine Richtigkeit; freilich ist das erstere wieder zu groß angegeben und die Beschreibung der letzteren mit dem Märchen von dem allabendlichen Wegräumen der schweren Brückenbalken und dem Grunde dieser Maßregel ausgeschmückt. Das schwerste Rätsel bilden nach Delitzsch die drei- und vierstöckigen Häuser, von denen in Kap. 180 gesprochen wird; er vermutet, daß darunter vielleicht Häuser zu verstehen seien, auf deren flachen Dächern sich hölzerne Söller übereinander erhoben; aber die Häuser selbst seien jedenfalls nur einstöckig gewesen.

Nur kurz erwähne ich

W. Leonard King, A history of Babylon from the foundation of the monarchy to the Persian conquest. 1915. XXIV, 340 S. 8.

Darin ist auch die einschlägige Literatur in großer Vollständigkeit zusammengestellt.

Die Titel der persischen Könige sammelt

R. Dick Wilson, Titles of the Persian Kings. Festschrift E. Sachau zum 70. Geburtstage gewidmet von Freunden und Schülern. Hrsg. von G. Weil. 1915. S. 179 f.

aus den Inschriften und Schriftstellern, sowohl nichtgriechischen als auch griechischen. Das bei Herodot vorliegende Material verzeichnet er S. 191 f. übersichtlich geordnet. Darunter sind zwei Inschriften, eine auf dem Mandrokles-Gemälde IV 88, wo es *Δαρείου βασιλέος*, und die andere auf der Tearos-Säule IV 91, wo es *Δαρεῖος ὁ Ὑστάσπεος, Περσέων τε καὶ πάσης τῆς ἠπείρου βασιλεύς*, heißt. Herodot selbst gebraucht bald den Namen, bald den Titel, bald den Namen mit dem Titel, manchmal mit Beifügung der Abstammung, Titel und Abstammung teils vor, teils nach dem Namen gestellt. An andern Stellen hat er die Bezeichnung Perser oder König der Perser bzw. von Persien, wozu bisweilen noch der Name gesetzt wird, oder Meder und König der Meder oder der große König. Die Anrede lautet auch *ὦ δέσποτα*, wie III 34. 35. 62 usw.

Die Nachrichten über Kambyses, sowohl den Vater als auch den Sohn des Kyros, behandelt

C. F. Lehmann-Haupt, Kambyses. Pauly-Wissowa-Kroll Realenzykl. Bd. X Sp. 1810 f.

ausführlich. Der ältere Kambyses, über den Herodot I 107 f. spricht, hatte den Titel „der große König, der König von Anšan“, einer Landschaft um Susa. Lehmann-Haupt entwirft den Stammbaum der Achämeniden, der Herod. VII 11 fehlerhaft angegeben ist; richtig würde er lauten: *μὴ γὰρ εἴην ἐκ Δαρείου τοῦ Ὑστάσπεος τοῦ Ἀρσάμεος τοῦ Ἀριαράμνεω τοῦ Τεΐσπεος ⟨καὶ ἐξ Ἀτόσσης τῆς⟩ Κύρου τοῦ Καμβύσεω ⟨τοῦ Κύρου⟩ τοῦ Τείσπεος τοῦ Ἀχαιμένεος γεγονώς.* Jedoch nimmt er keine Textverderbnis bei Herodot an, sondern glaubt, er oder seine Quelle habe sich geirrt; so seien Kambyses und Kyros unter die direkten Vorfahren des Xerxes gekommen und vor das erste Mitglied der jüngeren Linie, Ariaramnes, gesetzt worden, was dann die Doppelsetzung des Teispes zur Folge gehabt habe. Daß Astyages seine Tochter Mandane infolge des bekannten Traumes dem Kambyses zur Frau gegeben habe, erklärt er mit Recht für Sage.

Der jüngere Kambyses, der von 529—522 Perserkönig war, hatte nach Herod. II 1. III 2. 3 Kassandane, die Tochter des Achämeniden Pharnaspes, zur Mutter, und daran hält Lehmann-Haupt gegen Ktesias, der Amytis, die Tochter des Astyages, als

seine Mutter nennt, fest. Aber als unrichtig bezeichnet er es, wenn Herodot berichtet, Kambyses' Bruder Bardiya-Smerdis sei mit nach Ägypten gezogen und dann von da wieder nach Susa zurückgeschickt worden, wo er auf Befehl des Kambyses von Prexaspes getötet worden sei. Lehmann-Haupt verlegt die Ermordung in die Zeit vor dem ägyptischen Feldzug. Auch was Herodot zur Begründung dieser Tat anführt, erscheint ihm als Nebensache; er findet den Hauptgrund in dem politischen Verhalten des Bardiya, das ihn dem Kambyses als gefährlichen Nebenbuhler verdächtig machte. Er vermutet nämlich, daß Bardiya an den Aufständen gegen Kambyses, auf die III 88 hinweist, beteiligt gewesen und sogar von Atossa dabei unterstützt worden sei. Die Wahrheit des Herodotischen Berichtes über den Untergang des nach der Ammons-Oase gesandten Heeres zweifelt er nicht an, erweist aber die Angabe, Kambyses habe infolge seines Wahnsinns den Zug nach Nubien ohne genügende Vorkehrungen für Ernährung und Zufuhr unternommen, als Irrtum Herodots; denn der äthiopische König Nastesen rühmt sich in einer von ihm gesetzten Inschrift, daß er das Heer des Kambyses geschlagen und der Herden, die es zu seiner Ernährung mit sich führte, beraubt habe. Die von Herodot erwähnte Schwierigkeit in der Versorgung des Heeres rührt also von dieser Niederlage her. Übrigens war der Zug nicht so erfolglos, wie es Herodot nach ägyptischen Quellen darstellt; denn er sagt selbst, daß die an Ägypten grenzenden Äthioper von Kambyses unterworfen worden seien (III 97); nach dieser Stelle bringen sie auch unter Dareios Geschenke als regelmäßigen Tribut und nach VII 69 f. leisten sie Xerxes Heeresfolge. Die Tötung des Apis, welche die Apisstelen bestätigen, betrachtet Lehmann-Haupt als historisch, ebenso die Zerstörung ägyptischer Tempel, in der er einen Racheakt des Kambyses an den Priestern sieht, die er für die Urheber des gegen ihn im Lande ausgebrochenen Aufstandes hielt. Unwahr ist nach Lehmann-Haupt die Schändung der Leiche des Amasis (III 16) und der Selbstmord Psammenits (III 15), der übrigens bei Herodot infolge eines Irrtums an die Stelle Psammetichs III. trat; aber auch dieser hat sich nicht selbst getötet, sondern wurde nach dem Mißlingen des Aufstandes seines Postens als Verwalter Ägyptens enthoben und nach Susa gesandt. Die Unruhen in Ägypten hielten den König längere Zeit dort zurück; erst die Nachricht von der Empörung der Magier zwang ihn zur Rückkehr nach Persien. Die Seele dieses Abfalls war nach Herod. III 61. 63 nicht der auf den Thron erhobene Gaumâta-Smerdis,

sondern dessen Bruder Patizeithes. Da dieser Name „Regent" bedeutet, so vermutet Lehmann-Haupt, daß er der von Kambyses bei seinem Weggang eingesetzte Reichsverweser gewesen sei, der naturgemäß um die Ermordung des Bardiya gewußt habe. In der Erklärung der Nachrichten über die Todesart des Kambyses schließt sich Lehmann-Haupt an W. Schulze an, vgl. vor. Jahresb. a. a. O. S. 318.

Die Satrapienliste (III 89), die schon wiederholt Gegenstand der Untersuchung war, behandelt

C. F. Lehmann-Haupt, Die Liste der Satrapien des Dareios. Pauly-Wissowa-Kroll-Witte Realenzykl. II A S. 91 f.

Er weist durch Vergleichung mit I 192 nach, daß sie inhaltlich unvollständig ist, da die Satrapien außer dem Tribut auch noch andere Leistungen zu erfüllen hatten, und zieht daraus den Schluß, daß wir es hier nur mit einem Ausschnitt oder Auszug aus einer vollständigen Liste zu tun haben. Diesen Auszug entnahm Herodot seiner Ansicht nach nicht selbst den persischen Akten, sondern den *Περσικά* des Dionysios von Milet, der ihn seinerseits wieder von Hekataios erhalten habe. Dieser habe ihn nämlich als Unterlage für seinen Vortrag bei der Beratung der Ionier über den Abfall vom Perserkönig (V 36) aus Akten im Archiv der Satrapie in Milet angefertigt und, da er ihn seiner Beschaffenheit nach in seinem eigenen Werke nicht verwenden konnte, nach der Benützung seinem Landsmanne überlassen. Aus dem Zweck, den Hekataios verfolgte, nämlich die Ionier vom Kriege abzuhalten, erkläre sich der Inhalt der Satrapienliste, die nur die *δύναμις* des Großkönigs nachweisen wolle und daher von der Heeresliste (VII 61 f.), die Herodot ebenfalls aus Dionysios von Milet entnommen habe, verschieden sei. Auch werde die Umrechnung der Tribute in euböische Talente nicht auffallend erscheinen, wenn man bedenke, daß Hekataios zu Ioniern sprach. Der Liste selbst habe Hekataios noch einen Anhang beigefügt, der Einkünfte aus Europa und andern Gegenden, die zu den schon genannten hinzukommen, enthalten habe. Diesen habe Herodot weggelassen, und darauf bezögen sich die Worte am Schlusse von III 95: *τὸ δ' ἔτι τούτων κτλ.*

Diese Hypothese, so scharfsinnig sie auch unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände ausgedacht ist, muß einstweilen Hypothese bleiben; beweisen läßt sie sich ebensowenig wie die andere, die gerade in letzter Zeit so oft wiederholt

wird, daß Herodot die *Περσικά* des Dionysios von Milet benützt habe. Auch über das Verhältnis des Hekataios zu Dionysios wissen wir nichts. Daß Hekataios, der so weit gereist war und dabei so viel gesehen und gehört hatte, für seinen Vortrag in der Versammlung der Ionier nötig hatte, noch besondere Studien im Satrapie-Archiv von Milet zu machen, wird manchem wenig glaubwürdig erscheinen; ja man kann bezweifeln, ob ihm dieses überhaupt zugänglich war. Auch wäre es meiner Meinung nach zweckdienlicher gewesen, wenn er, um die Ionier vom Kriege abzuschrecken, bei der Aufzählung all der Völkerschaften jeweils die Größe der Streitmacht der einzelnen anstatt die Summe des Tributes angegeben hätte. Doch mag dem sein, wie ihm wolle, soviel steht fest, daß Herodot die Liste irgendwoher entnommen und für seinen Zweck verwendet hat. Ihm gehören nach Lehmann-Haupt Kap. 89: *τοῖσι μὲν αὐτῶν ἀργύριον* bis zum Schlusse des Kapitels (*πάντα ἐμηχανήσατο*), wo er mit der Angabe, das babylonische Talent verhalte sich zum euböischen wie 70 : 60, in Widerspruch mit der Umrechnung in der Liste gerät, die 78 : 60 zugrunde legt, vgl. oben S. 6. Ebenso hat er in Kap. 91 die Sätze: *πάρεξ τοῦ ἐκ τῆς Μοίριος λίμνης* bis *καὶ τοῖσι τούτων ἐπικούροισι* wegen II 149 eingeschoben. Zur 9. Satrapie (Kap. 92) bemerkt Lehmann-Haupt, daß die Vereinigung von Babylonien und Assyrien den Dareios nicht lange überdauert habe; daher seien die Schriftsteller, die später davon sprechen, von den unter Dareios schreibenden Logographen abhängig; so Herodot selbst, der I 77 Labynetos als König von Babylon kenne, ihn aber I 188 als Assyrer bezeichne.

Herodot erwähnt I 201. IV 13 f. die Issedonen; über diesen Volksstamm spricht

A. Herrmann. Issedoi. Pauly-Wiss.-Kroll Realenzykl. IX Sp. 2235 f.

Er sieht in ihm ein indo-germanisches Nomadenvolk, das östlich vom Ural in den Flußgebieten des noch heute nach ihnen benannten Iset und des unteren Tobol wohnte. Herodot (I 201) nimmt ihnen gegenüber die Wohnsitze der Massageten an. Dies erklärt sich nach Herrmann am einfachsten daraus, daß er „infolge der neueren Nachrichten über den Weg zu den Issedoi sich veranlaßt sah, den rings umschließenden Okeanos auszuscheiden und das Kaspische Meer als Binnensee darzustellen. Auf diese Weise kamen Völkernamen, die er auf dem Weg durch Persien erfahren hatte, südlich von den Issedoi und Arimaspen zu liegen“. Über das Kaspische

Meer, für dessen Geschlossenheit sich Herodot zuerst ausspricht, allerdings nicht infolge authentischer Nachrichten, sondern auf Grund theoretischer Erwägungen über die Verteilung von Wasser und Land, vgl. A. Herrmanns Artikel a. a. O. Bd. X Sp. 2275 f.

Mit den Volksstämmen Skythiens beschäftigen sich:

1. H. Zijderhand, Herod. lib. IV und die uralischen Völker. Tidsskrift gesch., land en völkerk. 29 (1914) S. 222 f.
2. Vogel in der Festschrift E. Hahn zum 60. Geburtstage dargebracht von Freunden und Schülern = Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde hrsg. von G. Buschan 1919.

Über Zijderhands Arbeit kann ich nicht berichten, da sie mir nicht zur Verfügung stand.

Vogel spricht über die *Σκύθαι ἀροτῆρες* und die *Σκύθαι γεωργοί* (IV 17—19); unter den ersteren versteht er die Pflugbau-Skythen, unter den letzteren die Hackbau-Skythen. Der Hackbau, die Bearbeitung des Feldes mit Hacke oder Grabstock, ist die Vorstufe des Pflugbaus, der erst nach der Zähmung von Zugtieren stattfinden kann. Diese Erklärung stützt er zunächst durch den Hinweis auf die Wohnsitze der beiden Skythenstämme. Geht man nämlich vom Bug zum Dnjepr, so kommt man zuerst in die Hylaia, das Gehölzland oder den Galeriewald im unteren Dnjeprtal; von da bis etwa nach Alexandrowsk reicht das Gebiet der Hackbau-Skythen. Von Olbia den Bug aufwärts wohnen zunächst die Kallipiden, dann die Alizonen, und an diese reihen sich die Pflugbau-Skythen an, deren Nachbarn die Neuren sind; die Pflugbau-Skythen sitzen also in Südostpodolien in der Gegend von Ulman im Gouvernement Kiew. Dann geht Vogel zur Betrachtung der Funde und Gräber über, die seine Ansicht ebenfalls bestätigen. Die eine Hauptgruppe erstreckt sich dem unteren Dnjepr entlang bis zu den Stromschnellen und befindet sich auf beiden Seiten des Flusses. Die Königsgräber (IV 71) lassen sich noch in den Hügeln bei Alexandrowsk bis zum Buzuluk erkennen, während die Gräber der Hackbau-Skythen von da bis Nikopol und Borislaw, also in der Südhälfte des großen Dnjeprknies zu suchen sind. Endlich weist Vogel zum Beweise noch auf die Verschiedenheit der beiden Siedlungsgebiete hinsichtlich der Bodengestalt, Bodenbeschaffenheit, der Vegetation und des Klimas hin; die Gegend um das Dnjeprknie, wo die *Σκύθαι γεωργοί* wohnen, gehört nach Klima und Bodenbeschaffenheit noch der Hirse-

zone an, aber das Land um Kiew, die Heimat der *Σκ. ἀροτῆρες*, hat kälteres Klima und eignet sich daher für den Anbau von Winterweizen (*σῖτος*); jedoch bauen ihn die Bewohner *οὐκ ἐπὶ σιτήσι, ἀλλ' ἐπὶ πρήσι*, sie verkaufen also, wie die russischen Bauern noch heute, den teuren Weizen und nähren sich von der Rispenhirse. So halten sie, was ihre Ernährung betrifft, an der alten Lebensweise fest, gingen aber für Handelszwecke zum Pflugbau über.

In der Frage über die Burgtempel in Athen ist eine Einigung immer noch nicht erzielt. Zu meinem früheren Bericht muß ich, wie ich aus Wochenschr. f. kl. Philol. 1917 Sp. 38 ersehe, noch

Fr. Groh, Über einige Streitfragen der Topographie von Athen. Listy filologické XXXI S. 1 f.

nachtragen, der auf die Seite derer tritt, die *τὸ μέγαρον τὸ πρὸς ἑσπέρην τετραμμένον* (V 77) auf das ältere Erechtheion beziehen, und der Meinung ist, daß die Ketten der böotischen und chalkidischen Gefangenen an der nördlichen Burgmauer gegenüber dem westlichen Teil dieses Tempels aufgehängt worden seien. Dem widerspricht

W. Dörpfeld, Das Hekatompedon in Athen. Jahrb. d. deutsch. Archäol. Instituts 34 (1919) S. 1 f.

Nach ihm bezeichnet das V 72 erwähnte *ἄδυτον*, in das der Dorer Kleomenes nicht eintreten durfte, und das nach Osten gerichtete Megaron, in das die Verteidiger der Burg flüchteten (VIII 53), denselben Tempelraum, in dem das Bild der Athene stand, nämlich die östliche Zella des Hekatompedons. Herodot kennt noch ein zweites nach Westen gerichtetes Megaron (V 77); das war das Schatzhaus des Hekatompedons, wie Dörpfeld weiter ausführt.

Das *τέθριππον χάλκεον* zum Andenken an den Sieg der Athener über die Böotier und Chalkidier wurde nach Groh nach den Perserkriegen vor den Mnesikleischen Propyläen aufgestellt, wahrscheinlich da, wo jetzt das Agrippamonument sich erhebt.

Eine neue Lösung der Frage über die Burgtempel in Athen versucht

Fr. Weilbach, Der alte Athenatempel auf der Burg. Jahrb. d. deutsch. Archäol. Instituts 32 (1917) S. 105 f.

Er vermag weder Dörpfeld zuzustimmen, der den alten Tempel der Athena Polias auf der Burg in dem Hekatompedon erkennt und dieses bis zum Ende des Altertums bestehen läßt, noch dessen Gegnern, die das Hekatompedon am Ende des 5. Jahrh. ver-

schwinden lassen und den alten Tempel der Inschrift des 4. Jahrh. und den Polias-Tempel des Pausanias im Erechtheion wiederfinden wollen. Seiner Meinung nach bestand der alte Tempel der Athena Polias neben dem Hekatompedon, Erechtheion und Parthenon noch weiter; er hatte mit dem Erechtheion einen gemeinsamen Tempelhof, aber trotzdem hatte das Erechtheion neben ihm eine relative Selbständigkeit, wie sich aus Herod. VIII 55 ergibt. Das Pandroseion, unmittelbar westlich vom Erechtheion, war vermutlich nur eine kleine Kapelle, die sich auf den Tempelhof öffnete.

Diese Ansicht Weilbachs erklärt Dörpfeld a. a. O., vgl. auch Archäol. Anzeiger 1918 Sp. 84 f., als unhaltbar; er weist nach, daß ein vierter Tempel neben Hekatompedon, Erechtheion und Parthenon auf der Burg gar keinen Platz habe und von einem solchen auch keine Spur vorhanden sei. In der Zeit vor den Perserkriegen habe es neben dem alten Hekatompedon und dem Parthenon keinen andern Tempel der Athena auf der Burg gegeben, wohl aber noch einen Tempel des Erechtheus-Poseidon, in dem neben den Kultmalen beider nach Herod. VIII 55 auch der heilige Ölbaum der Athena stand, und einen Tempel der Pandrosos (Pausan. I 27, 2). Das Hekatompedon habe neben dem jüngeren Parthenon seinen Namen „alter Tempel“ behalten, die Benennung Hekatompedon aber verloren, weil im Parthenon die Zella allein schon hundertfüßig war.

Die Schlacht bei Platää behandeln:

1. J. Vaněk, Herodot und die Schlacht bei Platää. Mit 2 Karten. Listy filolog. 39 S. 335 f., 401 f.
2. R. T. Clark, Darstellung des Feldzugs von Plataiai 479 v. Chr. nach dem 9. Buch des Herodot. Hierzu mehrere topographische Skizzen. Class. Philology XII (1917) S. 30 f.

Keine der beiden Arbeiten war mir zugänglich. Über Vaněks Aufsatz lese ich in Wochenschr. f. klass. Philologie 1917 Sp. 426 f., daß er eine kritische Prüfung des herodotischen Berichtes und der modernen Forschung über die Schlacht sei und den Versuch mache, den wirklichen Verlauf der Schlacht darzustellen; dafür bleibe der Bericht Herodots die Grundlage, müsse aber in einigen Punkten verbessert und ergänzt werden.

O. Viedebannt, der früher schon das der Berechnung der Länge der Königsstraße (V 53 f.) zugrunde gelegte Stadion feststellte, vgl. vor. Jahresb. CLXX (1915. I) S. 356, führt im 3. Ex-

kurs zu seiner Abhandlung über Poseidonios, Marinos, Ptolemaios. Klio XVI S. 94 f. seine Untersuchung weiter; er bespricht hier die aus Herodot für ein Stadion von 148,85 m beigebrachten Stellen und zeigt, daß sie zum Beweise nicht genügen. Das altgeographische Stadion maß 157,5 (159,8) m.

III. Herodots Leben und Geschichtswerk.

H. Froidevaux, Herodots ägyptische Reise. La Géographie 29 S. 130 f.,

stand mir nicht zur Verfügung.

Zur vielerörterten Frage der *Ἀσσύριοι λόγοι* äußert sich

C. F. Lehmann-Haupt, Satrap. Pauly-Wiss.-Kroll Realenzukl. II A Sp. 108 f.

Er stellt sich auf Seite derer, die glauben, Herodot habe sie seinem Werke einverleiben wollen, sei aber daran gehindert worden, vgl. vor. Jahresb. a. a. O. S. 347 f.; sie enthielten nach seiner Meinung vornehmlich Nachrichten über Babylon und die Babylonier.

Fr. Pfister, Tacitus als Historiker. Wochenschr. f. klass. Philol. 1917 Sp. 833 f., 899 f.,

kommt S. 899 f. auch auf die Stellung zu sprechen, die Herodot in der Historiographie einnimmt; er meint, unser Geschichtschreiber stehe am Endpunkt einer langen Entwicklung, nicht aber am Anfang einer neuen als „Vater der Geschichte“. Dieses Urteil wird der Bedeutung Herodots in keiner Weise gerecht. Schon im Ethnologisch-Geographischen, worin er sich mit seinen Vorgängern berührt, schreitet er über sie hinaus, indem er nüchternen Empirismus an die Stelle ionischer Spekulation und das wirkliche Weltbild an die Stelle des konstruktiven des Hekataios setzt; ganz neue Bahnen weist er aber der Geschichtschreibung durch seine Auswahl des Stoffes, seine Art der Behandlung und Darstellung, seine Verbindung des Ethnologischen, Geographischen und Historischen zu einem Gesamtbilde des Volkes, wodurch erst ein Geschichtswerk in unserem Sinne entsteht. So führt er trotz aller ihm noch anhaftenden Mängel doch mit vollem Recht den Namen „Vater der Geschichte“.

Daß Herodots Geschichtswerk auch für die Geologie bedeutungsvoll werde, zeigt

B. Schweitzer, Eine geologische Entdeckung des Altertums und ihre Wiederentdeckung in neuerer Zeit. Sokrates VI S. 342.

Er weist auf die Beschreibung des Nillandes (II 10—12) hin, wo Herodot Kenntnis des Wesens der Versteinerungen und der im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen der Erdoberfläche verrät. Diese kann nur das Ergebnis genauer Einzelbeobachtung und darauf beruhender Induktionsschlüsse sein, und da sie sich auch in den rein deduktiven Systemen der ionischen Naturphilosophen als Beweismittel verwendet findet, so schließt Schweitzer mit Recht, daß schon im 6. Jahrh. v. Chr. in Ionien die Anfänge der exakten Naturwissenschaften vorhanden waren, die im Keime die moderne Geologie und Paläontologie umfaßten. Darüber kam das Altertum und auch das Mittelalter nicht hinaus. Erst Lionardo da Vinci hat, von Herodot, dessen Werk damals gerade in lateinischer Übersetzung erschienen war, angeregt, das Problem wieder aufgenommen und erfolgreich weitergeführt und ist so der Vater der modernen Paläontologie geworden.

Zu Herodots geographischer Kenntnis und Anschauung liefert

J. Partsch, Die Grenzen der Menschheit. I. Teil: Die antike Oikumene. Ber. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. in Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 68 (1916). 2. Heft. S. 1 f.,

einen Beitrag. Er macht darauf aufmerksam, daß der Begriff der Oikumene gewiß schon alt sei, aber zufällig erst bei Herodot zum erstenmal begegne (III 106 f.). Herodot legt an dieser Stelle dar, daß die äußersten Ränder der bewohnten Erde mit den kostbarsten Gütern ausgestattet seien, ist also noch vollständig in dem die ganze alte Welt beherrschenden Wahne von der Glückseligkeit dieser Gegenden befangen. Dabei ist er sich aber „vollkommen klar darüber, daß er die Grenzen der bewohnbaren Welt nur zum Teil kenne, daß er sie nicht allseitig durch sicher erkundete Küsten, sondern vorläufig durch dünn bevölkerte Landstriche zu bezeichnen vermöge, in denen die sichere Kenntnis in allmählichem Übergang verschwimme mit dem Bereich der Fabelwelt“. Zu den äußersten Völkern gehören die Ichthyophagen, über die Herodot III 19 f. spricht; nach Partsch sollte man diese Bezeichnung nicht mit „Fischesser“ übersetzen, sondern eher mit „Kostkinder des Meeres“, vgl. Agatharchides 46: *οἱ ἐκ τῆς θαλάττης σιτούμενοι*. Partsch behandelt ausführlich diese auf der tiefsten Kulturstufe stehenden Völkerschaften. In Nordafrika ist dem Herodot die Zonengliederung — Landbauern und Nomaden, tierreiches Gebiet, Wüste — nicht entgangen, vgl. IV 181. 185. II 32.

Unsere Kenntnis der Quellen Herodots fördern:

1. A. Hausrath, Die ionische Novellistik. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1914 S. 441 f.
2. C. F. Lehmann-Haupt, Pausanias, Heros Ktistes von Byzanz. Klio XVII S. 59 f.
3. H. Pomptow, Delphische Neufunde III. Klio XV S. 303 f.
4. W. W. How, Cornelius Nepos on Marathon and Paros. Journal of Hell. Studies XXXIX (1919) S. 48 f.
5. A. G. Laird, The source of Herodotus' knowledge of Artabazus. In Class. Studies in honour of Ch. Forster Smith by his colleagues. University of Wisconsin Studies in Language and Literature N° 3. 1919.

Hausrath ist der Meinung, daß bei Herodot noch unverstümmelte Proben der ionischen Novellistik, der Erzählungen der *λογοποιοί* vor dem Volke in der Lesche, vorhanden sind, und zwar in vollendeter Technik, ein Beweis dafür, daß sie auf einer langjährigen Übung beruhen. Dahin rechnet er die Erzählung vom Ursprung der Skythen (IV 8—10), für welche die Augenblicksmotivierung bezeichnend sei, daß Herakles zwei Bogen mit sich führe. Auf dieser ionischen Novellistik baut sich nach Hausrath Herodots Erzählerkunst auf, so in den Geschichten von Gyges und Kandaules, von Kypselos und Periander, von der Brautwerbung des Hippokleides und vom Meisterdieb. Das Charakteristische dieser Erzählerkunst findet er in der Freude am Gegenständlichen, in der naiven Unbekümmertheit, mit der alle Züge bis ins Märchenhafte gesteigert sind, in der liebevollen Versenkung ins Detail und in der heiteren Lebenslust und Frische des Erzählers. Das Interesse haftet ganz am Stofflichen; bei dem Bestreben, möglichst viele wunderbare Geschichten auf eine Persönlichkeit zu häufen, wird ihre einheitliche Charakterisierung nicht einmal angestrebt. Die sprachliche Form dieser Erzählungen ist die *λέξις εἰρομένη* der älteren Prosa. Als weiteres Kennzeichen kommt noch die naive Freude am Geschlechtlichen hinzu, so in den Träumen des Astyages (I 102. 108), in den Worten des Schattens der Melissa an Periander (V 97, 7), in der Aufklärung, die Demaratos von seiner Mutter über seine Geburt erhält (VI 68. 69).

Lehmann-Haupt wendet sich S. 62 Anm. 3 und S. 63 Anm. 1 gegen Beloch, der in seiner griechischen Geschichte II² 2 S. 61 f. die Schlangensäule (Herod. IX 81) als alleinige Quelle für Herodots

Angaben über die Beteiligung der Griechen an den Kämpfen bei Artemision, Salamis und Platää annimmt, und zeigt, daß Herodot noch andere Quellen gehabt haben müsse. Ob freilich unter diesen, wie er meint, Dionysios von Milet war, muß dahin gestellt bleiben, da überzeugende Beweise dafür bis jetzt nicht beigebracht werden konnten.

Pomptow behandelt den Text des Presbeutikos im Pseudohippokratischen Korpus und stellt in ihm eine Quelle für den ersten Heiligen Krieg fest, die älter ist als Herodot.

How kommt in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, daß Herodot glaubwürdiger als Cornelius Nepos sei, der sich auf den ganz unzuverlässigen Ephoros stütze.

Lairds Abhandlung war mir nicht zugänglich.

Abhängigkeit des Sophokles von Herodot nimmt

Max C. P. Schmidt Berl. phil. Wochenschr. 1916 Sp. 86

in der Beschreibung der Höhle des Philoktet auf Lemnos an; dabei sei dem Dichter nämlich die Schilderung des Tunnels des Eupalinos auf Samos (Herod. III 60) vorgeschwebt. Er vergleicht *ὄρυγμα ἀμφίστομα* mit *δίστομος πέτρα* und *δι᾽ ἀμφιτρῆτος αὐλίου*. Freilich sei die Höhle von Osten nach Westen, der Tunnel von Norden nach Süden gerichtet, aber dies stehe seiner Annahme kaum im Wege. Wenn man für Sophokles' Beschreibung ein Vorbild suchen müßte, was ich für überflüssig halte, so scheint es mir näher zu liegen, an die Hom. *ν* 103 f. geschilderte Höhle beim Phorkys-Hafen in Ithaka zu denken, der auch zwei Eingänge, ein nördlicher und ein südlicher, gegeben werden.

Zum Schlusse erwähne ich noch:

Mary V. Young, Apology for Herodotus. Colonnade 1916 (August).

Stand mir nicht zur Verfügung.

G. Raddatz, Herodots Bedeutung für die Gegenwart. Deutsches Philologenblatt 1916 Nr. 23.

R. Herrle, Eine pädagogische Auswertung Herodots. N. Jahrb. f. klass. Altert. XXIII. 2. Abt. S. 206 f.

Empfehlenswerte Ratschläge für die Herodotlektüre in der Schule.

Bericht über die griechischen Lyriker (mit Ausnahme des Pindar und Bakchylides), die Bukoliker, die Anthologia Palatina und die Epigrammsammlungen für 1917—1920.

Von

J. Sitzler in Freiburg i. Br.

Vorbemerkung.

Die ausländischen Zeitschriften konnten nur in geringem Umfange benutzt werden; der Inhalt der darin erschienenen Arbeiten wurde soweit als möglich wenigstens aus zweiter Hand angegeben.

A. Arbeiten, die sich auf das ganze Gebiet erstrecken.

An Ausgaben liegt nur

Anthologie aus den griechischen Lyrikern. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von Fr. Bucherer. Gotha 1920. Text: VI u. 90 S., Kommentar: 97 S.

in zweiter Auflage vor. Sie ist zwar für den Schulgebrauch bestimmt, bringt aber auch einige beachtenswerte Textverbesserungen und neue Erklärungen. Beigefügt ist ihr jetzt noch als Anhang eine Auswahl aus

Theokrit und Herondas, ebenfalls nach Text und Kommentar getrennt, je 19 S.,

Theokrit III, VII, XI und XV, Herondas III enthaltend.

Auch die Sprache der Lyriker berücksichtigen nur zwei Arbeiten:

G. Sandjoe, Die Adjektive auf *αιος*. Studien zur griechischen Stammbildungslehre. Diss. Uppsala 1918. 115 S., und

K. Svoboda, Die verschränkte Wortstellung der Substantiva und Adjektiva bei den alten Dichtern. Listy filol. XLIV (1917) S. 21 f. und 95 f.

Sandjoe geht von Wortbildungen nach der Art des ai. deya aus, wie βίαιος, ἀγαῖος, ἐπίγαιος, und leitet davon die Gruppe der mit den ᾱ-Stämmen zusammengehörigen Adjektiven auf αιος ab. Die bei den Lyrikern vorhandene Zahl solcher Adjektive ist nur klein.

Svoboda weist darauf hin, daß die Redner der asiatischen Richtung, die alexandrinischen Dichter und die griechischen und römischen Dichter der Kaiserzeit darauf ausgingen, jedem Substantiv ein Adjektiv beizufügen, um so den Ausdruck voller und die Satzglieder symmetrisch zu machen. Er mustert diese Erscheinung von Homer an bis auf die Kaiserzeit herab durch. Dabei zeigt sich nicht nur bei den lateinischen Dichtern, sondern auch schon in der alexandrinischen Poesie eine unnatürliche, gekünstelte Wortstellung, die nach ihm auf die Gewohnheit der Elegiker zurückgeht, Substantiv und zugehöriges Adjektiv vor die Hauptzäsur und an das Versende zu stellen. Aus diesem Streben erklärt sich auch die Hypallage des Adjektivs sowie der Gebrauch eines Adjektivs statt eines Adverbs.

Zahlreicher sind die Arbeiten, die sich mit Rhythmik und Metrik beschäftigen. Zunächst ist es die Bedeutung des Wortes Rhythmus, die man festzustellen sucht. Hierher gehören:

1. O. Schroeder, Ῥυθμός. Hermes 53 (1918). S. 324 f.
2. Fr. Novotny, Ῥυθμός. Ein semasiologischer Beitrag. Listy filolog. XLV (1918). S. 328 f.
3. Th. Plüß, Die Deutung des Wortes Rhythmus nach griechischer Wortbildung. Wochenschr. f. kl. Philologie 1920 Sp. 18 f.

Über die Bedeutung des Wortes ῥυθμός hat schon E. Petersen in den Abhandlungen d. kgl. Gesellschaft d. Wiss. zu Göttingen phil.-hist. Kl. N. F. Nr. 5 (1917) S. 9 f. gesprochen. Die Erörterung setzt O. Schroeder fort. Er untersucht, wie das Wort bei den griechischen Schriftstellern (Archiloch. 66. Anakreon 74. Theognis 964 verglichen mit Herodot. VI 128. Aeschyl. fr. 78 N²) gebraucht ist, und findet, daß seine metaphorische Anwendung auf die Vorstellung von der Bewegung des Meeres bzw. eines flüssigen Elementes zurückgeht: „Gewoge, Taktschlag“; es liege demnach der Begriff eines in sich gegliederten und motivartig sich wiederholenden Gebildes darin. Dem widerspricht Novotny, aber was er selbst zur Erklärung beibringt, genügt nicht; er meint nämlich, ῥυθμός bedeute nicht nur „das Rinnen“, sondern auch den Ort des Rinnens, „den Wasserweg“, woraus sich dann die allgemeine Bedeutung „Bahn, Ordnung“ entwickelt habe. Aber die Bedeutung „Wasser-

weg", „Bahn", „Ordnung" für ῥυθμός läßt sich einerseits nicht belegen, andererseits reicht sie nicht aus, da gerade der Begriff des Geregelten, Wiederkehrenden, der für den metaphorischen Gebrauch wesentlich ist, darin fehlt. Plüß geht von der Betrachtung der Endung -θμός (σμός) aus im Anschluß an F. Solmsen in Kuhns Ztschr. f. vgl. Sprachwissenschaft XXIX 117 f. In dieser Endung kommt nach ihm der Begriff des geregelt Wiederholten zum Ausdruck; ῥυθμός bezeichnet also die ebenmäßig gegliederte Bewegung.

Über den Rhythmus im Verse handelt

P. von der Mühll, Der Rhythmus im antiken Vers. Vortrag gehalten auf d. 55. Jahresversammlung d. Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer in Baden. Aarau 1918. 20 S. (= 46. Jahrb. d. Vereins Schweiz. Gymnasiall.).

Er nimmt den sog. Auftakt in Schutz, betrachtet die beiden Kürzen im Choriambus als daktylische Senkung — die metrischen Scholien sprechen von δάκτυλος καὶ συλλαβή — und erklärt sich gegen silbenzählende Verse im Griechischen, selbst bei den äolischen Dichtern: lauter Dinge, denen ich nicht beistimmen kann. Richtig und zeitgemäß ist aber die Mahnung, die er gibt, daß man beim Lesen der Verse die Länge, auch wenn sie unter dem Iktus steht, als Länge zum Ausdruck bringen müsse. Das Bestreben der Dichter, das man in seinen Anfängen schon bei Homer wahrnimmt, dasselbe Wort in demselben Verse rhythmisch zu variieren, legt er klar und anschaulich dar.

Die Lösung einzelner metrischer Fragen versuchen:

1. E. Fränkel, Lyrische Daktylen. Rhein. Museum 72 (1918) S. 161 f., 321 f.
2. K. Münscher, Metrische Beiträge. I. Das Ithyphallikon — ein Vierheber. Hermes 54 (1919) S. 1 f. — II. Erstarrte Formen im Versbau der Aioler. Ebenda 56 (1921) S. 66 f.
3. H. Draheim, Bildliche Darstellung des Vers- und Strophenbaues. Wochenschr. f. klass. Philol. 1919 Sp. 214 f.

Fränkel stellt im 1. Abschnitt des ersten Teiles seiner Untersuchungen das Allgemeine über daktylische Verse zusammen und bespricht die rein daktylischen Lieder. Im 2. Abschnitt behandelt er die iambisch-daktylischen, im 3. die trochäisch-daktylischen Lieder. Daran schließt sich ein Exkurs, der sich mit den ῥυθμικοί bei Dionysios von Halikarnass über die Daktylen beschäftigt. Diese

stehen zu Aristoxenos und der von ihm beherrschten Vulgata der rhythmischen Theorie des Altertums im Gegensatz; sie betrachten die Verse des Stesichoros, die mit zwei Kürzen beginnen und daktylisch weitergehen, als Daktylen und nehmen auch die ἄλογοι in ihnen an, trennen sie also von den echten Anapästen. Der zweite und dritte Teil untersucht die iambisch-daktylischen und trochäisch-daktylischen Reihen.

Im einzelnen führe ich daraus an, daß Fränkel das alkäische Dekasyllabon für daktylisch hält, indem er in dem letzten Trochäus einen verkürzten Daktylos erblickt. In dem archilochischen Verse *τοῖος γὰρ φιλότητος κτλ.* (fr. 103) nimmt er 4 + 5 Hebungen an. Das Praxilleion (und Archebuleion) betrachtet er als ein um einen Daktylos erweitertes alkäisches Dekasyllabon. Ferner läßt er beim alkäischen Dekasyllabon eine Vorsilbe, beim iambischen Monometron und Dimetron eine Nachsilbe zu; auch Daktylen läßt er mit Vorsilben versehen sein, selbst in dem Falle, wenn sie mit Nachsilbe schließen. Ebenso glaubt er an richtig fallende Daktylen mit 3, 5 und 7 Hebungen. Die Daktyloepitriten erklärt er nach Herkunft und Gestalt für Daktylen. Alle diese Annahmen sind unhaltbar, vgl. O. Schroeder Berl. phil. Wochenschrift 1919 Sp. 776 f. Aber die Abhandlung enthält auch viel Gutes und Richtiges, was ich ausdrücklich erwähne, um kein unrichtiges Urteil über sie aufkommen zu lassen. Die freiere Responsion läßt der Verf. zu.

Münscher leitet das Ithyphallikon aus dem Lekythion ab; es ist also wirklich ein Vierheber, wie es ja auch von den ionischen und äolischen Dichtern gebraucht wird. Im 2. Abschnitt seiner Arbeit behandelt Münscher ausführlich das Glykoneion, Anakreonteion, Enhoplion, Telesilleion und Reizianum, insofern diese erstarrten Formen zur Versbildung benutzt werden.

Draheim stellt die alkäische und sapphische Strophe graphisch dar, um sie dem Auge noch deutlicher zu machen als durch die metrischen Schemata.

Eine Geschichte der griechischen Lyrik erschien von

E. Bethe, Griechische Lyrik. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 736. Leipzig 1920. 104 S.

Das Buch ist für einen größeren Leserkreis geschrieben, wie man schon daraus ersieht, daß es der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" angehört. Die auf uns gekommenen biographischen Notizen, die zum Teil unsicher oder auch geradezu unrichtig sind, treten zurück; dagegen war der Verf. bestrebt, die großen Lyriker um so

schärfer und anschaulicher zu zeichnen, wozu er auch besonders bedeutsame Verse aus ihren Gedichten in Übersetzung benützt. Daß bei Stesichoros ein Hinweis auf seine bukolischen Gedichte fehlt, erklärt sich wohl daraus, daß diese streng genommen nicht zur Lyrik gerechnet werden können; aber auf die Verdienste des Simonides um die Ausbildung des Epigramms hätte nachdrücklicher hingewiesen werden sollen. Die Lyrik läßt der Verf. aus dem Rhythmus entstehen; aber der Rhythmus ist doch nur die Form, die sie sich zu ihrem Ausdruck schafft; ihren Inhalt bilden die Gefühle und Empfindungen des menschlichen Herzens, und das Bedürfnis, diese zu äußern und mitzuteilen, erzeugt sie. So entsteht die Lyrik, ebenso wie die andern Arten der Poesie, wie die Musik und Orchestik und auch andere Kunstschöpfungen; sie alle kleiden sich in rhythmische Formen, jede ihrem inneren Wesen entsprechend. Auch sonst fordert die und jene Meinung des Verf. den Widerspruch heraus, so wenn er in Archilochos auch einen gemütlichen Erzähler sieht, wenn er dem Alkäos jedes höhere Streben abspricht, wenn er die 2. Ode der Sappho: *φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν κτλ.* trotz Form und Inhalt für ein Hochzeitslied erklärt, wenn er behauptet, die Sänger seien bei Homer in geringer Achtung gestanden, wenn er Archilochos, Mimnermos, Hipponax die Dichtkunst zum Erwerb ausüben läßt, wenn er behauptet, die kriegerische Elegie sei unter dem Namen des Tyrtäos zusammengefaßt und seine Verse unpersönlich findet u. a. m. Unrichtig ist die Angabe, daß Aristodamos, von dem das Wort *χρήματ᾽ ἀνήρ* stammt (Alkäos 49), der bekannte Spartanerkönig gewesen sei; Pind. J. II 17 nennt ihn einen Argiver und charakterisiert ihn als *κτεάνων δ᾽ ἅμα λειφθεὶς καὶ φίλων*, vgl. auch Schol. zu d. Stelle. Er war einer der Sieben Weisen, vgl. F. E. Bohren, De septem sapientibus. Diss. Bonn 1867 S. 30. Sapph. 34 *κἄχαρις* bedeutet nicht „anmutlos", sondern *οὔπω γάμων ἔχουσαν ὥραν*, wie Plut. erot. 5 erklärt. Aus Bakchyl. V 16 f. geht nicht hervor, daß sich der Dichter mit einem Adler vergleicht; nur sein Gebiet ist so weit wie das des Adlers. Unschön und für die Mädchen wenig schmeichelhaft ist Alkman 23, 47 die Übersetzung: ein Rennpferd unter die Kuhherde. Ein Versehen ist Korinna 1 unterlaufen; der Sieger ist Kithäron, nicht Helikon.

Für die Schule bestimmt ist

K. Belau, Griechisch-römische Lyrik in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Monatsschrift f. höhere Schulen 17, S. 347 f.

Der Verf. zeigt, wie die griechisch-römischen Lyriker im Anschluß an den Weltkrieg zur Belebung der Vaterlandsliebe verwertet werden können, und fügt zum Beweis Übersetzungen aus Kallinos, Tyrtäos, Simonides, Theognis, Solon, Bakchylides, Archilochos (Catull, Ovid, Martial) bei.

Schließlich erwähne ich noch

H. Blümner, Die Schilderung des Sterbens in der griechischen Dichtkunst. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum XXXIX (1918) S. 499 f.

Aus seinen Darlegungen ersieht man, wie wenig Material zur Behandlung dieser Frage die Lyrik liefert und wie auch dieses wenige sich ganz in den Formeln des Epos hält. Etwas Neues bringt nur Tyrt. X 23 f., wo geschildert wird, wie der Sterbende mit seiner Hand nach seiner Scham greift, wie Blümner mit andern meint, um auch im Tode den Anstand zu wahren, in Wahrheit, weil sich die Verwundung an dieser Stelle befindet, wie die Beifügung von *αἱματόεντα* zu *αἰδοῖα* zeigt. Theokrit behandelt den Tod des Daphnis nur kurz und den des Pentheus (XXVI) im Anschluß an Euripides Bakchen in der gewöhnlichen Weise. Bion weiß in seiner Beschreibung des toten Adonis alles Häßliche und Abstoßende zu vermeiden.

B. Die einzelnen Gattungen der Poesie.

I. Elegiker und Jambographen.

Kallinos.

Fr. 5. Strabon XIII 627 überliefert, daß sich Kallisthenes für seine Angabe, Sardes sei schon vor seiner Eroberung durch Kyros zweimal eingenommen worden, das erste Mal von den Kimmeriern, das zweite Mal von den Treren und Lykiern, auf Kallinos berufen habe. Man hat die Richtigkeit dieser Angabe angezweifelt; jetzt tritt

C. F. Lehmann-Haupt, Zur Chronik der Kimmerier-einfälle. a) Der Tod des Gyges. Klio XVII S. 119, 11

dafür ein und weist sie als durchaus einwandfrei nach. Vgl. auch Pauly-Wissowa-Krolls Realenzyklop. s. v. Kimmerier Sp. 418 § 37.

Archilochos.

L. Weber, *ΣΥΚΛΕΦΕΡΜΗΙ*. I. Philologus 74 S. 92 f. behandelt fr. 6 und 74. Fr. 6 hält er für ein Epigramm, worin ich ihm nicht beistimmen kann. Zur Zeit des Archilochos waren die Epigramme wirkliche Aufschriften; worauf sollen aber unsere Verse

eine Aufschrift sein? Dagegen hat er recht, wenn er Vv. 3 f. die Fassung des Aristophanes, die von den bei Bergk[4] angeführten Schriftstellern bestätigt und ergänzt wird, der des Plutarchos und Sext. Empir. vorzieht, wie es schon andere vor ihm getan haben; nur muß man dann *τί μοι μέλει ἀσπὶς ἐκείνη* verbinden, damit *ἐρρέτω* kräftig hervortritt. — Fr. 74 sind nach Weber nicht Worte des Lykambes, trotzdem Aristoteles dies ausdrücklich sagt, sondern Worte des Dichters selbst. Ich glaube nicht, daß sich das Zeugnis des Aristoteles so leicht abtun läßt, zumal da wir von dem Gedichte nichts weiter erhalten haben. Webers Rekonstruktion des Gedankengangs kann keinen Ersatz für diesen Verlust bieten. Neue Vermutungen zur Verbesserung des Textes werden nicht vorgebracht.

Semonides.

J. Sitzler in der Philolog. Wochenschrift 1921 Sp. 1053 f. bespricht fr. 1, 9 f., 12 und 15 f. und schlägt Verbesserungen zu diesen Versen vor.

Tyrtäos.

Zu Tyrtäos liefern Beiträge:

1. F. Kluge, *Τυρταῖος*. Indogerm. Forsch. XXXIX S. 129.
2. F. Jacoby, Studien zu den älteren griechischen Elegikern. I. Zu Tyrtäos. Hermes LIII (1918) S. 1 f.

Kluge will den Namen Tyrtäos, über dessen Herleitung und Bedeutung Dunkel schwebt, als „der Vierte“ deuten, was sowohl nach der Form als der Bedeutung wenig wahrscheinlich ist. Jacoby und E. Fränkel in einem Briefe an Jacoby nehmen richtiger kleinasiatischen Ursprung des Namens an, da der Dichter aller Wahrscheinlichkeit nach von dorther nach Sparta kam. Wenn aber Jacoby zur Stütze dieser Vermutung behauptet, daß Namen von Menschen auf *αιος* in Lakonien fehlten, so trifft das nicht zu; auch hier kommen solche vor, wenn auch selten, vgl. *Κλεόδαιος, Ξεναῖος* auf einer Inschrift, *Τιμαία* die Gemahlin des Königs Agis. Ebensowenig läßt sich mit der Sicherheit, wie es Jacoby tut, sagen, daß Tyrtäos seinen Namen in seinen Gedichten nicht genannt habe. Solon hat dies getan und auch Theognis.

Über die Lebensumstände des Tyrtäos sind wir nur ganz mangelhaft unterrichtet. Die paar auf uns gekommenen Notizen bespricht Jacoby, ohne an sicheren Ergebnissen über das schon Bekannte hinauszukommen. Den Angaben der Alten steht er zu skeptisch gegenüber, weil er von der Meinung beherrscht wird, sie hätten nur aus den Gedichten geschöpft. Angenommen nun,

daß dem wirklich so wäre, so lagen diese ihnen immerhin in vollständigerem und ursprünglicherem Zustande vor, so daß sie richtigere Schlüsse daraus ziehen konnten. Aber dazu kam dann noch, was an mündlicher Überlieferung über ihn in Sparta weiterlebte. Demnach darf man den Nachrichten der alten Schriftsteller den Glauben nur versagen, wenn gewichtige Gründe gegen sie sprechen. Die Beschenkung des Tyrtäos mit dem lakonischen Bürgerrecht ist gut bezeugt, an sich glaubhaft und außerdem durch die erhaltenen Bruchstücke bestätigt. Aber wenn er auch nicht spartanischer Bürger wurde, besaß er als in der Not von ihnen herbeigerufener Helfer die Berechtigung, sich als zu ihnen gehörig zu betrachten und autoritätvoll sich an sie zu wenden. Ein Grund, ihm die Eunomia und die andern aus der Zeit des Messenierkrieges stammenden Stücke abzusprechen, liegt nicht vor. Die Überlieferung, daß er Stratege gewesen sei, war ursprünglich gewiß nicht in militärischem Sinne gemeint, sondern nur in moralischem, weil er sie wieder zu mutigem, siegreichem Kampfe führte. Die Analogie, die Jacoby aus der Stellung des Tisamenos (Herod. IX 33) für Tyrtäos' Stellung in Sparta entnehmen will, paßt insofern nicht, als Tyrtäos kein *μάντις* war wie Tisamenos; er konnte nur durch seine anfeuernden und begeisternden Lieder wirken. Was übrigens die Geschichte des Tisamenos und seines Bruders selbst betrifft, so erklärt sie Jacoby für wertlos, da sie aus eleischer Quelle stamme; nach seiner Meinung beweist sie, daß Herodot von der Herleitung des Tyrtäos aus Sparta nichts wußte. In Wirklichkeit zeigt sie, daß Herodot unsern Dichter entweder für einen Spartaner hielt oder ihn überhaupt nicht kannte; vgl. Macan zu Herodot IX 35, 5.

In der Beurteilung der unter dem Namen des Tyrtäos erhaltenen Verse schließt sich Jacoby an Wilamowitz und Reitzenstein an, geht im einzelnen aber weiter. Sie stammen nach ihm aus einer im 4. Jahrhundert in Athen unter dem Namen des Tyrtäos im Umlauf befindlichen Sammlung. Diese geht seiner Meinung nach auf eine alte den Namen des Tyrtäos tragende Sammlung zurück, die in Sparta entstand und die lakonische Kriegspoesie, mindestens die Elegie, enthielt, war aber durch Interpolation und Umarbeitung völlig verändert. In dieser veränderten Gestalt, glaubt er, sei dann die Sammlung wieder nach Sparta zurückgekommen, wo mittlerweile Tyrtäos vollkommen vergessen gewesen sei. Als altspartanische Stücke aus der Zeit des großen Messenieraufstandes betrachtet er die Eunomia und ein Gedicht, das unter Hinweis auf die langwierige Eroberung Messeniens

unter König Theopompos zum Ausharren auch im gegenwärtigen Krieg mahnte.

Über die Gründe, welche die Athener veranlaßt haben mochten, ein solches Tyrtäosbuch herzustellen, ergeht sich Jacoby in ausführlichen Erwägungen, die ihn schließlich auf die lakonierfreundlichen Kreise Athens führen. Doch sieht man nicht recht ein, welchen Zweck diese damit verfolgt haben sollten. Die Spartaner kümmerten sich ja, wie Jacoby meint, so wenig um Tyrtäos, daß sie ihn ganz vergessen hatten. Freilich, gerade an dieses Vergessen kann ich nicht glauben. Gewichtige Gewährsmänner, Platon, Philochoros, Lykurgos, erzählen von der Verehrung, die Tyrtäos bei den Spartanern genoß. Jacoby will ihr Zeugnis allerdings auf das 4. Jahrhundert, auf die Zeit der von ihm angenommenen athenischen Wiederbelebung des Tyrtäos, beschränken, aber sie weisen klar und deutlich auf eine feste Überlieferung hin, und diese haben sie gewiß nicht selbst ersonnen. Ist es überhaupt wahrscheinlich, daß Sparta eine solche Verehrung auf Anregung von Athenern hin bei sich dauernd eingeführt hätte? Wenn Jacoby sich darauf beruft, daß Xenophon und Herodot nichts davon berichten, so darf man nicht übersehen, daß sie gar keine Veranlassung zu einer Erwähnung hatten, da sie Lykurg und dessen Verfassung behandelten. Auch das Tyrt. 4 angeführte Orakel betrifft nicht Lykurgs Verfassung, sondern Theopomps Verfassungserweiterung, konnte also für Herodot nicht in Betracht kommen. Ältere Schriftsteller aber, die über das Fortleben des Tyrtäos in Sparta hätten berichten können, haben wir nicht. Nach alledem kann ich mich von der Richtigkeit der von Jacoby und anderen vertretenen Tyrtäos-Hypothese nicht überzeugen und halte daher an der Überlieferung fest, nach der Tyrtäos in Sparta nicht vergessen wurde. Gegen eine Umgestaltung seiner Gedichte aber in dem Umfange und in der Weise, wie es Jacoby annimmt, spricht schon der bekannte Konservatismus der Spartaner.

Fr. 10 will Jacoby nach dem Vorgang Heinrichs in zwei Teile zerlegen, 1—14, nach seiner Meinung ein vollständiges Gedicht, und 15—30; die zwei letzten Verse hält er mit andern für unecht. Die Trennung sucht er in ausführlichen Darlegungen zu begründen, die eine Verschiedenheit der beiden Stücke in Situation, Voraussetzung, Ton, Gedankenführung und äußerer Form dartun sollen. Ich kann diese Auffassung nicht teilen, sondern halte die Verse für ein einheitliches Ganzes. Der Dichter beginnt mit dem Lobpreis des Heldentodes im Kampfe für das Vaterland; dem

stellt er die eindrückliche Schilderung des Elends und der Schande der aus ihrer Heimat Vertriebenen und in der Fremde hilflos Umherirrenden gegenüber. Damit hat er den festen Boden gewonnen, von dem aus er die Aufforderung zu tapferem Kampfe zunächst kurz an alle, dann ausführlicher an die Jungen, die es besonders nötig haben, in einer gerade für Sparta bezeichnenden Form richten kann. Zum Schlusse wendet er sich wieder an die Gesamtheit: *ἀλλά τις εὖ διαβὰς κτλ.*, wo *τὶς* = *ἡμεῖς πάντες* ist. Daß die Aufforderung von Wir, das die Gesamtheit umfaßt, zu Ihr, das nur einen Teil dieser, die *νέοι*, bezeichnet, übergeht, ist natürlich; die Beibehaltung derselben Person in der Anrede war unmöglich, da sie an verschiedene Personen gerichtet ist. Ähnliches finden wir Hom. E 464 f., Z 67 f., O 496 f., N 95 f., O 743. Trotzdem betont Jacoby gerade diesen Übergang in seiner Beweisführung, indem er von einer Mischung des Wir- und Ihr-Typus in der Paränese spricht; von einem solchen könnte doch nur die Rede sein, wenn die beiden Gruppen, die mit Wir und Ihr angeredeten, dieselben Leute wären. Das Distichon 17—18, das sich ganz gut in den Zusammenhang fügt, erklärt Jacoby für interpoliert, um den Anstoß, den Wilamowitz an *φιλοψυχεῖτε* genommen hat, zu beseitigen. Das Verb. *φιλοψυχεῖν* kommt allerdings erst bei Euripides vor, aber *φιλοψυχία* hat schon Herodot VI 29; Tyrtäos selbst gebraucht Fr. 3 *φιλοχρηματία*. Adjektive mit *φιλο* finden sich bei Homer öfter. Sollte also die zu diesen Substantiv- und Adjektivbildungen gehörige Verbalbildung *φιλοψυχέω* genügen, Verse, die an sich in den Zusammenhang passen, dem Tyrtäos abzusprechen? Bei *αἱματόεντα αἰδοῖα* (V. 25) handelt es sich wirklich um Verwundung, wenn auch Jacoby meint, daß eine so spezielle Sache in die allgemeine Mahnung nicht passe. Der Dichter hat eben das Spezielle verallgemeinert, geradeso wie Homer X 74 f., dem, wie das andere an unserer Stelle, auch dieser Zug entnommen ist. Diese Art von Verwundung wird vom Dichter besonders erwähnt, weil sie den Griechen als roheste und empörendste erschien. Aus ähnlichem Grunde wird die Entblößung der *αἰδοῖα* auch bei der Androhung von Mißhandlung B 262 f. genannt.

Fr. 11 hält Jacoby wie fr. 10 B für alt, also wohl für Dichtung des Tyrtäos, wie beide ja auch inhaltlich einander sehr ähnlich sind. Unverständlich ist mir aber, wie er sagen kann, darin käme die spätere Phalanx der Spartaner noch nicht vor. Diese ist doch in fr. 10, 15 und 31 f., in fr. 11, 4, 11 f., 21 f. klar gekennzeichnet;

nirgends ist vom Abschleudern der Speere und Einzelkampf die Rede, sondern in geschlossener Linie, Mann neben Mann, mit zum Stoße eingelegter Lanze bzw. gezücktem Schwert rücken sie dem Feind auf den Leib und ringen um die Entscheidung im Nahekampf. Die ionische Kampfesweise ist im Gegensatz dazu Kallinos 5f. geschildert: Schleudern der Lanzen, keine geschlossenen Glieder, der Tapfere der *πύργος* der andern. Das letzte Distichon (37—38) erklärt Jacoby mit Weil für spätere Zutat.

Fr. 12 spricht Jacoby nach dem Vorgange von Wilamowitz dem Tyrtäos ab; einen so bewußt symmetrischen Aufbau, wie ihn dieses Gedicht zeigt, können die beiden Gelehrten erst der Sophistenzeit zutrauen. Um darüber ein sicheres Urteil abgeben zu können, müßten wir alte Elegien in größerer Zahl zur Prüfung haben, als dies der Fall ist. Das Gesetz der Symmetrie beherrscht schon von Homers Zeiten an die griechische Poesie; man vergleiche z. B. nur Nestors Rede A 254f., Odysseus' Einleitung zur Erzählung seiner Abenteuer K 1—38, Solons *Εὐνομία*, wo sie kaum weniger bewußt als in unserm Gedichte hervortritt. Die Besprechung des Inhalts im einzelnen führt Jacoby zu dem Ergebnis, daß der Dichter ältere Stücke benützte, sie im Geiste seiner Zeit umarbeitete und mit Formeln des Grabepigramms erweiterte. Er war ein Nachfolger des Kallinos, dessen Schema er mit Freiheit behandelte, kennt aber auch Mimnermos, Archilochos und Solon. Was er gab, stand künstlerisch sehr hoch, macht aber schon den Eindruck einer Paränese; er ist in der Ausführung zu breit und übertreibt die Symmetrie. Wilamowitz in den Sitzungsber. der Preuß. Akademie d. Wiss. 1918 S. 735 Anm. 1 kann von der zersetzenden Kritik Jacobys nichts annehmen. Er fragt, was wohl von Goethes Euphrosyne bei solcher Behandlung übrigbliebe. Die Vv. 31—38 hält er für eine Dublette zu 39—42.

Neue Bruchstücke des Tyrtäos veröffentlicht

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Dichterfragmente aus der Papyrussammlung der Königlichen Museen. Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wiss. 1918, S. 728f.

Es sind drei. Der Papyrus, in dem sie stehen, trägt die Nummer 11675. Er ist zum Teil aus Fetzen zusammengestückt und stammt aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit war also Tyrtäos noch vorhanden. Es sind sechs Kolumnen, zum Teil sehr verstümmelt, jede zu mehr als 25 Zeilen; jedoch läßt sich eine genaue Bestimmung nicht geben. Die Entzifferung

stammt von W. Schubart, dem auch eine Anzahl Ergänzungen verdankt werden, die Bearbeitung von Wilamowitz, der auch zusammenstellt, was sich daraus für die Erweiterung unseres Wissens über Tyrtäos und seine Zeit ergibt. Das Wichtigste ist, daß die alten dorischen Phylen der Hylleer, Dymanen und Pamphyler hier als Grundlage der Heeresaufstellung erscheinen. Man wird also annehmen müssen, daß die lykurgische Verfassung diese alten Phylen nicht beseitigte, wie man allgemein glaubte, sondern nur neu ordnete und alle Phylenangehörigen wieder gleichstellte (ὅμοιοι).

Einige Beiträge zur Erklärung und den bis jetzt vorgenommenen Ergänzungen liefert

E. Fränkel, Sitzungsberichte des Philol. Vereins zu Berlin. Sokrates 1918, S. 366.

Zu *πάντα τρέποντες* vergleicht er V. 11 *ἀσπίσι φραξάμενοι*, zu *μονίῃ* (V. 15) das homerische *καμμονίη*, zu *λογήσει* (V. 42) die Redensart *οὔτ' ἐν λόγῳ οὔτ' ἐν ἀριθμῷ* = *οὔτις λογήσει οὐδ' ἀριθμήσει κείνων πόλιν*.

Mimnermos.

Mit den Fragmenten des Mimnermos beschäftigt sich

F. Jacoby, Studien zu den älteren griechischen Elegikern. II. Mimnermos. Hermes 53 (1918), S. 262f.

Auf Grund einer eingehenden Quellenuntersuchung von Strabo XIV 1, 4 (p. 633 f.) behandelt Jacoby fr. 9. Er ist mit v. Wilamowitz der Ansicht, daß das Zitat mit *ἐπείτε Πύλον κτλ.* mitten im Verse beginnt, wobei der vorhergehende Hauptsatz weggelassen wurde; über seinen Inhalt gibt *μνησθεὶς τῆς Σμύρνης, ὅτι περιμάχητος ἀεί* kurze Auskunft. Gegen v. Wilamowitz' Auffassung der Verse aber nimmt er ebenso Stellung, wie ich im vor. Jahresber. Bd. 174 (1916/8. III), S. 27. Die Verse sind nicht als Tadel gegen den alten Adel gerichtet, sondern charakterisieren das Verhalten der neuen Ansiedler gegen die ansässige Bevölkerung, die im Herzen des Dichters die Besorgnis wachruft, die Strafe dafür möchte jetzt über sie kommen. Mit Recht erklärt Jacoby, daß daraus nichts für die bürgerliche Stellung oder politische Überzeugung des Dichters gefolgert werden könne.

Soweit bin ich mit Jacoby einverstanden; seinen weiteren Ausführungen aber kann ich nicht beitreten, da sie mir eines sicheren Untergrundes zu entbehren scheinen. Er hält fr. 14 für

ein Enkomion auf den Angehörigen einer vornehmen Familie, in deren Auftrag der Dichter die Verse gemacht habe. Daraus schließt er, daß Mimnermos ein Berufsdichter war, der sich mit seiner Kunst seinen Lebensunterhalt verdient habe, und der Schöpfer eines neuen *εἶδος* geworden sei, des elegischen Epyllions, das dem Simonides, Aeschylos und Späteren zum Vorbild gedient habe. Die Bestätigung für diese Vermutung findet er in fr. 13; das hier erwähnte Prooemion gehört nach ihm zu diesem elegischen Epyllion. Ich will nicht darauf hinweisen, wie unwahrscheinlich es ist, daß eine so wichtige Neuerung des Mimnermos unbemerkt geblieben wäre; es genügt, daß Pausanias dieses Prooemion ausdrücklich als Einleitung der Elegien auf die Kämpfe zwischen Gyges und den Smyrnäern bezeichnet, und diesen Elegien gehört auch fr. 9 und 10 an. Ebensowenig kann ich es billigen, wenn Jacoby gegen Wilamowitz bemerkt, daß der Buchtitel Nanno hellenistisches Fabrikat, gebildet nach der Lyde des Antimachos, sei, also den wirklichen Sachverhalt gerade umkehrt.

Solon.

Ein Solon-Zitat entdeckt O. Kern Hermes 53 (1918) S. 220 bei Lysias or. 33, 7. Hier ist *καιομένην τὴν Ἑλλάδα περιορῶσιν* überliefert, das Dobree in *κακουμένην* abänderte; es ist aber *κλινομένην* zu lesen, da eine Reminiszenz an Solon 27 a = Aristotel. *Ἀϑ. πολιτ.* 5: *ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας | κλινομένην* vorliegt.

Fr. 13 = *ὑποϑῆκαι εἰς ἑαυτόν* wird von

K. Reinhard, Solons Elegie *εἰς ἑαυτόν*. Archiv f. Geschichte der Philosophie 33 S. 79 f.

ausführlich unter philosophischen Gesichtspunkten besprochen; dabei ist es dem Verf. gelungen, den in dem Gedicht ausgesprochenen Gedanken ihre richtige Stelle in der gesamten Anschauungsweise des Dichters zu geben.

Nur aus einer kurzen Notiz in einer Zeitschrift kenne ich

J. M. Linforth, Solon the Athenian.

Das Buch enthält eine Biographie Solons, den Text seiner Gedichte samt Übersetzung und außerdem einen Kommentar. Die Biographie soll zu skeptisch sein und kein klares Bild des Mannes geben; auch die Übersetzung wird als wenig geschickt getadelt. Vgl. The Journal of Hell. Studies XL S. 126.

Xenophanes.

J. Sitzler in der Philol. Wochenschrift 1921 Sp. 1053 schlägt fr. 1, 20 vor: ὥς οἱ μνημοσύνη καὶ τόνος ἀμφ' ἀρετῆς als Erklärung zu ἐσθλὰ ἀναφαίνει: daß sich ihm nämlich Gedenken und Streben mit der ἀρετή beschäftigt.

Hipponax.

A. H. Sayce, Two notes on Hellenic Asia. The Journ. of Hell. Stud. XXXIX (1919), S. 202f.

führt das Wort πάλμυς (fr. 1) auf das lydische halmlin = König zurück; damit stellt er das phrygische βαλήν, richtiger βαλλήν (Aeschyl. Pers. 657. Soph. fr. 444 Euphorion fr. 127 Mein. = 151 Scheidw.), und das troische πέρραμος = Πρίαμος (Hesych.) zusammen.

Außerdem nenne ich

Fr. Schwenn, Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. XV. 3. Heft. 202 S. 8,

der S. 26f. auch über die φαρμακοί (fr. 2 usw.) spricht.

Theognis.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Dichterfragmente aus der Papyrussammlung der Königlichen Museen. Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wissensch. 1918, S. 728f.,

veröffentlicht S. 742f. eine Sentenzsammlung, die auf dem aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. stammenden Ostrakon 12319 erhalten ist, vermutlich eine kalligraphische Übung eines Schülers. Nr. 7 zeigt den Vers Theognis 25f. in der Form: οὐδὲ γὰρ οὖν Ζεὺς | οὔδ' ὕων πάντεσσι ἁνδάνει οὔτ' ἀνέχων.

Kritische und exegetische Beiträge zu Theognis liefern:

1. E. Howald, Zur Theognissammlung. Festschrift für A. Kaegi 1919, S. 164f.
2. J. Sitzler, Zu griechischen Lyrikern und Theokrit. Philol. Wochenschr. 1921, Sp. 1054.

Howald behandelt zuerst die schwierigen Verse 261f., an denen sich schon so viele Gelehrte versucht haben, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Seine Erklärung lautet: „Ich mag jetzt nicht trinken, weil ein anderer Mann, der viel weniger wert ist als ich, bei meinem Mädchen ist." Die Geliebte ist dem

Dichter also untreu geworden. „Ihre Eltern haben gern frisches Wasser (natürlich holt die Tochter dies bei einem Brunnen); dieser Umstand hat es mir ermöglicht, sie neulich zu überfallen — die hat einen gehörigen Schrecken gehabt.“ Aber Überfall und Schrecken kann mit *καί με γοῶσα φέρει* und *ἡ δὲ τέρεν φθέγγετ᾽ ἀπὸ στόματος* nicht ausgedrückt werden, und dazu ist auch der ganze Gedanke wenig wahrscheinlich; wenn ihm ein solcher Überfall geglückt ist, erwartet man eher den Ausdruck seiner Freude über den gelungenen Streich als das Gefühl der Niedergeschlagenheit und Trauer. Offenbar bilden die Verse gar kein zusammengehöriges Ganzes, sondern sind Stücke aus verschiedenen Gedichten. Das erste Distichon klagt, wie Howald richtig sagt, über die Untreue des Mädchens; die zwei folgenden schildern die Treue eines solchen, das trotz des Verbotes der Eltern an ihrem Geliebten festhält. Dabei bleibt es sogar zweifelhaft, ob das 2. und 3. Distichon lückenlos aufeinander folgten; wenigstens stört der Aorist nach den vorhergehenden Praesentia. Das 2. Distichon hat auch durch die Überlieferung gelitten; statt *πίνουσι* hieß es wohl ursprünglich *κινοῦσι* und statt *φέρει* etwa *ποθεῖ*: „Frostiges (im Sinne von Nichtiges) setzen bei dieser die lieben Eltern gegen mich in Bewegung, und so holt sie Wasser und schaut sich zugleich klagend nach mir um.“ — An zweiter Stelle behandelt Howald die Vv. 425 f.; er tritt mit Recht für die Lesart *πάντων* bei Theognis ein; Alkidamas setzte infolge des Gegensatzes *ἄριστον* und *κάλλιστον*, den er einführte, *ἀρχήν* an die Stelle von *πάντων*, und so kam diese Lesart in die Überlieferung. — Zuletzt spricht Howald über 511 f.; den Sinn der Verse im ganzen gibt er richtig wieder, aber seine Vermutungen im einzelnen sind nicht glücklich: V. 516 *κατακείσθ᾽* = *κατακείσθω* und *ὡς φίλον ἦτορ ἔχει* im Sinne von: er soll essen, soviel er mag.

Ich suchte die Vv. 489 und 490 durch die Schreibung *τὴν δ᾽ ἐπιχέῃ τοῦ ἐρᾷς* und die Beziehung von *ἡ δὲ πρόκειται* auf die Becher, die auf Anordnung des *συμποσίαρχος* getrunken werden müssen, in den Gedankenzusammenhang einzupassen.

Aischrion.

Mit Aischrion beschäftigt sich

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Aischrion. Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wiss. 1918 S. 1161 f.

Er betrachtet das Gedicht Aischrions zur Rechtfertigung der Philänis für älter als das zu demselben Zweck gedichtete des

Dioskorides (Anth. Pal. VII 450), demnach auch den Aischrion für älter als den Dioskorides. Aischrions Lebenszeit berührte sich nach ihm mit der Hedyles, seiner Landsmännin, von der er wahrscheinlich in dem von Athen. VII 296 e erwähnten Gedicht, in dem von Glaukos die Rede ist, abhängt. Wilamowitz nimmt an, daß erst Aischrion Hydne, die Tochter des skionäischen Tauchers Skyllias (Herod. VIII 8), an die Stelle der Skylla gesetzt habe. Er weist darauf hin, daß der betreffende Vers (fr. 6) in einem Jambenbuch gestanden haben kann, mag er ein trochäischer oder jambischer Skazon sein. Zur *θεῶν ἄγρωστις* vergleicht er die *ὕλη αἰενάουσα*, an der sich nach Alexander Aetolus bei Athen. VII 296 e die Sonnenrosse nähren.

Die Erhaltung der wenigen Überreste aus den Gedichten Aischrions verdanken wir den in ihnen vorkommenden auffallenden Metaphern. Wilamowitz erkennt in diesen die Neigung zu dem *γριφῶδες*, das die griechische Poesie von Homer und Hesiod bis herab ins 3. Jahrhundert beherrscht. Alle vorhandenen Fragmente gehören einem Jambenbuch an. Darin konnte nach Wilamowitz auch ein Gedicht in katalektischen Dimetern Platz finden, die aber nicht durch Synaphie verbunden werden konnten; vgl. das lateinische Beispiel, das Marius Victorinus S. 105 (Keil) für das metrum Aeschrioneum bildet: amore me subegit et igneo furore, worin Keil mit Unrecht ein metrum Ithyphallicum sah. Der Vers im Etym. Gud. s. v. *Ἀνθηδών* kann dem Aischrion nicht gegeben werden, und ebensowenig darf in fr. 7 *Αἰσχίνης ὁ Σαρδιανός* in *Αἰσχρίων ὁ Σάμιος* geändert werden.

Kallimachos.

Mitteilungen über die Handschriften zu den Hymnen des Kallimachos macht

M. T. Smiley, Die Handschriften der Hymnen des Kallimachos. Class. Quarterly XIV (1920) S. 1 f.

Wie ich aus einer Notiz ersehe, gibt er Berichtigungen und Ergänzungen zu den hs. Angaben O. Schneiders und behandelt dann zunächst die aus der Abschrift des Aurispa stammenden Hs., also Vaticanus 1691 (A) und 36 (B), Marcianus 480 (C), Urbinas 145 (K).

L. Radermacher, Kritische Beiträge. XII. Kallimachos Zeus-Hymnus 79. Wiener Studien 39. S. 67 f., schlägt vor, *ἐπεὶ Δίες* st. *Διός* zu lesen, das Beste, was bis jetzt zur Herstellung der Stelle vorgebracht ist.

Außerdem erwähne ich

A. Rostagni, Poeti Alessandrini, Torino 1920,

der, wie ich einer Besprechung entnehme, die Hymnen des Kallimachos ausführlich behandelt. Vgl. Liter. Zentralbl. 1921, S. 11.

Zu fr. 46 vergleicht U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Sitzungsber. der Preuß. Akad. d. Wiss. 1918, S. 1142 Anm. 1, das fr. 6 des Kerkidas in Oxych. Pap. VIII: *βοησόος μύωψ*; Kerkidas nimmt *βοησόος* als Adjektiv, Kallimachos als Synonym zu *μύωψ*. — Ebenda bringt er die Bestätigung zu Naekes Herstellung von fr. 98b: *τὰ νῦ]ν δὲ πολλὴν Τυ[φεδῶνα λεσχαίνεις*.

Mit den neugefundenen Versen der Kydippe beschäftigen sich:

1. A. Brinkmann, Kallimachos' Kydippe. Rhein. Museum 72, S. 473f.
2. M. Pohlenz, Ad Callimachi Cydippam. Hermes 54, S. 442.

Pohlenz verbessert V. 21 *ἐννύχιον* in *ἐμμύχιον*, Brinkmann V. 39 *ἡ δ' ἀνὰ τῷ πᾶν κτλ.* (st. *ἀνέτως*); vgl. Apoll. Rhod. IV 730 *ἡ δ' ἄρα τῇ τὰ ἕκαστα κτλ.*, V. 40 mit P. Schwister *κὴν αὖ σῶς*, dann selbst *ὅ τε λοιπὸν κτλ.*: „diese enthüllte ihm (dem Vater) den ganzen Hergang und war wieder gesund. Und was noch übrig ist, du, Akontios, wirst nach Naxos gehen und sie, die dir jetzt zu eigen ist, holen können". Darauf läßt er den Abdruck der ganzen Kydippe-Erzählung folgen.

Das Fragment aus den Aitien Oxych. Pap. XI Nr. 1362 behandelt

L. Malten, Ein neues Bruchstück aus den Aitia des Kallimachos. Hermes 54, S. 148f. Vgl. vor. Jahresber. Bd. 174 (1916/8. III), S. 70 Nr. 20.

An den Abdruck des Textes schließt er eine eingehende Besprechung an, aus der ich folgendes hervorhebe: Malten kann weder Nilssons noch A. Körtes Hypothese über die Aiora billigen; vgl. vor. Jahresber. Bd. 174 (1916/8. III) S. 76. Er identifiziert Aiora mit dem Erigonefest, das der Entsühnung der attischen Frauen diente, unter denen nach der Erhängung der Erigone eine Selbstmordepidemie ausgebrochen war, daher auch *οἰκτίστη*, *οἶκτος* bringend, genannt. Zu dem Namen *Ἴκος*, dessen erste Silbe Kallimachos lang gebraucht, verweist Malten auf Anth. Pal. VII 2, 10, wo er von Antipater Sidonius mit kurzer erster Silbe verwandt wird. Die Vv. 11—14 waren uns schon bekannt, vgl. fr. 109; der Pap. hat *ἀπέστυγε* und *οἰνοποτεῖν*, wie Athen. X 442f.;

aber Athen. XI 477 c ἀπήνατο (l. ἀνήνατο) und ζωροποτεῖν, ebenso Macrob. Saturn. V 21; οἰνοποτεῖν steht auch bei Athen. XI 781 d. Aus diesen Abweichungen in der Überlieferung (ἀνήνατο—ἀπέστυγε, οἰνοποτεῖν—ζωροποτεῖν) schließt Malten, daß schon im 1. Jahrhundert v. Chr., vor Athenäus und Macrobius, zwei Rezensionen vorhanden gewesen seien. Mir erscheint dies zweifelhaft, da beim Zitieren leicht ἀπέστυγε und οἰνοποτεῖν durch die gebräuchlicheren Verba ἀνήνατο und ζωροποτεῖν, zumal da ἄμυστιν vorhergeht, ersetzt werden konnten; ἀπήνατο scheint noch auf ἀπέστυγε hinzuweisen. Das Substantiv κλισίη für Speisesofa findet sich auch Pind. IV 133, wie Malten bemerkt. Mit dem αἶνος Ὁμηρικός ist ρ 218 gemeint. Jeder Gast durfte, wie Malten weiterhin ausführt, den Becher bestimmen, den er haben wollte; aber beim Zutrinken mußte er sich des Bechers bedienen, der zu diesem Zweck am Tische zirkulierte, also in unserem Fall des ἄλεισον. Auch nannte man beim Zutrinken den Namen und Stand des Geehrten; daher: εἶτ᾽ ἐδάην οὔνομα καὶ γενεήν. Erst beim dritten Zutrinken redet der Dichter den Fremden an. Vv. 15—16 werden Athen. I 32 b ohne Nennung des Dichters angeführt. Die λέσχη, die Plauderei, ist dem Kallimachos und dem Fremden, mit dem er sich unterhält, das Mittel (φάρμακον) gegen das Viel- und Raschtrinken, dem sich die andern Gäste hingeben; sie machen daher auch das σαίνειν der Dienerschaft gegenüber, das Buhlen um schnelle Bedienung, nicht mit. Μυρμιδόνων ἐσσῆνα = fr. 509, das Schneider fälschlich auf Äakos st. auf Peleus bezog. Für die Beziehungen des Peleus zu Ikos bringt Malten drei Zeugnisse bei: fr. 372, wo mit Wilamowitz Ἴκῳ st. Κῷ zu schreiben ist, Antipater Sidon. Anth. Pal. VII 2, 9 f., Schol. Eurip. Troer. 1128. V. 25 ergänzt Malten: γήτειον ἰδ᾽ [ἔλ(λ)]υτ[ιν ἴ]ρτον ἔχουσα coll. Hesych. ἔλλυτις· πλακοῦς τις. Die letzten Verse bilden das fr. 111. Zum Schluß fügt Malten eine auf den neuen Fund gegründete Würdigung des Kallimachos als Dichter bei; er meint, wir bekämen daraus eine bessere Meinung von seinem Können, als wir bisher hatten. Pollis ist, wie Wilamowitz brieflich Malten mitteilte, vermutlich der Adressat des Gedichtes, ein Freund des Dichters, den dieser durch die Widmung eines Aitienbuches ehrt. Schneiders Ansicht, Kallimachos habe sich die Aitien von den Musen eingeben lassen, ist durch den Fund widerlegt. „Der verschiedene Stoff gebot verschiedene Behandlung. Ein vereinzelt stehendes Kultfaktum, wie etwa der Peleuskult auf Ikos, erledigt sich leicht durch Frage und Antwort. Aber die

aitiologische Poesie begnügt sich so wenig wie die auf Verwandlung und Versternung ausgehende mit der Deutung einzelner Sitten, Bräuche, Kulttatsachen; sie zieht von sich aus ältere Geschichten, die in sich geschlossen waren, in ihren Bereich, um sie durch neue Behandlung und neuen Aufputz für ihre Zwecke zu gewinnen."

Einen Beitrag zur Kenntnis der Sprache des Kallimachos liefert

Guil. Vollgraff, De Theocriti et Callimachi dialecto. Mnemosyne 47 (1919), S. 333f.

Er weist darauf hin, daß Kallimachos sich in seinen Gedichten gewöhnlich der epischen Sprache bediente, aber einiges auch dorisch schrieb, wie hymn. 5 und 6, epigr. 46. 51. 55. 59; ja, da er ein Dorier war, auch in die episch abgefaßten Gedichte Dorismen brachte, wie *τέθμιος* st. *θέσμιος* (h. 2, 87. 3, 174, wozu ich noch fr. 110 füge). Jedoch ist sein dorischer Dialekt nicht rein, sondern mit Äolischem versetzt, wie die Endungen *οισα* und *εσσι* und das Part. *ἔσσαν* (5, 69). Diese Mischung betrachtete man früher unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Ausschmückung, bis E. Fränkel in den Berl. Sitzungsber. 1903, S. 87 eine Inschrift aus Kyrene, die nicht lange nach dem J. 20 v. Chr. eingemeißelt wurde, veröffentlichte, die, in dorischem Dialekt abgefaßt, *ἀνήκοισα* und *προγεγονοίσαις* zeigt. Ebenso liest man auf einer andern Inschrift (SGD I 4837) *τελεσφορέντες*. Auch in Argolis und sonst im Peloponnes finden sich Spuren des äolischen Dialekts, nach Vollgraff eine Einwirkung der Sprache der früheren Bevölkerung auf die der eingewanderten Dorer. Er nimmt an, daß diese Sprache auch mit nach Kyrene gewandert sei; jedenfalls aber habe Kallimachos seinen heimischen Dialekt angewandt, wenn er ähnliches ins Dorische gemischt habe.

In einem Aufsatze: Die alexandrinischen Bibliothekare. Wochenschr. f. klass. Philol. 1914 Sp. 1091f. bin ich für das Bibliothekariat des Kallimachos eingetreten; vgl. vor. Jahresber. Bd. 174 (1916/8. I) S. 78f. Dagegen erhebt

W. Weinberger, Gehört Kallimachos zu den alexandrinischen Bibliothekaren? Berl. phil. Wochenschrift 1919 Sp. 72,

in einem kurzen Artikel ohne Angabe von Gründen Einspruch. Er stellt eine ausführliche Abhandlung in Aussicht, aber bis jetzt ist mir eine solche nicht zu Gesicht gekommen.

Herondas.

Kritische und exegetische Beiträge liefern:

1. P. Groeneboom, Varia III. Ad. Herodam. Mnemosyne 46 S. 165f.
2. O. Kern, Noch einmal Kerkinos. Zu Archiv XIX S. 553. Archiv f. Religionsw. XX, S. 236 [IV 44].
3. F. Seiler, Der Leder fressende Hund. N. Jahrb. f. Altertumsw. XXII S. 435 [VII 63].
4. J. Sitzler, Zu griechischen Lyrikern und Theokrit. Philol. Wochenschr. 1921 Sp. 1055 [III 87].

Groeneboom gibt Verbesserungsvorschläge zum 1., 3., 4., 5., 6. und 7. Mimiambus. Das Wichtigste führe ich daraus an. III 49: *μηδ' ὀδόντα κινῆσαι* „ut ne hiscam quidem“, vgl. Lukian. fugit. 19: *κινῆσαι τὴν γλῶτταν.* — IV 72 *χεῖρες* „Kunstwerke“. — VI 35 vermutet er *τἀμὰ Νοσσίδι χρῆσαι* st. *τἄλλα.* — VII 46 ergänzt er *τοῦτο μοῦ[νον ὑμνοῦσι]*.

Der Pap. hat III 87 *ουδε κληξας* mit einem Querstrich oben zwischen *κ* und *λ*. Crusius ergänzte *οὐ δ⟨εῖ σ'⟩ἐκλῆξαι*; ich halte *οὐ δοκεῖ λῆξαι* für richtiger.

Kern bezieht IV 44: *ἕστηκε δ' εἴς μ' ὀρεῦσα καρκίνου μέζον* auf das Krebsgespenst Karkinos.

Seiler geht davon aus, daß die in dem Sprichwort vom Leder fressenden Hund ausgesagte Behauptung den Tatsachen nicht entspricht. Das Sprichwort ist nach seiner Meinung aus einem Mißverständnis entstanden; *χόριον*, die Hülle um die Frucht, die Nachgeburt, ist als „Haut, Leder“ gefaßt worden. So ging das Sprichwort zu den Römern über, die *χόριον* mit corium wiedergaben, und schließlich auch ins Deutsche.

Kerkidas.

Über Kerkidas handeln:

1. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Kerkidas. Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wissensch. 1918 S. 1138f.
2. O. Immisch, Zu Kerkidas. Berl. phil. Wochenschr. 1919 Sp. 598f.
3. L. Deubner, Kerkidas bei Gregorios von Nazianz. Hermes 54 S. 438 [fr. 7].

Wilamowitz unterzieht die Bruchstücke des Kerkidas, die alten sowohl wie die neuentdeckten, einer allseitigen Betrachtung. Den Namen Kerkidas leitet er von *Κέρκος* ab und stellt ihn

mit dem böotischen Σάθων, dem lateinischen Titus zusammen. Seine Form ist ursprünglich patronymisch, wird dann aber gentilizisch. Die Grammatiker der Kaiserzeit schreiben Κερκιδᾶς, weil sie an solche Abkürzungen gewohnt waren. Der Name ist selten, so daß die Träger in Familienzusammenhang miteinander stehen, wie Hiller von Gärtringen im Index zum arkadischen Corpus dargelegt hat.

Dann geht Wilamowitz zur Besprechung der Stellung und Lebenszeit des Kerkidas über. Er hält ihn für keinen Kyniker von der Art, wie sie uns Lukian und Athenäos für die Kaiserzeit schildern. Er bestreitet, daß sich in dem neugefundenen fr. 5 eine Polemik gegen Zenon erkennen lasse, und meint, wenn eine solche gegen Sphäros vorliege, gelte sie nur seiner Person. Kerkidas darf nach ihm nicht von der seit mehreren Generationen herrschenden kynischen Literatur getrennt werden; neu ist er für uns nicht in den Gedanken, sondern nur in der Form, aber als Vertreter dieser kynischen Poesie ist er für uns wertvoll.

Die Sprache des Kerkidas berührt sich mit der des Epicharm, wofür Wilamowitz auf σπυροί, μαγίς und θήν hinweist; aber darin liegt nichts Besonderes, da Epicharms Sprüche damals ganz populär waren. Arkadisch ist nur der Gen. auf ω, der auch lakonisch war. Für literarisch erklärt Wilamowitz das Vorkommen von ἄν und κα, ποτέ und ποκά und ähnlichem nebeneinander; bemerkenswerter ist ὅκκα (IV 9). Einen größeren Raum gesteht Kerkidas dem Literarischen nicht zu, und auch kühne Neubildungen finden sich nicht. Die Verwendung von ὀπά neben ἀκουά betrachtet Wilamowitz als einen Scherz. Zu den gelehrten Dichtern seiner Zeit steht Kerkidas im Gegensatz, und es ist wohl möglich, daß sie ihn für einen dichterischen Dilettanten ansahen.

Die Gedichte des Kerkidas tragen den Titel Meliamben. Wilamowitz bemerkt mit Recht, daß sie nur wegen ihres Inhaltes Iamben genannt werden. Wenn er aber unter Meliamben gesungene Iamben versteht und meint, Kerkidas habe selbst seine Gedichte zur Kithara gesungen, so kann ich trotz des Tadels, den er gegen die Modernen, die dies nicht glauben wollen, ausspricht, ihm nicht beistimmen; weder Inhalt noch Form der Gedichte kann ich für geeignet zum Gesang halten. Meliambos bezeichnet meiner Ansicht nach ein seiner Form nach zur melischen, seinem Inhalte nach zur iambischen Poesie gehöriges Gedicht. Einen lebendigen Vortrag wird man wohl allgemein annehmen. Die Gedichte sind

in gewissem Sinne kynische Predigten, ganz persönlich und auf den Moment berechnet. Die Angriffe auf einen Wucherer, auf Xenon und auf Sphäros erinnern an die Satire des Horaz, was nach Wilamowitz von manchen mit Unrecht geleugnet wird. Behandlung durch die Grammatiker erfuhr Kerkidas nicht; die Scholien auf dem Rande des Papyrus zeigen keinerlei Gelehrsamkeit, die man Grammatikern zuschreiben müßte.

Daran schließt Wilamowitz die Behandlung der Gedichte im einzelnen. Diese bezieht sich auf Text, Erklärung und Versmaß. Die *πειθώ* (II 7) kann Wilamowitz nur für die Göttin halten, sozusagen die gute Aphrodite, der eine *Ὕβρις* etwa gegenüberstehen könnte; zu den *δισσὰ πνεύματα Ἔρωτος* vergleicht er Pind. N. 8, 1 f., zu *ἁδονοπλήξ* in III Timon 58, 4. — Das fr. 7 aus Gregor von Nazianz hält er nur infolge der aus Verszwang verschränkten Wortstellung für schwer verständlich, jedoch nicht für verdorben; er erklärt: „Kerkidas, der große Freund der einfachsten Speisen aus einem Kessel, sagt mit Recht, daß alle die kostbaren Speisen der Feinschmecker in den Abgrund (= Abtritt) gehen, keine Speisen mehr: das ist das *τέλος*, Ende und Ziel, der Schwelgerei. Er selbst ißt Salz und spuckt salzigen Spott noch dazu auf die Schwelgerei." Ob für *μήτε* zu schreiben sei *μηδέ*, wie die Grammatik verlangt, ist nach Wilamowitz so lange nicht zu bestimmen, bis eine sorgfältige Ausgabe Gregors vorliegt. Der Witz am Schlusse kehrt wieder bei Gregor im Conflictus mundi et spiritus 96: *ἄρτος ἡ καρυκία ἐμοὶ τὸ πέμμα τ', ἐξ ἁλῶν ἅπαν γλυκύ, οἷς τῶν τρυφώντων ἁλμυρὸν καταπτύω.* Ich glaube, daß damit die Stelle aufgeklärt ist; nur möchte ich *τέλους* (st. *τέλος*) schreiben, abhängig von *καταπτύων* und dem *αὐτῆς τρυφῆς* gegenübergestellt; der Gedanke wird so geschlossener und die grammatische Verbindung leichter. Deubner sucht aus den zwei Stellen Gregors den Wortlaut der Verse des Kerkidas festzustellen: *ἅπαντα δ' ἕρπον εἰς . . . . μηδὲ σῖτ' ἔτι τῶν εὐτελεστάτων λέβητος ἐξ ἑνός, τέλος τρυφώντων*, dann fehlt einiges, und darauf folgte: *ἄρτος ἡ καρυκία | ἐμοὶ τὸ πέμμα τ'· ἐξ ἁλῶν δ' ἅπαν γλυκὺ κτλ.*; aber keinesfalls hat *τῶν εὐτελεστάτων λέβητος ἐξ ἑνός* zur Rede des Kerkidas gehört, da dieser von seinem Standpunkt aus die Kost der einfachen Leute nicht als *μηδὲ σῖτ' ἔτι* bezeichnen konnte; dies konnte er nur von den Speisen der *τρυφῶντες* sagen.

In I 24 nimmt Wilamowitz mit P. Maas aus dem Rande *Βρύγια* auf; er erklärt: „das aber ist brygisches (d. h. phrygisches)

Myserpack". *Βρύγια* sagt Kerkidas st. *Φρύγια*, weil er $\bar{υ}$ braucht. Die *ἄνδρες κυδάλιμοι*, ironisch gesagt, die Zeus beglückt, sind Kanaille, vgl. das Sprichwort *ἔσχατα Μυσῶν*; jedoch waren die Myser hellenisiert und nicht mehr verächtlich, daher setzt Kerkidas die Phryger an die Stelle, vgl. *Φρὺξ ἀνὴρ πληγεὶς ἀμείνων*. Der Schluß dieses Gedichtes ist für den Dichter besonders bezeichnend. Wilamowitz weist darauf hin, daß er stets die erste Person angewandt habe, so daß man denken konnte, er sei ein armer Schlucker; aber dies war nur kynische Stilisierung, um die Ungerechtigkeit der Güterverteilung in der Welt drastisch zu schildern. Jetzt geht er zur Angabe des Heilmittels über; es besteht darin, daß die Kyniker den Dienst ihrer Götter ausüben, also zu den Bedrückten gehen und ihnen von dem Ihren geben. In diesem Handeln findet Wilamowitz das, was Kerkidas mit Nemesis bezeichnet: es vergilt sich, hat seinen Lohn in sich. Aus dieser Mahnung an seine Genossen ersieht man, daß es sich um Wohlhabende handelt; sie sollen den *ὄλβον* und die *τύχαν* ausspucken, d. h. sich freimachen von der Gesinnung der andern, die ohne Beachtung der Not der Zeit ihren Besitz nur für sich verwenden, also das *τιμᾶν τὴν Μετάδω* unterlassen.

Gegen diese Auffassung der Nemesis tritt Immisch auf. Er geht von Plin. nat. hist. 2, 14 aus, wo gesagt wird, daß Demokrit zwei Götter annahm, Poena und Beneficium. Dasselbe lesen wir Stob. eclog. 4, 1, 72 [4, 1, 23 Hense] als Apophthegma des Theophrastos, der auf die Frage: *τί συνέχει τὸν τῶν ἀνθρώπων βίον*, die Antwort gibt: *εὐεργεσία* [*καὶ τιμὴ*] *καὶ τιμωρία*. Daraus folgert Immisch, daß auch Kerkidas das gleiche Götterpaar neben *Παιάν* verehrt wissen wolle, daß also *Νέμεσις* Strafe bedeuten müsse. Der Dichter empfiehlt als Heilmittel gegen die Schäden der Güterverteilung die Verehrung des Päan (des Helfers und Heilbringers) und der Metados (der Mitteilung), die ebenso wie die Nemesis eine Göttin ist; denn es ist nach Immisch zu lesen: *θεὸς γὰρ αὐτὰ καὶ Νέμεσις κατὰ γᾶν*, weil das folg. *ταύταν* sich auf Nemesis bezieht. Die Mahnung richtet sich an die *κτηματικοί* in dem wirtschaftlich zerrütteten Megalopolis, allerdings ohne Erfolg. Ich ziehe diese Erklärung der von Wilamowitz und Arnim vor.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß Wilamowitz bei seiner Untersuchung des Metrums der Gedichte zu dem Ergebnis kommt, daß Kerkidas nicht einzelne Versfüße verwendet, sondern größere

Komplexe, Glieder, die durch Wortschluß — wenn auch nicht überall — kenntlich gemacht sind. Die Verse sind dieselben wie die des Pindar und Bakchylides, nämlich Daktyloepitriten, und das Prinzip der Auswahl ist, daß die vier Hauptglieder zusammen den daktylischen Hexameter oder den iambischen Trimeter bilden, die andern aber sich dem anfügen. Kerkidas folgt also der Theorie des Herakleides Pontikos, der alle Verse auf diese beiden gewöhnlichen Maße zurückführte, die er auf einen Urvers zu bringen wußte, vgl. Hephaestion 15: *περὶ ἀσυναρτήτων*. Im 3. Jahrh. rechnete also Theorie und Praxis die Daktyloepitriten zu den Asynarteten.

Parthenios.

Die *ἐρωτικὰ παθήματα* des Parthenios betreffen:

1. A. Hartmann, Untersuchungen über die Sage vom Tode des Odysseus. München 1917. VIII, 242 S.
2. L. Radermacher, Sprachliches und Kritisches. Wiener Studien 40 S. 168 f.

Hartmann behandelt S. 182 f. Parthen. III die Euryalos-Sage. Die gewöhnliche Erzählung von Odysseus erfährt hier eine Abänderung, insofern die Idee der Wiedervergeltung eingeführt wird. Dies deutet mehr auf einen Dichter als auf einen Mythographen. Von der Darstellung in der Tragödie Euryalos bei Sophokles weicht die bei Parthenios hinsichtlich der Tötung des Euryalos ab, die bei Sophokles durch Telemachos (Eustath. ad Odyss. II 118 p. 1796, 50), bei Parthenios durch Odysseus selbst ausgeführt wird. Demnach ist trotz der Beischrift: *ἱστορεῖ Σοφοκλῆς Εὐρυάλῳ* nicht Sophokles die Quelle des Parthenios; Hartmann will vielmehr in der ganzen Art der Darstellung Euripideische Kunst wahrnehmen. Da Tyrimmas, der Vater der Euhippe, schon unter den Vorfahren der Lagiden genannt wird (Meineke z. d. Stelle), so schließt er, daß die Geschichte schon in einer alexandrinischen Dichtung behandelt war.

Radermacher weist auf die Erzählung XXX hin: *ταύτην δὲ ἐρασθεῖσαν τοῦ Ἡρακλέους κατακρύψαι τὰς βοῦς μὴ θέλειν τε ἀποδοῦναι εἰ μὴ πρότερον αὐτῇ μιχθῆναι*, wo *εἰ μὴ πρότερον* zwar logisch, aber etwas schwerfällig sei; einfacher wäre *πρίν* gewesen. Im Anschluß daran führt er des weiteren aus, wie später *εἰ μή* nach *οὐ πρότερον* und selbst nach *οὐ πρίν* an die Stelle von *πρίν* getreten ist.

Babrios.

Th. O. Achelis, De falso credita fabularum Babrii conversione latina. Philol. 76 S. 113f.

Bei dem Ulmer Arzt des 15. Jahrh. H. Steinhoewel finden sich zwei lateinische Fabeln: de vulpe et uva und de lupo et agno. Man glaubte bisher, diese seien einem lateinischen Schriftsteller entnommen; nun zeigt aber Achelis, daß sie von einem Italiener der Renaissancezeit aus dem Griechischen übersetzt sind. Sie stammen nach ihm aus dem Aesopus Graecus, nicht aus Romulus oder Babrios. Steinhoewel hat, wie Achelis gegen Lessing bemerkt, selbst drei Fabeln des Rimicius, die 1448 übersetzt wurden, in die 4 Bücher des Romulus eingefügt.

Außerdem nenne ich noch

G. Thiele, Zur libyschen Fabel. Philol. 75 S. 227f.

Der Verfasser solcher Fabeln, Libysses, wird Babrios, 2. Prooem. 5 genannt. Thiele geht diesen Fabeln bei Dio Chrysostomos und Lukian nach. Auch findet er eine Parallele im Achikar-Roman, den er ins 5. Jahrh. v. Chr. setzt.

Neue Funde.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff veröffentlicht in den Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wissensch. 1918 S. 728f. unter II eine hellenistische Elegie, die auf dem Pap. 312 der Bamberger Stadtbibliothek erhalten ist, vgl. vor. Jahresber. Bd. 178 (1919. I) S. 202. Es sind 17 Zeilen auf einer Kolumne, am linken Rand überall, am rechten meistens verstümmelt. Alle Lesezeichen fehlen, der Schreiber verfuhr nicht sorgfältig, es finden sich viele Korrekturen. Wilamowitz teilt den Text mit und bespricht ihn ausführlich. Der Charakter des ganzen Gedichts bleibt nach ihm ungewiß; es scheint an einen Gesandten gerichtet zu sein, der von einem makedonischen oder ägyptischen König an die Galater geschickt worden war und jetzt mit der Botschaft zurückgekehrt ist. Diese scheint nicht günstig gewesen zu sein; denn der König gerät in Zorn. Der Versbau ist gut, wenn auch nicht der feinste, die Sprache etwas ärmlich, aus Homer stammt *ῥυπαρός*, aus Nonnos *βαθυκτέανος*.

Eine Elegie erkennt Wilamowitz, Lesefrüchte, Hermes 54 S. 46f., auch in den Versen am Ende des 26. Kapitels (p. 115a) der Trostschrift Plutarchs an Apollonius. Er liest:

τοιάδε ⟨τοι⟩ θνητοῖσι κακῶν κακὰ ἀμφί τε κῆρες | εἰλεῦνται, κενεὴ δ' εἴσδυσις οὐδ' αἰθέρι.

II. Melische Dichter.

A. Allgemeines.

L. Deubner, Paian. N. Jahrb. XXII (1919) S. 385f.

Deubner will den Ursprung des Päan aufklären. Dieser ist nach ihm kathartischer und apotropäischer Natur; er gilt als Heilruf, der Übel abwenden und Segen auf alle Unternehmungen des Tages herabrufen soll. Auch den Schlachtruf hält er für eine Abart des Heilsanges. Die Heimat des Päan ist Kreta. Das Hyporchem ist nach Deubner gleichbedeutend mit dem Päan, nur daß in ihm das orchestische Element stärker hervortritt. Begründer des Hyporchems scheint ihm Xenodamos von Kythera zu sein. Der Tanz ist mit dem Päan als Zauberlied von Haus aus verbunden, freilich nicht der feierliche der späteren Zeit, sondern der wilde, leidenschaftliche, orgiastisch-ekstatische unter Begleitung der Flöte. Die Heiltänze der Kureten betrachtet Deubner als eng verwandt mit dem Päan. Die älteste Form des Päans war der Heilruf *ἰὴ παιάν* oder *ἰὴ ἰὲ* (*ἰήιε*) *παιάν*, der, wohl noch aus vorgriechischer Zeit stammend, sich als Refrain erhalten hat; von ihm ging die magische Wirkung aus. Die Existenz eines wirklichen Gottes *Παιάν* leugnet Deubner; er meint, der Götterarzt *Παιήων*, der bei Homer vorkommt, sei vom Dichter selbst erfunden. Aber diesen Götterarzt kennt auch Hesiod und Solon; eine dichterische Erfindung ist ganz unwahrscheinlich, freilich mit dem Heilsang Päan hat er nichts zu tun, wie ich schon in der Wochenschr. für klass. Philologie 1901 Sp. 60 ausführte. Zum spezifischen Kultlied des Apollon machten erst die delphischen Priester den Päan, der dann auch Beiname des Apollon wurde; Apollon wurde dadurch als „Heiland" gefeiert. Später ging Päan in den Begriff Hymnus über und wurde auch zu Ehren anderer Götter gesungen, jedoch nie der Götter der Erdtiefe.

B. Die einzelnen Dichter.

Alkman.

W. Bannier, Zu griechischen und lateinischen Autoren. II. Rhein. Museum 73 S. 59f.

will fr. 23, 46f. den Genet. *τῶν ὑποπετριδίων ὀνείρων* mit *ἐν βοτοῖς* verbinden, wogegen doch schon die Stellung spricht.

Die lesbischen Dichter.

P. Maas, Das Vau bei Sappho und Alkaios. Vortrag im Philol. Verein zu Berlin 12. Jan. 1920 (vgl. Wochenschr. f. klass. Phil. 1920 Sp. 207).

Maas weist darauf hin, daß die lesbischen Dichter nur im Personalpronomen der 3. Person das Ϝ stets berücksichtigen, bei andern Wörtern nur ausnahmsweise. Daher will er Alkäos 55 und Sappho 28 das überlieferte τεῖπην, das man allgemein in Ϝείπην änderte, beibehalten, indem er es als τοι εἴπην (= σοι εἰπεῖν) erklärt. Dies ist möglich, aber mir unwahrscheinlich; τοί ist entbehrlich, die Verschreibung des Ϝ in τ zu naheliegend. um darin den Rest von τοί zu sehen.

Sappho.

Über Sappho veröffentlicht

W. Aly, Sappho. Pauly-Wissowa-Kroll-Witte Realenzyklopädie IA Sp. 2357 f.,

einen gut orientierenden Artikel, der die Literatur, die neueren Papyrusfunde, den antiken Bios, Zeitansatz und Biographisches, Textgeschichte, die antike Buchausgabe, unechte Gedichte, Sapphos Stoffe, ihre poetische Anschauung, den Thiasos, die sprachliche Form, Musik und Metrik sowie die antiken Darstellungen behandelt. Überall scheidet Aly klar zwischen dem, was feststeht, und dem, was mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit erschlossen ist; seinem Urteil kann man fast ausnahmslos zustimmen.

Mit den bei Bergk[4] gesammelten Gedichten und Fragmenten beschäftigen sich:

1. P. Maas, Ährenlese. 2. Sappho 1, 5. Sokrates VII S. 254 f. — Ährenlese III. Sappho bei Aristoteles Rhet. 1, 9 p. 1367 a 7. Ebenda VIII S. 20.
2. J. Lunak, De Sapphus fr. 52 commentariolum. Wien. Studien 40 S. 97 f.
3. H. Diels, De Alcaei voto. Scheda gratulatoria ad U. de Wilamowitz-Möllendorff. 1920 [fr. 70].
4. S. Hammer, Ad Sapphus et Catulli carmina nuptialia notulae. Ex comment. q. i. Eos XXIII. Posnaniae, Univ. iuventutis Polonicae.

Die notulae Hammers konnte ich nicht einsehen. — Maas bemerkt zu 1, 5, daß eine alte Doppellesung vorliege: πηλοι und πηλυι. Mit der rituellen Formel αι ποτα κατερωτα κτλ.

habe Sappho die Erfüllungen der Vergangenheit mit den Wünschen der Gegenwart wundervoll verwoben. — Den Vers Alkäos 55, 2: *θέλω τι Ϝείπην κτλ.* schreibt er mit anderen der Sappho zu, Sapph. 28 *αἰ δ' ἦχες κτλ.* einem Novellisten des 6. Jahrh., der ein Liebesverhältnis des Alkäos und der Sappho erdichtet habe; von diesem Novellisten, meint er, hängen der Maler der Münchener Vase, Aristoteles, Hermesianax und der Metriker ab, der die Bezeichnung alkäischen Zwölfsilber für den Vers *ιοπλοκ αγνα κτλ.* (Alk. 55) erfand. Ich kann dieser Vermutung nicht zustimmen. Aristoteles legt den Vers ausdrücklich dem Alkäos bei, und daß er keinen anderen als den lesbischen Dichter gemeint hat, zeigt der Zusammenhang. Sein Zeugnis wird noch durch das Versmaß unterstützt; denn Sappho gebrauchte, wie es scheint, das alkäische Versmaß nur unter ganz bestimmten Verhältnissen. So steht es für mich fest, daß Alkäos, wie andere Gedichte, vgl. fr. 55, 1: *ἰόπλοκ' ἄγνα κτλ.*, so auch ein Gedicht an Sappho richtete, in dem der Vers *θέλω τι Ϝείπην κτλ.* vorkam. Darauf erwiderte, wieder nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Aristoteles, Sappho mit einem Gedicht, das sie absichtlich in demselben Versmaß abfaßte, wie das an sie gerichtete, und in diesem kamen die Verse *αἰ δ' ἦχες κτλ.* vor. Was der Dichter zu sagen sich scheut, ist ein *κακὸν* und *αἰσχρόν*, wie man aus der Erwiderung der Dichterin und aus Aristoteles ersieht, also jedenfalls keine diskrete Andeutung seiner Zuneigung zu ihr. Aus dieser Beziehung der Verse des Dichters und der Dichterin zueinander wurde im Laufe der Zeit ein Dialog-Lied, das man der Sappho zuschrieb, wie Stephanus zu der Stelle des Aristoteles beweist, und auf ein solches geht auch das Zitat der Anna Komnena zurück. — Lunak wünscht fr. 52, 4 *μόνα οὐ κατεύδω* st. *μόνα κατεύδω.* Wer *μόνα κατεύδω* der Sappho nicht zutraut, würde ihr doch gewiß diese Verse, die ja nicht unter ihrem Namen überliefert sind, richtiger absprechen, als sie so für sie nach seiner Auffassung von ihr zurechtmachen. — Diels ergänzt fr. 70: *τίς δ' ἔθελγε νόον σοι ἀγροΐωτιν ⟨μάλ'⟩ ἐπεμμένα | κοὐκ ἐπισταμένα κτλ.*, indem er bei *ἀγροΐωτιν* Ellipse von *στολήν* annimmt, vgl. Maxim. Tyr. XXIV 9.

Auf die neuen Funde beziehen sich:

1. W. Schubart in d. Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wissensch. 1918 S. 764 [fr. 21 Diehl³].
2. J. M. Edmonds in Class. Review XXXIV (1920) S. 4f. [Neuer Herstellungsversuch der Nereiden-Ode (fr. 1 Diehl³) nebst Übersetzung.]

3. H. Idris Bell in Class. Review XXXIV (1920) S. 63. [Vermutungen zum Text der Nereiden-Ode.]
4. O. Engelhardt, Dem Bruder. Wochenschr. f. klass. Philologie 1918 Sp. 263. [Übersetzung der Nereiden-Ode.]

Die Arbeiten von Edmonds und Bell waren mir nicht zugänglich. Schubart hält die Zeichen, die im Sapphofragment des Hallenser Papyrus erscheinen, nicht für Noten, sondern für Akzente und Lesezeichen, wie z. B. Zeile 2 *παῖσαν*, Z. 9: *σὺ δ' εὖ γὰρ οἶσθα*. So schon Wessely, vgl. vor. Jahresber. Bd. 178 (1919. I) S. 50.

Über das Leben Sapphos spricht

W. K. Prentice, Sappho, ihr Leben und ihre Persönlichkeit. Class. Philology XIII (1918) S. 347 f.

Wie ich aus einer Anzeige ersehe, versucht er das gut Bezeugte über sie aus den auf uns gekommenen Nachrichten und Mitteilungen festzustellen.

C. D. Curtis, Sappho and the Leukadian Leap. American Journal of Archaeology XXIV S. 146 f.,

bespricht ein Stuckrelief, das in der unterirdischen Basilika in der Nähe der Porta Maggiore in Rom, einem Heiligtum des 1. christlichen Jahrhunderts, entdeckt wurde. Er deutet es als Darstellung des Sprunges der Sappho vom Leukadischen Felsen.

Alkäos.

Zur Erklärung und Ergänzung der Bruchstücke des Alkäos liefern Beiträge:

1. U. v. Wilamowitz-Möllendorff in Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wissensch. 1918 S. 1147 Anm. 1 [fr. 94].
2. H. Diels, De Alcaei voto. Scheda gratulatoria ad U. de Wilamowitz-Möllendorff. 1920 [fr. 32. 94 (Bergk), fr. 1. 25 (Diehl)].
3. J. Sitzler in Philol. Wochenschr. 1921. Sp. 1055 [fr. 12 D].

Fr. 32 schreibt Diels: *Ἄλκαιος σάος ἄρμοι, ἔντεα δ' οὔ. σκῦτος ἀλίκροτον | εἰς Γλαυκώπιον ἶρον ⟨τάχ'⟩ ὀνεκρέμνασαν Ἀττικοι*; aber *ἁρμοῖ* paßt nicht, eher ist *ἔρρει* oder *ἔρρε* zu lesen. — Fr. 94 schreibt Wilamowitz *Διννομένει τῷ Τυρρακήῳ* und *ἐν Μυρσίννῳ* oder *Μυρσινήῳ*, indem er bemerkt, daß im 2. Vers *κ' ἐκέατ'* nahe liege. Richtiger schließt sich Diels Seidler an, der *Διννομένει τῷ τ' Ὑρραδήῳ* und *ἐν Μυρσιλήῳ* vorschlug; nur daß er *Διννομένῃ* vorzieht. Pittakos stammt aus dem Ge-

schlecht der Hyrradier, Dinnomenes aus dem der Archeanaktiden; beide Männer waren miteinander verbunden. Zu ἐν Μυρσιλήῳ bemerkt er: „Myrsili arx postea tamquam heroon conservata esse videtur, ubi Pittaci et Dinnomenis arma velut in praesidio conservabant.“ — Fr. 1 A (Diehl). Diels glaubt als Inhalt dieses Bruchstückes feststellen zu können, daß Zeus mit der schweren Niederlage der Partei des Alkäos in Beziehung gesetzt worden sei; Alkäos überlege, was man tun müsse, um den Zorn des Zeus zu versöhnen. Dann folge die Beschreibung der Niederlage und der Dank an Zeus, daß sie wenigstens ihr Leben hätten retten können. Alkäos rate zu einem feierlichen Bittfest des ganzen Volkes. In B bitte er Zeus um Hilfe in dieser Not und füge den Wunsch bei, die Gegner mögen umkommen, und ihm möge es vergönnt sein, dem Retter Zeus beim Siegesgelage die Spende darzubringen, weil Myrsilos tot sei, was auch eintrat, vgl. fr. 20. Zum Schlusse gibt Diels eine Ergänzung der Überreste in diesem Sinne nebst einer lateinischen Übersetzung im gleichen Versmaß. — Fr. 12 (Diehl) ergänze ich dem vorhergehenden θρῴσκοντες ὂν ἄκρα νάων entsprechend: προτόνοις στίχαντες; äolisch στίχαμι = στιχάω = στείχω, hier mit dem Akkusativ wie bei den Tragikern. — Fr. 25 (Diehl). Diels ergänzt: λά]βρως δὲ σύνστει[ψεν κελέβ]ειά πα[ι | πίμπλεισιν ἀκράτ[ω θάμ᾽ ἐ]π᾽ ἀμέρᾳ mit der Erklärung: „sectatus est (Pittacus) illos, qui voraciter rustica pocula alicubi mero de die crebro implent.“ Das dazu gehörige verstümmelte Scholion liest er: [νύκτα ταύ]την λέγει, [ἐν ᾗ Πιττα]κὸς σὺν [τοῖς φίλοις το]ῦ ἔθους [ἦρξε καθισ]τὰς τὸ ὀρίνειν . . .

Stesichoros.

An Arbeiten zu Stesichoros liegen vor:

1. Max Schmidt, Troika. Archäologische Beiträge zu den Epen des troischen Sagenkreises. Diss. Göttingen. 1917. 93 S. [Iliupersis.]
2. S. Eitrem, Eine Verzweigung des Zwillingstypus. Berl. philol. Wochenschr. 1919. Sp. 742 f. [fr. 44].
3. J. Vürtheim, Stesichoros. Fragmente und Biographie. Leiden 1919. 112 S.

Vürtheim behandelt den literarischen Nachlaß des Stesichoros, soweit er auf uns gekommen ist, unter Verwertung der Arbeiten derer, die sich bisher damit beschäftigt haben. Nachzutragen wären nur Schol. Apoll. Rhod. I 1304 und Photios und Suidas s. v. τυφλότερος σπάλακος (vgl. Paroemiogr. I 309), zwei Stellen,

an denen Bergk[4] S. 232f. Στησίμβροτος mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in Στησίχορος geändert hat. Vürtheims Absicht ist, aus den erhaltenen Fragmenten ein lebendiges Bild des Dichters Stesichoros erstehen zu lassen. Wenn ihm dies nicht gelungen ist, so ist nicht seine Behandlung daran schuld, sondern die Dürftigkeit der Überreste, die einen Einblick in die Dichtkunst des Stesichoros weder nach Inhalt noch nach Form ermöglichen. Ihre Stoffe lassen uns die überlieferten Titel meistens erkennen, aber über die Behandlung dieser im einzelnen sind wir im unklaren, und es liegt die Gefahr vor, daß man dem Dichter aus der sonst bekannten Gestaltung der Sage zuschreibt, was ihm nicht gehört. Auch Vürtheim, der im ganzen mit lobenswerter Umsicht verfährt, scheint mir einigemal etwas zu weit gegangen zu sein.

Ἆθλα ἐπὶ Πελίᾳ fr. 1 werden die Pferde Xanthos und Kyllaros genannt, die Hera den Dioskuren gegeben habe; aber wie sie die Pferde unter die beiden verteilte, darüber ist die Überlieferung nicht einig. Kyllaros wird bald dem Kastor, bald dem Pollux zugeschrieben; als Gewährsmann für Kastor nennt das Etym. M. Stesichoros, als Gewährsmann für Pollux das Schol. Bernense zu Vergil Georg. III 89 Alkman. Vürtheim hält, wenn ich ihn recht verstehe, die letztere Angabe für irrtümlich, kaum mit Recht; denn Alkman dichtete einen Hymnus auf die Dioskuren (fr. 9), worin er sie als πώλων ὠκέων δματῆρες feiert, und darin kann die erwähnte Zuweisung wohl vorgekommen sein; auf der Kypselos-Lade (Paus. V 17, 9) ist unter den Wettfahrenden bei den Leichenspielen Polydeukes genannt. Auf Alkman wird die Angabe Virgils a. a. O. zurückgehen; die Mehrzahl aber folgte der Angabe des Stesichoros. — fr. 2 werden eine Anzahl Speisen aufgeführt, von denen es heißt: φέρεσθαι τῇ παρθένῳ δῶρα. Vürtheim erkennt richtig in παρθένῳ Athene und schließt daraus, daß hier von einer Hochzeit die Rede sei. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß eine solche in den Leichenspielen geschildert gewesen sei, sondern beziehe die Verse auf ein den Göttern, darunter auch der Athene dargebrachtes Opfer vor Beginn der Wettspiele. — fr. 4 sind die Worte: βέλτιον δὲ . . . πετραίῳ, die eine andere Erklärung zu χειροβρῶτι δεσμῷ geben, augenscheinlich ein fremder Zusatz, dessen verstümmelter Schluß zu lesen sein wird: ἐδέθη⟨σαν⟩ γὰρ ἔν τινι πέ⟨δῃ⟩ τραχείᾳ. Stesichoros hatte χειροβρῶτι δεσμῷ im Sinne von τοῖς πυκτικοῖς ἱμᾶσι gebraucht, was hier bezeugt wird. Vürtheim, der die von mir ausgeschiedene Erklärung für echt hält, ergänzt zu ἐδέθη

Prometheus und glaubt, daß von dessen Schicksal gesprochen worden sei. Aber könnte es in diesem Falle ἔν τινι πετραίῳ heißen? Und was hat Prometheus mit den Festspielen des Akastos zu Ehren seines Vaters Pelias zu tun? — Als Inhalt der Ἆθλα nimmt Würtheim an: 1. Bericht über die Argonautenfahrt mit Prometheus' Leidensschilderung; 2. Admetos' und Alkestis' Hochzeit; 3. Verjüngung des Aeson und Tötung des Pelias; 4. Leichenspiele; 5. Medeas Flucht nach Korinth. Hiervon kann ich nur Nr. 4 annehmen.

Geryoneis fr. 7 erklärt Würtheim unter Vergleichung von Theokrit. VII 149 f.: „Cheiron stellte dem Herakles einen wohlgemischten Krater auf den Tisch, Pholos selbst schöpfte den Riesenbecher voll und reichte ihn dem Gast.“ Dies stimmt zu Stesichoros' Worten nicht, bei dem Pholos mischt und aufstellt. — fr. 8 will Würtheim ποτὶ βένθεα νυκτὸς ἐρεμνᾶς in διὰ βένθεα κτλ. ändern, weil er meint, hier müsse von des Helios' Fahrt von Westen nach Osten während der Nacht gesprochen werden, vgl. Mimnerm. fr. 12. Dieser Annahme widerspricht der Wortlaut; denn die βένθεα νυκτός sind nur im Westen, wo auch die Behausung des Helios ist, vgl. die Stellen bei Athen. XI 469 und 781; außerdem Aeschyl. fr. 66. Wie er von Westen nach Osten kommt, kümmert den Dichter nicht weiter. — Auch in der Skizzierung des Inhalts dieses Gedichtes geht Würtheim weit über das hinaus, was wir wissen können; nach ihm hat Stesichoros darin auch geschildert, „was für Inseln draußen im Ozean liegen, jenseits der Säulen, wo Sarpedon ruht und die Gorgonen lauern“ — er möchte nämlich Kypr. fr. 21 K. dem Stesichoros geben —, und eine ganze Heraklea gedichtet.

Kerberos hatte nach Würtheim „zweifelsohne“ denselben Inhalt wie Sophokles' Satyrspiel Ἡρακλῆς ἐπὶ Ταινάρῳ; daraus, daß darin das Wort ἀρύβαλλος vorkam, schließt er auf „Aristophaneischen Beigeschmack“, vgl. Frösche 111 f. 561 fr.

Kyknos wird von Würtheim nüchterner beurteilt; aber Schol. Pind. O. X 19 hätte er nicht für das Ἀπόλλωνι, das man allgemein in Ἄρει korrigiert hat, eintreten sollen; dem Apollon baut man keinen Altar aus Menschenschädeln, zumal wenn man, wie es am Ende der Aspis von Kyknos heißt, die Pilger tötete, die nach Delphi heilige Hekatomben bringen wollten. Kyknos hat keine Beziehung zu Apollon, wohl aber innige zu Ares.

Skylla. Würtheim vermutet sehr ansprechend, daß die Lesart des Schol. Apoll. Rh. im cod. Laurent. ursprünglich ge-

lautet habe: *Στησίχορος δὲ ἐν τῇ Σκύλλῃ Λαμίας τὴν Σκύλλαν φησὶ θυγατέρα εἶναι*; über *Λαμίας* sei *Εἰδοῦς τινες* geschrieben worden, und so sei die Lesart *εἴδους τινὸς Λαμίας* entstanden.

Europeia. Dabei behandelt Vürtheim die Geschichte des Aktäon, vgl. fr. 68 und fr. adesp. 39, ohne fr. 39 jedoch der Europeia oder auch nur dem Stesichoros zuzuschreiben. Dies kann man nur billigen; aber auch von fr. 68 läßt sich nicht sagen, in welchem Zusammenhang es bei Stesichoros vorkam.

Ἰλίου Πέρσις' Verhältnis zur Tabula Iliaca wird auch von Vürtheim und Max Schmidt S. 60 f. untersucht; auch sie kommen zu dem Ergebnis, daß der Künstler sich nicht genau an die dichterische Darstellung hielt. — fr. 18. Vürtheim führt gegen Paulcke, Ilische Tafel S. 79, aus, daß die Herabwürdigung des Epeios nicht von Stesichoros ausgehe, sondern eine Folge des fortwährenden Streites zwischen Epeiern und Pyliern sei, vgl. Hom. *Λ* 747; Stesichoros habe den Helden wieder zu Ehren gebracht.

Oresteia fr. 41. Vürtheim spricht die wahrscheinliche Vermutung aus, daß Stesichoros selbst die Laodameia eingeführt habe, um die Lücke in der Überlieferung der Geschichte auszufüllen. Pherekydes schloß sich dem Stesichoros an, vgl. Schol. Pind. P. XI 26. — fr. 42, der schon so oft behandelte Traum der Klytämestra, wird von Vürtheim so gedeutet: „Nach ihrer Vermählung mit Aigisthos hofft Klytaimnestra, die Regierung sei in dessen Geschlecht übergegangen. Da schaut sie plötzlich in die Zukunft. Nicht ein Nachkomme des Aigisthos wird herrschen, sondern aus ihrem ermordeten Gemahl steigt ein neuer Pleisthenidenkönig empor; er trägt die Gesichtszüge, die Gestalt des alten Geschlechts. Es lebt also noch ein aus Agamemnon Geborener; dieser wird einst König, ein *βασιλεὺς Πλεισθενίδας* sein.“ Diese Deutung paßt nicht in den Zusammenhang, in dem Plutarch (de sera num. vind. X) den Traum zur Bestätigung seiner Darlegungen erzählt. Plutarch spricht hier nicht von der Offenbarung der Zukunft durch Träume, sondern von den Schrecknissen, durch welche die Übeltäter nach Verübung der Tat infolge ihres Schuldbewußtseins gequält werden. So wird auch Klytämestra, die ihren Gemahl meuchlings erschlagen hat, nachts durch ein Traumbild geängstigt, das ihr den Ermordeten zeigt, wie er als Schlange mit blutigrotem Kopfe auf sie zukommt: ein Traumbild, das Stesichoros, wie Plutarch sagt, nach den wirklichen Geschehnissen gedichtet hat (*πρὸς τὰ γενόμενα καὶ πρὸς τὴν ἀλήθειαν ἀποπλάττεσθαι*).

Kalyke sucht Vürtheim als elische Novelle zu erweisen, indem er Schol. Apoll. Rh. IV 57 anführt, wo Endymion nach Hesiod als Sohn des Aethlios und der Kalyke bezeichnet wird, ferner Paus. V 1, 3 und VIII 8, wo Aethlios, Sohn des Zeus und der Protogenia, König von Elis genannt wird. Dies bleibt sehr zweifelhaft, da die Namen Euathlos und Kalyke nicht an Elis gebunden sind und auch Euathlos und Aethlios nicht ohne weiteres identifiziert werden können.

Rhadines Geschichte bringt Vürtheim mit dem Grabkultus in Zusammenhang, weil Pausanias VII 5, 13 berichtet, daß Liebesbedürftige zum Grabmal der Rhadine zu pilgern pflegen. Eitrem sieht in der von der Rhadine-Erzählung vorausgesetzten Situation eine Verzweigung des Zwillingstypus. Ein Grab des Liebespaares war auf der Insel Samos, ein anderes vermutlich in Korinth. Man darf annehmen, daß Sage und Kult mit den Auswanderern aus Argos-Korinth nach Samos gelangte.

Helena und Palinodia. Fr. 26 schrieb Bergk *κόραις*, worin ihm Vürtheim folgt; es ist aber *κόρας* zu lesen, wie *M*(*κούρας*) hat; denn den Töchtern kann Aphrodite, die ja nur vom Vater beleidigt wurde, nicht zürnen; wohl aber kann sie in ihrem Zorn den Vater in seinen Töchtern bestrafen. — fr. 32. Vürtheim wirft, wie schon Bergk, die Frage auf, welchen Aufenthaltsort Stesichoros der Helena angewiesen habe, während Griechen und Troer um ihr Trugbild kämpften. Bergk beschränkte sich auf die Antwort, daß wir dies nicht wissen; Vürtheim aber meint, der Dichter habe Helena, der Erde entrückt, auf der Insel der Glückseligen weiter leben lassen, „irgendwo jenseits der Grenzen, die den Menschen gesetzt sind, im Okeanos, d. h. im Himmelsmeer“. Ja, auf Grund einer Vergleichung mit Horaz, Epod. XVII 40 f., geht er noch weiter; er nimmt an, Stesichoros habe „die Göttlichkeit der Helena in seiner Palinodie anerkannt, ihr am nächtlichen Himmel neben den brüderlichen Gestirnen einen gebührenden Platz verliehen, sie als sidus aureum astra perambulans besungen“. Dieser Annahme widerspricht die Tatsache, daß die wirkliche Helena nach Beendigung des Krieges wieder mit Menelaos in Sparta zusammen lebte; sie muß also doch unter den Menschen geblieben sein. Auch ist es wenig wahrscheinlich, daß Stesichoros Helena und die Dioskuren unter die Sterne versetzte. Das Beispiel der Iphigeneia (fr. 38), auf das Vürtheim zum Beweise hinweist, paßt nicht, weil

Iphigeneia in eine Göttin, die Hekate, verwandelt wurde. Meiner Meinung nach hat sich der Dichter überhaupt keine Gedanken über den zeitweiligen Aufenthaltsort der Helena gemacht.

Daphnis hat Stesichoros nach dem Zeugnis des Älian. var. hist. X 18 zuerst zum Gegenstand der Poesie gemacht. Vürtheim hat darüber ausführlich in d. Abhandl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. zu Amsterdam Ser. V T. II (1917) S. 387f. gesprochen; in der vorliegenden Ausgabe der Fragmente des Stesichoros faßt er die Ergebnisse jener Untersuchung kurz zusammen: Stesichoros besingt die Leiden des Hirten Daphnis, der, von der Nymphe abgewiesen, elend dahinschmachtet, von der ganzen Natur bedauert wird und schließlich seinem unerträglichen Dasein durch einen Sprung ins Meer ein Ende macht, nicht den Jäger Daphnis, der wegen Untreue von der beleidigten Nymphe geblendet wird; Stesichoros' Fassung ist an der Nordküste Siziliens zu Hause, die andere im Innern beim Palikenheiligtum, jenen Dämonen, die Meineid mit Blendung bestraften.

Die überlieferten Fabeln spricht Vürtheim dem Stesichoros ab, leugnet aber nicht, daß er Fabeln geschrieben haben kann. Zu den Fragmenten fügt er noch Oxyr. Pap. II S. 59 Nr. 221, Simonides 46 mit Wilamowitz, vgl. vor. Jahresber. Bd. 178 (1919. I) S. 84f., Serv. Vergil. Bucol. VIII 68 mit Reitzenstein und Verg. Aen. VI 517f. mit Immisch, die drei letzteren Fragmente aber nur zweifelnd.

Anakreonteen.

E. Smith, Ad carmen Anacreonteum XXI. Nordisk Tidsskrift for Filologi VII (1918) S. 37

will V. 2 *πίνει ῥέεθρα δ' αὐτήν*, V. 3 *πίνει θάλασσα δ' αὖ ῥοῦς* (oder *ῥοάς*) schreiben.

O. Engelhardt, Der verliebte Schwärmer. Wochenschr. f. klass. Philol. 1918 S. 47.

Poetische Übertragung von Anacreont. 22.

Pratinas.

W. Garrod, The Hyporchema of Pratinas (Athen. 617b). Class. Rev. XXXIV S. 129f.

stand mir nicht zur Verfügung.

Diagoras.

Br. Keil, Ein neues Bruchstück des Diagoras von Melos. Hermes 55 S. 63 f.

Von Diagoras erzählte man sich bekanntlich, daß er einmal, als es ihm an Heizmaterial fehlte, ein hölzernes Bild des Herakles ins Feuer geworfen habe, um seine Linsen weich zu kochen. Keil untersucht die Quellen für diese Erzählung. Dabei veröffentlicht er ein bis jetzt unediertes Scholion des codex Vatic. Graec. 1298 zu Aristides' Rede ὑπὲρ τῆς ῥητορικῆς II 80, 15 (Dind.), das von den übrigen Quellen stark abweicht. Es enthält ein Bruchstück eines Gedichtes des Diagoras in ionischen Versen, das jenen Vorgang erwähnt: ⟨πρὸς⟩ δώδεκα τοῖσιν ἄθλοις | τρισκαιδέκατον τόνδ' ἐτέλεσ(σ)εν Ἡρακλῆς δῖος. Von der sprichwörtlichen ἀθεότης des Dichters ist auch darin nichts zu finden; aber die tendenziöse Erdichtung knüpft an die aus dem Zusammenhang gerissenen Worte an.

Timotheos.

Mit der Kritik und Erklärung des Timotheos befaßt sich

K. Aron, Beiträge zu den Persern des Timotheos. Dissert. Erlangen 1920. 45 S. 8⁰.

Er legt den Gedankengang des Gedichtes von V. 79 an dar. Dabei bespricht er so ziemlich alle Ansichten und Besserungsvorschläge, die von den Gelehrten bis jetzt vorgebracht sind; an den wenigen Stellen, wo er sich mit keinem von diesen einverstanden erklären kann, sucht er selbst Richtigeres an deren Stelle zu setzen. Am beachtenswertesten sind: V. 82 f. σώματος· θάλασσ' ἤδη θρασεῖα als Vokativ, V. 132 f. die Erklärung: „allein unsere Göttin, die uns aus Not erlöst, kann diejenige werden, die mich nach Ilion, d. h. in die Heimat Asien, bringt", und die Auffassung von V. 220 f. Den Nomos läßt er an den Ephesien aufgeführt sein, was er wahrscheinlich zu machen weiß.

Mesomedes.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff in den Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1920 S. 368 spricht über die Gedichte, die Sp. Lambros im Νέος Ἑλληνομνήμων veröffentlicht hat. Sie gehören nach ihm ohne Zweifel dem Mesomedes an und gestatten uns, die Kunst des Dichters vollständiger und richtiger zu beurteilen, als es bisher möglich war. Auch für die Kenntnis der Religion jener Zeit fällt einiges ab. Zum Schluß wird eine neue Bearbeitung aller Gedichte des Mesomedes in Aussicht gestellt.

Neue Funde.

IG XII 9, 259 ist das Bruchstück eines Hymnos auf die idäischen Daktylen veröffentlicht, das von Ziebarth, Hiller v. Gaertringen und Wilamowitz teilweise ergänzt wurde. Dazu steuert K. Svoboda in der Wochenschr. f. klass. Philologie 1918 Sp. 262 noch einige Textverbesserungen und sachliche Anmerkungen bei.

1. W. Schubart, Ein griechischer Papyrus mit Noten. Mit 1 Tafel. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1918. S. 763 f.
2. A. Tierfelder, Päan [mit Faksimile]. Leipzig o. J., Breitkopf & Härtel. 6 S. Fol.

Auf der Rückseite einer in der Thebais gefundenen lateinischen Militärurkunde (Pap. 6870) aus dem J. 156 n. Chr. stehen in großer, sorgfältiger Schrift, durch *ἄλλο* voneinander getrennt, drei Gruppen griechischer Verse, die dem Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrh. angehören. Nur die erste Gruppe kommt hier in Betracht; sie enthält 12 Zeilen mit übergeschriebenen Noten, worauf noch 3 Zeilen Instrumentalnoten folgen, die sicherlich dazu gehören. Auf der rechten Seite ist das Bruchstück verstümmelt. Der Anfang lautet *Παιάν, ὦ Παιάν*; wir haben also das Bruchstück eines Päans an Apollon. Weiterhin wird Leto beschimpft, jedenfalls von Tityos. Über das Musikalische ist H. Abert im Archiv für Musikwissenschaft I S. 313 f. zu vergleichen. Die höhere Oktave ist durch einen schräg nach rechts aufwärts gehenden Strich bezeichnet. Über den Noten erscheinen Längsstriche, außerdem befinden sich dünnere und dickere Punkte vor, über und unter den Noten, auch Doppelpunkte, jedoch nur vor nicht hochpunktierten Noten. Soweit sich bis jetzt beurteilen läßt, sind die Senkungen punktiert (vgl. Anonym. de mus. § 3). Vgl. noch K. Münscher Hermes 55 (1920) S. 60[2]. Da es sich um einen Päan handelt, hat man hier Flötenmusik; die Instrumental- und Singnoten zeigen bis zu vier Tönen über eine Silbe gehende Polyphonie. Vgl. dazu auch O. Schröder in der Berl. philol. Wochenschr. 1920 Sp. 350 f., der noch einige Ergänzungen beifügt.

III. Bukoliker.

Theokrit.

Neue Papyrusfunde geben bekannt:

1. Oxyrhynchos Papyri Part. XIII. Edited with translations and notes by B. P. Grenfell and A. S. Hunt. With 6 plates. London 1919.

2. B. P. Grenfell, The value of Papyri for the textual criticism of extant Greek authors. [A paper read to the Hellenic Society, May 7, 1918.] Journal of Hell. Studies XXXIX (1919) S. 16 f.

Der 13. Band der Oxyrh. Pap. S. 168 f. Nr. 1618 enthält Id. V 53—65, 81—93, 110—122, 127—137, 139—150, VII 4—13, 68 bis 117 und XV 38—47, 51—57, 59—80, 84—100. Er gehört dem 5. Jahrh. an. Die Blätter sind sehr beschädigt, besonders am Anfang. Der Schreiber nahm selbst Korrekturen vor, setzte die Elisionszeichen und fügte auch eine Anzahl Akzente und Spiritus bei. Andere Akzente und Spiritus rühren von einem Korrektor her, der nicht viel später als der Schreiber lebte; von diesem scheint auch die Revision der Idyllen V und VII zu stammen, die Textänderungen zur Folge hatte und Interlinearglossen und Interpolationen anbrachte. Der Text ist nicht sehr korrekt; er stimmt mit keiner unserer Hs.-Familien überein, scheint aber so gut zu sein wie der von K. Id. VII folgte unmittelbar auf Id. V, was in keiner unserer Hs. der Fall ist; Id. XV steht nach V und VII. An neuen Lesarten, die den Text verbessern oder doch beachtenswert sind, bietet der Pap. Id. V 116 *μεμνησ᾽*, nach 150 noch 4 Verse, VII 75 *αἴτ᾽ ἐφύοντο*, 112 *Εβρω παρ ποταμω*, aber korrigiert aus *Ἕβρον πὰρ ποταμόν*, wie die 1. Hand schrieb, XV 38 *τοῦτο κατ᾽ εἶπες*, 67 *ποτεχ᾽ αυτας μη αποπλαγχθῃς*, 70 *εἴθε γένοιο*, 72 *ὄχλος ἀλαθέως*, 86 *ο κην Αχερον τ]ι φ[ιλ]ηθεις*, 92 *λαλευσαι*, 98 *[περυ]σιν*, wie Reiske vermutete.

In seiner Abhandlung weist Grenfell darauf hin, daß der Pap. 1618 einen selbständigen guten Text zu Id. XV biete. Im Anschluß daran spricht er die Überzeugung aus, daß die hs. Überlieferung der Gedichte XV fg. in der Zeit zwischen dem 5. und 13. Jahrh. n. Chr. sehr gelitten habe, und gibt bekannt, daß J. de M. Johnson einen langen Papyrus der letzten Gedichte der Theokritos-Sammlung, der in Antinupolis gefunden worden sei und aus dem 5. oder 6. Jahrh. stamme, nächstens veröffentlichen werde, der gewiß weitere Aufschlüsse darüber bringe.

Beiträge zur Kritik und Erklärung Theokrits liefern:

1. J. J. Hartmann, Theocritea. Mnemosyne 47 S. 322 f. — Ad Theocriti III 32. Ebenda 46 S. 326.
2. O. Könnecke, Zu Theokrit II. Philologus 74 S. 283 f.
3. J. Sitzler, Zu Theokrit. Philol. Wochenschr. 1921 Sp. 1055. [III 18. XI 28. XV 30.]

4. K. Witte, Das achte Gedicht der theokritischen Sammlung. Rhein. Museum 73 S. 240 f.
5. F. Seiler, Der Leder fressende Hund. N. Jahrb. für Altertumsw. XXII S. 435 [X 11]. Vgl. Herondas S. 46 oben.
6. A. S. F. Gow, On three passages of Theocritus. Class. Quarterly XIII S. 20 [XI 50. XVII 1 f. XXII 177 f.].
7. Guiel. Vollgraff, Theocritea. Mnemosyne 47 S. 345 f. [XIV. XV. XVII].
8. E. Fitch, Note on Theocritus XXII 31 f. Class. Philology X S. 455.
9. O. Immisch, *Ἑτερόδοξον.* Sokrates 1918 S. 337 f. [Epigr. XXII].

Daraus hebe ich folgendes hervor:

Id. I 29 f. Könnecke, der V. 29 *ποτί* (st. *περί*) und V. 30 *κεκομαμένος* liest, wie schon andere vor ihm, schließt sich in der Gesamtauffassung der Schilderung des Bechers an E. Hiller an, der vermutete, daß wir hier das bukolische Gegenstück zu Homers Beschreibung des Schildes des Achilleus haben. Dann versucht er, die Bildwerke auf den Becher zu verteilen. Ich stehe auf seiten derer, die solche Versuche für aussichtslos halten; denn die ganze Beschreibung, obwohl sie ohne Zweifel das Vorhandensein bildlich geschmückter Becher voraussetzt, macht den Eindruck, daß sich der Dichter selbst kein klares Bild des von ihm geschilderten Bechers gemacht hat, sondern mit seiner Beschreibung nur die Vorstellung eines ausnahmsweise schön verzierten Kunstwerkes beim Leser hervorrufen wollte, was ihm auch gelungen ist.

Id. III 18 haben die Hs. *λίθος*, die Schol. *λίπος*, beides unpassend; ich lese *πόθος* als Bezeichnung der Schönen, zu der den Hirten sein Liebesverlangen treibt.

Id. VIII spricht auch Witte dem Theokrit ab; er glaubt, daß der Verfasser Theokrits Schnitter bei Abfassung seines Gedichts benützt habe. Die Tetrade 57—60, die man seit G. Hermann fast allgemein verwirft, schützt er durch Verweisung auf das Epigramm des Eratosthenes Scholastikos Anth. Pal. VI 78, 2 *Δάφνι γυναικοφίλα*; es gehört dem Daphnis. Aber nach V. 52 ist eine Tetrade des Daphnis ausgefallen, die von der Nais sang, wie Fritzsche vermutete. Das Ganze hält Witte für ein einheitliches Gedicht, in dem der Dichter 48 Verse mit 48 Versen umrahmt habe. Dem kann ich nicht beistimmen, wie ich im vor. Jahresb. Bd. 178 (1919. I) S. 124 f. ausführlich dargelegt habe.

Id. XI 28 scheint mir durch die Änderung von καὶ ὕστερον in τό γ' ὕστερον, vgl. τό γ' ἐχθές II 144, hergestellt zu werden; der Sinn ist dann: παύσασθαι, sc. τοῦ ἔρωτος, οὔτε ὕστερον ἐδυνάμην ἐσιδών τυ οὔτε νῦν δύναμαι ἐκ τήνω.

Id. XII 22 schützt Könnecke mit Recht ὑπέρτεροι im Sinne von κύριοι; auch in der Erklärung von 35 f. stimme ich ihm bei, nur ziehe ich ἐτήτυμον mit Wilamowitz zu πεύθονται.

Id. XIV. Vollgraff hält den Namen Thyonichos, den er, wie Wilamowitz, mit Φυώνη, Φυωνεύς und Φυωνίδας zusammenstellt, für makedonisch. Πυθαγορικτάς (V. 5) will er als Bezeichnung jeder Art von Philosophen fassen, weil es zur Zeit des Theokrit, zumal in Athen, keine Pythagoreer mehr gegeben habe. Ich glaube nicht, daß das zutrifft; Diodoros von Aspendos, der um 300 v. Chr. lebte, führte nach Diogen. La. VI 1, 13 ja die kynische Tracht und Lebensweise bei den Pythagoreern ein, die gerade an unserer Stelle hervorgehoben wird. Mit Recht tritt er unter Verweisung auf Bechtel, Die historischen Personennamen S. 572, für Ἆπις ein, das Wilamowitz in Ἆγις verwandelte. Aus der Nationalität der drei von Äschines Eingeladenen, einem Argiver, einem Thessaler und einem Akarnanen (?), also Angehörigen von Volksstämmen, die auf Ptolemäos' Seite standen, schließt Vollgraff, daß das Gedicht zu Id. XV und XVII gehört, der Gruppe, die zwischen 278—270 zum Preise des Ptolemäos abgefaßt ist. „Cyniscae amorem scriptum esse putaverim post Adoniazusas et Ptolemaeum: haec Alexandriae, illud postquam Theocritus inde domum rediit." — V. 30 vermutet Vollgraff recht ansprechend ἀπάρξας st. ἀπ' ἀρχᾶς, im Sinne von ἐξάρξας vgl. Anthol. Pal. IX 189, 3. — Die schwierige Stelle V. 38 erklärt er: „illi lacrimae tuae fluunt poma magnitudine aequantes"; ich könnte nicht sagen, daß mir diese Übertreibung gefiele. — Zu V. 44 spricht er über Schaltmonate, Sonnenjahr und Kalender. — V. 56 schlägt Hartmann ὁμαλὸς δέ τις ὢν στρατιώτης (st. ὁ στρ.) vor; Paley hat schon ὡς gewünscht.

Id. XV 19 ergänzt Vollgraff zu κυνάδας passend δοράς: pelles caninas. — V. 30 haben die Hs. μὴ δὴ πολύ, μὴ δὲ πολύ oder μὴ πουλύ, aber übereinstimmend dann ἄπληστε. Mir scheint eine Verschreibung aus μὴ θὦλον (= τὸ ὅλον) ἄπληστε vorzuliegen. „Nicht das Ganze, du Nimmersatt!" ruft die Herrin, als die Magd das ganze σμᾶμα ausgießen will.

Id. XVI 18 f. will Könnecke unter fünf Personen verteilen, das paßt aber nicht zur Einführung dieser Worte: πᾶς — εὐθὺς

ιϑεῖται und bringt einen fremden Gedanken in des Dichters Dartellung. Theokrit will hier nicht aufzählen, wie oft und mit welchen usreden er mit seinem Gesuch um Aufnahme abgewiesen worden st, sondern nur eine Vorstellung von der Art der Gründe geben, eren sich die Leute bei der Abweisung bedienen.

Epigr. XXII = XIV Ahrens = Anthol. Pal. IX 434: ἄλλος Χῖος κτλ. wird von Immisch eingehend besprochen. Er kann arin nichts finden, was auf einen Philologen hinwiese, der es an en Anfang einer von ihm veranstalteten Theokritsammlung gesetzt ätte. Die Worte ἀπὸ τῶν πολλῶν (V. 2) erklärt er mit „humiliore oco ortus", und περικλειτῆς (V. 3) versteht er von der Berühmteit infolge der von ihr ausgeübten Kunst; Philine wäre demnach ine berühmte Zitherspielerin gewesen. In dem ἄλλος ὁ Χῖος ieht auch Immisch den Theokritos von Chios, mit μοῖσαν δ' ϑνείην κτλ. (V. 4) sagt der Dichter aber nach ihm, daß er sich treng an die Regel der von ihm gewählten Dichtgattung gehalten abe. Das Epigramm stand also am Schlusse einer Sammlung von edichten, die alle einer Gattung angehörten und weder in Form och Inhalt bei einer andern Gattung Anleihen machten, vermutlich legien. Das Ergebnis seiner Untersuchung faßt Immisch dahin usammen: „Nondum provecta aetate nec adulta artis suae fama heocritus illos versus emisit, cum esset poeta novus et ignotus t qui fortasse rudimenta tum ponebat, modo ἀκουστὴς γενόμενος ιλητᾶ, poetae elegiarum laude ea aetate quam maxime florentis. lio tempore vix erat, cur caveret, ne cum famoso Theocriti Chii omine suum confunderetur. Elegias autem illas aetatem non tusse, id non mirum est in opusculo iuvenili et quod anxie praeepta magistri sequebatur tamquam veras genuinae regulas artis." gl. vor. Jahresb. Bd. 178 (1919. I) S. 136.

Zu dem Dialekt Theokrits äußert sich

Guiel. Vollgraff, De Theocriti et Callimachi dialecto. Mnemosyne 47 (1919) S. 333 f.

r geht davon aus, daß in den dorischen Gedichten Theokrits der ialekt nicht rein dorisch erscheint, sondern mit äolischen Bestandeilen gemischt; so findet man σδ st. ζ, Verdoppelung der Liquiden n ἄμμες und ὔμμες, Partic. auf οισα, Kasus obl. von Substant. uf εύς mit η im Stammauslaut, Dative auf εσσι, Präsensendungen m Perfekt und noch einiges andere. Diese Erscheinung erklärt man gewöhnlich damit, daß Theokrit einen künstlich zurechtgemachten Dialekt angewandt habe, dem er eine bäurisch-länd-

liche Färbung habe geben wollen. Wie grammatisch geschult der Dichter war, zeigen seine äolischen und epischen Gedichte, ferner die Syrinx, endlich die auffallenden Genusverschiebungen XV 84 *ἀργυρέας κλισμῶ*, XV 119 *σκιάδες βρίθοντες* und XVII 90 *νᾶες ἄριστοι*, offenbar im Anschluß an Homer, vgl. Od. 4, 442. 19, 341. Il. 18, 477. Hierher gehört auch die Verwendung des Substantivs *στήτα* in der Syrinx, durch die er zeigen wollte, daß ihm die Erklärung von *διαστήτην* (Il. I, 6) durch manche Grammatiker wohlbekannt sei. Solche Besonderheiten in der Sprache finden sich aber, worauf Vollgraff aufmerksam macht, nur in den Gedichten XV und XVII, die Theokrit in Alexandria schrieb, um sich dem Ptolemäos, dem Gönner der Dichter und Grammatiker, zu empfehlen; er eiferte darin ohne Zweifel dem Kallimachos nach, „cuius carmina exquisita et abstrusa doctrina Homerica referta regi et aulae admodum placerent". Obwohl man nun nicht bestreiten kann, daß Theokrits grammatische Ausbildung ihn befähigte, solche Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, schreibt Vollgraff doch die Verwendung von Äolismen bei ihm nicht diesem Umstand zu, sondern glaubt, daß er sie, wie Kallimachos (vgl. oben S. 45), dem heimischen Dialekt entnommen habe, er also dem syrakusanischen, vgl. Magnien, Mém. Soc. Linguistique 1919. Daß das Syrakusanische manches Äolische hatte, bezeugt auch das Schol. zu Id. III 52.

Bion und Moschos.

J. J. Hartmann Mnemosyne 47 S. 322 f. am Schlusse seiner Bemerkungen zu Theokrit bespricht auch einige Stellen des Moschos [III 48 und 52] und vermutet Bion I 51 f. recht ansprechend *ἔρχεαι εἰς Ἀχέροντα | τὸν* (st. *πὰρ*) *στυγνὸν βασιλῆα*. Außerdem verbessert er Hights Übersetzung des Moschos an drei Stellen.

Zum Schlusse erwähne ich noch

A. Rostagni, Poeti Alessandrini. Torino,

der, wie ich einer Notiz entnehme, über Theokrit, die bukolische Poesie und die Sage von Daphnis handelt.

IV. Anthologie.

Mit der Geschichte der Anthologia Palatina beschäftigt sich

K. Preisendanz, Zur Herkunft der Anthologia Palatina. Zentralblatt f. Bibliothekwesen 34 S. 20 f.

In der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet sich eine Aldina der griechischen Anthologie aus dem J. 1521, die einst im Besitze Fr. Sylburgs war. Er hat in diese Lesarten der Anthol

Pal. eingetragen und den Epigrammen die Nummer der Seite beigefügt, auf der sie in der Palatina stehen. Die 1. Zeile der Vorderseite des Vorsetzblattes enthält den Ex-libris-Eintrag des zweiten Besitzers, J. Gruterus; die 2. Zeile ist so getilgt, daß sie nicht mehr gelesen werden kann. Herbert wollte zwar erkennen: Sum F. Sylburgi, aber dies ist eine aus dem folgenden geschöpfte Vermutung. Übrigens rührt die Tilgung nicht von Gruter her, sondern stammt aus späterer Zeit. Diese spätere Hand hat auch in der 5. und 6. Zeile die drei ersten Worte von empto ex libraria Sylburgii gestrichen und darüber geschrieben: habetque adscriptam nonnunquam manum. Die Lesung Herberts erweist sich also der Stadtmüllers gegenüber als richtig. Auch in der 7., 8. und 9. Zeile hat der Korrektor geändert. Wann dies geschah, ist nicht mehr festzustellen. Die in die Aldina eingetragenen Kollationen wurden vom Besitzer der Stephanus-Ausgabe vom J. 1566 benutzt, deren inscriptio in fronte nach Bosch die zweite Fassung der Gruterschen Notiz verwertet, aber auf den Inhalt der getilgten Worte nicht eingeht. Die Titelseite des Heidelberger Exemplars wies rechts unten das Exlibris eines weiteren Besitzers auf, ist aber bis auf ein E mit der Blattdecke selbst verschwunden. Der letzte Besitzeintrag auf der letzten Seite lautet: M ..... Jacobus est possessor huius libri. Diese Seite enthält noch den Anfang der Rede Ciceros pro Marcello mit dürftigen Worterklärungen. Auf dem vorletzten freien Blatt stehen 19 holländische Zeilen, die wohl kaum einen Aufschluß über die Geschichte der Anthologie oder auch nur der Aldina ergeben.

Eine Anzahl Arbeiten beschäftigt sich mit Leben und Werken einzelner Dichter der Anthologie.

O. Weinreich, Die Heimat des Epigrammatikers Poseidippos. Hermes 53 S. 434 f.

Zur Bestimmung der Lebenszeit des Poseidippos war man bisher besonders auf Anth. Pal. V 133 angewiesen; aber dieses Epigramm gestattete nur eine ungenaue Zeitangabe. Über die Heimat des Epigrammatikers war man ganz auf Vermutungen beschränkt. Jetzt entdeckte Weinreich eine Inschrift im Museum zu Thermon, Inventar Nr. 68, nach dem Schriftcharakter und nach prosopographischen Anzeichen aus der Zeit um 280 v. Chr. stammend, in der es Col. A. 23 f. heißt: *Ποσειδίππῳ τῷ ἐπιγραμματοποιῷ Πελλαίῳ ἔνγυος Κλεοκράτης Ἡρακλεώτας*. Nach dieser Inschrift erhält der Epigrammendichter Poseidippos von den Ätolern die

Proxenie. Wir sehen daraus, daß er aus Pella war, und können weiter schließen, daß er spätestens 312 geboren war. Das Nebeneinander von *α* und *η* war in Nordwestgriechenland üblich.

A. Rostagni, Poeti Alessandrini, Torino, behandelt, wie ich aus einer Zeitschrift ersehe, auch Asklepiades von Samos. Mir war das Buch nicht zugänglich.

E. Bethe, Die Zeit Nikanders. Hermes 53 S. 110f.

Für die Lebenszeit Nikanders, von dem die Anth. Pal. drei Epigramme erhalten hat (VII 453. 526. XI 7), liegen uns drei Ansätze vor. Nach dem ersten, in den Aratviten 1, 2 und 4 bei Westerm., in der Hypothes. zu Theokrit 1, in den Lykophronviten p. 4, 30 bei Scheer und im Schol. zu Theriaka 3, lebte er um 275 als Zeitgenosse des Arat, Theokrit, Kallimachos und Lykophron. Der zweite Ansatz in der 4. Vita Arati läßt ihn 48 Jahre jünger sein als Arat, also um 225 leben. Der dritte Ansatz datiert ihn nach Attalos III. (138—133), vgl. den Kommentar zu den Theriaka im *γένος* und zu V. 3. In einem delphischen Proxeniedekret, das Pomptow früher in das J. 266, nachher in das J. 205 setzte, finden sich die Worte: *Νικάνδρῳ Ἀναξαγόρου Κολοφωνίῳ ἐπέων ποιητᾷ*, vgl. Bull. de corresp. Hell. VI 1882 p. 217 Nr. 5, Collitz-Bechtel, Griech. Dialektinschriften II 2653 = Dittenberger Syllog I³ 452. Bethe nimmt infolgedessen zwei Dichter namens Nikandros an. Ist die letzte Datierung des Proxeniedekrets durch Pomptow richtig, so lebte Nikander, der Sohn des Anaxagoras, um 225—200 und wird als Dichter des Hymnus auf den Galliersieg Attalos I. angesehen werden dürfen. Auf den berühmten Nikander trifft dann der Ansatz auf 275 zu. Nach der früheren Datierung Pomptows müßte sich das Proxeniedekret allerdings auf diesen beziehen, und Damaios müßte dann für seinen delphischen Adoptivvater gehalten werden, ein Name, der nach Bethe nur in Delphi vorkommt.

K. Preisendanz, Zu Euenos von Askalon. Philologus. 75 S. 476f.

In der Anthol. Pal. werden drei Dichter mit dem Namen Euenos bezeichnet, ein *Ἀσκαλωνίτης* (IX 75), ein *Σικελιώτης* (IX 62) und ein *Ἀθηναῖος* (IX 602). Schon Th. Bergk hat den *Σικελιώτης* durch den *Ἀσκαλωνίτης* ersetzt, und Preisendanz bestätigt diese Vermutung jetzt, indem er nachweist, daß die Epigramme IX 60. 61. 62 nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reihenfolge erhalten sind. Das Gentile *Ἀθηναῖος* ist nach

Preisendanz dem Gedichte selbst entnommen; es gehört zu *Χαλκός* = *Χαλκοσθένης*, der dadurch als athenischer Künstler gekennzeichnet wird. So bleibt tatsächlich nur ein Epigrammatiker Euenos übrig, nämlich der *Ἀσκαλωνίτης*. Diesem will Preisendanz auch VI 170 zuweisen, indem er das überlieferte *ΘΥΗΛΛΟΥ* in *ΕΥΗΝΟΥ* ändert, was paläographisch nicht zu beanstanden ist; aber inhaltlich weicht VI 170 von den Gedichten des Euenos ab. Ich kann daher Preisendanz nicht beistimmen, sondern billige die von andern vorgeschlagene Änderung in *ΘΥΙΛΛΟΥ*, die mindestens ebenso leicht ist. Mit den Epigrammen des Thyillos berührt sich VI 170 sprachlich und inhaltlich, vgl. VII 223 und X 5. Das Epigr. IX 251 deutet Preisendanz auf Orakelstechbücher. Was die Lebenszeit des Euenos von Askalon betrifft, so läßt sich darüber bis jetzt nichts Bestimmtes angeben.

A. Veniero, Paolo Silenziario. Catania 1916. VIII, 368 S. 8.

Veniero gibt eine italienische Übersetzung der Epigramme, der *Ἐκφράσεις τῆς Μεγάλης Ἐκκλησίας* und *τοῦ Ἄμβωνος* sowie der Verse *εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά* im Versmaß der Originale mit Einleitung und Kommentar, in denen er die Ergebnisse der bisherigen Forschung übersichtlich zusammenstellt. Die Einleitung behandelt das Leben des Paulus und die literarischen Zustände zur Zeit Justinians, als Heidentum und Christentum miteinander im Kampfe lagen. Zu weit geht Veniero, wenn er behauptet, Paulus habe sich überwiegend die römische Elegie zum Vorbild genommen, und auch die Ansicht läßt sich nicht mehr aufrechterhalten, daß die Motive der römischen Elegie den alexandrinischen Elegikern entnommen seien, vgl. vor. Jahresber. Bd. 174 (1916/8. III) S. 17f. Mit großem Fleiß verzeichnet Veniero die Parallelstellen aus den römischen Elegikern, besonders aus Ovid, zu den Epigrammen des Paulus. Man wird ihm für dieses Material dankbar sein, sich aber vor der Meinung hüten müssen, als sei Paulus fast ausschließlich Ovid gefolgt. Textüberlieferung und Stil des Paulus kommen ebenfalls zur Behandlung.

Verbesserungen und Erklärungen zu einzelnen Gedichten der Anthol. Pal. geben:

1. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Dichterfragmente aus der Papyrussammlung der Kgl. Museen. Sitzungsb. der Preuß. Akad. d. Wissensch. 1918 S. 728f. Nr. 8 [V 151]. — Lesefrüchte. Hermes 54 S. 162f.

[V 236. 237. XIV 71. Appendix 182, vgl. dazu W. R. Paton, Die Großmutter Alexanders des Großen, vor. Jahresb. Bd. 178 (1919. I) S. 197, dessen Verbesserung mit der von Wilamowitz zusammentrifft.]

2. K. Preisendanz, Anthol. Pal. V 154. 155. Berl. phil. Wochenschr. 1918 Sp. 263. — Anthol. X 7. 14. 15. Wochenschr. f. klass. Philol. 1919 Sp. 499 f.
3. J. Sitzler, Anth. Pal. VII 486. XII 50. Simonides 107 = CJ. 1051 = Kaibel 461. Berl. phil. Wochenschr. 1921 Sp. 1054 f.
4. O. Roßbach, Zu Meleager von Gadara. Berl. phil. Wochenschr. 1917 Sp. 760. [XII 165.]
5. L. Weber, *ΣΥΚΛΕΦΕΡΜΗΙ.* II. Philol. 74. S. 248 f. [VII 296. Appendix 165. 191. 205.]

Wilamowitz veröffentlicht den Berliner Pap. Nr. 10 571, wohl ein Exemplar von Meleagers Stephanos, der V 151 enthält. Er hat V. 7 *δορᾷ*, wie Pierson und Graefe st. *δοραῖς* vermuteten. Nach V. 8, mit dem in der Anth. Pal. das Epigramm abschließt, folgt im Pap. ohne Absatz noch eine Zeile, von der *αιφιλονουτε* zu lesen ist. Dies bezeichnet Wilamowitz mit Recht als befremdlich, weil das Epigramm vollständig ist und ein neues Gedicht ein Lemma haben müßte. Eine Erklärung des Rätsels kann Wilamowitz nicht geben. Ist vielleicht *καὶ φιλόμουσε* zu lesen, so daß hier V. 4 wiederholt wäre? — 236, 9 erklärt Wilamowitz *λάοντα* = *βλέποντα*; es ist also nicht zu ändern. — 237, 3 ist unter Ares, wie er bemerkt, das Schwert zu verstehen, in dem der Geliebte sein eigenes Bild sieht.

VII 296 = Simonides 142 (Bergk) = Preger 269, das Grabepigramm auf die Toten in den Kämpfen bei Kypros, liegt nach der Meinung Webers bei Diodor, bzw. Ephoros, in seiner ältesten Fassung vor. Er glaubt, daß es tatsächlich auf einem Grabstein stand, ebenso wie seine Nachahmung auf der Stele von Xanthos, vgl. Kaibel epigr. 768. — 486, 1 nehme ich an dem Gen. *κόρας* neben dem Akkus. *παῖδα* Anstoß, da beide sich auf die gleiche Person beziehen; *κόρας* ist vermutlich im Anschluß an *ἐπὶ σάματι* aus *κόραν* entstanden; zu *κόραν παῖδα* vgl. Aristoph. Lys. 595. Demosthen. 21, 79.

X 7, 7 wünscht Preisendanz *οὐδ' ἑκατόμβης*, das er noch von *ἐπιδευῆ* (V. 5) abhängen lassen will; das wäre nach dem Zwischensatz: *ἀλλ' αἰεὶ θυόεντα καὶ ἔμπυρον* sehr hart, zumal

da οὐδ᾽ ἑκατόμβης allein stände, ohne irgendwelche weitere Stütze. Es wird im Anschluß an ἔμπυρον ὄνθ᾽ ἑκατόμβῃ zu lesen sein; Planudes hat ἐν δ᾽ ἑκατόμβῃ. — 15, 2 ist ιλλος mit der Randbemerkung ει überliefert. Preisendanz ändert ἵλαος; aber dann hat θελξινόοιο kein Beziehungswort. Planudes hat dem Sinne nach richtig εἴαρος. Ich vermute εἵλης „Sonnenwärme“, wie Aristoph. Vesp. 771 f. und sonst.

XII 50, 7 ist πιομένου γὰρ Ἔρως überliefert, worin ein schweres Versehen liegen muß, sei es infolge Unleserlichkeit der Vorlage oder aus sonst einem Grunde. An Stelle von πιομένου erwartet man μὴ μελέτω, dem Zusammenhang entsprechend. — 165, 4 liest Roßbach recht ansprechend φλέξειν st. πλέξειν, wozu er V 122, 6 und 287, 4 vergleicht.

XIV 71 stellt Wilamowitz wieder her, indem er im 1. Vers mit Beibehaltung von καθαρός das überlieferte ἁγνός in ἁγνῆς ändert, dem Versmaß und Sinn angemessen.

Appendix 165. 191. 205 = Preger 153 ist nach Weber bei Plut. Cimon 7 in älterer Fassung erhalten als bei Äschines III 184. Nach Äschines waren es die Inschriften dreier Hermen, die, vor der Halle des Befreiers Zeus aufgestellt, demselben Sieg galten. Von der rhetorisch gefärbten Geschichtschreibung wurden die Epigramme zu ähnlichen Zwecken verwandt wie von Äschines und Plutarch.

An Übersetzungen aus der Anthologia Pal. wurden mir bekannt:

1. Meleagros von Gadara. Der Kranz. Auswahl und Übertragung von A. Oehler.
2. R. Ropp, Love, Worship and Death. Some Renderings of the Greek Anthology. [Sappho, Erinna u. a.]
3. P. H. C. Allen, Übersetzung von Gedichten der griechischen Anthologie. Athenäum 4657 S. 680. [Strato, Rufinus, Paulus Silentiarius, Agathias.] 4658 S. 713. [Meleager, Nossis.]

An anderen Arbeiten über griechische Epigramme erwähne ich:

L. Weber, Steinepigramm und Buchepigramm. Hermes 52. S. 536 f.

Weber behandelt einige Epigramme, die in doppelter Form vorliegen, einer kürzeren und einer längeren; die erstere hält er für das Stein-, die letztere für das Buchepigramm. Das erste ist das Midasepigramm Anthol. Pal. VII 153 = Preger 233. Die Steininschrift bestand aus einem Vers und befand sich auf dem

Grab eines Midas in Phrygien, das mit einer Sirene oder Sphinx geschmückt war. Am Ende des 7. oder zu Beginn des 6. Jahrh. wurde sie erweitert, und aus dem Midas wurde der König Midas. Die erweiterte Form, die sich schon bei Platon Phaedr. p. 264c findet, schrieb man dann dem Kleobulos zu. — Dann stellt er Anth. Pal. VII 512 und 442 = Simonides 102 u. 103 unter Vergleichung mit Geffcken, Griech. Epigr. 152, zusammen; das erstere stammt nach ihm von einem Kriegerkirchhof in Tegea, das zweite ist eine Variation dazu auf Papier, vgl. Wilamowitz, Sappho und Simonides S. 215f. — An dritter Stelle führt er die Epigramme auf Solon Anth. Pal. VII 86 und 87 an, von denen er 86 für das Stein-, 87 für das Buchepigramm hält. „Mit der Restauration der Demokratie im 4. Jahrh. wurde vermutlich die Statue Solons mit dem Epigramm auf dem Markte Athens und sein Heroon auf Salamis errichtet." Vgl. auch Preger 242. — Das letzte Paar bilden die Epigramme Anth. Pal. 464 und 465; die Verse 465, 5f. stammen nach Weber vom Grabstein, aber der Anfang des Epigramms ist epideiktisch. Das Epigr. 464 setzt Kenntnis des Grabdenkmals mit seinem Gemälde voraus.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Lesefrüchte. Hermes 54 S. 168 erklärt das Epigramm Plut. Aemil. Paul. 15 aus *Νασικᾶς περὶ τοῦ Περσικοῦ πολέμου* = Cougny III 75 über die Höhenmessung des Olympos.

J. Geffcken und G. Herbig, *Ναξός*. Glotta IX S. 97 behandeln das Epigramm auf dem Koloß des Kypselos = Preger 53. Das Adjektiv *ναξός*, das sich nach *Ἀπελλᾶς ὁ Ποντικός* im 1. Vers der Inschrift fand, leitet Herbig von *νάσσω* ab, also „festgestampft, vollwichtig". Geffcken vermutet, daß der 1. Vers ursprünglich lautete: *εἰ μὴ ἐγὼ ναξὸς σφυρήλατός εἰμι κολοσσός κτλ.* Vgl. Geffcken, Griech. Epigr. 36.

E. Preuner, Aus Heinrich Nikolaus Ulrichs Nachlaß. Rhein. Museum 73 (1920) S. 273f. veröffentlicht Ulrichs Originalzeichnung des *βωμὸς δίδυμος* in Krissa, vgl. Kaibel, Epigr. Gr. 742 = Hoffmann, Sylloge epigr. Gr. 287, die Abschrift des Epigramms Kaibel 849 = Homolle Bull. Corresp. Hell. XXIV (1900) S. 170, sowie die des Epigramms Kaibel 103, wo Preuner V. 5 *ἀ]λλὰ σὺ μ[ὴ λείβ]ων*, V. 6 [*τοίας τ*]*ῷιδε*, V. 7 *προ*[*ανδή*]*σας*, V. 8 *παρ*[*ηγορίη*]*ς* ergänzt.

L. Radermacher, Kritische Beiträge. Wiener Studien 39 S. 67f. Nr. XIII verbindet im 5. Verse des Epigramms Kaibel

555 = CJG 6223 = JG XIV 1550 das Partiz. ἀέξων mit τόδε σῆμα und ἐτέλεσσε mit τεθνηότι θεσμόν.

L. Weber, ΣΥΚΛΕΦΕΡΜΗΙ. III. Rest einer Herme vom Staatsmarkte von Athen (JG I 333). Philologus 76 S. 60f. verteidigt gegen E. Bormann, vgl. vor. Jahresb. Bd. 178 (1919. I) S. 201, die von Kirchhoff und Wilhelm gegebene Erklärung, daß es sich um die Schlacht bei Marathon handle. Der Stein ist nach ihm der Rest der Basis, auf der die zur Feier des Sieges über die Perser auf dem Markte Athens errichteten Hermen standen.

W. Bannier, Zu griechischen Inschriften I. Berl. phil. Wochenschrift 1917 Sp. 1440f., bespricht folgende Inschriften: JG IX 1, 868 = Hoffmann Sylloge 47, JG XII 9, 287 (vgl. Berl. phil. Wochenschr. 1916 Sp. 1228. 1917 Sp. 511f., 1281), JG VII 1880 = Hoffmann 56 = Kaibel 486, wo er Ἐπολιγείδᾳ st. ἐπ' Ὀλιγείδᾳ lesen will, JG IX 2, 255 = Hoffmann 55, JG IV 561. Gegen Banniers Lesung JG VII 1880 Ἐπολιγείδᾳ erhebt E. Loch, Zur böotischen Grabinschrift JG VII 1880. Berl. phil. Wochenschr. 1918 Sp. 167f. Einspruch; er hält an ἐπ' Ὀλιγείδᾳ fest, indem er μνᾶμα (ἐπι)τιθέναι ἐπί τινι als böotische oder äolische Ausdrucksweise nachweist. Bannier, Zu griechischen Inschriften II. Berl. phil. Wochenschr. 1918 Sp. 977 f., verteidigt seine Lesung, indem er bemerkt, es sei sehr fraglich, ob das, was für einfache Grabschriften gelte, auch auf metrische, in daktylischem Versmaß abgefaßte, die aus dem engen Kreis ihres eigentlichen Sprachgebiets heraustreten, anwendbar sei; übrigens sei τιθέναι ἐπί τινι gar nicht speziell böotisch; denn es fände sich auch auf der euböischen Grabschrift JG XII 9, 285. Außerdem behandelt er an dem genannten Orte JG XIV 1474 = Kaibel 611 = Cougny II 537 und 516. In der Ergänzung der beiden letzten Verse weicht Bannier von Kaibel ab; er wünscht φαιδίμῳ υἱῷ st. καὶ Διὸς υἱῷ und μένει θάνατος coll. Eurip. Herc. fur. 307. Weiter bespricht er JG IV 177, IX 2, 1098 und IV 1611.

F. Hiller v. Gärtringen, Kallimachos von Aphidnä. Hermes 54 S. 211, behandelt JG I 350b Suppl. p. 153 = Hoffmann Sylloge 212, eine Weiheinschrift auf einer Hermesstatue, die nach dem Tode des Kallimachos in der Schlacht bei Marathon vom Demos durch einen ehrenvollen Zusatz erweitert wurde. Die Inschrift besteht also aus zwei Teilen, und dementsprechend verfährt Hiller bei der Ergänzung, die er gibt. — Ein attisches Epigramm aus dem Perserschutte. Ebenda S. 328. Die Bruchstücke JG I Suppl. p. 41, 373b und p. 79, 373[1] = Hoff-

mann 210 und 208 werden von Hiller im Anschluß an Lolling im *Κατάλογος τοῦ ἐν Ἀϑήναις Ἐπιγραφικοῦ Μουσείου*, hrsg. von P. Wolters 1899 Nr. 237, ergänzt und zu einem Epigramm vereinigt. — Weiter wird das Epigramm von Julis JG XII 5 611 = Geffcken, Griech. Epigr. 74 = Hoffmann 371 von Hiller hergestellt.

H. Pomptow, Delphische Neufunde III. Klio 15 S. 303f., veröffentlicht eine Anzahl Epigramme, die sich auf Weihegeschenke an Asklepios beziehen oder sonst mit ihm in Beziehung stehen.

E. Preuner, Honestos. Hermes 55 S. 388f., bespricht die Epigramme dieses Dichters, der als *Βυζάντιος* oder *Κορίνϑιος* bezeichnet wird. Zuerst betrachtet er das Epigramm Bull. Corr. Hell. XXVI (1902) S. 153 Nr. 4, das für die Statuen der Tochter des Augustus Julia und ihrer zwei Söhne C. und L. Julii Caesares bestimmt war, die im J. 3 oder 2 v. Chr. im helikonischen Musentale errichtet wurden. Dann stellt Preuner im Anschluß an ein Epigramm des Honestos auf ein Weihegeschenk des 3. Jahrh. v. Chr. einen Stammbaum der Attaliden auf. Darauf behandelt er die Gedichte, die Honestos um dieselbe Zeit wie die auf Julia und ihre Söhne auf die neun Musen verfaßte. Zu diesen gibt er einige Verbesserungen und Ergänzungen. Dem Honestos weist Preuner auch das zweite Epigramm auf Euterpe zu sowie das auf Mnemosyne, die Mutter der Musen. Die erste Weihung der Musengruppe setzt Preuner in den Anfang des 2. Jahrh. v. Chr.; das Standbild der Mnemosyne und der zu ihr gehörigen zweiten Musengruppe gehört nach ihm einer späteren Zeit an. Zum Schlusse würdigt Preuner noch den Honestos als Dichter.

O. Fiebiger, Die Grabschrift des Lakoniers Epaphrys. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1916 S. 395f., veröffentlicht und bespricht die Grabschrift, die aus Hexameter, zwei unmittelbar aufeinander folgenden Pentametern und zum Schlusse zwei Hexametern besteht. Epaphrys gehörte nach ihm zu den Seesoldaten, die im J. 254 n. Chr. von dem Kaiser Gallienus den von den Herulern bedrängten Athenern zu Hilfe geschickt wurden und so für die Freiheit Griechenlands kämpften.

Guiel. Vollgraff, Ad epigramma Graecum nuper in Aegypto repertum (Rev. des études grecques 1915 S. 55). Mnemosyne 47 S. 54, weist auf die Synizese im 5. Verse *Δημητρίου* hin und verbessert V. 8 *εἰ γοῦν* st. *ἤγουν*. — Epigrammata emendata. Ebenda S. 251, verbessert und ergänzt zwei Epi-

gramme, die im American Journal of Archaeology 1913 S. 171 und 185 veröffentlicht sind.

Ch. Chariton f. Charitonidis, Epigramma emendatum. Mnemosyne 47 S. 116, liest in einem von A. Arvanitopulos, *Θεσσαλικὰ μνημεῖα* p. 123 bekannt gemachten Epigramm: *ψυχὴν μὲν ἐν Εἰδομένῃ* [= *πόλει Μακεδονικῇ*] *προελίνπανεν, ὄστεα δὲ κτλ.*

Th. Reinach spricht in Académie des Inscriptions 1920, 20. Februar, über ein griechisches Epigramm; aber nähere Angabe darüber kann ich nicht machen, da mir die Zeitschrift nicht zugänglich ist.

Bericht über die in den letzten Jahrzehnten über Platon erschienenen Arbeiten.

Von
Constantin Ritter in Tübingen.

(Fortsetzung; s. Bd. 187, 1 ff.)

4. Inhaltliche Einzelbetrachtung.

A. Der älteren Schriften bis zum Phaidon.

(Pr — Hp II — La — Ch — Eu — Ap — Cr — G — Me — Eus — Cra — Hp I — Mx — Ly — Sy — Phn.)

[Die schon im letzten Bericht angewandten Abkürzungen sind beibehalten: Pl. = Platon, Sokr. = Sokrates, Ap = Apologia, Ch = Charmides, Cr = Kriton, Cra = Kratylos, Cs = Kritias, Eu = Euthyphron, Eus = Euthydemos, G = Gorgias, Hp I u. II = Hippias I (maior) u. II (minor), La = Laches, Ly = Lysis, Me = Menon, Mx = Menexenos, N = Nomoi, Pa = Parmenides, Po = Politikos, Phi = Philebos, Phn = Phaidon, Phs = Phaidros, Pr = Protagoras, Rp = (Respublica) Politeia, So = Sophistes, Sy = Symposion, Ti = Timaios, Th = Theaitetos. Bei Zitaten aus den Dialogen sind die Hunderter dreisilbiger Seitenzahlen weggelassen.]

Ich beginne mit dem **Protagoras.**

Bei Prächter (Überweg) S. 206 sind folgende neueren der Erklärung dienenden Schriften nachgewiesen:

Band II von Platons ausgewählten Dialogen erklärt von H. Sauppe. 4. Aufl. Berlin (Weidmann) 1884.

„ IV von Platons ausgewählten Schriften, für den Schulgebrauch erklärt von Ch. Cron u. J. Deuschle, 6. Aufl. neu bearb. v. W. Nestle. Leipzig (Teubner) 1910.

In größerem Zusammenhang ist der Dialog gewürdigt von Pfleiderer [1]), Sokrates und Plato, 1896, S. 142. 148. 150 (u. sonst). — Lutoslawski, Plato's Logic, 1897, S. 205—207. — Th. Gomperz, Griechische Denker II², 1903, S. 250—263. — Natorp, Platos Ideenlehre, 1903, S. 10—18. — Räder, Platons philosophische Ent-

[1]) Die hier in zeitlicher Folge aufgeführten Schriften sind auch bei den andern platonischen Dialogen immer gemeint, wenn nur der Name der Verfasser, Pfleiderer usw. — Prächter, angegeben wird.

wicklung, 1905, S. 106—111. — Ritter, Platon I, 1910, S. 309 bis 342. — Windelband-Bonhöffer, Gesch. d. antiken Philos.[3], 1912, S. 150 f. — Pohlenz, Aus Platos Werdezeit, 1913, S. 77—112. — v. Arnim, Platos Jugenddialoge, 1914, S. 1—14. 18—26. 90—94. — Wilamowitz, Platon, 1919, S. 137—150. — Überweg-Prächter, Grundr. d. Gesch. d. Philos. I[11], 1920, S. 140—144.

Die Echtheit wird heute von keinem vernünftigen Beurteiler mehr angefochten. Daß es ein Jugenddialog ist, darüber herrscht auch Einstimmigkeit. v. Arnim will beweisen, es sei überhaupt Pl.s erste Schrift. Für ganz unmöglich halte ich das zwar nicht, jedoch v. A.s Beweis hat für mich keine Kraft. Er geht aus von der Vergleichung mit dem La. Da eine Untersuchung über das Wesen der Tapferkeit sowohl hier wie dort angestellt wird, meint er (S. 3): „es muß möglich sein, durch methodische Analyse und Vergleichung beider Darstellungen zu ermitteln, welche von beiden früher geschrieben ist. Denn wir glauben nicht, daß ein Schriftsteller wie Pl. bei der Ausarbeitung einer zweiten Behandlung desselben Gegenstandes die frühere Darstellung ganz unberücksichtigt lassen kann.“ Das bestehende Verhältnis ist nun zu beurteilen aus folgendem (S. 24): „Daß die *ἀνδρεία = ἐπιστήμη τῶν δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν* sei, wird im Pr weitläufig bewiesen; was aber Pl. unter dieser *ἐπιστήμη* versteht, bleibt zweifelhaft. Im La dagegen wird diese Definition der Tapferkeit von Nikias gleich am Anfang seines dialektischen Gesprächs mit Sokr. wie etwas Bekanntes und aus der Lehre des Sokr. sich Ergebendes eingeführt. Eine positive Begründung dieser Definition wird aber nirgends gegeben.“ (25) „Schon diese einfache Erwägung kann uns lehren, daß der La nach dem Pr geschrieben ist. Denn es ist Pl. nicht zuzutrauen und entspricht nicht seinen methodischen Grundsätzen, die Wahrheit eines Satzes schon für erwiesen zu halten, wenn sich einige dagegen erhobene Bedenken als nicht stichhaltig erwiesen haben . . . Als bekannt setzt Pl. in seinen Dialogen, soweit es sich um wissenschaftliche Sätze handelt, nur das gelegentlich voraus, was er in einer früheren Schrift genügend erledigt zu haben glaubt. — Es ist ferner unverkennbar, daß der La die im Pr gegebene Definition der Tapferkeit nur mit Vorbehalt billigt; denn es wird gegen sie von Sokr. selbst ein Bedenken erhoben, das unerledigt bleibt“; nämlich es „ist in dieser Definition die differentia specifica noch nicht enthalten, welche die Tapferkeit als eine Spezies der Tugend von ihren übrigen Spezies, wie Gerechtigkeit und Besonnenheit, unterscheidet. (Daß Pl. diesen Einwand für berechtig ansieht und

eine Modifikation der Definition für nötig hält, hätte nie bezweifelt werden sollen.)" Der Verfasser des La ist in der Erkenntnis weiter fortgeschritten. Nur seine Dialogperson (27) „Laches steht auf dem Standpunkt, dem im Pr alle Anwesenden zustimmen, daß das Gute im Grunde mit dem Angenehmen identisch sei; Nikias hingegen meint ein höchstes Gut, das nicht auf einer günstigen Lust-Unlust-Bilanz beruht und auf äußeren Erlebnissen, die der Seher voraussagen kann, sondern auf der Beschaffenheit der Seele selbst. Gut und heilsam ist nach dieser Auffassung dem Menschen vor allem, was seine Seele aus moralischer Verderbnis rettet". Das Furchtbare und Nicht-Furchtbare bekommt damit einen Sinn, „den man im Pr nur ahnen kann, aber nirgends mit Händen greift". Und so muß denn eben „der La nach dem Pr geschrieben sein, weil er das, was wir als Pl.s spätere Lehre kennen, klarer macht". Besonders lehrreich ist der Abschnitt des La, der Beispiele einer *φρόνιμος καρτερία* anführt, die nicht *ἀνδρεία* ist. Das erste, *εἴ τις καρτερεῖ ἀναλίσκων ἀργύριον φρονίμως, εἰδὼς ὅτι ἀναλώσας πλέον ἐκτήσεται* (31), „richtet sich direkt gegen die hedonistische Tugendlehre im Pr, welche das Wesen des tugendhaften Handelns im Vorauswissen des äußerlichen sinnlichen Vorteils erblickt (56 b)". Eben „diese Theorie der Tugend will Pl. durch seine Beispiele lächerlich machen". Das Bezeichnende der ganzen Reihe von Beispielen ist, „daß Pl. den im Pr gemachten Unterschied von *θαρραλέοι ἀπὸ τέχνης* und *ἀνδρεῖοι μετὰ μετρητικῆς ἐπιστήμης* nicht mehr aufrecht erhält, sondern beide Erscheinungen unter einem einheitlichen philosophischen Gesichtspunkt zusammenfaßt". Man soll sehen, daß er es aufgegeben hat, die fachliche *ἐπιστήμη τῶν δεινῶν* von der allgemeinen *μετρητική* zu unterscheiden. „Diese Betrachtung", meint v. A., „muß jedermann überzeugen, daß der La geschrieben ist, um das Rätsel zu lösen, das Pl. seinen Lesern im Pr aufgegeben hatte."

Freilich ist er gar nicht der Meinung, daß Pl., wie er den Pr schrieb, von der Tugend wesentlich anders gedacht habe als zur Zeit, da er ihm den aufklärenden La nachschickte. Der Beweis, urteilt er, den Sokr. gegen Pr führt, um zu zeigen, auch die Tapferkeit, wie jedes andere Stück der *ἀρετή*, sei ihrem Wesen nach Weisheit, könne nicht ernst gemeint sein. Er erklärt zwar selbst: „in gewissem Sinn hat Pl. immer das sokratische Paradoxon, daß Tugend Wissen ist, vertreten", in dem Sinn nämlich, daß er „ein Wissen, gegen das sich die Triebe auflehnen, nicht als echtes Wissen gelten lassen will". Er erkennt auch an, daß der Satz aus Pr 58 c *οὐκ ἔστι τοῦτο ἐν ἀνθρώπου φύσει, ἐπὶ ἃ οἴεται κακὰ*

εἶναι ἐθέλειν ἰέναι ἀντὶ ἀγαθῶν „ein Kardinalsatz der platonischen Ethik“ ist. Dessenungeachtet vertritt er die Ansicht, Pl. spiele im Pr nur mit dem hedonistischen Gedankengang, um den Sophisten in Verlegenheit zu bringen, der nicht imstande sei, eine Theorie der Ethik aufzustellen, die über die verworrenen Meinungen der Menge hinausführe. Er mahnt (11), zu beachten, wie im Streit überall nur bewiesen werde, daß die πολλοί auf seine Fragen nach der Begründung des Guten stets schließlich auf das Angenehme zurückgreifen und unfähig seien, ihm eine selbständige Bedeutung zu geben, „und Pr ist in diesem Punkte εἷς τῶν πολλῶν. Daß aber auch Sokr. selbst diese Unfähigkeit teilt, ist mit keinem Worte angedeutet“. Und indem er andere Dialoge heranzieht, behauptet er, im G werde „auf einen ziemlich eristischen Beweis hin die Verschiedenheit des Angenehmen vom Guten konstatiert“, und das erkläre sich eben am leichtesten daraus, daß „dieser Gegensatz von vornherein das ποῦ στῶ des platonischen Philosophierens gebildet hatte“. Vom Ph aber urteilt er, daß dort genau die hedonistische Theorie des Pr bekämpft werde, in einer Weise, durch die Pl. sich selbst beschimpft und herabgewürdigt hätte, wenn diese Theorie früher ein Stück seiner eigenen Überzeugung gebildet hätte.

Ich bin über diesen wichtigen Punkt ganz anderer Meinung: Das Verständnis wird dadurch erschwert, daß der junge Pl. starken Widerwillen hegt gegen die Prägung fester Wortbezeichnungen wegen der Gefahr, daß sie zu gedankenlosem Nachsprechen der Worte eines Meisters verleiten. So kritisiert er zwar oft mit aller Schärfe die in der gemeinen Sprache üblichen Bezeichnungen, um darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht scharf und klar sind, aber er verschmäht es doch nicht, sie vorher und nachher im üblichen Sinn zu verwenden. Für den Verstand des gemeinen Manns sind ἡδύ, ἀγαθόν, καλόν getrennte Begriffe und steht das ἡδύ oft im Gegensatz zum ἀγαθόν. Jeder — dies legt uns Pl. im 9. Buch der Rp dar — fühlt von Kind an die Süßigkeit der sinnlichen Lust; viele lernen bald auch die schmeichelnde Befriedigung des Verlangens nach Anerkennung und Bewunderung durch andere kennen; nur wenige machen, sich selbst überlassen, allmählich die Erfahrung, daß es eine Befriedigung gibt, die weder sinnlicher Art noch von dem Zoll der Zustimmung anderer Personen abhängig ist. Und doch ist diese, den meisten wenig bekannte, Befriedigung die nachhaltigste und beglückendste. Das ist Pl.s Glaube, den er von Sokr. übernommen und sein ganzes Leben hindurch festgehalten und verkündet hat, mit besonderem Nachdruck im G, in der Rp

und den N. Ich führe zu der vom Verf. selber (9 f.) aus N 689 a angezogenen nur 3 weitere Stellen an. An der ersten, Rp IX 80 b c, spricht Pl. mit auffallender Feierlichkeit und legt, nur durch einen ganz leichten Schleier verhüllt, ein persönliches Bekenntnis zum Eudämonismus ab (*ὁ Ἀρίστωνος υἱὸς τὸν ἄριστον καὶ δικαιότατον εὐδαιμονέστατον ἔκρινε*). Der Wortlaut der zweiten, 583 a, gibt uns die Berechtigung, den Standpunkt des Verfassers der Rp genau mit der Kennzeichnung zu versehen, die v. A. der im Pr von Sokr. entwickelten Theorie gibt, nämlich „hedonistischer Utilismus". Die dritte aber, die über mehrere Kapitel in den N sich erstreckt (Buch 2 K. 7—11), zeigt, daß auch der greise Pl. diese ethische Theorie noch festgehalten hat, und ist besonders geeignet, den Sinn der G-Beweise, die man dagegen kehren will, aufzuhellen. Ich verweise auf meine Inhaltsdarstellung der N (Leipzig 1896, S. 13 f.), deren Sätze ich hier vollständig abschreiben müßte, um alles deutlich zu machen, außerdem auf meinen Platon I S. 319 ff., 333 f., 447 ff., wo ich zu zeigen gesucht habe, daß weder die Beweisführung des Pr noch die des G von den sie bekrittelnden Gelehrten richtig verstanden wird. Mit der allerstrengsten Strafe wird in jenem Abschnitt der N der Dichter bedroht, der sich herausnähme zu sagen, *ὡς εἰσί τινες ἄνθρωποί ποτε πονηροὶ μέν, ἡδέως δὲ ζῶντες, ἢ λυσιτελοῦντα μὲν ἄλλα ἐστὶ καὶ κερδαλέα, δικαιότερα δὲ ἄλλα*: der *δικαιότατος βίος* ist zugleich *ἥδιστος*, der *ἄδικος βίος οὐ μόνον αἰσχίων καὶ μοχθηρότερος ἀλλὰ καὶ ἀηδέστερος τῇ ἀληθείᾳ τοῦ δικαίου τε καὶ ὁσίου βίου*. Kein Vater kann seinen Kindern, kein wohlmeinender Gesetzgeber den Bürgern etwas vorschreiben und anempfehlen, wovon er überzeugt wäre, daß es ihr Glück beeinträchtigte. Und wollte einer das, so wäre es umsonst. *οὐδεὶς γὰρ ἂν ἑκὼν ἐθέλοι πείθεσθαι πράττειν τοῦτο, ὅτῳ μὴ τὸ χαίρειν τοῦ λυπεῖσθαι πλέον ἕπεται*. Und es läßt sich rein nicht finden, was an dem *ἀγαθόν* oder *καλόν* lockend und rühmenswert sein sollte als eben die *ἡδονή*, die drinnen steckt (*τί γὰρ δὴ δικαίῳ χωριζόμενον ἡδονῆς ἀγαθὸν ἂν γίγνοιτο;*) Wer diese Kapitel der N (und dazu die Rp und den Phi) beherzigt, kommt mit dem üblichen Versuch, den Platon von dem Vorwurf des „Hedonismus" zu entlasten, wirklich nicht aus und verrät nur, daß er die Frage nicht in ihrer ganzen Tiefe erfaßt hat. Daß die *μετρητικὴ τέχνη* im Pr, die v. A. (14) für ein „unsinniges Projekt" erklärt, wirklich ernst zu nehmen, das dürfte auch aus Vergleichung zwischen Pr 56 b ff. und Phi 41 e, N 663 b (nebst Rp VII 23 b) sich ergeben [1]).

[1]) Man vergleiche auch Cicero Off. III, 3, 11.

Im einzelnen möchte ich noch verschiedene Sätze beanstanden. S. 5 sagt v. A., im La werde bewiesen, daß wer ohne fachliche Ausbildung im Schwimmen oder im Reitergefecht mutig ausharrt, „mehr Anrecht auf den Namen eines Tapferen hat, als wer dies auf Grund seiner Fachkenntnis tut“. Und diese Ansicht, erklärt er, sei nicht nur evident richtig, sondern stimme auch, im Gegensatz zu dem, was der Pr über die Sache bemerke, mit Pl.s späterer wohlbekannter Auffassung überein. Ich vermag in den Ausführungen des Pr und La so wenig einen sachlichen Gegensatz zu finden, daß ich vielmehr meine, nur durch ihre Vereinigung könne Pl.s Auffassung beschrieben werden. Mutig oder tapfer sind durchaus nicht alle Leute, deren Verhalten der Menge Bewunderung abnötigt. Wer die Lebensgefahr gar nicht kennt, in die er sich begibt und deshalb vor dem Tod, den andere für ihn fürchten, keine Angst hat, legt mit seinem Bestehen der Gefahr keine wirkliche Probe von Mut ab. Das betont der Pr. Und anderseits, das belehrt uns der La: wer so gut auf die Bestehung einer Gefahr eingeübt ist, daß er sich so ziemlich darauf verlassen kann, in ihr nicht unterzugehen, für den ist es auch keine Heldentat, wenn er sich ihr aussetzt. Demnach: nur wo wirkliche Gefahr droht und von dem Bedrohten klar erkannt ist, ist überhaupt der Boden für die Bewährung von Tapferkeit. Und da gilt dann allerdings: je größer die Gefahr ist, desto größer die Tapferkeit. Für den Ungeübten aber ist sie größer als für den Geübten. Auch mir scheint es absichtliche Zurückhaltung, daß der Pr nur eine einseitige Auffassung gibt. Aber ich meine, auch der La ist einseitig und verlangt vom Leser Ergänzungen. Auch sein Sokr. ist „mehr Elenktiker, der den Leuten, am liebsten den sich weise dünkenden, ihren Mangel an echtem Wissen nachweist, indem er sie in Widersprüche mit ihren eigenen Behauptungen verwickelt“. Denn wenn La 93 b nach Gegenüberstellung eines, der dem Gegner Stand hält, weil er weiß und *φρονίμως λογιζόμενος* sich vorhält, er selber sei tüchtiger zum Kampf und habe alle möglichen Vorteile für sich, und eines anderen, der unter ungünstigen Verhältnissen gleichfalls aushält, uns sagt: *ἀφρονεστέρα γε ἡ τούτου ἢ ἡ τοῦ ἑτέρου καρτερία*, so gilt das doch nur, so lang man außer Acht läßt, was das wirklich Furchtbare ist. Das ist eben nicht der Tod, und auch Wunden und Gefangenschaft sind es nicht. Denn sie gehen den Zustand der Seele nichts an, treffen nur den Körper. Die *μετρητική* des *ἐπιστήμων* läßt sie, an den Gütern und Übeln der Seele gemessen, zu voller Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen. Wenn also jeder der beiden Dialoge aus

dem andern seine Ergänzung erhält, so ist über ihr zeitliches Verhältnis von da aus nichts zu entscheiden.

Habe ich mit diesen Ausführungen Recht, so fallen die meisten chronologischen Folgerungen um, die v. A. über das Verhältnis zwischen Pr, La, G und Rp I aufgestellt hat. Sehen wir aber nach weiteren Einzelheiten.

S. 14 knüpft v. A. an die Erklärung des Sokr. im Pr, *σωτηρία τοῦ βίου* könne nur eine Meßkunst bringen, die offenbar eine Wissenschaft sein müsse, die Frage an, ob Pl. über die Schwierigkeiten der Begründung der geforderten Wissenschaft so leicht hinweggleiten könnte, „wenn er eine für die Ethik grundlegende Erfindung gemacht zu haben glaubte". Würde er dann nicht, wie in Rp V, beflissen sein, die Durchführbarkeit seines Planes zu beweisen? Ich erinnere ihn daran, daß er selber im Vorwort (V) uns belehrt: „Die erste Schriftenreihe ist bestimmt, durch Kritik der im Volke verbreiteten oder von anderen Philosophen vertretenen ethischen Ansichten die Leser schließlich auf den Punkt zu treiben, von dem aus der Grundgedanke der platonischen Philosophie, die Realität der Ideen, begriffen werden kann. Darin liegt ihre große Bedeutung. Sie sind Prolegomena zur Ideenlehre." Das soll gelten. Aber sollte dann nicht die Bedeutung des Pr darin liegen, daß er Prolegomena zur Ethik geben will?

Daß ich so ziemlich mit allem, was v. A. S. 15—23 über das Verhältnis der Lehre vom Guten oder der Tugend, die der Phn und die Rp geben, zu den Ausführungen des Pr nicht einverstanden bin, ergibt sich aus dem schon Bemerkten.

S. 28 behandelt v. A. die Worte *θρασύς* und *θαρραλέος* als gleichsinnig. Dann allerdings ergibt sich ein Gegensatz zwischen Pr und La. „Während bei Protagoras die *ἀνδρεῖοι* eine besondere Spezies von *θαρραλέοι* bilden, schließen sich bei Nikias die Begriffe *θρασύς* und *ἀνδρεῖος* gegenseitig aus. Bei ihm ist die *θρασύτης* immer mit *ἀπρομηθία* verbunden, während es bei Protagoras *θαρραλέοι ἀπὸ τέχνης* gibt, ein Fall, der im La nur in dem Lachesgespräch 93 b berücksichtigt wird. Die *θρασεῖς* des Nikias umfassen nur die *θαρραλέοι ἀπὸ θυμοῦ καὶ ἀπὸ μανίας* des Protagoras. Es ist also klar, daß die Distinktion der Begriffe im La eine andere ist als im Pr. Nur die im La ist platonisch. Zu ihr stimmt die Stelle im Me 88 b, nach welcher diejenige *ἀνδρεία*, die nicht *φρόνησις* ist, *ἀλλ' οἷον θάρρος τι*, bald schadet, bald nützt. Um zu nützen, muß sie sich mit dem *νοῦς* verbinden." Ein *θάρρος*, das schadet oder schaden kann, ist keine *ἀρετή*, verdient also, trotz der Bewunderung,

die die πολλοί dem θρασύς, dem tollköpfigen Draufgänger, zollen mögen, den Namen ἀνδρεία nicht. Auch im Pr sind die Begriffe θρασύς und ἀνδρεῖος unvereinbar und der Me ist mit ihm so gut in Übereinstimmung wie mit dem La.

S. 35 ergeht sich v. A. in allgemein gehaltenen, vorwiegend psychologischen Betrachtungen, die zeigen sollen, „wie geeignet der Pr ist, als der erste sokratische Dialog Pl.s zu gelten“: „Es ist unwahrscheinlich, daß Pl. sein erstes Werk, durch das er den sokratischen Dialog als Kunstform der philosophischen Literatur kreierte, nicht dazu benutzt haben sollte, die philosophische Schriftstellerei, die er plante und begann, im Gegensatz zu allen schon vorhandenen philosophischen Werken hinsichtlich ihrer formalen und inhaltlichen Eigenart zu rechtfertigen. Zweierlei müssen wir a priori von dem ersten philosophischen Dialoge Pl.s erwarten: 1. daß er die dialogische Kunstform als die beste für philosophische Untersuchungen erweise, so daß der Leser deutlich erkennt, warum Pl. dieser Form vor dem zusammenhängenden dogmatischen Lehrvortrage und überhaupt vor allen übrigen Lehrformen den Vorzug gibt, 2. daß er den Leser über die Aufgaben, die sich Pl. als Philosoph stellt, unterrichte. Wir erwarten, daß der erste sokratische Dialog in Ansehung der Kunstform sowohl wie des philosophischen Inhalts einen programmatischen Charakter zeige.“ Erwarten wir das wirklich? Und müssen wir, wie v. A. meint, die Hauptabsicht des ganzen Dialogs darin erkennen, daß Pl. „seine eigenartige philosophische Methode und seine eigenartige Auffassung von den Aufgaben der Philosophie veranschaulichen“ wollte, „indem er sie den Methoden und Auffassungen der anderen Philosophen so gegenüberstellte, daß ihr Vorzug in die Augen sprang“? Und wenn dem so wäre, sollte der jugendliche Künstler, der seine Tragödien verbrannte und zur dramatischen Gesprächsbehandlung der Fragen überging, die ihm durch Sokr. die wichtigsten geworden waren, vor allem das Bedürfnis empfunden haben, die Leser möglichst genau über seine schriftstellerischen Absichten aufzuklären? Zur Einführung in eine ganze Reihe sachlich zusammenhängender Dialoge — des La Ch Eu samt Rp I und Eus und Me —, meint v. A., „eignet sich kein anderer Dialog als der Pr, weil er das Thema aufstellt, zu dem die anderen einzelne Beiträge liefern“. Ja wohl. Allein wenn v. A. fragt: „Oder wäre es angemessener gewesen, wenn Pl. mit einer Spezialuntersuchung über eine einzelne Tugend seine Schriftstellerei begonnen hätte?“, so meine ich, wir kommen mit dem Gesichtspunkt der Angemessenheit nicht durch. Und die

Antwort befriedigt mich darum gar nicht, die er selber sich gibt mit den Worten: „Gewiß nicht! Denn immer gibt uns in der Wissenschaft der Ausblick in weite Gefilde und der Aufblick zu hohen Zielen erst den Mut und die Kraft zu der mühsamen Arbeit im einzelnen und kleinen.“ Pl. sucht wohl von Anfang an wissenschaftliche Klarheit und dringt, nach Sokr.' Vorgang, auf die Notwendigkeit, sie zu schaffen. Aber sein erstes Anliegen ist, diesen seinen Meister uns zu zeigen. In diesem Sinn ist sowohl der Pr geschrieben als der La. Und wenn man fragt, welcher der beiden Dialoge eben dieser Absicht am besten entspreche, so möchte ich urteilen: der La. So habe ich ihn in meinem Platon dem Pr vorausgestellt mit der Begründung (S. 294:) „Es ist recht, als ob hier Sokrates seinen Mitbürgern, die ihn noch verkennen und seine schlichte erzieherische Arbeit übersehen, zum erstenmal vorgestellt werden sollte als der Mann, der stets mit den Fragen des Jugendunterrichts sich beschäftigt und am zuverlässigsten über das, was not tut, belehren kann, obgleich er es ablehnt, als Lehrer und Autorität anderen gegenüber aufzutreten.“

Auch Wilamowitz stellt den Pr dem La voraus, nur stellt er ihn nicht ganz an den Anfang der Schriftstellerei Pl.s. Er schreibt (I 144): „Die Exposition gibt uns ganz deutlich an, was der Dialog will, die Weisheitslehrer vorführen, wie sie sind, damit wir uns ein Urteil über den Wert ihrer Ware bilden.“ Aber ausgesprochen wird das Urteil nicht. „Sokr. traut sich das ja selbst nicht zu. Er ist zu jung, sagt er. In der Tat, Pl. führt seinen Lehrer in den Jahren ein, da er noch kein bekannter Mann war; er macht ihn sogar mit Absicht etwas jünger, als er war, da Protagoras sein Vater sein könnte, 17 c. Damit ist ausgeschlossen, daß es auf die Lehren ankommt, die Sokr. vortragen wird; die Verkehrtheit springt in die Augen, wenn uns zugemutet wird, Pl. hätte den Dialog geschrieben, um seine Ansicht über das Verhältnis der Tugenden zueinander oder über ihre Lehrbarkeit auseinanderzusetzen; da hätte ja der größte Teil der Schrift nur den Wert eines hübschen aber entbehrlichen Beiwerks . . . Wenn der Dialog eine praktische Folge haben soll, kann er nur dazu auffordern, statt der Sophisten den Umgang mit Sokr. zu suchen; denn eine Lehre, die auch von dem Toten herstammend empfohlen werden könnte, gibt es nicht von ihm. Schon darum ist der Dialog notwendig geschrieben, als Sokr. noch lebt. — Die Eingangsszene lehrt uns noch mehr: sie lehrt uns, wie Pl. dazu gekommen ist, den Pr zu schreiben. Wer ist denn der wissenshungrige Jüngling eigentlich, den Sokr. davor be-

wahrt, sich den Sophisten unbesehens gefangen zu geben? Spüren wir nicht des Jünglings Pl. eigene Erfahrungen? So leidenschaftlich ist er noch kürzlich hinter allem hergewesen, das zu lernen war: so unbesinnlich, wie er sich jetzt eingestanden hat. Wer hat ihm zur Einsicht verholfen? Bei Sokr. hat er es gelernt; den hat er in den Gymnasien mit den weisen Männern disputieren gehört und sich gefreut, wenn er sie abtrumpfte; der hat ihn unter vier Augen gemahnt, bei allem an das Heil seiner Seele zu denken. Das also drängt es ihn darzustellen. In ihm aber ist die echte Gestaltungskraft des Dichters. Darum erfindet er sich einen Zusammenstoß des Sokr. mit Protagoras selbst, in dem er mit Recht den Fürsten der Sophistik erkennt; die anderen stehen neben und hinter ihm, weil die ganze modische Bildung als solche abgelehnt werden soll. Pl. ist mit dieser Phase seines eigenen Lebens fertig; er schreibt sie sich von der Seele. Daß er sie los ist, dankt er dem Sokr., und auch das muß er schreiben." (150 f.) Der Pr und die „kleinen Schriften, die als Trabanten diese Sonne umkreisen" — W. versteht darunter den Hp II und den Io — „sind die Zeugnisse für die Jahre 403—400, die Zeit, da er sich im Umgange mit Sokr. bildet, ohne doch recht zu wissen, wohin er sein Leben richten wird. Aber in der Ahnungslosigkeit ist er glücklich; in übermütiger Laune wirft er die Bilder des dummstolzen Virtuosen und des geckenhaften Professors hin. Er hat das Feld gefunden, auf dem er sein dramatisches Talent frei tummeln kann und loswerden, was er auf dem Herzen hat . . . In keuscher Verhüllung kommt auch die Verehrung und Liebe zu Sokr., seinem Seelenführer, zur Erscheinung. Aber das scharfe Auge des Satirikers hat auch die charakteristischen Züge an ihm bemerkt, über die zu lächeln verstattet ist, und sie dürfen nicht fehlen, wenn auch leise angedeutet." In der Hauptsache finde ich mich mit diesen Darlegungen in Übereinstimmung. Nicht ebenso mit den Bemerkungen, die W. über die philosophischen Gedanken des Pr macht. Bezüglich der Lehrbarkeit der Tugend meint er (149): „Pl. ist mit sich selbst nicht im reinen; es dauert noch lange, bis er imstande ist, im Me die Lösung zu geben." Weiter bemerkt er — hierin z. B. mit v. Arnim übereinstimmend —: „Daß die Behandlung der Tapferkeit ihm selbst nicht genügte, hat Pl. durch die erneute Darstellung im La eingestanden. Der ganze Beweis ruht auf der Gleichsetzung des Angenehmen mit dem Guten, d. h. Zuträglichen . . . Auf dem Wege wird erhärtet, daß die Tugend Wissen, also lehrbar ist, also auch die Sophisten als Lehrer berechtigt sind. Kein Wunder, daß

sie begeistert zustimmen (58 a). So redet dieser Sokr. Wir mögen immer sagen, er wird wissen, daß das wahrhaft Angenehme nur das sittlich Gute ist, so daß dieser Hedonismus nicht sittlich schädlich sein wird: dann bleibt es doch dabei, daß von dieser Hauptsache hier nichts steht, und daß kein Leser sich mehr daraus entnehmen konnte, als daß Sokr. sich auf den Standpunkt der Sophisten stellt, um den Protagoras zu besiegen, also den Sophisten in ihrer Kunst überlegen ist. Pl. hat es sich angelegen sein lassen, diese seine Gleichsetzung von Angenehm und Gut (Nützlich) immer wieder zu berichtigen, im G und noch im Phi. Er war ehrlich. Dagegen täuscht sich selbst jede Exegese, die darauf aus ist, ihm hier das unterzuschieben, was er später einmal wissen und sagen wird . . . Auch wenn Sokr. nicht mehr sein sollte, als hier gezeigt wird, empfinden wir die Mahnung als berechtigt, die wir empfangen, laßt ab von den Sophisten, folgt dem Sokr. Nun ist das hier noch der junge Sokr.; er konnte als Pl.s Lehrer dazu fortgeschritten sein, wirkliches Wissen zu übermitteln. Sei dem so; dann hat Pl. es darzustellen entweder nicht gewagt, oder er hat es nicht gekonnt. Sein Pr zeigt nur den Sokr., der die Sophisten mit ihren Waffen schlägt; was sonst in ihm steckt, läßt das Eingangsgespräch erkennen. Darin sehen wir, was er dem Pl. gewesen war, der Retter von dem falschen Bildungsweg, der Führer zur Sorge um die eigene Seele."

In der Beurteilung der entwickelten Lehre vom Guten berührt sich mit v. Arnim Natorp (S. 17): „Auf welche Erkenntnis . . . es ankommt, das bleibt hier noch ganz unbestimmt. Nur aus Voraussetzungen des Gegners, die denen des Sokr. selbst (52 b ff.) schnurstracks entgegengesetzt sind, wird die Folgerung hergeleitet, daß es die messende Erkenntnis der größeren und kleineren, näheren und entfernteren — Lust und Unlust sei . . ., endgültig aber soll unbedingt nicht diese Erkenntnis es sein, mit der die Tugend eins ist, sondern es wird die Frage, welche Erkenntnis es sei, ausdrücklich noch als offen bezeichnet (57 b) und jene Folgerung fort und fort nur auf die Voraussetzungen des Gegners gestützt, der dadurch genötigt wird, sogar von seinen eigenen Prämissen aus zuzugeben, daß Tugend Erkenntnis sei." Für die Zeitbestimmung des Dialogs aber stellt N. eine eigentümliche Berechnung an: „Die zeitliche Stelle des Pr" erklärt er S. 15 für „fraglos bestimmt. Er liegt voraus dem Me und überhaupt allen übrigen Schriften außer der Ap und allenfalls dem Cr, den man von der Ap ungern trennt. Denn er ist die einzige Schrift, welche die in der Frage der Lehrbarkeit der Tugend schroff verneinende Haltung der Ap festhält,

wenngleich schon zum Problem macht. Das Thema selbst aber legt die Vermutung nahe, daß die Schrift mit der Eröffnung des platonischen Wirkens in Athen ungefähr zusammentrifft . . . Sind nun Ap und Cr als Denkschriften, die auf die Ereignisse des Jahres 399 den unmittelbarsten Bezug haben, jedenfalls diesen Ereignissen möglichst nahe zu rücken; ist andrerseits für den Me, dem der Pr jedenfalls vorangeht, an dem meist angenommenen, ganz wohl haltbaren Termin 395 festzuhalten, so darf man den Pr füglich als die Schrift ansehen, mit der sich Pl., nach nicht zu langer Abwesenheit 398 oder 397 heimkehrend, in seiner Vaterstadt wieder einführte und sein Wirken daselbst eröffnete. — Jedenfalls passen in dies Stadium die unscheinbaren Ansätze des Pr zur eigentlich logischen Forschung . . ." Für mich ist dieser Ansatz ganz unannehmbar. Ein, zwei Jahre nach dem Tod des Sokr. soll Pl. den leichten Ton des Pr angeschlagen haben? Dann müßte man weiter gehen und wie Pfleiderer erklären, die Verstimmung, die im G und anderen späteren Dialogen zutage tritt, kann nicht von der Verurteilung des Sokr. herrühren.

Räder gibt als „sokratische Dialoge" Ap Io Hp II La Ch Cr. Dann läßt er in einem neuen Kapitel Hp I Pr (und weiter G) folgen. Er erklärt, der Pr bezeichne „einen direkten Fortschritt in der Entwicklung von Pl.s Philosophie". (107) Früher sei wohl die Bedeutung der Sachkunde öfters betont worden. Jetzt werde die Frage erhoben, ob es auch in der Staatsleitung eine eigentliche Sachkunde gebe, und ob die Politik eine Kunst sei, die sich lernen lasse. Ferner (110 f.) „im Pr werden die im La und Ch gewonnenen Ergebnisse zusammengefaßt und generalisiert. In diesen beiden Dialogen war gezeigt worden, daß Tapferkeit und Sittsamkeit das Wissen vom Guten und Üblen voraussetzen; jetzt wird gezeigt, daß dieses Wissen der Tugend überhaupt gleichkommt. Pl. hat einen Schritt über den Standpunkt des La und des Ch hinaus getan; denn dort wagte er es noch nicht, die genannten Tugenden mit dem Wissen vom Guten und Üblen geradezu zu identifizieren. Im La wurde es als ausgemacht betrachtet, daß die Tapferkeit ein Teil der Tugend sei; hier wird mit größerer Bestimmtheit gefragt, ob die verschiedenen Teile gleichartig oder ungleichartig seien. Die Antwort lautet, daß sie als gleichartig betrachtet werden müssen." Er findet übrigens: „Die Beweisführung des Sokr. ist in mehreren Punkten recht mangelhaft; Pl. hat sie jedoch wahrscheinlich als in der Hauptsache zureichend angesehen." Dem 30 b ff. geführten Beweis für die Identität von Gerechtigkeit und Frömmigkeit glaubt er zwei logische Fehler

nachweisen zu können, von denen der zweite auch im Hp I stecke: „1. eine Verwechslung kontradiktorischer und konträrer Gegensätze (ἕτερον und ἐναντίον), indem das Nicht-Gerechte dem Ungerechten gleichgesetzt wird; 2. eine Verkennung der Bedeutung der logischen Kopula, die so aufgefaßt wird, als ob sie die Identität von Subjekt und Prädikat beweise.“ „Ebenso unglücklich“ sei der nachherige Beweis für das Zusammenfallen von Weisheit und Sittsamkeit.

Ich habe Platon I S. 317 ff. und S. 332 ff. die Schlüsse des Pr näher untersucht und bin zu dem Ergebnis gekommen: „Ich finde hier die modernen Erklärer völlig im Unrecht, die dem Pl. logische Fehler schuld geben.“ Das werden mir die Betreffenden zwar übel nehmen, denn auf dem Gebiet der Logik läßt sich niemand gern zurechtweisen, nur bin ich damit nicht widerlegt.

Freilich auch Th. Gomperz gehört zu denen, die bei aller Bewunderung für die Feinheit der Gesprächsführung und Personenzeichnung im Pr als Logiker seinen Verfasser glauben meistern zu müssen. (254:) „Die Argumente,“ schreibt er, „die Sokr. dem Sophisten zunächst entgegenhält, sind von auffallender Schwäche. Er fragt ihn, ob die Gerechtigkeit gerecht sei, was dieser nicht leugnen zu dürfen glaubt, da er sie sonst für etwas Ungerechtes erklären müßte. Eine völlig analoge Frage wird in betreff der Frömmigkeit gestellt und in gleicher Weise beantwortet. Sokr. fährt zu fragen fort; und die Scheu vor der Behauptung, daß die Gerechtigkeit etwas Unfrommes oder die Frömmigkeit etwas Ungerechtes sei, führt zur Bejahung auch der Fragen, ob die Gerechtigkeit fromm und die Frömmigkeit gerecht sei. Damit scheint aber zwischen diesen zwei Tugenden wenigstens ein Band geschlungen zu sein, das ihre Wesensverschiedenheit ausschließt.“ — Aber „so wenig es einen Sinn hat, zu sagen: Die Rundheit ist rund oder die Röte ist rot, ebenso wenig können wir die Gerechtigkeit gerecht oder die Frömmigkeit fromm nennen. Die Ablehnung solch eines Urteils schließt keineswegs in sich, daß wir der Gerechtigkeit das Prädikat ‘ungerecht’ oder der Frömmigkeit das Prädikat ‘unfromm’ zuerkennen . . . Ebensowenig selbstverständlich ist es, daß der Gerechtigkeit das Prädikat ‘fromm’ oder umgekehrt zukomme. Die Frömmigkeit gerecht zu nennen, erscheint geradezu als sinnlos . . . Von noch gröberer Art ist der zweite in diesem Zusammenhang begegnende Fehlschluß. Die Wesensgleichheit von Weisheit und Sophrosyne soll daraus erhellen, daß ein griechisches Wort, welches wir durch ‘Unbesonnenheit’ widergeben dürfen (Aphrosyne), bald als Gegensatz der

Einsicht (der 'Besonnenheit' im rein intellektuellen Sinne), bald als Gegensatz der Sophrosyne (der 'Besonnenheit' im moralischen Sinne) gebraucht wird. Durch den Hinweis darauf, daß jeder Begriff nur einen, nicht aber zwei Gegensätze besitze, wird jener Beweis erbracht. Hier dient, wie wir kaum zu sagen brauchen, der Mangel einer scharfen Umgrenzung jenes Wortbegriffes dazu, einen Beweis zu schaffen, der sofort hinfällig wird, sobald wir uns der schwankenden Gebrauchsweise oder des Doppelsinns des Wortes bewußt werden. Derartiges könnte Pl. vielleicht von Prodikos lernen, wenn er dessen 'Weisheit' mit minderer Geringschätzung betrachtet hätte. Hier begeht er trotz all seines Genies ganz eigentlich einen Fehlschluß von jener Art, welche die Kunstsprache der Logiker als Äquivokation bezeichnet. Obgleich Pl. mitunter schwache und selbst trügerische Argumente mit Bewußtsein anwendet, so kann doch davon unseres Erachtens diesmal nicht die Rede sein. Denn es fehlt im folgenden an jedem Winke, der den Leser darüber aufklären konnte, daß entweder ein Fehlschluß zu scherzweiser Verwendung gelangt ist oder doch wenig besagende Beweisgründe gleichsam als Plänkler den ernstgemeinten und schwerwiegenden vorangeschickt würden. Nichts Derartiges findet statt. Vielmehr wird die Ratlosigkeit des Protagoras als eine wohlbegründete dargestellt, und sie ist es, die alsbald zu einer ganz eigentlichen Krise des Gespräches führt."

Leider läßt uns Lutoslawski, bei dem man wegen des Titels seines Buches eine genauere logische Würdigung erwarten sollte, bezüglich des Pr fast ganz im Stich. Er gönnt ihm nur etwa zwei Seiten und speist uns auf diesen mit ziemlich nichtssagenden Bemerkungen ab: „Auch in diesem Dialog werden logische Fragen nur gelegentlich gestreift, und es ist klar, daß der Verfasser vorwiegend für ethische Probleme Interesse hat. Diese sind in einer Weise behandelt, die die Einzeluntersuchungen der kleineren Dialoge" — gemeint sind die vorher von L. besprochenen Eu, Ap, Cr, La, Cha — „schon voraussetzt, auch scheint das logische Vermögen gesteigert. Daß das allgemein bejahende Urteil nicht umkehrbar ist, wird (50 c—51 b) mittels verschiedener Analogien zum Bewußtsein gebracht . . . Die volle Erkenntnis, die im Ch umsonst gesucht wird, ist auch jetzt von Pl. noch nicht gefunden . . . Als eines der logischen Mittel, um zur Erkenntnis zu gelangen, stellt Pl. den Grundsatz auf, daß es für jeden Begriff nur einen zu ihm gegensätzlichen gebe, und er belegt diesen Satz mit Beispielen, jedoch ohne irgendwelchen Unterschied zu machen zwischen Konträr und Kontradiktorisch. Diese Beobach-

tungen scheinen eine Stufe der logischen Entwicklung zu verraten, die höher ist als in den kleinen Dialogen. Im Ch war der Gegenstand, freilich beschränkt auf eine einzige Form der Tugend, zum guten Teil derselbe wie im Pr, und es scheint eher annehmbar, daß das größere Werk keine Anspielung auf das kleinere enthalte [1]), als daß Pl. den Ch hätte nach dem Pr schreiben können, ohne irgendwelche Bezugnahme auf die allgemeiner gehaltene Erörterung des nämlichen Problems. Auch der besondere Gegenstand des La ist im Pr enthalten, und die Definition der Tapferkeit, zu der wir im La erst nach langer Erörterung kommen und von der Sokr. zeigt, daß sie nicht bloß für die Tapferkeit, sondern für jegliche Tugend gelte, wird im Pr (60 d) wiederholt und bleibt unwiderlegt (vgl. auch Rp 429 c)." — Daß es übrigens Lutoslawski ganz fern lag, gegen die Anlegung der üblichen logischen Schablone an Beweisgänge Pl.s Verwahrung einzulegen, und daß er demnach wohl mit Gomperz und v. Arnim einverstanden war, sieht man aus einigen Bemerkungen, die er (S. 203) zum Ch macht: „Bezeichnend für die Stufe des logischen Fortschritts, die Pl. erreicht hatte, als er dieses kleine Werk schrieb, ist, daß seinem Sokr. der Fehlschluß begegnet, weil Mäßigung und Schnelligkeit beide schön sind, sei die Schnelligkeit mäßig (59 d). Solche logischen Schnitzer begegnen uns auch in anderen kleinen Dialogen, und wir haben kein Recht anzunehmen, Pl. sei sich ihrer bewußt gewesen. So lange das logische Interesse nicht wach gerufen war, mochte selbst ein Denker wie Pl. unbewußt logischen Irrtümern verfallen [2])."

Schon mehr der Beachtung wert scheinen mir Pfleiderers Bemerkungen über die Anfangsdialoge insgesamt, deren „krönenden Abschluß der Prachtsdialog Pr bildet", dem „in schönem Gleichmaß zum Inhalt die reichste, wahrhaft meisterhafte dramatische Belebung und ein kostbarer kraftschwellender Humor eignet": (S. 142) „Schließlich ist . . . ruhig zuzugestehen, daß Pl. in diesen früheren Schriften trotz allem Kampf gegen die Sophisten selber ab und zu ziemlich sophistisch angehaucht erscheint. Die Sprünge in seinen Schlußfolgerungen z. B. mit der Vertauschung von διά und ἕνεκα oder von konträrem und kontradiktorischem Gegensatz u. dgl. sind manchmal etwas kühn und sein Verfahren keines-

[1]) Daß z. B. Pohlenz Anspielungen auf den La im Pr findet, werden wir nachher sehen.

[2]) Im Gegensatz hiezu möchte ich doch auch hier auf Urteile von E. Zeller und O. Apelt verweisen, die ich in meinem Aufsatz über Platons Logik Philologus A. 73 S. 51 oder Platon II S. 232 A. angeführt habe.

wegs immer ganz frei von den logischen Auswüchsen der Zeit. Auch derartiges nur für Spott und Verhöhnung der bekämpften Sophisten zu halten, dünkt mich wenig natürlich. Warum sollte nicht auch er (wie Sokr.) durch die allgemeine Luft der Zeit wenigstens leicht angesteckt worden sein, zumal gerade bei ihm die so starke dialektische Ader dem einigermaßen entgegenkam? Hatte er doch auch später wieder seine liebe Not, sich gegen eine Verwechslung seiner abstrakten Dialektik mit der sophistischen Eristik zu verwahren, womit sich u. a. der Dialog Eus und seine Nachbarn herumschlagen." Von dem mehrgliedrigen Beweis über die Einheit der Tugend im Pr schreibt Pl. dann (S. 150): es „läßt sich nicht leugnen, daß derselbe ziemlich über Stock und Stein geht und entschieden sophistisch gefärbt ist, wie u. a. besonders in dem Umspringen mit konträrem und kontradiktorischem Gegensatz 31 de. Sollen wir das nur als dialektisches Spiel mit dem nichts merkenden Gegner ansehen, der ohne Zweifel mehrfach das Richtigere vertreten dürfte? Ich glaube nicht. Pl. steuert so sicher auf das von ihm beabsichtigte Ziel los, daß wir seine Beweisführungen in allweg für wesentlich ernst gemeint halten müssen, nur daß er eben, wie in den früheren Dialogen, selbst einigermaßen sophistisch angesteckt ist und es im Eifer für das ihm feststehende Ziel mit dem Beweis weniger genau nimmt. Wenn wir übrigens tiefer zwischen den Zeilen lesen, so bemerken wir auch hier wieder, wie bei der Wissensnatur der Tugend, daß er gleich im Eingang den Hauptpunkt dennoch treffend berührt . . . Es ist der Blick auf den Gipfel des Ideals, der ihn die Lehre von der unteilbaren Geschlossenheit der Tugend in sich und in diesem Sinne ihre strenge Einheit aussprechen läßt. Und dagegen läßt sich in der Tat abermals kaum etwas einwenden."

Recht gut scheint mir, was P. S. 148 über die „Lustarithmetik", die hedonistische *μετρητική* und *ἀριθμητική* des Pr ausführt.

Lassen wir uns auch noch einiges von Pohlenz sagen. „Der Pr knüpft unmittelbar an Hp II und La an." Aus 12b, 13a ff. hört P. starken Anklang an La 85—86 und wieder 87b heraus. Aus dem La, meint er, überträgt doch wohl Pl. die Vergleichung des Sophisten mit einem Arzt der Seele in den Pr, indem er noch das Bild vom Händler hinzufügt. Die Untersuchung über das Wesen der Tugend (93) „setzt genau bei dem Punkt ein, wo der La haltgemacht hatte". Die Erörterung 49e—51b ist „teilweise wörtlich aus dem La entnommen". Zunächst werden dessen Ausführungen 92c—93d rekapituliert — „neu ist dabei nur, daß der Begriff *θαρραλέος* eingeführt und als Oberbegriff zu *ἀνδρεῖος* gleich

zu Anfang bezeichnet wird". Und wie die Frage nach dem Verhältnis der Einzeltugenden den durch den La bedingten Ausgangspunkt bildet, so ist „das Ziel der dort auch schon angedeutete Satz, daß alle Tugenden im Wissen vom Guten beschlossen sind". Auch verläuft der Dialog ganz ähnlich wie der La. Was den Sokr. am Schlusse hindert, das positive Ergebnis hinzustellen, daß die Tugend ein Wissen ist, ist nur die Voraussetzung, von der er ursprünglich ausgegangen ist. Im La „war das ähnliche Ergebnis, daß die Tapferkeit ein Wissen vom Guten sei, allseitig wissenschaftlich gesichert worden und wurde nur deshalb als problematisch hingestellt, weil die ursprüngliche Hypothesis, daß die Tapferkeit nur ein Teil der Tugend sei, dagegen sprach. Diese unbewiesene Hypothesis blieb also zu prüfen, und im Pr wird sie als unberechtigt erkannt". „Ein leidlich verständiger Leser . . muß sich . . sagen, daß Pl. von ihm verlangt, er solle sich an den Anfang" des Dialogs „erinnern und sich die Frage vorlegen, ob denn die dort geäußerten Bedenken gegen die Lehrbarkeit der Tugend wirklich ausreichen, das Ergebnis der wissenschaftlichen Untersuchung zu erschüttern, ob diese Bedenken wirklich Sokr.' tiefster Überzeugung entsprechen". Das ist offenbar nicht der Fall. Und wenn ein großer Abschnitt des Pr „eine genaue Parallele des La ist und dasselbe Beweisthema hat, daß die Tapferkeit ein Wissen vom Guten ist", so muß Pl. „den dort gegebenen Beweis selbst für nicht ausreichend erachtet haben. Tatsächlich haben wir auch beim Lesen des La diese Empfindung. Denn gerade das, was für uns das Bedenklichste ist, die rein intellektuelle Auffassung der Tapferkeit, wird dort einfach zugrunde gelegt (95a). . . . Dabei ist es selbstverständlich, daß dieser Intellektualismus dem Volksempfinden durchaus widersprach . . . So pflegte ja das Volk von einem *κρείττων ἑαυτοῦ*, *ἥττων γαστρός* oder *ἡδονῆς* . . . zu sprechen. Wenn Pl. im La diese Anschauung ganz ignoriert, so tut er das offenbar, weil er sich die Auseinandersetzung für ein anderes Mal aufspart." Freilich, die ergänzende Untersuchung, die der Pr anstellt, kann uns nicht befriedigen. Doch ist nicht daran zu zweifeln, daß er selber „im Pr geglaubt hat, die vulgäre Anschauung vollkommen zu widerlegen und den intellektuellen Charakter der Tugend zu erweisen" (S. 104). — Und dann das Verhältnis des Pr zum Hp betreffend (S. 79): Mit der programmatischen Erklärung, die Protagoras 18 d ff. über seinen Unterricht gibt, tritt er in allerschärfsten Gegensatz zu Männern vom Schlage des Hippias mit ihrer lächerlichen und gegen die

sittliche Haltung gleichgültigen Polyhistorie. Pl. verweist damit geradezu „auf seinen Dialog Hp und deutet an, daß durch diesen für ihn die Auseinandersetzung mit der Richtung, die Hippias innerhalb der Sophistik vertritt, erledigt ist und er nun daran gehen will zu prüfen, ob der Begründer der Sophistik selber das geleistet hat oder zu leisten vermochte, was er versprach." Und die hiedurch erweckte Erwartung, daß wir im Pr eine Art Gegenstück zum Hp II erhalten, bestätigt sich in überraschendem Maß, wie auf drei Seiten gezeigt wird. Ja, „der Hp und der Pr sind formell so eng miteinander verwandt wie kaum zwei andere platonische Dialoge".

Ich möchte hier meinerseits nur wieder die Zwischenerinnerung geben, daß man ein zwischen zwei Dialogen bestehendes Verwandtschaftsverhältnis chronologisch meist so oder in umgekehrter Weise deuten kann. Z. B. jener Satz von S. 101: „Wenn Pl. im La diese Anschauung ganz ignoriert, so tut er das offenbar, weil er —" könnte abgeschlossen werden mit den Worten „darüber an anderer Stelle schon gesprochen hat". Sowohl dies als was P. folgert ist annehmbar, leider keines von beiden „offenbar". Und so kann wohl auch die zuversichtliche Erklärung, die P. S. 112 A. 1 abgibt: „Darüber, daß K. Fr. Hermann Recht hatte, wenn er gegen Schleiermacher den Pr als Fortsetzung des La ansah, brauche ich wohl kein Wort mehr zu sagen," nicht alle Bedenken niederschlagen [1]).

Auch das Zugeständnis kann ich nicht machen, daß (109) „die zwischen Ap 19e und Pr 16c, zwischen Ap 24f. und Pr 25c ff. bestehenden Beziehungen sich ungezwungen psychologisch nur erklären lassen, wenn die Ap vorangegangen ist." Und dem Nebengrund für diese Chronologie: „es wäre nicht übermäßig geschmackvoll gewesen, wenn Pl. bei Lebzeiten des Sokr. seinem Lehrer attestiert hätte, er sei ein durch seine Klugheit berühmter Mann",

[1]) Prächter, dem ja Pohlenz vorlag, äußert sich S. 244 über den Schluß des Pr wie folgt: „Die bisherige Untersuchung wird im Hinblick auf den Widerspruch, in den jeder der beiden Gesprächführenden mit sich selbst geraten ist, als Wirrnis verworfen und die Wiederaufnahme des Problems der Lehrbarkeit der Tugend nach Betrachtung ihres Wesens als wünschenswert bezeichnet. Wir erkennen darin einen deutlichen Hinweis auf die nächstfolgenden Dialoge, in denen die Wesensbestimmung zwar nicht der einheitlichen Tugend als solcher, wohl aber einzelner ihrer Erscheinungsformen, der Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, die Aufgabe bildet, bis endlich im Me das Problem der Lehrbarkeit in Verbindung mit der Frage nach dem Wesen der einheitlichen Tugend wieder auftaucht. Die Reihe eröffnet der La. Im Grunde übereinstimmend ist die Sachlage im Cha . . ."

wird niemand großes Gewicht zuerkennen, der daran denkt, wie viel die Philologen mit ästhetischen Urteilen und darauf gegründeten Machtsprüchen sich an den alten Schriftstellern versündigt haben. Er ist schon deshalb nichtig, weil die erklärende Ausführung der beigegebenen Anmerkung verkehrt ist. Nicht besser steht es mit dem von P. versuchten Beweis dafür, daß der Cr dem Pr vorausgegangen sei. P. hat sich ein Verdienst damit erworben, daß er die engen Beziehungen einzelner Dialoge zueinander mit scharfen Augen verfolgt und dargelegt hat. Er hat auch wirklich glaublich gemacht, daß der Hp und Pr „gleichzeitig von Pl. konzipiert" worden seien, und man mag sogar den Anfang des Satzes gelten lassen, mit dem er (S. 112) das Kapitel über den Pr abschließt: „Der Pr ist nur denkbar als eine Parallele zum Hp, als eine Fortsetzung des La und kann deshalb wie dieser erst nach 399 entstanden sein." Aber daß in seiner ganzen chronologischen Argumentation ein Fehler steckt, das wird eben aus dem Schluß dieses Satzes ganz augenfällig. Daß der La nach 399 verfaßt sei, ist reine petitio principii, und daß der Hp II nach 399 überhaupt nicht mehr hätte von Pl. geschrieben werden können, das ist mir aus psychologischen Gründen sicherer als mir je irgend etwas von dem werden könnte, das P. uns einreden möchte.

Sein Ansatz des Pr wird übrigens auch von einem anderen Punkt aus anzufechten sein, nämlich vom G aus. P. selber erklärt (S. 129), es „falle in die Augen, daß der G an den Pr anknüpfe", (130) „der ganze Aufbau des 1. Teils sei durch den Pr beeinflußt", (die Stelle Pr 12 d sei „die Keimzelle, aus der sich die Erörterung im 1. Teil des G entwickelt", S. 132) und sein 2. Teil setze sich mit der im Pr vorgetragenen Auffassung der Rhetorik auseinander (S. 134), ganz abgesehen davon, daß die hedonistische Theorie des Pr durch den G korrigiert werde. Er kommt (S. 164) zu dem Schlusse: „Der G ist durch so viel Fäden mit dem Pr verknüpft, ist eine so deutliche Berichtigung dieses Dialogs, daß man schwerlich fehlgehen wird, wenn man annimmt, daß er die erste oder jedenfalls eine der ersten Schriften gewesen ist, die auf den Pr folgte." Daß sich gegen diesen Schluß die schwersten psychologischen Bedenken erheben, fühlt er selbst. Er fährt fort: „Andrerseits ist der Unterschied in Stimmung und Anschauung so groß, daß man zwischen beiden Dialogen eine längere Pause annehmen muß." Gar viel Raum bleibt uns aber nicht für diese beanspruchte Pause. P. ist von Gerckes Ausführungen (wir werden sie unten, beim G, näher kennenlernen) überzeugt, daß

der „Sokrates“ des Polykrates und der platonische G in engster Beziehung zueinander stehen und glaubt für die Broschüre des Sophisten die Jahreszahl 393 oder 392 angeben zu können. Aller Wahrscheinlichkeit nach will dieselbe auf den G Antwort geben. Also wäre dessen Zeit etwa 394 oder 393. Und erst nach 399 soll Pl. mit seiner Schriftstellerei begonnen haben. Da wären also von ihm innerhalb 6 Jahren die Schriften Ap Cr La Ch Hp II Pr (ob auch Eu, darüber kann ich bei P. nichts finden, bezüglich des Cr muß ich mich mit der Angabe von S. 111 „bald nach 399“ begnügen) und G hintereinander drein in die Welt geschickt worden. Legen wir versuchsweise zwischen den Pr und G, auf dessen Ausarbeitung doch mindestens ein volles Jahr zu rechnen ist, um „eine längere Pause“ zu bekommen, auch nur 2 Jahre, dann bleiben für Ap Cr La Ch Hp Pr zusammen noch 3 Jahre! Und wir sollen uns im Ernste vorstellen, daß Pl., der von der ungerechten Verurteilung seines Meisters, *„ἀνδρὸς ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἂν τῶν τότε ὧν ἐπειράθημεν ἀρίστου καὶ ἄλλως φρονιμωτάτου καὶ δικαιοτάτου,“* so tief erschüttert war, wie die Ap es uns bekundet, und sich gedrungen fühlte, seinem Volke die schwersten Anklagen entgegenzuschleudern, — daß er fast unmittelbar darauf die Gemütsruhe und -heiterkeit gefunden habe, um mit der künstlerischen Ausgestaltung für uns so ergötzlicher szenischer Kleinigkeiten sich genug zu tun, wie sie namentlich der Pr enthält und zwischenhinein im gelassensten Tone ohne irgendwelche Bitterkeit die ethischen Probleme zu erörtern, auf welche die Unterhaltungen mit Sokr. hinzuführen pflegten, und gar ein Werk der ausgelassensten, mutwilligsten Laune, den Hp, hervorzubringen? — während er dann wieder 2 oder 3 oder auch 5 Jahre später der düsteren, an der schlechten Welt fast verzweifelnden Stimmung des G verfallen wäre! Nein, das verstehe ich nicht. Und keinem Psychologen, nur einem Philologen dürfte die Erklärung genügen, die sich P. (S. 129) aus Aristoteles holt. Der hat den Pl. zu den *μελαγχολικοί* gerechnet. „Das sind nicht etwa unsere Melancholiker, es sind die *περιττοὶ ἄνδρες*, bei denen die schwarze Galle in der Mischung der körperlichen Säfte überwiegt und eine Neigung zur Anormalität bedingt, die zum Genie wie zum Irrsinn führen kann und sich beim einzelnen Menschen in starkem Stimmungswechsel äußert.“ Nun kommt die Anwendung: „Daß Pl. solchem Stimmungswechsel unterlag, das können wir noch bei so mancher seiner Schriften feststellen, nirgends deutlicher, als wenn wir mit der sokratischen Schriftengruppe den G vergleichen“ . . . „Gern würde

man sich die Stimmung der 'Tragödie' im Gegensatz zur 'Komödie' dadurch verständig machen, daß man das Jahr 399 zwischen beide treten ließe. Das ist für uns nach unseren früheren Ergebnissen nicht möglich. So müssen wir nach einer anderen Erklärung suchen."

Mir scheint diese „andere Erklärung" völlig mißlungen. Also werden wohl[1]) die „früheren Ergebnisse" umzustoßen sein.

Zum Verständnis des Inhalts des Pr hat P. manchen wertvollen Beitrag geliefert. Einzelne seiner polemischen Bemerkungen gegen andere Gelehrte, namentlich H. Gomperz, halte ich für treffend. S. 95 A. wendet er sich gegen mich, gibt aber dabei eine Erklärung, von der ich meine, sie komme so ziemlich auf dasselbe hinaus, was ich an der betreffenden Stelle (S. 333 meines Platon I) behauptet habe. Für wichtig und wertvoll halte ich, daß er (ganz in Übereinstimmung mit mir und anderen) bei verschiedenen Anlässen so stark betont, daß Pl. mit verständigen Lesern gerechnet habe, und daß er diesen absichtlich vieles zu ergänzen, Unebenheiten und Widersprüche in „selbständigem Durchdenken" auszugleichen überlassen habe. Anstoß nehme ich besonders an der Art, wie S. 103f. die hedonistischen Gedanken Pl.s kritisiert werden: „Pl. setzt ohne weiteres voraus, daß auch der *ἥττων ἡδονῆς* der Lust nur deshalb fröhnt, weil er sich verstandesmäßig für die Lust entscheidet. Pl. nimmt also das eigentliche Beweisthema, daß hier der Intellekt das Handeln bestimmt, einfach vorweg und führt auf dieser Basis die Untersuchung. Daß hier ein psychologisches Problem vorliegt, sieht er überhaupt nicht. Verwundern kann uns das nicht, denn seine Zeitgenossen sehen es ebensowenig . . . und wir beobachten ja bei Pl. selber, wie erst allmählich ihm die Bedeutung des Problems aufgeht." Ich verstehe einfach nicht, was das heißen soll, es habe sich jemand nach Pl. „verstandesmäßig für die Lust entschieden", während Pl. doch nach seiner Gefühlserfahrung es für die Grundtatsache alles Wertens und Strebens erklärt, daß der Mensch wie überhaupt jedes Lebewesen Lust und Glück suche, und nun die allerdings verstandesmäßig zu lösende Aufgabe eben darin erkennt, daß man von jeder einzelnen bestimmten Lustempfindung messend und abwägend feststelle, wie groß ihr wirklicher positiver Gehalt sei, nach Abzug aller Unlustwerte, die mit in Rechnung genommen werden müssen. Welches andere psychologische Problem hier vorliegen soll, sehe ich wahrhaftig auch nicht. Jedoch ich glaube auch nicht, daß Pl. später, von der Rp an,

[1]) Entsprechend dem 80e ausgesprochenen logischen Grundsatz *ἢ κἀκεῖνα λυτέον ἢ τάδε ἀνάγκῃ συμβαίνειν*, cf. 32c.

es gesehen habe, wie ihm das P. bezeugt, und daß sich darin eine „gewaltige Entwicklung in Pl.s psychologischer Erkenntnis" kundgebe.

Und nun zu den erklärenden Einzelausgaben und Sonderschriften. Zuerst die Bearbeitungen von Nestle und Sauppe. Beide sind gut und für einen Lehrer, der sich auf das Lesen des Pr mit einer Gymnasialklasse vorbereiten will, gleich empfehlenswert. Sauppe hat mehr Aufmerksamkeit an das Sprachliche gewandt; er gibt ziemlich ausführlich Rechenschaft über die Textbehandlung und über alles Grammatische; bei Nestle tritt das Kulturgeschichtliche, Literargeschichtliche und Antiquarische mehr in den Vordergrund. Nebenbei nimmt Nestle noch auf den Schüler Rücksicht. Er hat sich bemüht, diesem „an schwierigen Stellen das sprachliche Verständnis und die Übersetzung des griechischen Textes noch mehr, als es bisher schon geschehen war, zu erleichtern, so daß derselbe auch ohne vorhergehende Präparation vom Durchschnittsschüler deutsch sollte wiedergegeben werden können". Er ist sich selber der „unangenehmen Lage bewußt, in die er durch diese zweiseitige Rücksichtnahme gerät, und man wird darüber verschiedener Meinung sein können, ob er immer das rechte Maß gehalten habe. Winke für die deutsche Übersetzung, wie S. 87, 10 „*τρυφᾷς:* du bist verwöhnt," 88, 2 „*τοῦ ἑλληνίζειν* im Griechischen", 94, 22 „*δυσχερῶς ἔχειν πρὸς ταῦτα:* da dir diese Frage unbehaglich (heikel) zu sein scheint", durften doch wohl wegbleiben. Auch könnte der nachdenkliche Schüler selber finden, was 88, 8 zu 28a *ἀρετῆς — πάντων* über die Konstruktion bemerkt wird. Auch von dem, was Nestle zur Beleuchtung des Inhalts beibringt ist manches m. E. gar zu weit hergeholt, wie z. B. das Heraklitfragment 67 zu *χαίρεις — ὀνομάζων* in 58b S. 143, 10 oder die Stelle aus Phs 67b zu *τὸ μέτριον μῆκος* in 38b S. 106, 12. Mit Kopfschütteln habe ich die Worte gelesen, die Nestle hier beifügt, „Hippias scheint somit anzudeuten, man möge den Prodikos zum *ἐπιστάτης* wählen". Da und dort vermisse ich auch etwas. 55d bleibt *ἐν ὑμῖν* ohne Erklärung, während Sauppe dort nicht für überflüssig erachtet, zu bemerken: „bei euch, vor eurem Richterstuhl 37b: *ἐν ὑμῖν - εὐδοκιμοῖτε.* G 64d: *εἰ δέον ἐν παισὶ διαγωνίζεσθαι ὀψοποιόν τε καὶ ἰατρόν.*" Zu 33de *ἀγαθά = ἅ ἐστιν ὠφέλιμα τοῖς ἀνθρώποις* hätte gesagt werden sollen, daß diese Gleichung jedenfalls für die Meinung der *πολλοί* zutrifft, die zu verteidigen Protagoras sich erboten hatte, und daß es bloß Ausflüchte sind, die er nun macht, weil er fürchtet, von einem überlegenen Gegner in die Enge getrieben zu werden. Mir scheint es überhaupt, daß

Nestle in seinem Bemühen, den Vertretern der Sophistik gerecht zu werden, da und dort zu weit gehe, und in dieser Hinsicht bin ich mit Sauppe mehr einverstanden. Ich führe von diesem folgende Bemerkungen an: (81, 21:) „Der Beweis, daß *σοφία* und *σωφροσύνη* eins sein müssen, weil sie beide dem einen Begriff *ἀφροσύνη* entgegengesetzt seien, beruht doch mit auf der Unbestimmtheit des Begriffs *ἀφροσύνη*. Und man muß annehmen, daß Pl. dessen wohl bewußt war, aber absichtlich Sokr. den Sophisten mit denselben Mitteln verwirren und besiegen lassen wollte, die sie selbst anwendeten." — (100, 17:) „Schüler des Prodikos nennt sich Sokr. auch Cra 84b, Me 96d, Ch 63d, immer mit spezieller Beziehung auf die Synonymik, aber nie ohne ein schalkhaftes Hindeuten auf die pedantische Wichtigtuerei, mit der Prod. seine Lehre behandelte. Hier treibt Sokr. mit ihm und seiner Liebhaberei ein übermütiges Spiel, indem er ihn erst verleitet *χαλεπόν* durch *κακόν* zu erklären und dann ihm auf den Kopf schuld gibt, daß er das nur zum Scherz und um Protag. zu versuchen getan habe." — Nestle bemerkt zu der zweiten Stelle: „*μαθητὴς Προδίκου*: Das ist nicht im Sinn eines wirklichen Schülerverhältnisses zu verstehen. Sokr. hat nur gelegentlich öffentliche Vorträge des Prod. gehört, keinen fortlaufenden Kurs bei ihm genommen (Cra 84b). Nicht mehr besagen die Stellen im Ch 63d und Me 96d. Dagegen ist es ernst zu nehmen, wenn Sokr. Th 51b sagt, er habe dem Prod. zuweilen Schüler zugewiesen, die für seinen eigenen Umgang nicht paßten." Auch ich zweifle nicht, daß das Sokr. im Ernste getan hat. Aber was werden es für Leute gewesen sein, die für seinen Umgang nicht paßten? Hohlköpfe und Gecken, denke ich, die er leicht durchschaute und von denen er sah, daß sie nicht ehrlicher Erkenntnisdrang ihm zugeführt hatte, sondern, wenn nicht bloße Langeweile und Neugier, bestenfalls das ehrsüchtige Begehren, im Umgang mit ihm sich zu tüchtigen Wortfechtern zu bilden. Solcher Leute, die nach dem eitlen Schein der *σοφία* und *δεινότης* trachtete, mochte er sich dadurch entledigen, daß er sie an die Meister wies, die ihre Wünsche wirklich befriedigen konnten. Und wenn er dabei den Prod. etwa vor anderen bevorzugte (Th 51b sagt *πολλοὺς μὲν δὴ ἐξέδωκα Προδίκῳ, πολλοὺς δέ ἄλλοις σοφοῖς τε καὶ θεσπεσίοις ἀνδράσι*), so ist das für diesen kein besonderer Ruhm. Mitbestimmen mochte ihn, daß er Wortunterscheidungen nach dem Vorgang des Prod. wirklich selber oft treiben mußte. Denn obgleich ihm Pl. im Po durch einen tüchtigen Lehrer die Mahnung geben läßt, 61e: „*ἂν διαφυλάξῃς τὸ*

μὴ σπουδάζειν ἐπὶ τοῖς ὀνόμασι, πλουσιώτερος εἰς τὸ γῆρας ἀναφανήσει φρονήσεως, so fand er doch pünktliche Unterscheidungen, die weiter gingen als in der gewöhnlichen Alltagssprache, oder mindestens das sichere Festhalten von Unterschieden, die auch sie schon gemacht hat, wie zwischen *ἔμμεναι* und *γενέσθαι*, für die sichere Verständigung manchmal unerläßlich.

Auch Sauppe möchte ich hier eine sachliche Ausstellung machen. „Nur Prodikos u. a.", schreibt er S. 99, 18, „schreibt er diese Ansicht zu" — nämlich daß Simonides sich, richtig verstanden, gar nicht widerspreche —, weil ihm schon seine spätere Erklärung im Sinne liegt. Zugleich liegt darin eine Hindeutung auf Prod.s Herakles am Scheideweg, dem auch Xenoph. Denkw. 2. 1, 20 die Stelle des Hesiodos zur Seite stellt." Nein, Simonides widerspricht sich wirklich nicht und es gehört nur zu den höflichen Umgangsformen des Sokr., daß er mit seiner Meinung hinter andere zurücktritt; jene Hinweisung aber ist keineswegs sicher.

Ich habe gesagt, daß Sauppe im Sprachlichen sorgfältiger sei. So macht er allein zu dem *τὸ δέ* in 44 d S. 110, 2 eine erwünschte Bemerkung. S. 57 bemerkt er: „Im 1. Teil des Vortrags, dem Mythos, läßt Platon durch den ganzen Ton der Erzählung die einfache Satzbildung, gewählte, sonst nur dichterischer Rede gewöhnliche Worte und Wendungen (*γῆς ἔνδον, ἄοπλον φύσιν, σμικρότητι ἤμπισχε, πτηνὸν φυγήν, αιστωθείη, ἀλληλοφθοριῶν, σχόμενος, πόλεων κόσμοι τε καὶ δεσμοί, φιλίας συναγωγοί, νόσον πόλεως* u. a.), öfteres Fehlen des Artikels (namentlich bei *ἄνθρωπος*), Protagoras den Ton alter Märchen nachahmen, wie dieser es wohl bei ähnlichen Erzählungen wirklich getan haben mochte. Gleich der Anfang war bei Märchen herkömmlich. Stasinos Kypr. Frg. 1: *ἦν ὅτε μυρία φῦλα* —. Kritias bei Sext. Empir. 9 § 54: *ἦν χρόνος, ὅτ' ἦν* —. Theokrit 7, 1: *ἦν χρόνος, ἀνίκ' ἐγὼν* —." Nestle S. 69 sagt hier bloß zu *ἦν-χρόνος*: „Märchenstil" und gibt noch einige weitere Belege ähnlicher Einleitung. Zu *ὡς δὲ* in 26 e gibt er mehr als Nestle. Aber oft sind auch seine Angaben zu unbestimmt. Z. B. genügt es nicht, wenn er zu *οἴεσθαί γε χρή* in 25 c sagt: „Pl.s sehr geläufige Formel zur Antwort auf eine von dem Sprechenden selbst oder einem Zwischenredner gestellte Frage." Nestle gibt wenigstens die Parallelstellen an, die man auch bei Ast finden kann: Cr 53 d, 54 b, Phn 68 b. Es darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Formel etwa einem *εἰκός, εἰκότως* oder *ἔοικέ γε* gleichwertig ist und es wäre zu prüfen, wie sich diese Formeln über die platonischen Dialoge verteilen.

Die englische Bearbeitung des Pr von Adam ist mir nicht zugänglich. Nach der später zu besprechenden Ausgabe des Rp von demselben Gelehrten zweifle ich nicht, daß sie wertvoll ist.

In Nestles Vorrede finde ich das Urteil, dem Bedürfnis einer einfachen Schülerausgabe „genügen die in ihrer Art ganz vortrefflichen Arbeiten von Petersen, Bertram-Lortzing und Olsen vollständig". Das darf ich wohl unbedenklich nachsprechen, ohne sie selber zu kennen. Vor mir liegt A. Th. Christs Ausgabe. Sie hat klaren schönen Druck, eine gute Einleitung von 18 Seiten, der eine Inhaltsübersicht von 8 Seiten sich anschließt, und ein erklärendes Namensverzeichnis von 15 Seiten und am Schluß noch 2 Seiten über die Textgestaltung. Sie wird wohl hinter jenen anderen Schulausgaben nicht zurückstehen.

Einige gute erklärende Bemerkungen gibt C. Nohle in seiner Staatslehre Platos, 1880, z. B. S. 54: „Wenn Sokr. vermittelst der gezwungensten Deutungen Ansichten aus dem Gedicht [des Simonides] herausliest, die, wie jedermann wußte, von ihm zuerst und allein ausgesprochen wurden . . ., so mußten die Zeitgenossen Pl.s darin eine Persiflage der bei den Sophisten üblichen Behandlungsweise von Dichterwerken sehen. Wie die Aufklärung zu jener Zeit in die Mythen die allermodernste Weisheit hineinzulegen verstand, wie sie aus der Sprache ein ganzes System der Naturphilosophie herauspreßte, so waren auch die Literaturerzeugnisse die unglücklichen Opfer einer Kunst, welche sie zwang, bald dieses, bald jenes auszusagen. Gegen diese Sitte wendet sich Pl.s Ironie."

Vom **Hippias minor** (Hp II) ist 1895 eine neue englische Bearbeitung erschienen, von G. Smith. Ich kenne sie nicht. Behandelt ist der Dialog bei Räder S. 94—96, Gomperz S. 236—240, Pohlenz S. 57—72, Ritter S. 297—308, Wilamowitz I S. 133—137, Prächter S. 268—270, M. Hoffmann in d. Ztsch. f. d. GyWs. 1904 S. 279—283, E. Horneffer, Pl. gegen Sokr., 1904, S. 3—29, O. Apelt, Platonische Aufsätze, 1912, S. 203—237, die beiden Dialoge Hippias u. Einl. zur Übers. (Philos. Bibl. 172 a) 1921, S. 1—15, O. Kraus, Platons Hippias minor, 1913.

Räder setzt den Dialog als 2. (oder, da er den Io mitrechnet, 3.) zwischen Ap und La. Nachdem er seinen Inhalt kurz angegeben und besprochen, wendet er sich mit Recht gegen Horneffers „seltsame Deutung", daß Pl. hier gegen die sokratische Lehre polemisiere, nach der die Tugend im Wissen besteht — er erklärt: „nicht eine Widerlegung, sondern eine Vertiefung der sokratischen Lehre findet man im Hp II" — und gegen Dümmlers

Meinung, die Polemik des Dialogs ziele auf Antisthenes. Bezüglich der Abfassungszeit meint er: „Man könnte sich versucht fühlen, den Hp II für älter als die Ap zu halten," weil die Lehre, freiwilliges Fehlen sei unmöglich, „in dieser Schrift mit größerer Klarheit vorgetragen wird; aber mit Unrecht: die Paradoxie, die im Hp II aufgestellt wird, setzt vielmehr voraus, daß der Satz schon für Pl. feststeht".

Pohlenz zeigt zuerst, daß die Echtheit mit Fug nicht bezweifelt werden kann. Abgesehen von einer Aristotelesstelle wird sie dadurch bezeugt, „daß die vom Scholion zum 1. Verse der Odyssee aufbewahrten Ausführungen des Antisthenes in engstem Zusammenhange mit dem Hp II stehen". „Aber offenbar ist es nicht etwa, wie Dümmler und Joel annehmen, Plato, der gegen Antisthenes polemisiert . . . Die Sache liegt vielmehr so, daß die bei Pl. vorgetragene Deutung von Anthistenes kritisiert und abgelehnt wird." — „Darüber, daß der Hp ein *παίγνιον* ist, in dem Pl. bewußt Fehlschlüsse anwendet, um zu einem absurden Ergebnis zu gelangen, kann . . . kein Zweifel sein. Aber ist es nun ein reines Spiel oder verfolgt Pl. doch bestimmte Absichten? Wollen wir diese Frage beantworten, so müssen wir zunächst eins beachten. Das ist die große Rolle, die hier die Persönlichkeit von Sokr.s Gegner spielt . . ." „Tatsächlich ist der ganze Dialog, äußerlich angesehen, nichts als eine *ἐξέτασις Ἱππίου* . . ." „Wenn man den Abschnitt 66 c—69 b liest, so muß an sich die Ausführlichkeit verwunderlich erscheinen, mit der hier der einfache Satz, daß auf jedem Gebiete der Sachkundige am ehesten imstande ist, zu lügen wie die Wahrheit zu sagen, durch die verschiedensten Fächer" — es sind genau die, auf welche nach Pr 18 e sich der Unterricht des Hippias in erster Linie erstreckt hat — „illustriert wird . . . Damit erhält der Abschnitt eine ganz persönliche Spitze. Und wenn nun Sokr. jedesmal untersucht, wer der größte Lügner auf jedem Gebiete ist, so muß Hippias darauf gefaßt sein, daß nicht bloß die allgemeine Antwort 'der Sachkundigste' erfolgt, sondern daß sein eigener Name fällt . . . Den wirklichen Polyhistor Hippias muß man sich also vor Augen halten, wenn man den Humor dieser Stelle verstehen will. Das ist wichtig, damit man sich vor den Übertreibungen der modernen Maskenforschung[1]) bewahrt. Wer an

[1]) Diese „Maskenforschung" ist nach Teichmüller und Dümmler in ausgiebigster Weise von Joël betrieben worden, namentlich in seinem „echten und xenophontischen Sokrates". Ich werde auf dieses bisher von mir übersehene Buch, da es den Pr La Eu Eus und Phn in seine Untersuchungen hereinzieht, teils in einigen Anmerkungen, teils in einem Nachtrag noch eingehen müssen.

unserer Stelle hinter Hippias einen anderen Gegner Pl.s wittert, wer etwa gar an Isokrates oder Antisthenes denkt, die nie mit Mathematik und Astronomie sich beschäftigt haben, der verzichtet darauf, Pl.s künstlerische Absichten zu verstehen . . . Wir sollen den Eindruck erhalten, daß der berühmte Vielwisser Hippias über die einfachsten sittlichen Begriffe nicht nachgedacht hat und daß er die paradoxesten Behauptungen wohl zu leugnen, aber nicht zu widerlegen vermag, daß er wohl imstande wäre, eine Epideixis im entgegengesetzten Sinne zu halten (69 c), aber aus Mangel an logischer Schulung in der Dialektik jedem Trugschluß wehrlos ausgeliefert ist. Und dieser Eindruck wird natürlich dadurch verstärkt, daß das Problem, das Pl. hier behandelt, und die Art, wie er es behandelt, vollkommen dem Unterrichtsbetriebe der Sophisten entnommen scheint." Der Leser aber „nimmt aus der Komödie, die er miterlebt hat, eine ernste Mahnung mit". Er „mag sich wohl fragen, ob er sich diesen Sophisten anvertrauen darf, ob es nicht besser ist, zu den Männern zu gehen, die wirklich über Erziehung und Sittlichkeit nachgedacht haben. Die Mängel der herrschenden Richtung in der Jugendbildung will also Pl. aufdecken, indem er einen ihrer Hauptvertreter lächerlich macht, und die Überlegenheit des Sokr. tut er dar."

Das alles kann ich durchaus billigen und finde ich in wesentlicher Übereinstimmung mit den von mir selber gegebenen Darlegungen. Aber über den Zeitansatz sind wir uneinig. Da schreibt P.: „An sich wäre es recht wohl denkbar, daß noch bei Lebzeiten des Sokr. Pl. diese Szene entworfen hat. Aber dagegen spricht entschieden die enge Beziehung zu den Schriften, die wir in die Zeit nach 399 verlegen mußten. Mit der Ap. verbindet den Hp . . . die *ἐξέτασις*, die Sokr. hier anstellt, mit dem La die Frage nach der absoluten oder relativen Geltung des Begriffs *φρόνιμος*, mit dem Ch die Erörterung über Langsamkeit und Schnelligkeit und ihr Verhältnis zu den sittlichen Werturteilen." Nun scheinen auch mir die Beziehungen zum La und namentlich zum Ch recht eng zu sein. Aber ich kann die Gründe nicht anerkennen, die Pl. dazu vermögen, diese zwei anderen Dialoge nach 399 anzusetzen. Und da P. selber auch erklärt: „Der Hp ist der Dialog, in dem sich P. zum ersten Male gegen die hochgelehrten Herren wendet, die die Erziehung des Volkes beherrschen. Es ist bezeichnend für sein Siegesgefühl, daß er glaubt, das mit einer Komödie tun zu können," so bitte ich ihn nochmals ernstlich zu überlegen, ob es nicht gegen alle psychologische Wahrscheinlichkeit

ist, daß Pl. kurz nach dem erschütternden Ereignis von 399 — „viel später wird man ihn gewiß nicht ansetzen“ meint er ja selber vom Hp — sich in der Stimmung gefunden habe, seinem Siegesgefühl in so übermütiger Weise Ausdruck zu geben. Ich setze dagegen die Worte, die ich selber in meinem Platon I S. 308 gebraucht habe: „Die hiemit vorgetragene Auslegung des Dialogs hat sich nur durch ziemlich weitgehende Folgerungen gewinnen lassen. Ein mit Sokr. und Pl. noch nicht näher bekannter Leser wird sie nicht ziehen können und durch das ganze Beweisverfahren irregeleitet werden. Daß Sokr. an logischer Sicherheit und Gewandtheit der Gesprächsführung dem Sophisten weit überlegen ist, liegt ja am Tage. Dennoch wäre er selber nichts als der Erzsophist, als den ihn Aristophanes einst kennzeichnen wollte, wenn er diese Überlegenheit ohne tiefere sittliche Hintergedanken nur dazu benützte, den Gegner zu einem Zugeständnis zu drängen, an dessen Richtigkeit er selber nicht glaubt. Nur eben der Umstand, daß hinter der den Gegner mit selbst angezweifelten Beweisen foppenden Disputierkunst eine positive Überzeugung steht, die alle Unsicherheit und sophistische Grundsatzlosigkeit aufhebt, kann ihn rechtfertigen. Und wenn es zu viel verlangt ist von dem Durchschnittsleser, dem damaligen ebenso wie dem heutigen, daß er nachdenkend diese positive Überzeugung auffinde, so glaube ich eben darum nicht, daß der Dialog von Anfang an zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sei, womit er üblen Mißdeutungen hätte ausgesetzt sein müssen: und noch weniger kann ich glauben, daß er, auch nur als *ὑπόμνημα* für Pl. allein, nach Sokr.s Tod noch könnte geschrieben sein.“

Und wenn P. erklärt (S. 69), Pl. habe ja ohne weiteres voraussetzen können, daß die jungen Leute, die Sokr. kannten, wenn sie den Hp lesen, genau wissen, daß dessen dort geschilderte Überlegenheit über seinen Gegner „in Wirklichkeit nicht auf der Trugdialektik, sondern auf positiven Überzeugungen beruhe“, so entgegne ich darauf: Ja wohl, die jungen Leute konnten das wissen. Aber die Richter, die den Sokr. verurteilt hatten, und seine Ankläger, konnten und wollten die es wissen? Ich meine, sie hätten mit Genugtuung eine volle Rechtfertigung ihres Verfahrens aus dem Dialog heraus gelesen: ‘Da seht ihr's! Ein so bösartiger, heimtückischer Mensch ist dieser Sokr. gewesen! Sein bester Schüler hat ihn nicht anders geschildert als wir ihn beurteilt haben. Die heiligsten sittlichen Grundsätze hat er verleugnet, so daß es sogar dem Sophisten, mit dem er sich streitet, zu bunt

geworden ist'. Und diesen Trumpf sollte Pl. den Leuten in die Hand gegeben haben? Unmöglich. Nach dem Tod des Sokr. kann der Hp überhaupt nicht mehr geschrieben worden sein. Und weiter folgt daraus: wenn enge Beziehungen zwischen ihm und anderen Dialogen bestehen, so werden eben auch diese anderen dem Jahr 399 vorausgehen.

Ich freue mich zu bemerken, daß ich mich hier ganz in Übereinstimmung mit Wilamowitz befinde. Er schreibt (S. 136): „Die Sokratiker wußten freilich, daß Sokr. auf dem Standpunkte stand, niemand ist mit Absicht schlecht, sondern er tut immer, was er immer für das Gute, d. h. für ihn subjektiv Beste hält; solchen Lesern war die Einschränkung, die Sokr. in dem letzten Satze macht, ein Wink für das Ganze, 'wer freiwillig sündigt, wenn es einen solchen gibt'. Aber ein unvorbereiteter Leser müßte sagen, Sokr. vertritt im Gegensatze zu Hippias die Unsittlichkeit, und soviel sollte jeder einsehen, daß kein Sokratiker nach dem Urteil des Gerichtes denjenigen so etwas sagen lassen konnte, der als Verführer der Jugend verurteilt war."

Von feinen Einzelbemerkungen, die W. über den Inhalt des Dialogs noch macht, hebe ich heraus: offenbar hat eine persönliche Begegnung den Anstoß gegeben. „Geckenhafte Eitelkeit hat den Pl. gereizt. Er versteht es ganz prächtig, den Renommisten vorzuführen, der reinweg alles kann, gleich geschickt mit den Händen und dem Munde . . . Nun war Hippias ohne Frage ein kenntnisreicher Mann", namentlich auf historischem Gebiet, aber „Gedanken hat er schwerlich gehabt; die ihm von den Modernen beigelegt werden, machen sie ihm zum Geschenk[1]) . . . Mit einer Allwissenheit, wie sie dieser Hippias besitzt, sind Gedanken nicht wohl vereinbar." — „Ganz ohne Einmischung des Moralischen konnte Pl. den Sokr. noch einführen, lediglich durch seinen Scharfsinn . . . den Hippias auf den Sand setzen lassen, Behauptungen vertreten, mit denen es ihm unmöglich Ernst sein konnte, deren schwache Stellen dem Pl. unmöglich entgingen . . . Es charakterisiert die Weise des Sokr., mit den Sophisten umzuspringen; es läßt ihn, etwas sehr anfängerhaft, sogar in breiterer Rede, als sie hier der Sophist führt, seine eigene Unwissenheit, aber auch seinen Gegensatz zu den Weisen auseinandersetzen (72 b) . . . Imponierend ist es, wie dieser Sokr. die Leute schlägt; aber mehr als dies Negative gibt

[1]) „Auf den bloßen Namen hin ihm mathematische Verdienste beizulegen, ist offenbare Willkür; der Name ist viel zu gewöhnlich."

er nicht. Wir ahnen es vielleicht, Pl. wußte es sicher, daß in der sittlichen Haltung des Mannes das Positive lag; aber das zeigt er nicht, der Leser kann es wirklich nicht herausfühlen; hüte sich also der Erklärer, es hineinzutragen. Als Satire, in der Hippias getroffen werden soll, ist die Schrift allein ganz voll befriedigend."

Gomperz, der es zwar nicht für unmöglich hält, daß einige Frühdialoge noch zu Lebzeiten des Sokr. entstanden seien, aber doch für recht wenig wahrscheinlich erklärt, hilft sich aus der Verlegenheit, die ihm dabei der Hp doch bereitet, heraus mit der, wie er meint, „bei dem Werk eines Anfängers nicht eben gewaltsamen Annahme, daß es für einen engeren Kreis geistesverwandter und mit den sokratischen Grundlehren wohlvertrauter Leser bestimmt war. Diese werden den Widerspruch zwischen dem Scheinergebnis und der Willenstheorie ihres Meisters leicht durchschaut haben". Ich halte die Gegenbemerkungen, die Pohlenz S. 69 f. gegen mich und Gomperz richtet, nicht für beweiskräftig und mache darauf aufmerksam, wie Pl. sich im Pa 28 d e den Zenon dafür entschuldigen läßt, daß seine Schrift veröffentlicht worden sei, die nur zum Überfluß wiederhole was Parmenides selber in anderer Form gelehrt habe. Er habe an Veröffentlichung der in jugendlichem Alter von ihm verfaßten Streitsätze gar nicht gedacht, sondern diese sei zuerst hinter seinem Rücken durch andere erfolgt. Daß diese Erklärung nicht als historische Angabe über das Buch Zenons genommen werden darf, ist selbstverständlich. Was sie aber für einen Sinn haben sollte, wenn sie nicht auf Pl.s eigene Schriftstellerei anzuwenden ist und für welche andere Schrift sie eher passen könnte als für den Hp II, das wird schwerlich jemand sagen können.

Horneffer entwickelt folgendes (S. 6 f.): „Man war ausgegangen von dem Gegensatze des wahrhaften und lügnerischen Menschen. Dann wurden dem Lügnerischen der Reihe nach verschiedene Attribute beigelegt, die alle irgend ein Können, ein Wissen in sich schließen. Zuletzt wurde der Gegensatz des Wahrhaften und Lügnerischen wiederholt. Ich kann diesen Abschnitt nur so verstehen, daß im Hintergrunde der Satz steht: 'Tugend ist Wissen'; und dieser Satz soll widerlegt werden . . . Auch dem Nichttugendhaften, dem Schlechten, in diesem Falle dem Lügner, kommt ein Wissen zu. Also kann das Wissen für den . . Tugendhaften . . nicht das bestimmende Merkmal sein. Denn sonst dürfte es nicht auch seinem Gegensatze zukommen. — Diese Auslegung, die die Worte ganz ungezwungen nimmt, wird durch das Folgende bestätigt. (S. 17:) Sokr. fragt den Hippias, ob nicht die *δικαιοσύνη* eine

Fähigkeit oder ein Wissen sei oder beides . . Ob sie eines davon sein muß . ., das scheint mir, zieht der Verf. selbst in Zweifel. Wenigstens folgert er daraus . . absurde Konsequenzen, die diese Voraussetzung widerlegen müssen . . (20) Der Verf. glaubt . . an das Vorhandensein von Leuten, die absichtlich Böses tun, und er hält einen Satz, der zu der Konsequenz führt, daß die absichtlich Sündigenden besser sind, damit für widerlegt. — Was die Berufung auf den . . Satz εἴπερ τίς ἐστιν οὗτος anlangt, so, glaube ich . . heißt . . dieser . . auf deutsch: . . da es ja bekanntermaßen einen solchen gibt." ⟨?⟩ . . (22:) „Was . . den Umstand betrifft, daß Sokr. hier seine eigene Lehre widerlegt, so ist . . dies nur auf den ersten Blick sehr auffällig . . . Die platon. Dialoge sind völlig freie Dramen." Daß der Vielwisser Hippias dem Sokr. entgegengestellt wird, der seinerseits „an Wissen und Gelehrsamkeit hinter vielen seiner Zeitgenossen zurückstand", während „seine Tugend nichts zu wünschen übrig ließ", ist wohl bedacht. „Mir will es scheinen, als wenn der Verf. hier dem Sokr. vorhielte, daß er ja selbst mit seiner Persönlichkeit die lebendige Widerlegung seines eigenen Satzes sei." . . (28) „Der Hp II, wie ich ihn auslege, ist freilich mit den späteren Hauptwerken Pl.s nicht in Einklang zu bringen. Aber mir scheint das noch kein Einwand gegen meine Interpretation zu sein." Am Schluß bemerkt H., Gercke habe ihm erklärt, eigene Untersuchung des Hp II habe ihn „zu derselben Überzeugung gebracht. „Diese Übereinstimmung hat mich begreiflicherweise sehr in meinem Urteil bestärkt" — mich erschüttert sie nicht in meinem entgegenstehenden Urteil.

Apelt schreibt (Einl. zur Übers. S. 1 f.): „Der moralisch destruktive Standpunkt, den Sokr. [in dem kleinen Dialog] einzunehmen scheint, konnte kaum anders als verwirrend und verblüffend auf den Leser wirken." . . . „Sokr. ist hier nach unserem Gefühl der Sophist und Hippias der nur dialektisch übertölpelte Vertreter des gesunden Menschenverstandes."

Zur Erklärung des Inhalts will ich noch einiges anführen, was Heinrich Maier, Sokrates, . . . S. 345 ff. schreibt: „Die ganze Argumentation ist ein sprühend geistreiches, stark eristisches Spiel, das die Wahrheit mit vollem Bewußtsein auf den Kopf stellt . . . Fast sieht es darnach so aus, als hätte der Autor die Absicht, zu zeigen, wie Sokr. den Hippias niederdisputiert. Allein . . . auch dem Sophisten gegenüber verfolgt Sokr. eine protreptische Absicht; er will eine bestimmte sittliche Wirkung erzielen. Der Satz, um den sich die Diskussion dreht, ist ein Paradoxon, das

eine ernste sittliche Wahrheit auf die Spitze treibt. Wer absichtlich d. h. wissentlich böse handelt, kennt doch das sittliche Ideal. Und diese Kenntnis kann nur das Ergebnis sittlicher Selbstbesinnung sein. Wer aber so weit ist, der hat den entscheidenden Schritt bereits getan. Er ist aus dem Schlaf des gewohnheitsmäßigen Lebens aufgeweckt ... Ob es möglich ist, wissentlich Unrecht zu tun, bleibt dahingestellt ... Die Absicht ist durch die Paradoxie, die einen allgemein anerkannten Satz umdreht, im Partner oder vielmehr im Leser das sittliche Nachdenken anzuregen und nach einer bestimmten Richtung zu lenken. Und die Wahrheit, auf die die These aufmerksam machen will, ist: daß das Wissen um das Ideal der Anfang alles sittlichen Lebens ist."

Aus meiner eignen Darstellung (Platon I, S. 307) nehme ich die Sätze heraus: „Sokr. teilt mit den Sophisten die intellektualistische Überzeugung, daß Bildung den Menschen gut mache oder, was nur ein anderer Ausdruck für dasselbe Verhältnis ist, daß die Tugend im Wissen bestehe und lehrbar sei, ja diese Überzeugung steht ihm viel fester und sicherer als jenen, die sich über ihre Konsequenzen nicht ganz klar sind. Aber indem er den Begriff des Guten und der Tugend viel tiefer und innerlicher faßt als jene, versteht er auch unter Bildung etwas wesentlich anderes. Er sieht, daß diese nicht mit bloßer Anhäufung beliebiger Kenntnisse und Fertigkeiten hergestellt wird, sondern daß ihr von vornherein die Richtung gegeben werden muß auf das Ziel der sittlichen Vollkommenheit. Sobald man die Bildung auf dieses Ziel der ἀρετή, so wie eben Sokr. und Pl. diese verstehen, bezieht, wird auch der Einspruch verstummen, den bei äußerlicherer Fassung das gesunde sittliche Bewußtsein erheben muß gegen den Satz: je gebildeter, desto tüchtiger, desto besser."

Von reichem und gutem Gehalt ist Kraus' Arbeit. Er zeigt zuerst, wie ältere und neuere Autoren über den Hp II dachten. „Die einen erklären ihn für ein unwürdiges Produkt und unecht, die anderen für das Werk eines Schülers, die anderen für ein unreifes Werk, jedenfalls für ein Jugendwerk." Aber was soll der jugendliche Verfasser mit dieser Schrift bezweckt haben? Nach Eckert hätten wir in ihr nur einen dialektischen Scherz zu sehen, den sich Pl. als Humorist und Satiriker geleistet habe, nach Dümmler eine Parodie auf die Homerstudien des Antisthenes; dagegen Gilbert, M. Wundt und andere finden in ihm die Fixierung unlösbarer Aporien, die dem jugendlichen Denker zur Qual geworden waren. „Ihm schienen die Schlüsse entsetzlich ernsthaft, obwohl

er sich bei ihnen nicht beruhigen konnte", schreibt H. Nohl. Die verbreitetste Auffassung ist die von Schleiermacher begründete, es handle sich im Hp II um einen indirekten Beweis für die sokratische These: 'daß die Tugend im Wissen vom Guten bestehe oder, was wesentlich dasselbe besagt, daß niemand mit Wissen und Willen sündige.' Im Gegenteil meinen Horneffer und Gercke, die sokratische Tugendlehre werde von dem Verfasser der Schrift bekämpft. — Um den Streit der Meinungen zur Entscheidung zu bringen, nimmt K. eine eingehende Analyse des Dialogs vor. Er findet als Grundgedanken des 1. Teils: ἀληϑής muß im Sinn des „Wahrspruchmächtigen", ψευδής im Sinn des „Falschspruchmächtigen" verstanden werden. Dann sind die beiden in der Tat gleichwertig und ist nichts einzuwenden gegen die These: „wer der Vermögendste ist, in einem Fache die Wahrheit zu sagen, sei auch der Vermögendste, die Unwahrheit zu sagen." Eine einwandfreie Auslegung hat schon Aristoteles geliefert, „wenn auch in gewohnter Wortkargheit." Ja es zeigt sich, „daß Aristoteles die Erklärung des Dialogs und hiemit die Auflösung der täuschenden Redewendungen als Schulgut von Pl. übernommen hat." Es ist seltsam, daß die neueren Erklärer die aristotelische Deutung teils kaum beachtet, teils (wie Arnold und Hofmann) mißverstanden haben. „Für den, der die Relativität der sekundären ethischen Maximen erkannt hat, ... ist ... kein Zweifel möglich, daß, wie schon Steinhart und neuestens Ritter bemerkt, unter Umständen eine ... Täuschung von der Sittlichkeit selbst gefordert ist ... Stellt sich doch Sokrates selbst nicht selten und wird auch so in unserem Dialoge gezeichnet, als wüßte er nichts und jedenfalls weniger als der Sophist, während das Gegenteil der Fall ist: Es wird also vorausgesetzt, daß man unter Umständen die Unwahrheit sprechen, selbst täuschen und irreführen dürfe" (S. 15). — Auch dem befremdlich klingenden Satz des zweiten Teiles, daß wer mit Willen Unwahrheit sagt, besser sei als jener, der es wider Willen tut, läßt sich ein Sinn abgewinnen, bei dem er richtig erscheint. Ja er ist eigentlich im 1. Teil schon enthalten und (S. 21) „die kurze Verweisung (71e und 92e) auf den 1. Teil des Gesprächs ist eine der vielen logischen Feinheiten, die dieser sorgfältigst und einheitlichst gearbeitete Dialog aufweist." — Die 2. Hälfte des 2. Teils beginnt bei 75d mit einer Definition der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist entweder ein Vermögen oder ein Wissen oder beides. Auch diese Definition ist, in bestimmter Weise aufgefaßt, völlig richtig und der sokratisch-platonischen Lehre gemäß. Über die Vieldeutigkeit des Wortes 'Vermögen'

(*δύναμις*) hat uns Aristoteles in derselben Abhandlung unterrichtet, der über den Sinn der Wörter *ψευδής* und *ἀληθής* Aufschluß gibt (S. 24). Die Gerechtigkeit ist eine *ἐπιστήμη*, welche die *δύναμις* zum rechten Wollen in sich schließt. „Die Definition der Gerechtigkeit (Tugend) als eine *δύναμις* ist von Aristoteles übernommen worden . . . Nachdem Aristoteles selbst vor der Vieldeutigkeit des Wortes“ (*δύναμις*) „gewarnt hat, heißt es seine Warnung in den Wind schlagen, wenn man“ (was z. B. Wilamowitz vorzuwerfen ist) „nicht jedesmal sorgfältig untersucht, in welcher der vielen Bedeutungen er sich des Wortes bedient“. . . . (S. 26) Die Tugend ist „eine *δύναμις* nicht im Sinne der Macht des Willens, sondern im Sinne eines zum rechten Wollen bestimmenden Prinzips, das auch von Pl. gelegentlich *ἕξις* genannt wird (Rp 443 e, vgl. 411 e). Bei Aristoteles in einer gewissen mittleren Beschaffenheit, einer im Unbewußten liegenden Qualität (*ποιόν τι*) bestehend, die vom Wissen lediglich mitbedingt ist, bei Pl. noch in sokratischem Sinne dem Wissen vom Guten allein zugeschrieben.“ Apelt sieht in der Nikom. Ethik 1129 a 14 mit Recht eine „ziemlich deutliche Beziehung auf Hp II 75 d f. Denn wenn da gefragt wird: ‘Die Gerechtigkeit, ist sie nicht entweder eine *δύναμις* oder eine *ἐπιστήμη* oder beides?’, so gebe Aristoteles hier darauf die richtige Antwort, während im Hp. eine ‘schiefe Antwort’ erfolge. Weder *δύναμις* noch *ἐπιστήμη* macht nämlich nach dieser Stelle das Wesen der *δικαιοσύνη* aus, sondern *ἕξις*. Darauf ist jedoch zu entgegnen, daß die im Hp gegebene Antwort höchstens — so weit die Zweideutigkeit des Wortes *δύναμις* reicht — schief genannt werden darf. Die Gerechtigkeit (= Tugend) ist nach Pl. erstens zweifellos eine *ἐπιστήμη*; und mag auch das vollkommene Wissen vom Guten nichts sein, was einem Sterblichen eignet, so wird eben auch die vollkommene Tugend ihm nicht zukommen. ‘Niemand ist gut, denn der eine Gott.’ Dieses Wort Christi könnte auch Pl. gesprochen haben . . . Die Tugend ist aber zweitens für Pl. auch eine *δύναμις*. Freilich nicht im Sinne einer Willensmacht, sondern im Sinne einer Wissensmacht, d. h. einer aktiven Kraft, die dem Wissen vom Guten zukommt. Sie ist ihm im vollen Sinn des Wortes ‘des Menschen allerhöchste Kraft’ . . . Der Tugendhafte muß auch nach Aristoteles das Wissen vom Guten und Schlechten besitzen. Die Definition im Hp II ist schief nur sofern sie zweideutig ist; richtig verstanden ist sie nicht schiefer als die platonische Lehre überhaupt, welche dem Wissen vom Guten eine determinierende *δύναμις* zuschreibt.“ (S. 29:) „Eine Induktion, welche das, was von

der δύναμις des Willens etwas zu wirken gilt, übertrüge auf die δύναμις, welche den Willen wirkt, wäre verfehlt. Eckert behauptet gegen Gomperz und andere, eine solche Induktion sei richtig. Denn die Ungerechten seien (65 d) ἀδύνατοί τι ποιεῖν ὥσπερ οἱ κάμνοντες. Allein eben dies ist eine völlige Verkennung des platonischen Gedankens ... Daher ist es auch falsch, wenn Eckert behauptet, der Gute habe die Fähigkeit zu fehlen, nur mache er von ihr keinen Gebrauch. Der Gute hat nach Pl. zwar die Macht, wenn er will, das Schlechte zu tun, aber es fehlt ihm gerade die Fähigkeit zu unrechtem Wollen bestimmt zu werden, da er ja das Prinzip besitzt, das ausnahmslos zum rechten Wollen determiniert. Die Wichtigkeit der beiden Bedeutungen von δύναμις und die Wichtigkeit ihrer Scheidung kann nicht genug betont werden. Sie ist nicht etwa nur wichtig zur Erklärung des Hp II, sie ist von fundamentaler Bedeutung für die Ethik ...“ Es „ist aber das Große an der platonisch-aristotelischen Ethik, daß sie Determinimus und praktische Freiheit zu vereinen wußte“. — Ganz einverstanden. — Seite 31 faßt K. nochmals zusammen: „Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Bestimmung der Gerechtigkeit, die 75 b gibt, im sokratisch-platonischen Sinne durchaus nicht falsch, sondern höchstens, sofern sie das Wort δύναμις enthält, zweideutig ist.“ Er fügt bei: „Erinnert man sich, daß auch der vorangehende Teil des Dialoges durchweg mit äquivoken Ausdrücken arbeitet und darauf angelegt erscheint, auf diese Weise den Hörer oder Leser in die Irre zu führen, so wird man auch hier eine gleiche Absicht vermuten.“ Und schließlich, nach einem Überblick über den ganzen Dialog wird festgestellt (S. 35): „daß er auch nicht einen einzigen Satz enthält, der so verstanden werden muß, daß sich eine vom sokratisch-platonischen Standpunkt unrichtige oder überhaupt schlechthin absurde Lehre ergibt.“

(S. 36:) „Aus dem positiven Resultate unserer Untersuchung ergibt sich das negative: Der Dialog ist außerstande, den Satz ‘Tugend ist Wissen’ zu beweisen oder zu stützen.“ Wer darin seine Absicht sieht, beweist nach K., daß er selbst „in die peirastische Falle geraten“ ist und die ‘Macht, Übles zu wollen’ mit der ‘Geneigtheit, Übles zu wollen’ zusammenwirft. Zum Beweise führt er Bonhöffers Urteil an: „Aus dem oberflächlichen Begriff des Wissens und der Bildung, wie ihn eben der Sophist allein kennt, deduziert Sokr. mit grausamer Folgerichtigkeit das lästerliche Paradoxon, daß nur der ἀληθής zugleich auch ψευδής sein kann, daß der lügnerische Odysseus besser, weil wissender, ist als der ehrliche

bzw. unwissentlich lügende Achilleus, daß überhaupt der freiwillig Sündigende besser als der unfreiwillig Sündigende, d. h. identisch mit dem ἀγαθός ist.“ Er bemerkt dagegen: „Wir sehen leicht, wie diese für die herrschende Auffassung typische Widergabe zu widerlegen ist. Das lästerliche Paradoxon . . ist richtig verstanden ein vollkommen einwandfreier Satz, und Odysseus kann mit Recht als der Bessere erklärt werden, sofern er ein nur mit Willen Unwahres Sagender (nicht aber ein Luggeneigter) ist, und auch dem Satz, daß der freiwillig Sündigende der Bessere sei, kann . . ein Sinn abgewonnen werden, der ihn der Absurdität entkleidet.“ Jedoch ich meine, damit drücke K. nur Bonhöffers eigene Meinung in freilich abweichenden Worten aus. Auch B. will das Paradoxon als „lästerlich“ nur bezeichnen für den an der Oberfläche des hergebrachten Wortsinnes sich haltenden Beurteiler, der gar nicht imstande ist, das sittliche Problem in seiner Tiefe zu erfassen. Voll begründet scheint mir im folgenden die Ablehnung der Auffassung Horneffers (s. u.). Nicht voll einverstanden aber bin ich mit dem Satz (S. 41): „Die einzige Tendenz, die verfolgt werden kann, ist, den Sophisten vermöge einer fortlaufenden Kette kunstvoll angelegter Fallstricke zu einem höchst absurd klingenden Satze zu verführen, dessen Absurdität nur derjenige vermeiden kann, der die δύναμις im Sinne der sokratischen Kraft von der δύναμις im Sinne der Macht des Willens zu scheiden vermag.“ Diese Absurdität, kann man ebensogut sagen, vermag zu vermeiden wer über den wahren Sinn der Bildung und Erkenntnis, deren Ziel das unbedingte ἀγαθόν ist, ins klare gekommen ist. Und die letzte Tendenz dürfte nicht sein, den Sophisten zu beschämen, indem die Verworrenheit seines Bildungsbegriffs an den Tag gebracht wird, sondern überhaupt zum Nachdenken darüber anzuregen, was wertvolles Wissen und wirkliche echte Bildung sei. —

In der kritischen Auseinandersetzung mit den Ansichten anderer Forscher macht K. als Schüler von Brentano und Marty reichliche Anwendung von logischen Schemata, die ich nicht immer pünktlich nachgeprüft habe. Im ganzen scheint mir jedenfalls richtig, was er aus ihnen gewonnen hat. Doch möchte ich glauben, man könne auch ohne sie auskommen. Mit vollem Recht wendet sich K. S. 43 gegen die in Met. 1025 a 9 enthaltene Bemänglung der Ausführungen des Hp II, die auch Eckert zurückweist. Aber ob er Recht hat mit seiner Erklärung? Aristoteles, meint er, der in den vorausgehenden Ausführungen ein so richtiges Verständnis des Hp bekundet, kann die fehlgehenden kritischen Ausstellungen nicht ge-

macht haben. (S. 46:) „Den Fehler, den Eckert herausgefunden, hat Aristoteles nicht begangen, sondern der Zusatz stammt von fremder Hand.“ Und (S. 47) wir „gewinnen . . durch das Verständnis für die eigentlichen Zwecke Pl.s auch eine Erkenntnis für die Kritik des Textes der überlieferten aristotelischen Metaphysik und eine unabweisbare Athetese nicht der ganzen über den Hippiasdialog handelnden Stelle, sondern nur eines unorganisch mit ihr verbundenen Adnexes“. — S. 49 f. bespricht K. meine eigenen Darlegungen, die, wie er selber findet, „im Resultate“ den seinigen nahekommen — ich glaube: wirklich noch näher, als er selber meint —; dann setzt er sich noch einmal kurz mit Bonhöffer, Gomperz, Natorp, Zeller auseinander.

Auf den letzten 10 Seiten entwickelt er folgendes: „‘Wir haben’, sagt Hoffmann[1]), ‘ein logisch-ethisches Übungsstück vor uns, wie Pl. es öfters seinen Schülern vorlegte, um sie zum Selbstdenken zu veranlassen. Die logischen Fehler, die zu einer verkehrten ethischen Ansicht führen, müssen aufgefunden werden.’ Ich stimme mit dieser Grundauffassung Hoffmanns überein, wenn ich auch seine Analyse in allen Punkten für verfehlt erklären mußte. Der Dialog will zunächst zeigen, wie wichtig die Nominaldefinition für die wissenschaftliche Forschung ist. Wer über ψευδής und ἀληθής Aussagen machen will, hat sich zuerst über den Sinn der Worte klar zu werden . . Und der Dialog will ferner zeigen, wie wichtig es ist, die Bedeutungen des Wortes ‘Vermögen’ auseinanderzuhalten, . . und wie durch Vermengung dieser Bedeutungen die Ethik in ihren Fundamenten bedroht zu werden scheint. Der Dialog demonstriert aber nicht nur die Gefährlichkeit der Äquivokation und die Wichtigkeit der Definition, er zeigt auch die Verwendung der Induktion. Der Dialog bietet aber noch mehr. Er geht von der Induktion zur Deduktion, zur Folgerung, insbesondere zur conversio simplex über, die an mehreren Beispielen geübt wird und deren Berechtigung zu prüfen eine der Aufgaben ist, die Pl. an seine Leser stellt[2]). Der Dialog setzt nicht nur diese logische Lehrtendenz seines Verfassers, sondern auch eine gefestete ethische

---

[1]) S. unten S. 117.

[2]) Gegenüber diesen vielen logisch bedeutsamen Punkten befremdet der Satz Lutoslawskis (Plato's Logic S. 75 A.): „Dialogues . . of no logical importance (Hp II, So, Mx, Ly) are omitted“, und (S. 194) wir müssen, so lange sie nicht mit sprachlichen Mitteln in die chronologische Reihe eingefügt sind, „abstain from all attempt to fix this order from the few logical hints which they contain“.

Lehre voraus, die keine andere ist als der bekannte 'intellektualistische Determinismus' Pl.s . . . Er ist nicht nur ein 'logisches Vademecum', wie Apelt den Hp I nennt, sondern auch ein ethisches. Endlich zeigt er die metaphysisch belangreiche Lehre über die verschiedenen Vermögen bereits ausgebildet. Ein nicht unreifer Denker" — NB! — „und ein nicht unerfahrener Lehrer hat — wenn mich nicht alles täuscht — diesen Dialog geschrieben." . . .

(S. 55:) „In einer wertvollen Abhandlung hat Hambruch den Versuch gemacht, den in der aristotelischen Topik niedergelegten Schatz für die Erkenntnis der Lehrweise Pl.s nutzbar zu machen, über die, wie Döring bemerkt, so gut wie gar nichts bekannt ist . . Der Grundstock der dialektischen Regeln, so führt H. . . aus, stammt von Pl. selber und 'wurde im Anschluß an die Praxis der Schuldisputationen und in sorgfältigster Benutzung der in Pl.s Schriften gegebenen Anregungen weiter ausgebaut' . . . Die Darlegungen H.s erhalten durch unsere eine Stütze, wie andererseits durch die Schrift H.s unsere Auffassung gestützt wird, derzufolge der Hp II sowohl für das Lexikon der Äquivokationen als auch für die Topik mitbenutzt worden ist . . H. Maier . . hat schon vor H. bemerkt, es sei anzunehmen, 'daß Aristot. viel von Pl. gelernt hat, daß er nicht wenige seiner Regeln aus der Praxis der platonischen Dialoge abstrahiert hat. Insbesondere hat er ja zweifellos beim *πεῖραν λαμβάνειν* den platon. Sokr. zum Muster genommen'. Für diese Behauptung bietet der Hp II einen schlagenden Beleg. Denn nach unserer Überzeugung ist dieser Dialog das typische Exemplar einer peirastischen Unterredung, die Pl. unter Benutzung eines sokratischen Gespräches zum Zwecke der Abstraktion dialektischer und logischer Regeln und ethischer Wahrheiten verfaßt hat" . . . (57:) „Für die Durcharbeitung in der Akademie selbst war das Werk zunächst bestimmt, zur Erörterung im philosophischen Seminar des Meisters; dieser selbst drückte den Schülern den Ariadnefaden in die Hand, der sie aus dem Irrgarten herauszuführen bestimmt war; und nur wer den verlorenen wiederfindet — in den Sammlungen seines größten Schülers etwa —, kann auch dem heutigen Leser gleiche Dienste leisten." (60 f.:) „Was den Fieberzustand anlangt, in dem sich Sokr. angeblich befindet, sein 'ruheloses Hin- und Herschwanken', von dem Pfleiderer spricht, so glaube ich: den eigenen Zustand hat Pl. hiemit nicht geschildert. Denn das Gespräch zeugt vielmehr in seiner 'auf das Schlußergebnis sicher zusteuernden Führung', die Gomperz ebenso richtig hervorhebt, wie die Anmut und Würze eingestreuter Zwischenspiele, von der olympischen Ruhe des Ver-

fassers. Von einem geradezu 'übermütigen Tone' zu sprechen, wie das Ritter tut, oder mit Apelt von einer Ironie, die es doch etwas zu bunt und toll getrieben habe, oder gar mit Eckert das Ganze als ein bloßes dialektisches Spiel aufzufassen, sehe ich freilich keinen Grund. Die maßlose Eitelkeit des Sophisten trägt ihren Teil davon. Daß aber Pl. hier den Tausendkünstler historisch treu darstellt, daran zu zweifeln haben wir keinen Anlaß . . Ritter findet es unglaublich, daß ein so lustiger Dialog von Pl. nach dem Tode des Sokr. könne geschrieben worden sein. Ich gebe zu: nicht unmittelbar nach seinem Tode. Aber ich habe der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß er ein auf alten Notizen beruhendes Werk des Akademievorstandes Pl. ist[1]), und ich glaube, daß Pl. auch nach dem Tode des Sokr. das Lächeln und wohl auch das Lachen wieder gelernt haben muß . . (62) Die Annahme, auch Schwierigkeiten ethischer Natur könnten Anlaß geboten haben, sie in Form eines Dialoges — der dabei seinen peirastischen Charakter durchaus wahren konnte — der Öffentlichkeit vorzulegen . . scheint . . um so weniger von vornherein verwerflich, als ja der historische Sokr. auch dort, wo er peirastisch verfuhr, seine Unwissenheit betonte und nicht selten 'aufrichtig', nicht bloß ironisch meinte. Dennoch wird wohl unsere Hypothese mit dieser erfolgreich konkurrieren können. Denn alles deutet darauf hin, daß es sich weniger um Aporien handelt, die dem jungen Pl. zur Qual geworden sind, als um solche, mit denen er seinen lernbegierigen Schülern harte Nüsse zu knacken gab und die noch heute, wie Bruns bemerkt, manchem Leser Unbehagen verursachen."

Alles ist wohldurchdacht und mit Geschick vorgetragen. Ich selber bin längst von der Meinung abgekommen, daß der Eus, Cra und Mx mit ihrem derben Spott vor Sokr.' Tod verfaßt sein müßten. Allein den Hp II etwa so weit wie diese Schriften abzurücken von dem tragischen Ereignis, durch das Pl. aufs tiefste erschüttert worden ist, — das scheint mir trotz v. Arnim, auf den sich K. S. 59 A. beruft, durch den sprachlichen Befund als unmöglich erwiesen.

Als Probe aus H o f f m a n n s Behandlung soll dienen (S. 281 f.):

---

[1]) Die hier vorgetragene Annahme erinnert mich an Quintilian Inst. or. pr. 7: „duo . . sub nomine meo libri ferebantur . . neque editi a me neque in hoc comparati. namque alterum sermonem . . pueri, quibus id praestabatur, exceperant, alterum . . quantum notando consequi potuerant interceptum boni iuvenes, sed nimium amantes mei, temerario editionis honore vulgaverant." Sie kann damit vielleicht noch gestützt werden. Vgl. auch Pa 28 d e.

„Wir haben ein logisch-ethisches Übungsstück vor uns usw. (s. oben S. 115). Da ist zunächst jener Trugschluß, daß der Wahrhafte und der Lügner eigentlich derselbe sei (69 b). Er ist dadurch entstanden, daß das Urteil der Möglichkeit, der Wissende könne sowohl lügen als die Wahrheit sagen, als Urteil der Wirklichkeit genommen und dann umgekehrt worden ist, das Prädikat zum Subjekt gemacht: der Lügner und der Wahrhafte ist derselbe, nämlich der Wissende. Solche Veränderung verbietet die Aristotelische Logik, die aus Pl.s Schule stammt."

An neueren erklärenden Sonderausgaben des **Laches** (La) finde ich bei Prächter verzeichnet die von Bertram-Nusser, Gotha 1903, und von A. v. Bamberg, Bielef./Leipzig 1903 (zusammen mit Eu); von Cron, 5. Aufl.; behandelt ist er von M. Hoffmann in der Ztschr. f. d. Gymn. Wf. 1903 S. 525—532, von Räder S. 95—97, Gomperz S. 241—44, Pohlenz S. 23—39, Arnim S. 24—34 u. 94—97, Ritter S. 284—97, Wilamowitz S. 181—84, Prächter S. 244 f., Windelband-Bonhöffer S. 145 f., Horneffer a. a. O. S. 30—51.

Ich gehe diesmal aus von Wilamowitz. Dieser nimmt den La in Kapitel 7 zusammen mit einer Anzahl von Schriften, die nach seiner Überzeugung der Rechtfertigung des vom Volk verdammten Sokr. dienen sollen. Unmittelbar vorausgehen läßt er jenem Ap und Cr, nachfolgen Ly, Ch, Eu. Es ergab sich bei der Absicht der Verteidigung von selbst, „daß Sokr. im Verkehr mit jung und alt vorgeführt werden mußte, um die Vorwürfe der Anklage zu entkräften und seine Unsträflichkeit nicht nur, sondern seinen fördernden Einfluß auf alle andern ins Licht zu setzen". Auffallend ist dabei, daß Pl. es durchaus vermieden hat, seinen Meister auch „mit den Handwerkern zusammenzubringen, die er doch immer in seinen Reden heranzieht", wie auch die Ap des Verkehrs mit ihnen gedenkt. Wir finden bei Pl. „nur die Gesellschaft, der er selbst angehörte. Am deutlichsten ist die Absicht, Sokr. gesellschaftlich und persönlich zu heben, im La . . Hier erscheint er neben den ersten Feldherren Athens, Nikias und Laches, und wenn die Söhne der berühmten Parteiführer Aristeides und Thukydides, Melesias' Sohn, auch selbst nichts weiter als dies sind, so gehören sie doch eben zu der vornehmsten Schicht, und es will etwas besagen, daß sie dem Vater des Sokr. aus eigener Erinnerung ein lobendes Zeugnis ausstellen (81 a)". Wir lernen Sokr. kennen als „den tapferen, den tugendhaften, den rechten Jugendlehrer. Wenn eins, ist klar, daß dies Buch zu seiner Verteidigung, seiner Rehabilitierung, geschrieben

ist". Ebenso die anderen, in denen Sokr. als Träger einer der Kardinaltugenden erscheint, deren Verknüpfung in seiner Person hergestellt ist. „Schriftstellerisch wird . . der La an den Pr geknüpft, dessen Aufstellungen Pl. berichtigen will."

Von Pohlenz haben wir schon gesehen, daß er sich den La gleichfalls erst nach dem Tode des Sokr. geschrieben denkt. Er [1]) ist ihm „das schönste Zeichen für die Pietät Pl.s, der in Fortsetzung der Ap das Bild des Meisters von allen Schlacken reinigen will". Wir sehen Pl. übrigens „bei dem Versuch, aus der Lehre des Meisters neue Probleme zu gewinnen und sie weiter zu bilden". Zwar die Definition der Tapferkeit als ἐπιστήμη δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν dürfen wir gegen Joel, der sie dem Antisthenes zueignen wollte, nach 94 c ruhig als sokratisch hinnehmen. „Dagegen spricht nichts dafür, daß Sokr. selber die Konsequenzen gezogen und das Problem der Einheitlichkeit der Tugend so formuliert hat, wie es bei Pl. geschieht, und wir werden hier Pl.s eigene Hand um so lieber sehen, weil er jenes Problem selber dann in einem anderen Dialoge [2]) in Angriff genommen hat. Man wird sich fragen, ob Pl. an dieser Weiterbildung bei Sokr.' Lebzeiten sich versucht hat." Auch andere Stellen erregen Bedenken, wenn man sie vor 399 geschrieben denkt. 86 b erklärt Sokr.: „Solange wir uns nicht als Erzieher schon bewährt haben, solange wir nicht die Sicherheit haben, guten Einfluß üben zu können, so lange wollen wir lieber zurückhalten καὶ μὴ ἐν ἑταίρων ἀνδρῶν υἱέσιν κινδυνεύειν διαφθείροντας τὴν μεγίστην αἰτίαν ἔχειν ὑπὸ τῶν οἰκειοτάτων (86 b)." „Wann hat Pl. diese Worte geschrieben?" fragt P. „Ist wohl anzunehmen, daß ihm, sagen wir im Jahre 402, der Gedanke kam, Sokr. könne beschuldigt werden, die Söhne seiner Freunde verführt zu haben, und sollte er zufällig den Gedanken mit dem Worte ausgedrückt haben, das später die Ankläger brauchten, Sokr. zu verderben? Nein, die Worte sind geschrieben, als tatsächlich Meletos Sokr. das διαφθείρειν τοὺς νέους schuld gegeben hatte. Sie sind geschrieben, als der platonische Sokr. bei seiner Verteidigung als letztes und wichtigstes Argument das Verhalten der Angehörigen seiner Schüler angeführt hatte." — Ferner findet es P. auffallend, wie ausführlich 86 a ff. „das Motiv der Menschenprüfung durch Sokr." behandelt wird, da Pl. es doch für seinen Hauptzweck nicht notwendig braucht. „Die Antwort ergibt sich, wenn wir daran

[1]) Den „heute wohl niemand mehr für unecht hält".
[2]) Gemeint ist der Pr.

denken, daß dieselbe ἐξέτασις in der Ap eine große Rolle spielt. Dort gibt . . der ganze erste Abschnitt den Nachweis, daß diese ἐξέτασις es gewesen ist, die ihm Haß und Feindschaft zugezogen und schließlich seine Verurteilung bewirkt hat. Hier erhalten wir das freundliche Gegenbild der Männer, die sich diese Prüfung gern gefallen lassen, weil sie wissen, daß Sokr. nur ihr Bestes will und jene Prüfung nur zu nötig ist. Wieder ruft Pl. seinen Lesern zu: 'So handelten die von euch so hoch geachteten Männer der letzten Generation, und ihr —?' Wieder ist die Tendenz des Abschnitts nur verständlich, wenn der La auf die Ap folgt und der Rechtfertigung des Verstorbenen dient." Und „Wer den La vor 399 verfaßt sein läßt, muß Pl. die Geschmacklosigkeit zutrauen, daß er als Schüler es für richtig hält, seinen Lehrer als geeignetsten Erzieher zu empfehlen."

Einige Zwischenzeit müßte ja auch nach P.s Empfinden zwischen dem Ereignis von 399 und der Abfassung des La verflossen sein. Denn die ruhige Objektivität der Personenzeichnung und eine gewisse schalkhafte Munterkeit sind nicht zu verkennen. „Wer so zu schaffen vermag, des Herz ist jedenfalls nicht mehr ausschließlich von Grimm und Schmerz erfüllt. Die sonnige Heiterkeit, die das Leben des Meisters auch in den ernstesten Stunden verklärte, die ihn auch im Kerker als Sieger, als Schützling der Götter, als εὐδαίμων erscheinen ließ, sie ist im Jünger zu neuem Leben erwacht" (S. 39).

Es ist wirklich Gefühls- und Geschmackssache, ob man annehme, daß solche „sonnige Heiterkeit" bald nach der Hinrichtung des unschuldig verurteilten Meisters im Gemüt seines treuen Jüngers sich ausbreiten konnte. Ich bin darüber anderer Meinung als P. und auch als Wilamowitz. So leidenschaftlos und ruhig kann ich mir den jungen Pl. nicht vorstellen. Und die Bedenken, die P. äußert, scheinen mir dem gegenüber von geringem Gewicht. Der Frage, ob Pl. wohl bei Sokr.' Lebzeiten versucht habe, „aus der Lehre des Meisters neue Probleme zu gewinnen und sie weiter zu bilden", stelle ich auch eine Frage gegenüber: Warum denn nicht? Zu 86 b erinnere ich, daß Sokr. doch immer (auch nach Xenophon) bei jeder Gelegenheit betont hat, die Aufgabe des Jugenderziehers sei viel schwieriger und verantwortungsvoller, als die Leute denken; weder die gewöhnlichen Lehrer, die Sophisten, noch die Eltern, die diesen ihre Söhne anvertrauen, pflegen sich klarzumachen, um was es sich eigentlich dabei handle. Es ist nicht einzusehen, warum Ausführungen darüber, die der La und der Pr gibt, nicht

sollten zu einer Zeit niedergeschrieben sein, da noch auf Sokr. aufmerksam gemacht werden konnte als den einzigen Mann, dessen Umgang den jungen Leuten mit bestem Gewissen empfohlen werden könne. Und gar daß es eine „Geschmacklosigkeit“ wäre, wenn der begeisterte Jüngling, der in diesem Umgang mit Sokr. gefunden was er überall sonst vergebens suchte, auf diesen hinwiese? Offenbar hat P. selber nie für einen Lehrer geschwärmt, sonst könnte er so etwas nicht behaupten. (Für recht beachtenswert auch heute noch halte ich, was K. F. Hermann, Gesch. u. Syst. d. plat. Ph. S. 451 gesagt hat.) Und wieder, daß es befremdlich sein solle, wenn die *ἐξέτασις* eingehend geschildert wird in einem der Ap vorausgehenden Dialog? Als ob diese nicht eine der hervorstechendsten Eigenheiten im alltäglichen Gebaren des Sokr. gewesen wäre. Oder das Zusammentreffen des Ausdrucks *διαφθείρειν* mit dem von den Anklägern gebrauchten? Dieser Ausdruck war nun eben einmal der übliche und nächstliegende. Nicht bloß als eitler Schwätzer, als *ἀδολέσχης*, sondern auch als „Jugendverderber“ ist Sokr. gewiß Jahrzehnte vor seiner Anklage oft gescholten worden von all den Leuten, die sich über seine *ἐξέτασις* und die Anregung, die er den jungen Leuten zur Kritik gab, ärgerten, ebenso wie Anytos im Me 91c die Sophisten schilt als eine *φανερὰ λώβη τε καὶ διαφθορὰ τῶν συγγιγνομένων*. Also auch hier ist kein Anlaß zum Verwundern, und da *διαφθείρειν* entschieden gebräuchlicher ist als *λωβᾶσθαι*, so darf man keine Anspielung auf die Anklageschrift wittern, wo eben zur Bezeichnung des oft erhobenen Vorwurfs dasselbe Wort gewählt wird, dessen jene sich bedient[1]).

Gomperz entnehme ich die wertvollen Bemerkungen: „Das Verhältnis der Einzeltugenden zu der ihren Wesensgrund ausmachenden Einsicht galt Pl. als ein Problem, das sein Nachdenken noch lange beschäftigt und das er erst in der Rp endgültig zu lösen vermocht hat. Auch hier bereits erschöpft sich ihm der Begriff der Tapferkeit nicht in der Betätigung der Einsicht gegenüber von Lebensübeln. Darauf deutet die beiläufige Erinnerung

---

[1]) Auch einen Gedanken, der sich mir immer aufdrängt, möchte ich hier laut werden lassen: falls es geschichtliche Tatsache ist, was Xenophon Mem. 1, 2, 31 ff. erzählt, daß Kritias dem Sokrates untersagen wollte, mit jungen Leuten Unterredung zu pflegen, so sollte es mich wundern, wenn Platon das ohne Gegenerklärung hätte hingehen lassen. Ist nicht der La diese Gegenerklärung? Damit wäre in der Tat Wilamowitzens Urteil bestätigt (vgl. oben S. 119), daß die Schrift zur „Verteidigung“, ja meinthalb zur „Rehabilitierung“ des Sokr. geschrieben sei.

an 'Lüste und Begierden' hin, die in der Lösung des Problems gleichfalls eine Stelle finden. Ob Pl. diese, als er den La schrieb, schon gewonnen hatte und nur zurückbehielt, oder ob er mit den Schwierigkeiten des Problems noch rang, kann zweifelhaft scheinen; doch ist die letztere Voraussetzung die wahrscheinlichere." . . . „Nicht die Größe der Gefahr und nicht die Kleinheit der zu ihrer Abwehr verfügbaren Mittel . . . soll den richtigen Maßstab der Tapferkeit abgeben. Von den zwei beispielsweise namhaft gemachten Kriegern, die ihre Position mit gleicher Standhaftigkeit verteidigen, gebührt der Preis der Tapferkeit nicht notwendig demjenigen, dessen Lage die ungünstigere ist. Denn da Tapferkeit nichts anderes ist als die vorzugsweise drohenden Übeln gegenüber betätigte Einsicht in das Wertverhältnis von Lebensgütern, so kommt jener Preis nur dem zu, der diese Einsicht in vollständigerem Maße besitzt; unter Kriegern z. B. (so dürfen wir Pl.s Andeutungen ergänzen) jenem, der die klarere und sicherere Überzeugung hegt, daß der Tod einem ehrlosen Leben, der eigenen Knechtschaft oder der Erniedrigung des Vaterlandes vorzuziehen sei."

Auch aus v. Arnim will ich noch einige Sätze ausziehen (S. 95 ff.): „Sokr. selbst bekennt, daß er die geforderte Qualifikation in der Erziehungswissenschaft, trotz seiner Bemühungen um sie, bisher nicht besitze, und dasselbe müssen auch die beiden Feldherren bekennen. Diese Wissenschaft existiert eben noch gar nicht; sie muß erst geschaffen werden. Der Ausdruck ψυχὴν θεραπεῦσαι war uns auch schon im Pr 12b begegnet. Die Wissenschaft von der Seelenbildung erscheint hier zunächst nur als das Vermögen, über den erzieherischen Wert der verschiedenen fachlichen Lehrgegenstände zu urteilen. In Wahrheit aber ist sie nach Pl.s Meinung von jener höchsten Wissenschaft, auf der die Tugend des einzelnen und die Wohlordnung von Staat und Gesellschaft beruhen müßten, nicht zu trennen. So müssen wir verstehen, wenn es auch hier nicht ausdrücklich ausgesprochen wird. Denn ψυχὴν θεραπεύειν bedeutet: die Seele gut machen. Das kann aber nur wer die Wissenschaft vom Guten hat, von welcher die Lehre von der Güte der Seele einen unabtrennbaren Teil bildet. Wer aber dieses Wissen besitzt, der ist selbst gut und besitzt die Tugend und vermag dieses Wissen und diese Tugend seinen Schülern durch Lehre mitzuteilen." — Wenn man den Pr und den La zusammen nimmt, so kann man „aus diesen beiden Dialogen entnehmen, daß für jede τέχνη erforderlich ist: 1. Kenntnis des Wesens, dem die τέχνη nützen soll (im Fall der Erziehungswissen-

schaft: der Seele), . . . 2. Kenntnis der Form und Beschaffenheit, die dem betreffenden Wesen, um ihm zu nützen, mitgeteilt werden soll, 3. Kenntnis der Methode, mittels welcher die Übertragung dieser Form und Beschaffenheit auf das zu verbessernde Wesen am leichtesten und besten erfolgen kann (*ὡς ἄν τις αὐτὸ ῥᾷστα καὶ ἄριστα κτήσαιτο*) . . . 4. Kenntnis des Vorteils, der dem verbesserten Wesen durch die Verbesserung zuteil werden soll."

Von der Unsicherheit des zwischen La und Pr bestehenden Zeitverhältnisses war schon oben die Rede. Eins sei noch nachgetragen. Zu den Gründen, die v. Arnim für die Priorität des Pr geltend macht, gehört der, daß die sokratische Definition der Tapferkeit von Nikias ohne Begründung eingeführt werde. Er bemerkt dazu, (S. 25): „Niemals nimmt Pl. sonst ein sokratisches Dogma zum Ausgangspunkt der Untersuchung, als ob es für wahr gelten müßte, wenn es nicht widerlegt wird." Das ist richtig. Aber wenn der La eine der frühesten Schriften ist, wenn er gar, wie mir wahrscheinlich ist, (nach dem nicht zur Veröffentlichung bestimmten Hp II) der erste von Pl. verfaßte Dialog sein sollte, dann dürfte ein gewisser methodischer Mangel desselben nicht stark betont werden.

Windelband-Bonhöffer schreibt u. a. (S. 146): Schon in dem La „treten dem Pl. . . . die zwei ethischen Probleme entgegen, die ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt haben, nämlich inwiefern es auch eine natürliche, nicht auf Erkenntnis, sondern auf Instinkt und Anlage beruhende Tugend geben könne und wie, falls die Tugend Wissen ist, die einzelnen Tugenden voneinander zu unterscheiden sind. — So wenig aber die Untersuchung anscheinend zu einem Ziel gelangt, so wenig ist dieselbe nach Pl.s Sinn wirklich ergebnislos: vielmehr blickt ganz deutlich als seine wahre Meinung durch, daß die Tapferkeit allerdings auf Erkenntnis beruht, aber nicht auf der technischen Erkenntnis, ob etwas dem äußern Wohl gefährlich ist, sondern auf der sittlichen Erkenntnis, daß, wo es sich um eine Pflicht oder um die Reinhaltung der Seele handelt, es gar kein *δεινόν* gibt, das davon abschrecken könnte. Darum kann Tapferkeit und jede andere Tugend nur derjenige beibringen, der *τεχνικὸς περὶ ψυχῆς θεραπείαν* ist (85 e), — eine Aufgabe, die sich Pl. in seinem ganzen Wirken und Schaffen bis zu den N hinaus gestellt hat."

„Wenn irgendein platonischer Dialog noch zu Lebzeiten des Sokr. verfaßt wurde, so ist dies der La, in welchem recht eigentlich Pl. seinen von vielen noch nicht gekannten oder in seiner

Bedeutung noch kaum erkannten Lehrer einem weiteren Publikum erstmals vorstellt, was später, wo nach dem an ihm begangenen Justizmord jeder Gebildete Stellung zu ihm genommen haben mußte, kaum mehr einen Sinn hatte."

Endlich einige Sätze aus der sorgfältigen Inhaltsdarstellung M. Hoffmanns: „Nikias . . . weiß, daß Sokr. keinen, der mit ihm in Berührung kommt, losläßt, ohne ihn geprüft zu haben, aber er hat dies schon öfter durchgemacht und will gern seine Einsicht vermehren. Laches, eine mehr praktische Natur, stimmt zu, indem er versichert, ihm sei es eine Freude, wenn die Rede eines Mannes in echt griechischer Harmonie mit seinem Leben übereinstimme; er kenne zwar die Reden des Sokr. nicht, aber nach seinen Taten halte er ihn für tüchtig . . . Jenes Lob des harmonischen Mannes, welcher die mit ihm Verkehrenden zu Freunden der Untersuchung, *φιλόλογοι*, macht, klingt im Munde des Laches etwas fremdartig; hier spricht Pl. selbst seinem Lehrer seine Verehrung aus. Das Gespräch ist vielleicht . . . schon bei Sokr.' Lebzeiten verfaßt." . . . „Auf die Frage, was die Tapferkeit sei, gibt Laches zuerst eine zu enge Definition, indem er nur an den Krieg denkt, dann eine zu weite; Sokr. führt durch seine Einwände allmählich auf das Richtige hin. Tapferkeit zeigt sich nicht nur im Kriege, sondern auch in Seegefahr, Krankheit, Armut, ferner im politischen Leben, endlich in der Bekämpfung der eigenen Gefühle und Begierden. Wenn sie nun aber als Beharrlichkeit der Seele in allen diesen verschiedenen Lagen gelten soll, so greift das zu weit; denn nicht immer ist die Beharrlichkeit etwas Schönes, was doch die Tapferkeit sein muß, da sie ein Teil der Tugend ist." . . .

Horneffer findet wie im Hp II so auch im La Polemik des Verfassers gegen die sokratische Gleichsetzung von Tugend und Wissen. Bei der Tugend der Tapferkeit scheint die Fehlerhaftigkeit dieser Gleichung besonders auffallend. Und um sie zutage treten zu lassen, ist die ganze kunstvolle Komposition erdacht: (S. 51) „Wenn die Tapferkeit . . ein Wissen sein soll, so müßte sie vor allem durch die Künste erlernt und hervorgerufen werden, die zu ihr am meisten Beziehung zu haben scheinen, wie die Fechtkunst . .; aber . . jener Fechtmeister, dem die Gesprächführenden zugeschaut haben, hat sich im Kampf traurig bewährt[1]). Sokr. hingegen, der keine Schule zur Erlernung der Tapferkeit durchgemacht hat, hat . .,

[1]) Aber, möchte ich erinnern: nicht feig hat er sich gezeigt, sondern ungeschickt. Und nicht um einfache kriegsgemäße Fechtkunst handelt es sich, sondern um einen angepriesenen neuen Waffensport.

wie erzählt wird, glänzende Tapferkeit gezeigt. Und die Lakedämonier, die eingestandenermaßen die .. tapfersten unter den Hellenen sind, lieben die Fechtkunst und ähnliches nicht. Die beiden Feldherren aber, die offenbar als tapfer gelten, sind verschiedener Ansicht, ob Fechtenlernen[1]) zu empfehlen oder nicht zu empfehlen sei. Und beide wissen, obgleich sie doch die Tapferkeit besitzen[2]), sie nicht .. zu definieren. Scheinen diese Bilder, die Darstellung der Persönlichkeiten, die im Dialog vorkommen oder ihn führen, nicht .. dasselbe zu beweisen, wie sein Inhalt? Sind sie nicht alle greifbare, lebendige Widerlegungen des Satzes, Tugend und in diesem Falle Tapferkeit ist Wissen?" Was den Streit um den Begriff der Tapferkeit betrifft, so meint H. (S. 43): „Der Verf. läßt Sok. seine eigene" (durch Nikias vorgetragene) „Lehre angreifen. Sokr. treibt .. den Nikias zu der bedenklichen Behauptung[3]), daß den Tieren jede Tapferkeit abgehe, er treibt ihn zu spitzfindigen" ⟨?⟩ „Unterscheidungen zwischen ἀνδρεία und θρασύτης ... Die Vorwürfe, welche hier dem Nikias gemacht werden, auch hinsichtlich seines Zusammenhangs mit Prodikos, gelten, glaube ich, in Wahrheit dem Sokr. selbst. Deshalb ist der Verf. darauf bedacht, die sachlichen Einwände mit einer Verbeugung vor der Persönlichkeit, gegen welche sie sich richten, zu verbinden." Diese Verbeugung besteht in einer „Lobpreisung und Verherrlichung des Sokr., die sich", wie H. richtig bemerkt, „durch den ganzen Dialog zieht" und wohl ihren besonderen Grund haben muß. Ich suche ihn nur in ganz anderem, als H.[4]).

Charmides (= Ch)[5]), behandelt von Räder S. 97—99, Gomperz S. 244—50, Pfleiderer S. 136 f., Pohlenz S. 40—57, v. Arnim S. 109—23, (127 f.), Ritter S. 342—59, Wilamowitz S. 188—94, 197 ff., Prächter S. 245 f., auch H. Maier, Sokrates S. 339,

---

[1]) S. vorige Anmerkung.

[2]) Richtiger wäre: obgleich jeder auf seine Art „tapfer" ist.

[3]) Warum „bedenklich"? ich halte sie nicht bloß für sokratisch, sondern für richtig.

[4]) Der unglückliche Gedanke eines gegen Sokr. polemisierenden Pl. rührt von Joël her, der wo er ihn verwirklicht finden kann, dann immer Bezugnahme nicht auf den wirklichen, sondern auf einen von anderen Sokratikern gezeichneten, in der Regel einen antisthenischen Sokr. wittert; vgl. z. B. D. echte u. d. xenophont. Sokr. II, 1 S. 408 oder die am Schluß der Besprechung des Eu unten S. 147 angezogenen Ausführungen.

[5]) Neuere erklärende Ausgaben nach Prächter von: Schmelzer (Berlin, Weidmann), v. Bamberg (Bielef. u. Leipzig), Th. Christ (Wien).

Kühnemann, Grundlehren der Philosophie (Studien über Vorsokratiker, Sokr. und Pl.) 1899, S. 257—63, M. Hoffmann, Ztschr. f. Gy.-Ws. 1903, S. 535 ff., Horneffer a. a. O. S. 52—82; chronologisch von H. Mutschmann, im Hermes 1911 (46), S. 473—78.

Troost, Inhalt und Echtheit der platonischen Dialoge auf Grund logischer Analyse, Berlin 1889 hat, wie früher Ast, Socher, Suckow, Schaarschmidt, den Ch Pl. absprechen wollen. Damit brauchen wir uns zum Glück nicht aufzuhalten.

Ich beginne hier wieder mit dem Chronologischen. Mutschmann führt aus: Es ist befremdlich, daß Pl., „der doch sonst die eigene Person so diskret in den Hintergrund treten läßt, im Ch an zwei Stellen (55 a und 57 d ff.) dem Sokr. eine hohe Lobpreisung seines Geschlechts in den Mund legt“. Was bestimmt ihn dazu? Bedenken wir, daß der Ch, der dem La gleicht wie ein Zwillingsbruder dem anderen, jedenfalls auch zeitlich ihm nahe stehen muß, und daß beide jedenfalls der Jugendperiode Pl.s angehören; beachten wir, daß die Hauptakteure des Dialogs neben Sokr. eben Charmides und Kritias sind, die mit Pl., wie auch Epist. VII, 24 c ff. zeigt, nicht bloß als Oheime durch Bande des Bluts verbunden waren. „Von der tiefen Verehrung, die er für sie hegte, zeugt der warme Ton des Ch und eine jede Stelle seiner übrigen Werke, an der er ihrer Erwähnung tut.“ Sie sind beide im Frühjahr 403 in dem Verzweiflungskampf der Dreißig gegen die siegreichen Demokraten gefallen. „Was Wunder, wenn Pl. nach dem schweren Verlust, der die Familie, die Partei, ja das Vaterland betroffen hatte, sich entschloß, den Vielgeschmähten ein Denkmal zu setzen. Dies ist der Ch, also ein *ἐγκώμιον*, oder besser ein *ἐπιτάφιος*.“ Als solcher kann er „nur im Jahre 403, höchstens 1 oder 2 Jahre später verfaßt sein.“ Der La aber wird ihm kurz vorausgegangen sein. Dort hatte Pl. sich um eine Definition der *ἀνδρεία* bemüht, „jetzt schickte er sich an, die *σωφροσύνη* in gleicher Weise zu behandeln. Zu dieser Zeit nun gerade wurde in ihm durch den Tod der geliebten Verwandten der Wunsch rege, ihr Bild, so wie es ihm vor der Seele stand, der Nachwelt zu überliefern. Beide Absichten sind im Ch verwirklicht, das persönliche Motiv und das sachliche Interesse zu einem Kunstwerk voll höchster Harmonie verschmolzen.“

Zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit dieser Vermutung möchte ich auf den Th hinweisen. Er oder genauer seine Einleitung ist doch wohl auch ein *ἐπιτάφιος* und ganz gewiß recht kurze Zeit nach dem 369 erfolgten Tod des Freundes niedergeschrieben. Freilich

kann ich Pohlenz nicht widersprechen, der (S. 45) betont, daß wir es eben mit keiner wirklichen Leichenrede zu tun haben, und fragt, ob wir glauben sollen, „daß für eine Idealisierung, wie sie Pl.s Dialog bringt, zehn Jahre nach dem Tode des Charmides keine Aufnahmefähigkeit im Publikum bestanden hätte“. Dagegen wundere ich mich, wie P. fortfahren mag: „Tatsächlich erscheint es mir psychologisch ganz undenkbar, daß unmittelbar nach den Bluttaten der Dreißig, die Pl. selber abgestoßen hatten, dieses liebliche Bild des jungen Charmides entstanden sein sollte. Erst mußten die Eindrücke der letzten Zeit beim Publikum wie bei Pl. selber etwas blassere Farben angenommen haben.“ Eine Seite vorher sagt er richtig: „Im 7. Brief spricht er noch mit Bitterkeit davon, wie sehr ihn das Treiben der Dreißig . . . empört hatte (24 d e).“ Also auch nach 50 Jahren waren die Eindrücke jener Gewaltherrschaft bei Pl. noch nicht verblaßt, und trotzdem hat er den Charmides geliebt. Auf die Gefühle des „Publikums“ aber hat er nie sonderliche Rücksicht genommen, am allerwenigsten in der schäumenden Jugendzeit.

Den Ausdruck, daß Ch der Zwillingsbruder des La sei — er rührt wohl von Natorp her (S. 20) —, läßt P. als „vollkommen berechtigt“ gelten (S. 56). „Schon das Thema, das Wesen einer Einzeltugend, und der ganze äußere Aufbau, die Hinlenkung von einer Einzelheit auf den Kernpunkt, die Teilnahme zweier Partner am Gespräch, die Art, wie hier Charmides, dort Nikias eine von einem anderen gehörte Definition vorbringt und diese Definition diskutiert wird, der Abschluß des Gesprächs durch das Anerbieten der Teilnehmer, Sokr. weiter zu hören — das alles weist auf engste Verwandtschaft hin. Dazu kommen Einzelheiten,“ Berührungen zwischen La 01 b und Ch 61 a, von La 81 a und Ch 56 a, La 97 d und Ch 63 d, La 94 c und Ch 61 b, La 95 c und Ch 64 b, La 95 e und Ch 73 c e. Ja, „der ganze Abschnitt des Ch, in dem wir diese Ausführungen finden, hat . . . die Tendenz, die positive Lösung anzudeuten, daß die σωφροσύνη mit dem Wissen vom Guten und Üblen eng verwandt, wenn nicht identisch ist. Am besten aber wird diese Andeutung verstehen wer die Lösung aus dem La kennt.

Ch und La müssen annähernd zur selben Zeit bald nach Sokr.' Tod entstanden sein.“ — Ähnlich spricht sich Natorp (S. 22) aus. Ich bin ganz einverstanden, wenn die Worte „bald nach Sokr.' Tod“ als zweifelhaft gestrichen werden. Denn auch die folgende Betrachtung (von S. 56) reicht nicht aus, um sie zu sichern: „Der Ch führt uns mitten hinein in Debatten der Sokratiker über die Frage, worin denn die Eigenart des Sokr., seine

Überlegenheit über die Mitmenschen besteht oder bestanden hat. Unmöglich können diese Debatten bei Lebzeiten des Meisters geführt oder gar literarisch ausgefochten sein."

Wilamowitz behandelt nicht den Ch und La, sondern den Ch und Ly als „Zwillingsdialoge", „in Aufbau, Inhalt und Tendenz ganz eng verwandt". Ähnlich schon v. Arnim, der dies weit ins einzelne ausführt. (S. 69 ff.:) „Der Ort ist beidemal eine Palaistra, in der Jünglinge und Knaben versammelt sind. Beidemal erkundigt sich Sokr. nach dem Schönsten unter den Knaben und gewinnt in ihm einen Gesprächsteilnehmer. Beidemal sucht Sokr. auf diesen Knaben ethisch erziehend einzuwirken. Beidemal schildert er in anmutiger Weise das Leben und Treiben der Jugend in der Palaistra" usw. (71) ... „Das Gesagte wird genügen, um klarzumachen, daß Ly und Ch in demselben Stil geschrieben sind." — S. 38 hat sich v. A. auf die erst von ihm richtig angewandte ⟨!⟩ Sprachstatistik berufen, die das Ergebnis habe, „daß Eu, Ch, Rp I dem Ly am nächsten stehen". — „Beide sind auch von einer gewissen Spitzfindigkeit erfüllt, die es mit der logischen Korrektheit nicht allzu streng nimmt und nach Art der Sophisten mit Virtuosität im *ἀντιλέγειν* prunkt. Hinter diesem eristischen Schleier werden aber bereits positive platonische Gedanken sichtbar, die über den sokratischen Standpunkt hinausführen. Ly und Ch bilden in dem gleichen Sinne ein Dialogenpaar wie G und Me, Sy und Phn, So und Po. Sie sind von Pl. als Zwillingsdialoge mit Bewußtsein und Absicht konzipiert, ohne darum ihrem Gedankengehalt nach zu einem Ganzen zusammenzuschließen. In allen 4 Fällen deutet dieses Verhältnis auch auf zeitliche Nachbarschaft."

v. A. glaubt aber zeigen zu können, daß der Ch später sei als der Ly. (S. 109:) „Enthält er doch ... in deutlichen Worten die Forderung einer Wissenschaft vom Guten und Bösen als der allein möglichen Grundlage der Tugend sowohl als der Staatsordnung, also das Schlußergebnis, auf welches ... Pr, La, Rp I und Ly den Leser allmählich vorbereiten." Insbesondere, meint v. A. (S. 117), werde das Zeitverhältnis zwischen Ch und Ly klar, wenn man die Argumentation Ch 69 d—72 a aufmerksam lese. Sie wollte dartun, „daß, selbst wenn man die Möglichkeit einer *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* zugeben wollte, diese doch nicht wissen könnte, was einer weiß und was er nicht weiß. Kritias ist der Meinung, wer die *ἐπιστήμη* besitzt, die sich selbst erkennt (*ἐπιστήμην ἣ αὐτὴ αὑτὴν γιγνώσκει*), der sei notwendig selbst so beschaffen, wie das beschaffen ist, was er besitzt. Daß Kritias

hier von der ... Stelle des Ly 17 c Gebrauch macht: *ἔνια μὲν οἷον ἂν ᾖ τὸ παρόν, τοιαῦτά ἐστι καὶ αὐτά, ἔνια δὲ οὔ*, zeigt die Übereinstimmung des Ausdrucks! Im Ly wird der Begriff der Parusie der Idee (denn um diese handelt es sich hier) von Sokr. selbst als etwas Neues eingeführt und ausführlich erläutert und von einer anderen Art der Parusie unterschieden; im Ch benutzt Kritias diesen als bekannt vorausgesetzten Begriff zu seiner Argumentation. Also ist der Ch nach dem Ly geschrieben. — Kritias schließt also: 'Wer die Erkenntnis besitzt, die sich selbst erkennt, der ist notwendig ein sich selbst Erkennender.' Daß hier ein grober Fehlschluß vorliegt, bedarf für uns keines Beweises. Denn korrekt hätte der Schluß lauten müssen: Wer das Wissen besitzt, das um das Wissen weiß, der ist selbst ein um das Wissen (nicht etwa um sich selbst) Wissender. Sokr. aber erhebt keinen Einwand gegen dieses Sophisma ... Daß Pl. dieses Sophisma selbst gebilligt haben sollte, ist unwahrscheinlich. Er will aber auf diesen Punkt nicht eingehen."

Mir ist hier v. A. leider ganz unverständlich. Erstens bezweifle ich, ob hier überhaupt ein Sophisma vorliegt. Wenn einer eine Erkenntnis besitzen sollte, deren Eigentümlichkeit es wäre, daß sie auf sich selbst als das erkennende Subjekt sich zurückbeziehe, so wird er mit dieser Erkenntnis sich auf sich selbst beziehen. Weiter aber ist mir unklar, was das Gerede von der Parusie der Idee für Ch 69 d—72 a für eine Bedeutung haben soll. Und die ganze Bezugnahme jener Argumentation auf Ly 17 c scheint mir erträumt zu sein. — Die Stützen, welche sich v. A. für seine chronologische Konstruktion damit schafft, daß er auch das Verhältnis von Ch und Eus, Ch und Rp I, Ch und Eu, La und Ly usw. untersucht, sind vielleicht weniger gebrechlich, aber nirgends habe ich eine gefunden, die mir stark genug scheint, um den ganzen Bau der v. Arnimschen Chronologie zu tragen. Daß ich ihm namentlich bezüglich des Ly, auf den für ihn so viel ankommt, Unrecht geben muß, werden wir später sehen. Auch das muß ich noch bemerken, daß mir doch wahrhaftig die Verwandtschaft des Ch mit dem La viel enger zu sein scheint als mit dem Ly. Eine ähnliche Fülle von Parallelstellen, wie sie Pohlenz für jene beiden nachweisen konnte, ist jedenfalls für Ch und Ly nicht aufzubringen. Und wenn man mit Wahrscheinlichkeiten kommen darf, die auf Analogien aus der Literaturgeschichte gegründet sind, so glaube ich: gerade die große Ähnlichkeit der szenischen Einkleidung, die in der Tat zwischen Ch und Ly besteht und aus der notwendig

auch in der Schilderung der Einzelumstände manche Gemeinsamkeiten sich ergeben mußten, spricht eher dagegen als dafür, daß sie zeitlich einander ganz nahe liegen.

In der Erklärung des philosophischen Gehalts des Ch gehen die Meinungen der Gelehrten noch so weit auseinander, daß ich mich begnügen muß, eine Auswahl derselben ziemlich unvermittelt nebeneinander zu stellen. Gomperz schreibt: „Wie sollen wir über den unbefriedigenden Schluß des Gesprächs urteilen? Ist er ganz und gar auf Rechnung jener ersten platonischen Manier zu setzen, welche die verschlungenen Gedankenfäden nicht vollständig zu entwirren, sondern den Geist des Lesers dabei zu selbsttätiger Mitarbeit heranzuziehen liebt? Nicht ganz und gar, so meinen wir. Ein Hauptpunkt freilich wird genügend aufgehellt. Den Wesensgrund aller Tugend, den Urquell der Glückseligkeit bildet das Wissen von den Lebenszwecken, die Einsicht in Güter und Übel und ihr Wertverhältnis. Darin stimmt der Ch mit seinem Zwillingsbruder, dem La, genau überein. Doch nicht minder darin, daß die spezifische Eigenart der Einzeltugend, hier der Sophrosyne, dort der Tapferkeit, nicht mit gleicher Sicherheit und Deutlichkeit hervortritt. Auch hierüber fehlt es nicht an orientierenden Winken; allein sie weisen eher auf die Richtung hin, in welcher die Gedankenarbeit des Verfassers sich bewegt, als auf ein von ihr schon erreichtes Ziel. In diesem Betracht ist der 3. Definitionsversuch: 'Sophrosyne heißt: Das Eigene tun' nicht wenig bedeutsam. In der Rp nämlich gewinnt das Prinzip der Arbeitsteilung, das Vermeiden jedes Eingriffs in fremde Rechts- und Wirkungssphären, die hervorragendste Bedeutung. Dort wird dieser Grundsatz nicht ohne alle Gewaltsamkeit mit dem Wesen der Gerechtigkeit in eins gesetzt. Daß auch schon im Ch die wirtschaftliche Seite desselben Prinzips berührt wird, trägt dazu bei, der Übereinstimmung den Charakter des Zufälligen zu nehmen. Auch den Kern der mit der Gerechtigkeit, zumal in Pl.s Auffassung, eng verwandten Sophrosyne erblickt die Rp in der richtigen Abgrenzung verschiedener Wirkungskreise, und zwar in der angemessenen Koordinierung der zum Befehlen und der zum Gehorchen bestimmten Seelenteile. Die Vermutung läßt sich kaum abweisen, daß derartige Gedanken dem Geiste Pl.s zur Zeit, da er den Ch schrieb, bereits aufgedämmert, aber noch nicht zu völliger Klarheit und Reife gediehen waren."

Natorp schreibt (S. 24): „Bonitz kam auf den offenbar mißlingenden Versuch, in der Definition der Besonnenheit das nicht

bloß nominelle Thema zu sehen, nur weil er die anscheinend gänzliche Vernichtung des Begriffs der Selbsterkenntnis, die den erst befremdenden Schluß des Gesprächs bildet, für endgültig nahm und bei einem so ausschließlich negativen Ergebnis sich begreiflich nicht beruhigen mochte. Das Bedenken fällt weg, wenn sich beweisen läßt, daß die Selbsterkenntnis doch bestehen bleiben soll und es in der Tat nur der (absichtliche) Fehler der Untersuchung war (75 e), wenn es in ihr anders herauskam. Merkwürdig ist nun allerdings, wie Pl. das Problematische dieses Begriffs empfindet, den doch keine Philosophie entbehren kann, mit dem die sokratische steht und fällt; mit welcher Freiheit er, der echteste Sokratiker, durch den Mund des Sokr. seine Schwierigkeit aufdeckt, bis zur scheinbar gänzlichen Selbstaufhebung dieses Begriffs . . . Ein Ding, das seine eigentümliche Kraft in Richtung auf sich selbst und nicht auf ein anderes ausübt? Müßte nicht das Hören, um von sich selber gehört zu werden, wiederum Schall sein, und so fort? Sokr. getraut sich nicht, eine so große Frage zu entscheiden. Nur das Wunder, das heißt die völlige Unvergleichbarkeit des Selbstbewußtseins“ (vgl. S. 27!) „ist damit eindringlich gekennzeichnet. Aber sicherlich nicht wird darum der Begriff selbst etwa preisgegeben. (S. 25) . . . Aber allerdings der nicht von Sokr., sondern vom Mitunterredner aufgestellte Begriff der Selbsterkenntnis, wonach sie, im Unterschied von aller Erkenntnis eines bestimmten Objekts und abseits von dieser, nur die Erkenntnis bedeuten soll, ob man erkennt oder nicht, dieser wird nicht etwa bloß zweifelhaft gemacht, sondern gänzlich vernichtet. Eine Selbsterkenntnis dagegen, die von der Erkenntnis des Objekts, nämlich des Guten, nicht getrennt, sondern mit ihr eins wäre, würde nicht angefochten, und das hohe Lob, welches der Selbsterkenntnis gezollt wird, wenn sie nicht unter den aufgezeigten Schwierigkeiten litte, soll offenbar gelten von dieser richtiger definierten Selbsterkenntnis, die in der Tat den dargelegten Schwierigkeiten nicht unterliegt . . . Die Selbsterkenntnis wird mit der Erkenntnis des Guten dann eins sein, wenn das Gute eins ist mit dem wahren Selbst des Menschen . . . Die Rechenschaft von unserem Tun, wiefern es gut ist, ist Rechenschaft von sich selbst und vor sich selbst, ist praktisches Selbstbewußtsein, weil die Norm, das Kriterium des Guten in nichts als der Einheit des praktischen Bewußtseins, der Einstimmigkeit mit dem eigenen Gesetz des Bewußtseins liegt. Das Gesetz des Guten ist das Gesetz des praktischen Bewußtseins, mithin Selbsterkenntnis eins mit Erkenntnis des Guten. Also die zu einem

befriedigenden Verständnis des Dialogs notwendig zu postulierende Auflösung des Problems ist so echt sokratisch, wie der Begriff der Selbsterkenntnis es ist; ein Sokratiker konnte sich die sokratische Selbsterkenntnis nur so auslegen; somit scheint es unbedenklich, eben diese Lösung als die von Pl. gewollte anzunehmen . . .“ (S. 27:) Es ist „die unvergleichliche Eigentümlichkeit des Bewußtseins, daß es zugleich Bewußtsein seiner selbst und des Objekts ist. Auch hat das Selbstbewußtsein, so verstanden, nicht den leeren Sinn der Tautologie, daß es sei das Bewußtsein des Bewustseins, und folgerecht so weiter ins Unendliche; es besagt vielmehr das Bewußtsein der Gesetzlichkeit der dabei, ja eben dadurch stets auf ein Objekt gerichteten Erkenntnis.“ So weit etwa komme ich mit meinem Verstande nach. Dann folgen Sätze, die mir nur dämmerhafte Vorstellungen erwecken, und von denen ich manches nur mit stillem Widerspruch abschreiben kann. Sie sind aber kennzeichnend für Natorp und die ganze Marburger Schule. Und es wäre unverantwortlich, wenn ich sie unterdrückte: „So fragt sich nur noch: hängt etwa gerade die Erkenntnis des Guten innerlich zusammen mit dem Bewußtsein der Erkenntnisform, nämlich der Form der Gesetzlichkeit überhaupt? Nach Pl.s Denkweise unzweifelhaft ja. Nach seinen späteren Darlegungen, vom G an, ist es genau der Charakter der Gesetzlichkeit, der eine Handlung als gut unterscheidet. Aber schon der Rationalismus der sokratischen Ethik war notwendig zugleich Formalismus — jedenfalls nach Pl.s Auffassung; und so erklärt sich die Zurückführung des Guten nicht bloß auf Erkenntnis überhaupt, sondern auf Selbsterkenntnis, d. h. auf diejenige Erkenntnis, welche die gesetzliche Form des Erkennens selbst zum Inhalt hat, auch schon aus der eigenen Begriffswelt des Sokr., wie wenigstens Pl. sie aufgefaßt hat. — Dies mußte nun aber weiter darauf hinführen, daß ganz allgemein die Form der Erkenntnis es ist, welche den Inhalt bestimmt. Dieser Gedanke aber führt schon in das Herz der Ideenlehre . . . Die Form der Erkenntnis überhaupt ist Gesetzlichkeit; diese Form aber ist es, welche den Inhalt, den reinen Inhalt der Erkenntnis konstituiert; denn es ist allgemein das Gesetz, welches in der Erkenntnis und für sie den Gegenstand schafft. Das ist der letzte Sinn der ‘Idee’; und eben dies ist die Lösung der Rätsel, die der Ch im Begriff der Selbsterkenntnis aufdeckt, allerdings ohne die Lösung direkt zu geben.“

Pohlenz sagt (S. 48): „Das negative Ergebnis des Ch ist . . . nicht wie beim La dadurch hervorgerufen, daß Pl. ein Problem for-

muliert, sondern dadurch, daß er Kritik an fremden Ansichten übt und diese als unhaltbar erweist. Es ist der Elenktiker Sokr., in dessen Spuren Pl. wandelt.“ Bewußt beschränkt er sich darauf, falsche Lehren aus dem Weg zu räumen, aber man merkt, „daß ihm eine positive Lösung durchaus vorschwebt“, für die er „unzweideutige Fingerzeige gibt. Verstehen mußte sie jedenfalls der ohne weiteres, der mit dem Gedankengange des La vertraut war“. — Daß die besprochene Lehre von der *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* von einem Sokratiker stammt, darüber „kann kaum ein Zweifel sein“. Und daß Pl. den Fehlschluß bemerkt, der in der Vertauschung der *ἐπιστήμη ἑαυτοῦ* mit der *ἐπιστήμη ἑαυτῆς* liegt, zeigt wohl Sokr.' Bemerkung 69 e *οὐ τοῦτο ἀμφισβητῶ, ὡς οὐχ ὅταν τὸ αὐτὸ γιγνῶσκόν τις ἔχῃ, αὐτὸς αὑτὸν γνώσεται.* Aber wer ist der Mann, „mit dem Pl. sich, übrigens in durchaus freundschaftlicher Weise, auseinandersetzt?“ P. gibt die Antwort: „Ich weiß es nicht, und viel kommt auch nicht auf den Namen an, denn die Definition der *σωφροσύνη* als *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* wird später nie wieder erwähnt. [Die Frage an sich, ob es eine *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* gebe, wird bekanntlich Th 00 b von ganz anderem Gesichtspunkte aus berührt, sicher ohne Zusammenhang mit Ch 69 d.] Sie war ein ephemerer Einfall, den Pl. wohl endgültig beseitigt hat.“ In einer Anmerkung, die das Verhältnis von Xen. Mem. IV, 2, 25—29 und Ch 71 d beleuchtet und freie Benützung Pl.s durch Xenophon für möglich erklärt, fügt er noch bei: „Im übrigen k a n n der Gegner Pl.s hier Antisthenes sein, aber einen Beweis sehe ich auch hier bei Joel nicht erbracht.“ Die vorsichtige Zurückhaltung, die P. hier übt, dürften sich andere zum Muster nehmen. Eine ganz unglückliche Vermutung, die nicht bloß von P. mit Entschiedenheit abgelehnt wird, war die H o r n e f f e r s[1]). Pl. polemisiere hier und in anderen Früh-

[1]) Ich hatte im Sinne, H o r n e f f e r, dem ich zum Hp II und La etwas länger das Wort gelassen, hier mit dieser ganz kurzen Bemerkung abzutun. Aber ich möchte nicht unbillig sein. Und nachdem ich soeben seinen ganzen Aufsatz nochmals durchgelesen, will ich wenigstens aussprechen, daß ich ihn immerhin für geeignet halte, gut einzuführen in die schwierigen Probleme des Ch. Meine Zustimmung muß ich ihm freilich versagen. Die Gründe wird H. in den Sätzen finden, die aus meinen eigenen Arbeiten sogleich folgen. Doch noch einiges zur Ergänzung: H. schreibt (S. 62): „Die Untersuchung über die Selbsterkenntnis bildet den Höhepunkt, das eigentliche Ziel des Dialogs . . . Und . . diese Untersuchung läuft auf eine Widerlegung der Selbsterkenntnis hinaus.“ Ich meine, wie z. B. Natorp (s. oben), mit der Anfechtung der Möglichkeit der Selbsterkenntnis und der Bestreitung ihres Nutzens kann es dem

dialogen gegen Sokr. (Im Gegenteil, meint P., dieser wird uns, wie im La als Verkörperung der *ἀνδρεία*, so hier als Verkörperung der richtig gefaßten *σωφροσύνη* vorgestellt.) Ich möchte die Frage aufwerfen: kann denn die fragliche Person nicht Kritias sein? Das scheint mir am nächsten zu liegen. Aber allerdings, es kommt auf den Namen nichts an. Und zwar auch dann nicht, wenn wir es nicht mit einem bloß „ephemeren Einfall“ zu tun haben. Gewiß wird im Th die Frage nach der Möglichkeit einer *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* von ganz anderem Ausgangspunkt und unter ganz anderem Gesichtspunkt aufgeworfen. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Pl. bei jenen späteren Erörterungen gar nicht an das gedacht hätte, was er im Ch geschrieben hatte. Und der von P. aus 67 a herausgehobene Satz ist doch nicht ganz ohne inhaltliche Verwandtschaft mit Th 50 b c *μέγιστον δὲ τοῦτ᾽ ἔνι τῇ ἡμετέρᾳ τέχνῃ, βασανίζειν δυνατὸν εἶναι παντὶ τρόπῳ, πότερον εἴδωλον καὶ ψεῦδος ἀποτίκτει τοῦ νέου ἡ διάνοια ἢ γόνιμόν τε καὶ ἀληθές*. Immerhin: die *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* im Th hat erkenntnistheoretische, die im Ch in erster Linie ethische Bedeutung. Es verleugnet sich nicht, daß sie eben aus der *ἐπιστήμη ἑαυτοῦ* umgebogen ist. Aber das praktische Handeln des Menschen muß von einem Sokratiker stets in Abhängigkeit von seinem Erkennen gedacht werden.

Der philosophische Gedankengang des wichtigsten Abschnitts läßt sich doch wohl (vgl. meine Darstellung Pl. I S. 346 ff.) in aller Kürze mit folgendem widergeben: Kritias hat die Gleichung aufgestellt: *σωφροσύνη = ἡ τῶν ἀγαθῶν πρᾶξις* oder *ποίησις*. Er will es aber nicht für möglich gelten lassen, daß jemand die Eigenschaft der *σωφροσύνη* besitzen könnte, ohne das selbst zu wissen. Daraus müssen wir folgern: *σωφροσύνη* ist Tun des Guten

Verf. nicht Ernst sein. Seine Absicht ist nur, den Leser dazu zu nötigen, daß er scharf zusehe, in welchem Sinne die sokratische Forderung zu verstehen sei. Manche, die sie vernommen hatten, stimmten ihr wohl zu, ohne sie tief genug zu fassen. Auch der Eitelkeit eines Kritias behagt sie. Er war auch darin mit Sokr. einig, daß dadurch der höchste Lebensinhalt und Lebenszweck erkannt werden solle. Jeder müsse wissen, was für ihn *οἰκεῖον* sei, und darnach handeln. Aber er ist nicht dazu vorgedrungen, in wissenschaftlichem Forschen sich klar zu machen, daß eben das Zusammenwirken mit anderen Menschen in geordneter Gemeinschaft dem tiefsten Seelenbedürfnis entspreche; er hat so wenig wie Kallikles im G eine Ahnung von der *γεωμετρικὴ ἰσότης*, welche die Rechte, auf die er als Geistesaristokrat pochen mag, in Beziehung setzt zu Pflichten. Es ist, nebenbei gesagt, entschieden unrichtig, was H. S. 73 über die Rolle des Kritias im Dialog und besonders sein Verhältnis zu Sokr. ausspricht. — Das mag genügen.

aus richtiger Einsicht. Und wenn Sokr. dem Kritias einwendet, daß es Leute gebe, die Gutes vollbringen, ohne es zu wissen, und dafür das Beispiel des Arztes anführt, der bei einer glücklichen Kur nicht wissen könne, ob für seinen Patienten die zurückgegebene Gesundheit ein Gewinn sei, so ist daraus eben weiter zu schließen, daß das Werk, um das es sich hier handelt, an und für sich kein *ἀγαθόν* ist. Die Erkenntnis, aus der heraus der *σώφρων* handelt, ist nicht irgendwelche beliebige Fachkenntnis, wie sie z. B. der Arzt besitzt. Doch kann uns dessen Beispiel immerhin lehren, daß die Ausführung des Guten im Einzelfalle auch Fachkenntnisse erfordert. Denn wer genau wüßte, der Tod eines Menschen bedeutete einen schweren Verlust, weil sein Wirken Gott wohlgefällig und gesegnet ist, besäße aber die Kenntnisse nicht, durch deren Anwendung dieses Leben erhalten werden könnte, wäre im Besitz seiner *σωφροσύνη* hilf- und machtlos. Trotzdem ist sie *ἀγαθόν*. Sonst verdiente sie nicht als *ἀρετή* anerkannt zu werden. Ja, es ist klar, daß erst durch sie alles andere Wissen sicheren positiven Wert erhält. Dieser Gedanke wird in späteren Dialogen, wie Eus, Rp und Po, deutlicher ausgeführt. Und während es sich dabei zeigt, daß selbst die Wissenskunde (die *ἐπιστήμη ἐπιστήμης*), die als rein formale die Merkmale der Wahrheit und Falschheit jedes Satzes liefert und damit die Möglichkeit zu kritischer Entscheidung bietet, der höchsten Erkenntnis des absolut Guten und unbedingt Wertvollen untergeordnet werden muß, wird anderseits klar, daß diese Erkenntnis des höchsten Inhalts selber sich nur in wissenschaftlicher Form vollenden und nur dadurch dem denkenden Geiste zum unerschütterlich sicheren Besitz gemacht werden kann.

Die Probleme sind hier im Ch nur angedeutet. Pl. hatte erst angefangen, mit ihnen zu ringen. An Andeutungen aber ist dieser Dialog erstaunlich reich. Und keinen seiner Sätze möchte ich als „ephemeren Einfall“ behandeln.

Zur Ergänzung seien aus meinem Platon I noch folgende Bemerkungen ausgezogen (354): „Es wird zu folgern sein, daß bei der problematischen Erkenntniskunde ein Unterschied zu machen wäre zwischen dem erkennenden Akte und einem schon früher vollzogenen Erkenntnisakt, der jetzt als vollzogener für die Betrachtung gegenständlich geworden ist. Wenn Sokr. diese Unterscheidung scheinbar abweist und damit die Erkenntniskunde als ein Unding erscheinen läßt, so dienen die Analogien, deren er sich zu diesem Behufe bedient, zum Teil eher dazu, sie zu stützen, als gründlich abzutun ... (355) Weiter läßt sich folgern, daß die Form

des Wissens ohne einen bestimmten Inhalt, der als solcher irgendeiner einzelnen Fachwissenschaft angehört, gar nicht bestehen kann. Umgekehrt scheint es, daß jede bestimmte Wissenschaft, die diesen Namen verdient, z. B. die ärztliche, gegründet sein muß auf die bewußte Anwendung der Prinzipien und Bedingungen alles Erkennens. (Ohne diese Grundlage wäre sie bloße Routine.) Jede Einzelwissenschaft schlösse dann die Erkenntniskunde in sich; und es ließe sich daraus wieder ein Beweis dafür ableiten, daß sie verschieden ist von dem, was wir mit *σωφροσύνη* etwa bezeichnen wollen . . . Anderseits aber ergibt sich . . ., daß die *σωφρ.* als Wissen von dem Guten eben auch streng erkenntnismäßige Form haben muß, und wenn wir die *σωφρ.* beschreiben wollen, was Sache der Ethik sein wird, so ergibt sich für diese, daß sie an der Erkenntnistheorie ihre notwendige Ergänzung und Grundlage habe. — Daß Pl. im Ch über die einseitige Betrachtung ethischer Probleme hinausstrebt, verrät sich auch in der Ausführlichkeit, mit der er den Sinn der Reflexbegriffe“ (d. h. von Begriffen wie *ἐπιστήμη ἐπιστήμης, ἑαυτῆς καὶ τῶν ἄλλων ὄψεων ὄψις, ἀκοὴ αὑτῆς καὶ τῶν ἄλλων ἀκοῶν, δόξα δοξῶν καὶ αὑτῆς*) „erörtert. Überhaupt tritt ein logisches Interesse neben dem ethischen bedeutsam hervor“ . . . (357) „Daß die *σωφροσύνη* im Tun des Guten sich äußert und Kenntnis des Guten zu ihrer Wurzel hat, wird als positives Ergebnis dem Ch entnommen werden dürfen. Das Beispiel vom Wirken des Arztes ist dazu angetan, deutlich zu machen, daß der gute Erfolg, den ein Mensch mit seinem Handeln erzielt, jedenfalls nur dann ihm als Verdienst angerechnet werden darf, wenn er ihn als Erfolg vorausgesehen, also bei Beginn seines Handelns beabsichtigt hat,“ worin der Keim der Erkenntnis steckt, „daß nur der Wille sittlich zu beurteilen ist“.

Auch v. Arnim soll noch einmal zu Wort kommen. Er schreibt (S. 114 f.) über die in 67 c ff. behandelten Reflexbegriffe: Es wird „für jedes seelische Vermögen der ihm entsprechende Gegenstand angegeben, auf den sich seine spezifische Energie richtet. Wie der Sehkraft die Farbe, dem Gehör der Klang, so entspricht der *ἐπιθυμία* die Lust (*ἡδονή*), der *βούλησις* das Gute, dem *ἔρως* das Schöne. Nur bei der *δόξα* und *ἐπιστήμη* vermeidet Pl. aus leicht begreiflichen Gründen, ihre spezifischen Gegenstände anzugeben. Er hätte sie nicht angeben können, ohne sich in tiefgehende philosophische Untersuchungen einzulassen, welche den Gang der vorliegenden Untersuchung unterbrochen und die künstlerische Einheit des Ch aufgehoben hätten . . . Ein aufmerksamer

Leser konnte diese Lücke nicht übersehen und mußte sich fragen: was ist denn der spezifische Gegenstand der *δόξα*, und was ist der von ihm verschiedene spezifische Gegenstand der *ἐπιστήμη*? Diese Frage wollte Pl. dem Leser nahelegen, die Antwort aber nicht aussprechen, die er selbst für sie bereit hielt. Diese konnte nur lauten, daß die Idee der *ἐπιστήμη* und die im Werden begriffene Körperwelt der *δόξα* als ihr eigentümliches Objekt entspreche. Mit anderen Worten: Pl. hätte diese Ch-Stelle nicht in dieser Form niederschreiben können, wenn er nicht bereits die Ideenlehre konzipiert gehabt hätte. Mit der Stufenleiter der Erkenntnisvermögen: *αἴσθησις*, *δόξα*, *ἐπιστήμη* und der Lehre vom spezifischen Gegenstand jedes derselben ist die Ideenlehre ipso facto gegeben." — Ich hoffe, daß kein unbefangener Leser die von Pl. ihm nahegelegte Frage so wie v. A. beantworten wird. Oder ist denn gegen die erkenntnistheoretische Stufenleiter: Sinneswahrnehmung, Vermutung, Wissen etwas Vernünftiges einzuwenden? Und wenn auch wir sie gutheißen, haben wir damit etwa die „Ideenlehre"? Vielleicht ja. Doch nur, wenn man etwas ganz anderes darunter versteht, als was die Erklärer, die die Sprüchlein des Aristoteles über Platon nachsagen, darunter verstanden wissen wollen. Auch die übrigen philosophischen Erklärungen v. Arnims zum Inhalt des Ch scheinen mir unbrauchbar, eben weil er alles durch die üblichen aristotelischen Brillen betrachtet.

Hören wir auch noch einige nicht philologische Erklärer. Pfleiderer S. 138: „Neben der leichten Anstreifung vorsokratischer Philosopheme" in den „Anfangsdialogen", sind „besonders bedeutsam die Ansätze zur späteren Vornahme gewisser tieferer Fragen aus der Erkenntnislehre und Psychologie. Hieher gehört die merkwürdige Abschweifung im 2. Teil des Ch über das 'Wissen des Wissens', seine Möglichkeit und seinen Wert, auf was in leichter Anlehnung an das eigentlich ethische Thema der *σωφροσύνη* durch das altsokratische *γνῶθι σαυτόν* übergeleitet wird. Aber während Sokr. seinen Leibspruch teils praktisch versteht und auf die Erkenntnis des Maßes und der Art der eigenen Begabung bezieht, teils mehr nur allgemein theoretisch mit demselben die Klärung und Verständigung in der geistigen Begriffswelt verlangt, gibt ihm erst Pl. auf der Grundlage jener ursprünglichen Bedeutungen die zugespitztere Wendung, daß es sich in letzter Hinsicht um die Erfassung des eigenen Geistes, seiner Gesetze und Erkenntnisbedingungen handle. Wenn auch noch ohne weiteren Verfolg und völlige Klarheit, blitzt also erstmals die Grundlage

einer feineren Erkenntnistheorie auf, welche namentlich Fichte später beinahe wörtlich wie Pl. 67 c d als das 'Sehen des Sehens' im Unterschied von dem harmlos einfachen und unreflektierten Gebrauch desselben bezeichnet hat. Auch die bekannt schwierige Frage der Ethik, ob es ein Wollen des Wollens, ein vouloir vouloir gebe, wie Leibniz es bekämpft, taucht im gleichen Zusammenhang einen Augenblick auf. Wie aber schon bei Sokr. derartiges Formale nie bloß Übung der Dialogik und Dialektik am vile corpus der sich zufällig darbietenden sittlichen Gegenstände gewesen war, so teilt Pl. ganz jene Grundüberzeugung des Meisters von der Wissensnatur der Tugend und umgekehrt, also daß sich auch ihm Dialektik und Ethik zu unteilbarer Einheit verknüpfen und das Formallogische mit Materialethischem Hand in Hand geht."

Dann Kühnemann (S. 258): „Daß . . . besonnen sei, wer sich selbst kennt und prüfen kann, was er weiß und was nicht und was ein anderer weiß und nicht weiß oder zu wissen glaubt: das ist genau die Umschreibung dessen, was Sokr. tat und wollte. Sein gesamtes Tun erscheint hier zusammengefaßt als die eigentliche Darstellung der griechischen Urtugend. Das sokratische Wissen wäre die eigentliche Besonnenheit. Der verwaschene Tugendbegriff hat durch sein Tun Inhalt und Bestimmtheit gewonnen. Ein Lebenssinn ist mit ihm erschienen. Aber Pl. geht über Sokr. hinaus, indem er an dieser Stelle die Idee und das schwierige Problem einer ganz neuen Art von Wissenschaft entdeckt. Er stellt eine neue Frage, mit der neue Arbeiten gefordert sind. Weißt du denn, wer du bist? Oder bist du denn gewiß, daß, wenn du dich gut weißt, dies Wissen auch wirklich ein Wissen ist? Das ist die Frage des Sokr. Wenn er ihre Erörterung erzwingt, so kommt die erste Vorahnung heraus von dem Bewußtsein, wie es sein müßte, um Wissen und zwar praktische Vernunft zu sein." (260) „Sofern die Philosophie unser Wissen der Welt enthalten soll und mit dieser Idee erst Gewißheit gegeben wäre, daß wir Wissen haben, insofern wäre die ausgeführte Idee vom Wissen die Grundlegung der Philosophie, und mit dem Problem der Wissenschaft vom Wissen ist das Problem der Philosophie gestellt . . . Ein Höhepunkt der Entwicklung ist hier erreicht . . . Was Pl.s Meinung vom Nutzen oder von der Tugend dieses Wissens sei, blickt kenntlich genug durch die absichtlich resultatlosen Gedankengänge hindurch. Mit jenem Wissen würde jeder sich begrenzen in der Sphäre seiner Sachkenntnis . . . Daher wäre jeder bewußt des Gesetzes, dem er in seinem Handeln zu

folgen hat . . . Wir begreifen, wie in einem letzten Zielgedanken alle . . . Bemühungen zusammengehen. Wenn wir mit dem Wissen uns beschäftigen und den Begriff der Tugend suchen, so rechtfertigt sich das alles in unserer letzten positiven Idee: der Herrschaft der Vernunft im Staat."

Endlich H. Maier: „Daß die Formel *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* auf Antisthenes zurückgeht, hat schon Zeller II, 1⁴ S. 304, 1 gezeigt (vgl. Joel I 490). . . . Kritias im Ch 61 b ff. übernimmt die antisthenische Formel, ist aber selbst noch so weit Junker, daß er dem Proletarier Antisth. nicht bis in die äußersten Konsequenzen folgt . . . Aus Xenophon wird deutlich, daß in der antisthenischen Vorlage das *τὰ ἑαυτοοῦ πράττειν* zunächst den Sinn hatte: in seinem Tätigkeitskreis tätig sein. Aber wir sehen nun im Ch, wie diese Formel in die Bedeutung übergeleitet wird, die sie dann später bei Antisth. definitiv erhalten hat: das *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* ist einwandsfrei, soweit es ein *καλῶς καὶ χρησίμως τι ποιεῖν* ist, d. h. soweit die *ποιούμενα* auf das Gute, auf das sittliche Ideal bezogen werden. Alles aber, was auf das Ideal bezogen, dem sittlichen Zweck untergeordnet ist, ist des Menschen Eigenes, das seiner Natur Entsprechende (*οἰκεῖα*); dagegen sind die *πονηρά* alle *ἀλλότρια*. So ergibt sich *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* = das in die Machtsphäre des sittlichen Willens Fallende tun = tugendhaft leben . . . Antisth. hat die Formel von Sokr. übernommen. Bei diesem aber hatte sie den Sinn: das in dem eigenen natürlichen Tätigkeitskreis Liegende *ὠφελίμως* (im sittlichen Sinn, *μετὰ τοῦ καλοῦ*) tun. Hiezu vergleiche man nun die platonische Haupttugend, die *δικαιοσύνη*, in Rp 433 a."

Euthyphron (= Eu), behandelt von Räder S. 129—30, Pfleiderer S. 257 ff., v. Arnim S. 141—54, Ritter S. 359—68, Wilamowitz S. 200—205, Prächter S. 249—51, M. Hoffmann, Ztschr. f. Gy.-Ws. 1904 S. 87—92, Windelband-Bonhöffer S. 147, Gomperz S. 289—93. Dazu G. Schneider, Der Begriff der Frömmigkeit in Lessings Nathan und in Pl.s Eu bei Fries & Menge, Lehrpr. 1905 S. 1—13, Fr. Falbrecht, Pl.s Eu im Jahrb. d. V. f. wiss. Pädag. 1906 S. 40—116, A. v. Kleemann, Die Stellung des Eu im Corpus Platonicum, J.-Ber. d. Akad. Gy. Wien 1908 (S. 3—19). Neuere erklärende Ausgabe von M. Schanz, Leipzig[1]).

[1]) Außerdem nach Prächter von Cron-Uhle, Schmelzer-Petersen 1912, Th. Christ, v. Bamberg.

Prächter setzt nach dem Ch das erste Buch der Rp an, darauf Eu und nach diesem Ly. Er sagt (S. 251), diese Stellung habe er dem Dialog „nach den Resultaten der Sprachstatistik und seinem Gesamtinhalte bestimmt" und gibt dazu die nähere Ausführung: „Die Frömmigkeit ist im Pr und G der Gerechtigkeit koordiniert, in unserem Gespräche (11 e ff.) steht sie zu ihr im Verhältnis der Subordination, und in der Rp erscheint sie nicht mehr unter den Haupttugenden. Man hat daraus geschlossen, daß die Abfassungszeit der Schrift zwischen die des Pr und des G einer- und der Rp anderseits falle (Gomperz, Gr. D. II, 1 S. 289, 93, 95). Mit Unrecht, wie mir scheint. Beide Auffassungen, die koordinierende wie die subordinierende, wurzeln in volkstümlichen Anschauungen (L. Schmidt, Ethik d. a. Gr. I S. 303 f., 08, R. Hirzel, Themis, Dike u. Verw. S. 180 f.), und Pl. konnte im Eu die subordinierende um so unbedenklicher herausgreifen, als sie ihm zwar für die Einführung eines Definitionsversuches einen brauchbaren Anknüpfungspunkt bot, für den Inhalt der Definition aber belanglos war, da es sich bei diesem nur um die 'Götterpflege' als solche, nicht um ihr logisches Verhältnis zur Gerechtigkeit handelte." Durch diese kritische Bemerkung halte ich den Streit über den betreffenden Punkt für völlig erledigt und Ausführungen, wie sie z. B. Räder S. 129 und Kleemann S. 5 geben, nach denen der G dem Eu vorausgehen müßte, für endgültig abgetan. Freilich Gomperz erklärt (S. 295): „Es bleibt dabei, daß die Unterordnung eines Begriffes unter einen anderen und ihre Nebenordnung verschiedene Dinge sind und daß das Volksbewußtsein entweder die im G vorausgesetzte Koordination oder die im Eu geheischte Subordination, nicht aber die eine sowohl wie die andere als annehmbar erachten konnte." Doch auch v. Arnim hat sich diesen Folgerungen nicht gefügt. (S. 152:) „Auch im Me wird die ὁσιότης neben der δικαιοσύνη genannt, so daß der Eu, wenn nach dem G, aus demselben Grunde auch nach dem Me geschrieben sein müßte. Mit Recht hat schon Shorey . . . diese Schlüsse als 'utterly fantastic' bezeichnet. Daß Pl. die ὁσιότης im Eu nicht eliminieren wollte, geht aus der Stelle N 67 d—68 a hervor." Auch das gebe ich Prächter zu, daß die in 14 abbiegende Beweisführung leicht richtiggestellt werden kann von einem Leser, der mit den Ergebnissen des La und Ch vertraut ist, und daß hiedurch die Vermutung sehr nahe gelegt wird, diese anderen Dialoge gehen dem Eu voraus. Weiter möchte ich mit Bonhöffer sagen: „Beachtenswert ist, daß im Eu für die Einheitlichkeit des logischen

Begriffs, die auch in den vorangehenden Dialogen" — gemeint sind La und Ch — „deutlich gefordert war, bereits die auf die Ideenlehre hinweisenden Ausdrücke ἰδέα, εἶδος, παράδειγμα auftreten, die vielleicht dafür sprechen, daß der Dialog nicht zu den frühesten gehört, sondern in der Zeit zwischen G und Me entstanden ist." Bestimmteres sollte nicht behauptet werden, ehe die sprachlichen Untersuchungen erweitert sind, die vielleicht vollends über die Unsicherheit des Zeitansatzes hinweghelfen können. Inzwischen möchte ich aufrechterhalten, was ich Pl. I, 368 geschrieben habe: die künstlerische Ruhe, mit der nicht bloß Sokr., sondern auch sein Gegenspieler, der eifernde Fanatiker Euthyphron, gezeichnet ist, lasse die Vermutung Schleiermachers richtig erscheinen, daß die Abfassungszeit der Verhandlung der Anklage gegen Sokr. vorausliege [1]). Andernfalls müßte der Eu „um erhebliche Zeit von dem Prozeß abgerückt werden und dürfte dann wohl erst nach dem G anzusetzen sein, wogegen doch gar manches einzuwenden wäre" [2]).

Ich glaube mich aber verpflichtet, wenigstens einiges von dem anzuführen, was andere noch haben ermitteln wollen. v. Arnim meint (S. 141): Der Eu bilde „einen integrierenden Bestandteil der Dialogreihe, in welcher Pl. beweisen will, daß auf der ἐπιστήμη τοῦ ἀγαθοῦ alle Tugenden beruhen". Deshalb muß er „vor dem Eus geschrieben sein, in dem diese Dialogreihe ihren Höhepunkt erreicht". (143:) Durch die Ausführungen über das Gerechte in 7 c ff. „fühlen wir uns an Rp I erinnert, wo sowohl die Gerechtigkeit als die Unmöglichkeit friedlichen Zusammenlebens der Ungerechten 51 b c dargelegt wird. Man wird zugeben müssen, daß die Eu-Stelle demjenigen Leser mehr bietet, der die Rp-Stelle schon kennt. Auch die Worte Eu 7 c ἅπερ καλὰ ἡγοῦνται — μισοῦσι erinnert an Rp I 34 c εἰκὸς μὲν — πονηροὺς μισεῖν". Ferner (144), die Definition ὃ ἂν πάντες οἱ θεοὶ μισῶσιν, ἀνόσιόν ἐστιν, ὃ δ᾽ ἂν φιλῶσιν ὅσιον ist „gewissermaßen die Grundsäule der idealistisch-intellektualistischen Philosophie Pl.s . . . Ohne die hier entwickelte Grundüberzeugung, daß das Gute geliebt wird, weil es gut ist, und nicht etwa gut ist, weil es geliebt wird, ist der ganze Platonismus undenkbar. Daß Pl. den Ly, der diese Frage als Aporie behandelt, so nicht hätte schreiben können, wie er ihn geschrieben hat, nachdem er die Frage im Eu dogmatisch entschieden hatte, gehört zu den absolut sicheren Ergebnissen der

[1]) Wilamowitz freilich (S. 201 A.) findet das „unbegreiflich".

[2]) Obgleich z. B. Schanz (s. Jahr.-Ber. 1895 S. 58) diesen Ansatz macht

vergleichenden Analyse“ [??]. — (145) „Das logische Verhältnis der Spezies (*μόριον*) zum Gattungsbegriff wird mit einer Breite und Ausführlichkeit erläutert, die uns zeigt, daß dieser Punkt Pl.s Lesern noch nicht geläufig war, und daß er ihnen, abgesehen von dem besonderen Gegenstand, eine allgemeine logische Belehrung erteilen will. Vergleicht man diese Erörterung mit der im Pr 29 c—30 a, so sieht man auf den ersten Blick, daß im Pr das Verhältnis der Einzeltugenden zur Gesamttugend nicht mit derselben logischen Schärfe wie im Eu dargestellt wird . . . Es ist klar, daß „die Formulierung im Pr zum Teil hätte anders gegeben werden müssen“, wenn die Erörterung des Eu schon vorgelegen hätte.“ — (146) „Pr 31 b *ἐγὼ μὲν γὰρ αὐτὸς ὑπέρ γε ἐμαυτοῦ φαίην ἂν καὶ τὴν δικαιοσύνην ὅσιον εἶναι καὶ τὴν ὁσιότητα δίκαιον.* Zu dieser Stelle steht der Satz des Eu: *τὸ μὲν ὅσιον πᾶν δίκαιον, τὸ δὲ δίκαιον οὐ πᾶν ὅσιον* in einem nicht wegzuleugnenden Widerspruch. Es muß aber der Satz im Eu als nachträgliche Berichtigung der Pr-Stelle und nicht umgekehrt aufgefaßt werden, weil er der in der Rp vorgetragenen Form der platonischen Tugendlehre näher steht.“ (146 f.:) „Ohne daß die Formulierung Euthyphrons dazu streng genommen die Berechtigung gibt, wird von Sokr. die *θεραπεία* als eine *τέχνη* oder *ἐπιστήμη τοῦ θεραπεύειν* gedeutet . . . Offenbar erklärt sich das nur daraus“ [?], „daß Pl.s Leser schon gewohnt sind, die Tugenden als *ἐπιστῆμαι* aufgefaßt zu sehen. Das *θεραπεύειν*, auf das sich die *ὁσιότης* als *ἐπιστήμη* bezieht, wird dann weiter als *ὠφελεῖν* = *βελτίους ποιεῖν* aufgefaßt . . . Der Übergang . . . entbehrt jeder Begründung.“ Ich glaube, er bedarf einer solchen nicht. v. A. dagegen bemerkt: „Ganz anders verfährt Pl. an der Parallelstelle Rp I 35 b. Da läßt er sich die Identifikation von *βλάπτεσθαι* und *χείρους γίγνεσθαι* erst ausdrücklich von dem Mitunterredner zugestehen . . . Die Eu-Stelle konnte nur deswegen so leicht über die keineswegs selbstverständliche Identifikation hinweggleiten, weil sie bereits in Rp I eine Rolle gespielt hatte . . . Die Gleichung *θεραπεύειν* = *βελτίους ποιεῖν* kennt auch . . . der La.“ Eben deshalb genügte schlimmstenfalls die Annahme, der niemand widerspricht, daß der La dem Eu vorausgegangen sei.

Gomperz: Die Analyse des Gesprächs im Eu liefere „gute Gründe zu der Annahme, daß er dem Pr und dem G nachgefolgt und der Rp vorangegangen ist“. Die Gründe bezüglich des G kennen wir schon, ich habe sie aber nicht gut gefunden. Bezüglich des Pr aber wird niemand Widerspruch erheben.

Der Gedankengehalt ist so kurz und gut von Bonhöffer widergegeben, daß ich ihn hier ausschreiben kann: „Im Eu wird . . . der Begriff der Frömmigkeit, des ὅσιον und ἀνόσιον, behandelt. Der wegen Asebie angeklagte Freigeist Sokr. möchte von dem Wahrsager Euthyphron, der in frommem Eifer seinen Vater auf den Tod[1]) angeklagt hat, sich über das Wesen der Frömmigkeit belehren lassen. Die Hauptbedeutung des Dialogs liegt . . . eben in diesem gelungenen Kontrast zwischen dem beschränkten Orthodoxen, dessen unklare und unwürdige Vorstellungen von Frömmigkeit deutlich zutage treten, und dem ernsten Philosophen, dem es um eine autonome und eben damit sittliche Begründung derselben zu tun ist. Man mag der im 2. Teil gegebenen Bestimmung des ὅσιον als einer Art des δίκαιον, nämlich des auf die τῶν θεῶν θεραπεία bezüglichen, einen positiven Wert beimessen und auch diesen Dienst der Götter im höheren Sinne, der gewiß derjenige des Pl. war, nämlich als Mitwirkung an der Erfüllung des heiligen Gotteswillens verstehen; aber der philosophische Höhepunkt des Dialogs besteht in der Diskussion über den Satz ὅσιον = τοῖς θεοῖς προσφιλές, deren wenn auch nicht direkt ausgesprochener Ertrag der ist, daß wir nur das als ὅσιον anerkennen, was alle Götter — und zwar nicht zufällig, sondern notwendig, kraft ihres göttlichen Wesens lieben (9 e): das ὅσιον ist nicht von dem willkürlichen Wohlgefallen der Götter abhängig, sondern etwas an sich Gutes, und es wird von den Göttern geliebt, weil sie nichts anderes als das wahrhaft Gute lieben können, weil der Wille Gottes zusammenfällt mit dem, was der Mensch kraft seiner Vernunft als den wahren Zweck der Welt und des Lebens erkennt."

Natorp (Pl.s Ideenlehre S. 38 A) will die Echtheit der Schrift[2]) nicht gelten lassen: „Sie scheint in zu auffallender Weise ihren ganzen wesentlichen Inhalt anderen, echten Schriften Pl.s zu entnehmen; und sonst hat sie viel Befremdliches. Sie bedürfte zum wenigsten erst einer befriedigenderen Erklärung, als sie bisher gefunden hat," —? „wenn man sie als platonisch gelten lassen sollte. Wenn echt, gehört sie unbedingt in die nächste Nähe des Me" — nämlich, weil „gleichsinnig" mit dessen Ausführungen in

---

[1]) Das wird zu berichtigen sein. Hoffmann (S. 89) erklärt: „Die Klage kann nur auf unabsichtliche Tötung gehen, worauf Verbannung für einige Zeit als Strafe stand."

[2]) Von der Schneider urteilt: „nach meiner Überzeugung gehört sie zu dem Wertvollsten und Bedeutendsten, was jemals Menschen gedacht und geschrieben haben".

Eu 4d, 6d „die Idee“ auftritt; „keinesfalls mit Ap und Cr zusammen“.

Mit Recht wird gewiß auch betont, daß die Logik im Eu eine bedeutendere Rolle spiele als in manchen anderen der kleinen Dialoge; sogar den Ch eingeschlossen, meine ich. Einige Sätze, von v. Arnim und von Gomperz, die darauf Bezug haben, sind oben ausgeschrieben. Bei Gomperz trägt S. 295 die Überschrift „Logische Gewaltsamkeiten des Eu“. Belehrung über diese Dinge wird man zuerst bei Lutoslawski suchen, dessen Buch durch seinen Titel The origin and growth of Plato's Logic bestimmte Erwartungen erregt. Beim Eu wird man sie durch das, was Lutoslawski bietet, kaum voll befriedigt finden. Wir lesen: Pl. stand noch ganz unter dem Einfluß des Sokr. Übrigens sehen wir ihn vertraut mit der Regel, daß ein Begriff zu definieren sei durch Unterordnung unter einen höheren mit Angabe der differentia specifica: 12c *εἰ μέρος τὸ ὅσιον τοῦ δικαίου, δεῖ . . ἐξευρεῖν τὸ ποῖον μέρος*. Von Induktion und Analogie macht er häufigen Gebrauch. Dabei dringt er auf Unveränderlichkeit der Begriffe, zeigt, daß zu ihrer Erfassung die Aufzählung von Beispielen nicht genüge, und sucht das kennzeichnende Merkmal. Dieses heißt hier *εἶδος*, mit demselben Wortgebrauch, den auch Thukydides hat (*εἶδος νόσου* 2, 50). Auch die Verwendung von *ἰδέα* in 6e weicht von dem Gebrauch älterer Prosaiker nicht ab. Zu chronologischen Schlüssen bieten also beide keinen Anhalt. Auch *παράδειγμα* nicht. — „Eine wichtige logische Unterscheidung macht der Eu zwischen Tätigkeit und Eigenschaft: die Eigenschaft ist Wirkung einer bestimmten Tätigkeit, aber niemals Ursache oder Grund dieser Tätigkeit (10c). Das wird hier durch eine Anzahl von Analogien deutlich gemacht, bevor es in allgemeiner Form zum Ausdruck kommt.“

Gomperz (S. 296) macht „auf die überraschende Parallele aufmerksam, welche Kants ‘Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft’ zu dem Grundgedanken des Eu darbietet“. In der Tat sind die von ihm angezogenen Sätze eine treffliche Beleuchtung des platonischen Gesprächs.

Auch die Sätze, mit denen Hoffmann seinen Aufsatz abschließt, halte ich für beachtenswert: „Der ungerechte Mensch kann nicht fromm sein; der gerechte wird es, indem er sein ganzes Tun in den Dienst der Götter stellt: die Frömmigkeit ist also die Vollendung der menschlichen Gerechtigkeit . . . Zwar erhebt sich das Bedenken, daß auch der gerechteste Mensch nicht vollkommen ist und deshalb auch der Gnade der Götter bedarf. Darauf geht

die platonische Ethik nicht näher ein; doch wird im 10. Buch der Rp, am Schlusse dieser großen Darstellung der Gerechtigkeit das Vertrauen ausgesprochen (13 a), daß die Götter den nicht ohne Fürsorge lassen, der entschlossen ist, sich gerecht zu zeigen und die Tugend zu üben, soweit es dem Menschen möglich ist, gottähnlich zu werden. Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, welches in den hebräischen Psalmen so ergreifenden Ausdruck findet, ist der griechischen Philosophie fremd; sie findet die Frömmigkeit in dem Streben nach Gerechtigkeit, die christliche Lehre in dem Gebet um Erlösung von der Sünde, damit unser Handeln gerechtfertigt sei."

Eitel Faselei finde ich in einem Aufsatz E. Höttermanns, Pl.s Polemik im Eu und Cra, Ztschr. f. d. G.-Ws. 1910 S. 65 ff. Ich werde zur Kennzeichnung desselben beim Cra einige Sätze anführen. Manches Gute enthält dagegen der Aufsatz Kleemanns. Seine „Analyse der Lehren des Dialogs" auf S. 5—13 kann dem Lehrer, der den Eu in der Schule zu erklären hat, neben der von G. Schneider zur Beachtung empfohlen werden. Er zeigt, mit welch künstlerischer Sicherheit und psychologischer Feinheit hier der Kampf zweier Weltanschauungen dargestellt wird, deren eine, von dem Seher Euthyphron vertreten, sich als feige und selbstsüchtige Deisidämonie kennzeichnet und darauf hinausläuft, daß die jeder Fessel entkleidete Willkür der Götter für den Menschen höchstes Gesetz sein soll, während Sokr. als Vertreter der anderen zum Bewußtsein bringen will, daß auch die Götter eine höchste Macht über sich anerkennen, deren Gebote für sie bindend sind, nämlich das Gute (im Sinn der „Idee" des Guten), und daß darum die Menschen dieses Gute um seiner selbst willen zu erstreben haben, womit sie dann eben auch ihre Pflicht gegen die Götter erfüllen. Mit Scharfblick deckt er auch die Fäden auf, die den 1. und 2. Teil des Dialogs zusammenhalten, und läßt uns (S. 9) erkennen, daß die begriffliche Unterordnung der Frömmigkeit unter die Gerechtigkeit als Resultat der bisherigen, scheinbar ergebnislos verlaufenen Untersuchung zu betrachten ist und deshalb Gomperz Unrecht hat mit seiner Behauptung (394 f.), daß die Zustimmung Euthyphrons zu der von Sokr. vorgeschlagenen Fassung des Begriffsverhältnisses nur durch einen „logischen Gewaltakt" zustande komme.

Freilich die chronologischen Schlüsse K.s, aus denen sich ihm die Folge (G —) Sy — Eu — Me — Rp ergibt, muß ich ablehnen. Ihre Stützen sind alle gebrechlich. Z. B. sagt K. (S. 19): „Es wäre . . unverständlich, wenn Pl. erst im Me die wahre Ursache der Verurteilung des Sokr. dargelegt und sodann im Eu gezeigt

hätte, wer den Prozeß **nicht** veranlaßt hat" — als ob es die vornehmste Absicht des Eu wäre, eben das zu zeigen. — Oder: Aus Sy 201e soll zu ersehen sein, daß der Begriff des Mittleren hier zum erstenmal untersucht werde; dagegen dem Eu sei dieser schon vertraut, wie 11e ff. zeige. Aber in der Tat handelt es sich dort nicht um den Begriff des Mittleren; jedenfalls ist der logische Prozeß in den beiden verglichenen Stellen ein erheblich verschiedener. — Aus dem, was über die Unsterblichkeit im Me gesagt oder angedeutet, im Eu nicht gesagt wird, läßt sich so wenig schließen, wie die viel auffallenderen Unterschiede zwischen Sy und Phn in diesem Punkt einen sicheren chronologischen Schluß ermöglichen. Nicht einmal was K. gegen den für mich recht bestechenden Schleiermacherischen Ansatz des Eu auf die Zeit des schwebenden Prozesses im Jahr 399 vorbringt, scheint mir von Bedeutung. Ja, ich begreife nicht, wie K., der doch (S. 18) ausspricht: „Deutlicher", als er es durch den Mund des Euthyphron 3a tut, „konnte es Pl. wohl nicht sagen, daß die Anklage auf Asebie nur ein Vorwand war, daß die Rechtgläubigen in Sokr. vielmehr einen wackeren Mann verehrten und mit jener Anklage durchaus nicht einverstanden waren," vorher (S. 3 f.) zur Unterstützung Überwegs schreiben kann: „hätte Pl. den Eu als Flugschrift während des Sokr.-Prozesses erscheinen lassen, so hätte dies für den Angeklagten um so schlimmere Bedeutung gehabt, je mehr Leser sich dafür gefunden hätten. Die Behauptung der Ankläger, Sokr. habe die Staatsreligion nicht anerkannt, wird ja durch den Dialog schlagend bestätigt."

Ganz ausgezeichnet ist **Schneiders** kurzer Aufsatz. Ich empfehle ihn namentlich jedem Lehrer, der den Eu in einer Schulklasse zu behandeln hat. Auch **Falbrecht** verweist auf ihn. Dessen eigene Behandlung des Dialogs ist aber hölzern und langweilig: ein wenig ermutigendes Beispiel dafür, was herauskommt, wenn man einen platonischen Dialog nach Herbart-Zillerischer Methode traktieren will. Einiges Gute findet sich ja auch auf den langen 77 Seiten, aber die Körner sind recht spärlich zwischen der Masse der Spreuhülsen und die Schulmeisterweisheit gibt sich gar zu breit und aufdringlich.

Schließlich noch eine kritische Bemerkung zu v. **Arnims** Ausführungen auf S. 149. Ich meine, er legt viel zu viel hinein in die Worte des Sokr. 14c: *οὐ πρόθυμός με εἶ διδάξαι· δῆλος εἶ· καὶ γὰρ νῦν ἐπειδὴ ἐπ᾽ αὐτῷ ἦσθα, ἀπετράπου· ὃ εἰ ἀπεκρίνω, ἱκανῶς ἂν ἤδη παρὰ σοῦ τὴν ὁσιότητα ἐμεμαθήκη.* Ich erinnere an 12e f.: *καλῶς γέ μοι φαίνει λέγειν· ἀλλὰ σμικροῦ τινος ἔτι*

ἐνδεής εἰμι und an viele ähnliche Wendungen in anderen Dialogen, z. B. Pr 28 e *νῦν πέπεισμαι. πλὴν σμικρόν τι μοι ἐμποδών, ὃ δῆλον ὅτι Πρωταγόρας ῥᾳδίως ἐπεκδιδάξει, ἐπειδὴ καὶ τὰ πολλὰ ταῦτα ἐξεδίδαξε* und ebendort 29 b, oder Ch 73 d, So 49 d e, Phi 20 c [1]).

---

[1]) Auch Joël wollen wir noch hören über den Eu. Anknüpfend an seine unten abgedruckte Bemerkung fährt er fort: „Ich finde, daß Pl. den Kyniker mit seiner Forcierung des *θεοφιλής* und seinem" — angeblichen — „Fehler, die Substanz aus dem Accidens zu begründen, noch ausführlicher kritisiert, und zwar im Eu, den ich bei dieser Gelegenheit" — man höre! — „als eine satirische Recension des Antisthenes deuten möchte." — Wirklich? im Ernst? Ein schönes Beispiel, wie kluge urteilsfähige Menschen durch eine Hypothese fasciniert werden können. Es ist mir, als sähe ich einem in Hypnose auf fremde Eingebungen blindlings aber sicher Handelnden zu, wenn ich die Einzelausführungen der These lese, aus denen ich mit folgendem einen Auszug gebe: „Muß wirklich ein Pl. eine besondere Schrift loslassen, um einen Dummkopf lächerlich zu machen? Ist es nicht würdiger der platonischen Kunst und fast selbstverständlich" ⟨?⟩ „für sie, daß in der Maske des Lächerlichen ein ernsterer Gegner steckt und der Kritik erliegt? Trägt nicht das ganze Gespräch den sichtbarsten Stempel der Fiktion? . . Glaubt irgend jemand ernstlich, daß Euthyphro seinen eigenen Vater dem Blutrichter überwies? . . Das ist burleske Phantasie, wie sie Pl. z. B. im Ion spielen läßt" — dieser Ion bietet sich immer bequem dar, wenn man Pl. irgendeiner Ungeschicklichkeit überführen will; und wer nun gar, gleich Joël, auch den Clitophon und Alcibiades I als echt nimmt, der hat schon eine ziemlich breite Grundlage für Folgerungen, die einen Nebelschleier aufsteigen lassen — „und in den Fechtern des Eus, die Eristiker werden, und wie man bereits in diesen beiden satirischen Dialogen mehr oder minder deutlich als kritisches Objekt Antisthenes erkannt hat, so wird es bald auch im Eu ergehen. . . . Antisthenes fühlt sich als Prophet . . Pl. kann Ant., den er auch Phi 44 b 51 a mit einem Seher vergleicht," ⟨!⟩ „nicht schwerer treffen, als wenn er ihn als gewöhnlichen Mantiker behandelt, wie er ihn als Dichterinterpreten mit den ihm verhaßten Rhapsoden zusammenwirft . . . Die platonische Satire läßt nun auch Euthyphro ganz mit antisthenischen Allüren auftreten" — wirklich? hat irgendein unbefangener Leser den Eindruck, daß er es mit einem Kyniker zu tun habe? — „Aber nun der eigentliche Gesprächsinhalt und vor allem das Motiv des Dialogs? Was soll die tolle Anklage des Sohns gegen den Vater? Als konkreter Fall ist sie unverständlich . . . Der Fall ist so verschmitzt, daß die Anklage des Euth. gegen seinen Vater möglichst närrisch erscheint. Aber die These des Euth. ist garnicht lächerlich. Er sagt . .: ich behaupte . ., daß es fromm ist, den Täter jedes Verbrechens zu verfolgen, und wenn es der Vater oder die Mutter ist. Das ist nicht die These eines abergläubischen Dummkopfs wie Euthyphro, sondern eines Doktrinärs." — Kann denn der abergläubische Dummkopf, der beschränkte Fanatiker keiner doktrinären These folgen? Man denke an den tollen Agostino in K. F. Meyers Jürg Jenatsch. — „Gab es eine

Apologia (= Ap) behandelt von M. Schanz in der Einleitung seiner Ausgabe mit deutschem Kommentar, Leipzig 1893, S. 1—112,

---

solche Doktrin? Ich meine, man wird hier an die bekannte These der Stoa denken müssen, daß es dieselbe Sünde ist, ob man seinen Vater oder einen Sklaven ungerecht töte.“ — Warum soll man nicht an religiöse Sühnvorschriften denken, die doch auch zwischen den unrein gewordenen Personen im allgemeinen nicht unterscheiden? — „Pl. bekämpft . . in Euth. einen Vorläufer der Stoa, und als Zeitgenosse bietet sich nur Antisth. . . Ist der Fall Eu nicht nur eine Anwendung des Satzes, daß vor der *δίκη* die Familienbande zurücktreten müssen, die der Kyniker doch auch sonst mißachtet? Und tatsächlich lesen wir als Satz des Antisth. L. D. 12: *δίκαιον περὶ πλείονος ποιεῖσθαι τοῦ συγγενοῦς.* Kann nun Pl. die These des Kynikers boshafter satirisch treffen, als wenn er aus dem vom Kyniker gebotenen Extrem Ernst macht und wirklich einen Narren als Ankläger des eigenen Vaters vorführt? . . *Ἡράκλεις*! ruft Sokr. (4a), als er von der Anklage hört, — dieser Ausruf ist bei Pl. wie bei Xenophon immer das Signal, daß eine Paradoxie des Kynikers citirt wird . . .“ So geht's noch Seitenlang — 4 enggedruckte Seiten — ich möchte sagen, mit geistreichem Gewitzel: aber nein, mit bitterem durch Scharfblick und fleißige Sammeltätigkeit unterstütztem, jedoch m. E. von einer Wahnidee geleitetem Ernste fort. — Aus der Erörterung der im Dialog aufgestellten Definitionen muß ich noch einige bezeichnende Sätze entnehmen, die mir in der Tat beachtenswert scheinen (512 f.): „Zum folgenden Definitionsversuch muß der weisheitgeschwollene Euth. erst geschoben werden. Was soll es bedeuten, daß Sokr. ihm eine Definition in den Mund schiebt, um sie ihm wieder zu nehmen? . . Es ist wieder klar, daß sie von einem anderen geboten ist, der hinter Euth. steht . . Die Definition . . lautet: das *ὅσιον* ist das *δίκαιον*, soweit es sich auf die Pflichten gegen die Götter bezieht, im Unterschied vom übrigen *δίκαιον* . . Die Definition ist . . dieselbe wie die des xenophontischen Sokr. . . Die Übereinstimmung erklärt sich nur so, daß beide die Definition des Antisthenes aussprechen . . . Es ist nicht das einzige Mal, daß bei Pl. eine Definition des xenophont. Sokr. einem andern in den Mund gelegt und von Sokr. gerade widerlegt wird: es geschieht auch z. B. im La und Ch und ist eben nur so zu verstehen, daß Pl. eine andere, die antisthenische Sokratik widerlegt, der Xenophon folgt.“ Was Joël weiter anschließt, verliert sich wieder in dämmerhaftes Dunkel, wo frei spielende Phantasie kaum vom kritischen Verstand zurechtgewiesen werden kann. — In anderem Zusammenhang, im 2. Band, kommt J. noch einmal auf den Eu zu sprechen. Er will da zeigen, daß der „Sophist“ Antiphon, den Xen. Mem. I, 6 mit Sokr. disputieren läßt, keine andere Person sei, als der bekannte Redner und Staatsmann aus Rhamnus. Zum Beweis dafür, daß mit ihm Antisth. einen Strauß gehabt habe, führt er u. a. ff. an (S. 647): In seiner Rede *κατὰ τῆς μητρυιᾶς* läßt Antiphon „einen Sohn als Ankläger den Mord seines Vaters sühnen, den seine . . Gattin getötet haben soll. A. behandelt da die Frage, ob es *εὐσεβές* ist, seine Eltern wegen Totschlags anzuklagen, — das ist aber die Frage des platonischen Eu, der, wie sich zeigte, gegen Antisth. gerichtet ist. [Selbst das Landlos

Gomperz S. 79 ff., Räder S. 89—92. Wilamowitz S. 153 ff. und 179 f., Pohlenz S. 18—23, Windelband-Bonhöffer S. 148 f. Apelt in der Einleitung zu seiner Übersetzung S. 1—16. Als neuere erklärende Ausgabe liegt mir vor [1]) Platons Verteidigungsrede des Sokr. und Kriton, für den Schulgebrauch erklärt von H. Cron, 12. Aufl. von H. Uhle, Leipzig (Teubner) 1912. Dazu kommt I. Bruns, Das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrh., Berlin 1896. R. Pöhlmann, Sokrates und sein Volk. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit (Histor. Bibl. 8) 1899. Fr. Beyschlag, Die Anklage des Sokr. Progr. Neustadt a. H. 1900, 58 S. Ad. Menzel, Untersuchungen zum Sokr.-Processe, Wiener Ak. Sitz.-B. ph.-h. Kl. 1902 (145) II, S. 1—64. A. E. Taylor, Varia Socratica, St. Andrews University Publications N. IX, 1911, insbes. S. 1—39. H. Maier, Sokrates, 1913, Kap. 7, insb. S. 463—498. E. Horneffer, Sokr. und die Ap, mit Einem Beitrag: Das delphische Orakel als ethischer Preisrichter von R. Herzog, 1922.

Bei der Ap ist die alte Streitfrage noch nicht entschieden, wie eng sie sich anschließe an die von Sokr. selber gehaltene Verteidigungsrede. Die Frage des zeitlichen Ansatzes hängt damit eng zusammen. Natürlich. Denn wer mit Schleiermacher annehmen wollte, „daß wir an dieser Rede von der wirklichen Verteidigung des Sokr. eine so treue Nachschrift aus der Erinnerung haben, als bei dem geübten Gedächtnis des Pl. und dem notwendigen Unterschiede der geschriebenen Rede von der nachlässig gesprochenen nur möglich war", mußte sich die Niederschrift und Veröffentlichung fast unmittelbar nach dem Prozeß erfolgt denken. Umgekehrt, je auffallender man sich die Abweichungen vom wirklichen Hergang denkt, desto längere Zwischenzeit muß man annehmen, weil doch gewiß kein Zug der Darstellung dem lebendigen Gedächtnis vieler Zeugen der Verhandlung Hohn sprechen durfte.

Besonders gründlich, freilich nicht eben glücklich ist alles Einschlägige erörtert worden von S c h a n z. Ich habe mir einst einen Auszug aus seiner Einleitung gemacht und seine Sätze beim

auf Naxos, Eu 4c, ist bei Antiphon gegeben . . . Es bestätigt sich wieder, was man" ⟨?⟩ „längst erkannte: daß Pl. im G von der Rigorosität des Kynikers angesteckt ist und der Eu zu jenen Dialogen gehört, in denen Pl. gegen die bisherige Autorität die Waffen kehrt".] „Nun klärt sich der Sachverhalt ganz: der Eu kritisiert eben diese antisthenische Apologie Orests, die selbst wieder durch Antiphon kritisch angeregt ist" . . .

[1]) Außerdem verzeichnet Prächter: Schmelzer-Petersen, Th. Christ, v. Bamberg, Bertram-Koch (zusammen mit Kriton).

Abschreiben durch Einwände unterbrochen, die sich mir unmittelbar aufdrängten. Mit diesen durchsetzt, will ich sie auch hier geben. (S. 69): „Es fragt sich, ob wir die Ap als eine Reproduktion der vor Gericht gehaltenen, oder als eine freie Schöfung Pl.s zu halten haben. Die Entscheidung ist absolut notwendig, wenn wir das Werk richtig würdigen wollen.“ (S. 71): „Eines dürfte unbestritten sein, daß das Ziel jeder Verteidigung vor allem sein muß, die Anklage zu entkräften, um dadurch die Freisprechung zu erreichen.“ — Das eben möchte ich für den vorliegenden Fall aufs allerentschiedenste bestreiten, und Schanz selbst nimmt es eigentlich zurück damit, daß er der xenophontischen Apologie folgen will, nach der Sokr. sich gar nichts anderes wünschte, als jetzt vom Schauplatz des Lebens abtreten zu dürfen. — „Steht die Sache des Angeklagten auf schwachen Füßen, so wird er wenigstens den Schein der Widerlegung zu erzeugen versuchen. Aber kein Angeklagter wird die Anklagepunkte noch erweitern oder sie so verändern, daß er sich die Verteidigung wesentlich erschwert. Und doch ist beides von der Ap geschehen . . . Die Verteidigung mußte um jeden Preis zeigen, daß Sokr. an die Gemeindegötter glaubt, und daß er keine anderen Götter einführen will. Ist dies bewiesen und damit der erste Anklagepunkt entkräftet, so fällt damit auch die Verderbung der Jugend weg; denn die Annahme, daß Sokr. anders glaubt und anders lehrt, muß doch von vornherein abgelehnt werden.“ — Sehr schlechte Begründung! Seinen Glauben an die Götter der Stadt, als innere Herzensüberzeugung, hätte der Angeklagte niemals beweisen können; nur daß er ihnen äußerlich alle schuldigen Ehren erweist. Dabei hätte doch ganz wohl der Verdacht bestehen können, daß er sie im vertraulichen Kreise vor seinen Schülern heruntersetze. (S. 72:) „In der Ap tritt uns das Ungeheuerliche entgegen, daß der Angeklagte den Klagegrund zu seinen Ungunsten verschiebt. Während er nur der Einführung neuer Gottheiten beschuldigt wird, läßt er sich von Meletos die Anklage dahin erläutern, daß er zum Atheisten gemacht wird, und verteidigt sich daraufhin gegen den Atheismus.“ — Darauf haben andere schon sehr verständig das Nötige geantwortet. [Und es werden nachher solche Antworten folgen.] — „Solche Erscheinungen finden nur dadurch ihre Erklärung, daß unser Schriftstück nicht eine gerichtliche Verteidigung, sondern eine Rechtfertigung des Sokr. ist, daß es sich nicht um die Widerlegung einiger Anklagepunkte, sondern um die Erkenntnis und die richtige Erfassung eines großartigen Lebens handelt.“ — Gewiß! aber warum soll

Sokr. nicht eben die Gelegenheit, da er vor so vielen Männern öffentlich sprechen mußte, dazu benützt haben, sein ganzes Leben und Streben zu beleuchten? Das eben scheint mir die *μεγαληγορία*, die ja auch der Verfasser der „xenophontischen" Apologie anerkennt. Und ist es denn nicht Sokr., dessen Bild Pl. auch im Th noch vor Augen hat an der bekannten Stelle, wo er den Philosophen schildert, der vor Gericht gezogen alles das übersieht und mißachtet, was der gewiegte Weltmann als selbstverständliche Klugheitsregel für sein Verhalten befolgt und was der gewöhnliche Richter an Ehrerbietung und Rücksichtnahme auf seine Person verlangt? Eben an Schanzens Kritik bestätigt sich der Satz Th 72 c *ὡς εἰκότως οἱ ἐν ταῖς φιλοσοφίαις πολὺν χρόνον διατρίψαντες εἰς τὰ δικαστήρια ἰόντες γελοῖοι φαίνονται ῥήτορες*, denn *τοὺς λόγους ἐν εἰρήνῃ ἐπὶ σχολῆς ποιοῦνται* und (74 c) *ληρώδεις δοκοῦσιν εἶναι — οὐ μόνον Θρᾴτταις, ἀλλὰ καὶ τῷ ἄλλῳ ὄχλῳ.* (73:) „Eine Unmöglichkeit dann die Angabe, daß Sokr. durch den delphischen Orakelspruch erst zu seiner Menschenprüfung veranlaßt wurde . . . Die Folge ist damit zur Ursache gemacht. Dies kann ein Schriftsteller tun, der jene Elenktik auf den göttlichen Ursprung zurückführen will, nicht aber Sokr., der kurz zuvor erklärt hatte, nur die volle Wahrheit sagen zu wollen, und jetzt die Deutung eines Vorgangs vorbringt, die alle Richter sofort als eine falsche erkennen müssen und durch die er sich nur schaden mußte." — Nach „Xenophon" sind die Zuhörer sehr ungehalten gewesen, wie Sokr. von diesem delphischen Orakel erzählte. Aber so pedantisch, wie Sch., braucht man wirklich die Versicherung der strengen Wahrheitstreue nicht zu nehmen, daß eine durchsichtig ironische Begründung damit ausgeschlossen würde. — (74:) „Auch die 1. Rede gibt sich den Anschein einer Improvisation . . . Nun hat aber die Disposition gezeigt, daß wir ein künstlich aufgebautes Ganze haben, das von der Improvisation so weit als möglich entfernt ist." —? Muß denn die Improvisation eines Sokr., der täglich die Kunst des lebendigen Wechselgesprächs übt und darin anerkannter Meister ist, ungeschickt sein?[1]) — „Bekannt ist die Eigentümlichkeit der Anrede in der Ap. Mit peinlicher Strenge wird *ὦ ἄνδρες δικασταί* vermieden; erst nach dem Urteil werden

[1]) Freilich Joël (I S. 477) sekundiert Schanz und behauptet: „Es hieße doch die wunderbar durchdachte Kunst gerade in der scheinbaren Schlichtheit und Natürlichkeit der Ap gänzlich verkennen, wenn man glauben wollte, es könne jemand so aus dem Stegreif sprechen" — „jemand"? ja, ein Sokr., obgleich auch Busse, Sokrates, 1914, S. 5 das verkennt.

die ἀποψηφισάμενοι mit diesem Namen angeredet . . . Es dürfte feststehen, daß dieses Kunstmittel nicht in einer improvisierten Rede zur Anwendung kam." — Geradezu unbegreifliche Behauptung! — „Wäre die Ap die wirkliche Rede des Sokr., so müßten wir annehmen, daß Pl. erst diesen Zug derselben beifügte. Allein in diesem Fall hätte er einen fremdartigen Zusatz gemacht, dem die Pointe fehlt. Denn das Kunstmittel konnte, bevor der Ausgang des Prozesses vorlag, ja nicht in Anwendung kommen." — Hier scheint der gelehrte Kritiker wirklich mit Blindheit geschlagen. Wem, als eben ihm, brauche ich zu sagen, daß Sokr. nur sein eigenes Gewissen und Gott als Richter über sich anerkennt, jedenfalls nicht das durch den Zufall des Loses gebildete Volksgericht? —

S. 76 ff. bespricht Sch. die „xenophontische" Apologie. Er zweifelt gar nicht an ihrer Echtheit und geht schweigend hinweg über die Tatsache, daß der Verfasser der Schrift nicht bloß, wie auch ihm klar ist, die platonische Ap, sondern auch den frühestens um 385 entstandenen Phn benützt hat. In § 28 ist das ganz unverkennbar. Sollte wirklich Xenophon der Verfasser sein, so zeigte er sich da in recht üblem Lichte. — Sch. erklärt: „Die xenophontische Apologie ist ein Protest gegen die platonische, und zwar schon im Eingang: wenn Xen. seine Apol. damit beginnt, daß er nachweist, daß Sokr. auf jede Vorbereitung verzichtet habe und diesen Verzicht sogar auf eine göttliche Mahnung zurückführt, so liegt darin, daß Sokr. improvisiert habe." — Ich schreibe wieder meine Zwischenbemerkungen mit ab: Bei Pl. ist es ja auch so dargestellt, daß Sokr. improvisiert habe! — (S. 80:) „Würden wir in der Ap die wirkliche Rede des Sokr. haben, so hätte natürlich Xenophon die Reproduktion Pl.s nicht bemängeln können und nicht bemängelt." — Jener Xenophon, der sich frühestens 1½ Jahrzehnte nach den Ereignissen, deren Zeuge er selber gar nicht gewesen war, bemüßigt fühlte, mit der platonischen Ap und dem Phn in Wettbewerb zu treten, hätte sich „natürlich" mit Pl.s Widergabe der „wirklichen" Rede zufrieden gegeben? Woher wollte er überhaupt wissen, wie weit Pl. von der „Wirklichkeit" abgewichen war? — „Xen. vermißt eine Motivierung der μεγαληγορία, mit der Sokr. den Tod dem Leben vorzog." Er „will die Todesverachtung des Sokr. erklären. Während Pl. zunächst auseinandersetzt, daß einer göttlichen Mission gegenüber der Tod gar nicht in die Wagschale geworfen werden darf", — das ist ja wirklich das Entscheidende, und eben damit verwahrt er sich am besten gegen den Vorwurf der ἀσέβεια; wenn er dann noch erwähnt, daß der

delphische Apollon ihm Anerkennung und Aufmunterung habe zuteil werden lassen, so erhellt daraus, daß es eben die in Athen selbst verehrten Götter sind, denen er dient — „dann aber durch Betrachtung des Zustandes nach dem Tod dem Sokr. ein günstigeres Los in Aussicht stellt, hat Xen. eine viel einfachere Erklärung zur Hand: der Tod befreit ja Sokr. von den Leiden und Beschwerden des Alters, welche im Anzug sind, und naht sich in der leichtesten Form“. So steht es gedruckt auf S. 78. 80 f.! Und mit ähnlichem Gerede fährt Sch. fort: „Einen Vorteil gewährt uns dieser zweite Bericht besonders dadurch, daß er uns die platonischen Angaben in das rechte Licht rückt und das, was wir oben aus inneren Gründen erschlossen haben, bestätigt. So haben wir erkannt, daß die Anklageformel bei Pl. willkürlich verschoben ist — Xen. bestätigt diese Annahme. Wir haben behauptet, daß Sokr. sich unmöglich so auf die Anklagepunkte verteidigt haben konnte — wir finden in der Tat bei Xen. eine Verteidigung, die sich an die Anklage anschließt und in den Rahmen einer Gerichtsverhandlung paßt.“ — 'Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!' Den Verfasser der angeblichen xenophontischen Apologie kann Schz. verstehen, Pl. nimmermehr. Aber auch den Sokr. nicht. — Doch weiter: „Wir erachten es für ausgeschlossen, daß Sokr. statt einer Strafe eine Belohnung für sich beantragte“ — damit vergleiche man den Satz von Ed. Schwartz (Charakterköpfe S. 47): „er wäre mit einer Geldstrafe davongekommen, wenn er nicht, nach attischem Rechtsbrauch aufgefordert, anzugeben, auf welche Strafe er sich einschätze, geantwortet hätte, daß ihm die Speisung am Herde des Staates, im Prytaneion, zukäme, eine der höchsten Ehren, die die Gemeinde vergab. Das erboste das Volksgericht, und es verurteilte ihn zum Tode“ —; „wir staunten über die Inkonsequenz, daß er sich schließlich zu dem Antrag auf eine Geldstrafe herbeiließ, obwohl er versichert (37 b), *πολλοῦ δέω ἐμαυτόν γε ἀδικήσειν καὶ κατ᾽ ἐμαυτοῦ ἐρεῖν αὐτός, ὡς ἄξιός εἰμί του κακοῦ*“ — Sch. glaubt es dem Pl. nicht, daß Geldeinbuße für Sokr. kein *κακόν* war. Auch Polos hat es dem Sokr. nicht geglaubt, und keiner *ἐκ τοῦ πολλοῦ ὄχλου* wird es glauben. — „Xen. berichtet uns das, was zu dieser Äußerung stimmt, nämlich daß Sokr. auf Stellung eines Strafantrags verzichtete; er gibt uns auch die Motivierung dazu: ein Strafantrag involviere ein Bekenntnis der Schuld.“ — Das kann sogar aus Pl.s Darstellung geholt sein. — Man höre hier aber auch Pöhlmann (S. 108 A. 2): „Allerdings sagt die pseudo-xenophontische Apologie (§ 23), Sokr. habe sich

zu keinem ἀντιτίμημα herabgelassen, weil dies ein Schuldgeständnis gewesen wäre. Allein schon die unmittelbar vorhergehende Bemerkung über die 'συναγορεύοντες φίλοι' des Sokr. beweist eine so völlige Unkenntnis des Prozeßganges, daß diese wesentlich jüngere und nicht von einem Augenzeugen herrührende Quelle (vgl. Wilamowitz, Hermes 1897, S. 99) von vornherein verdächtig wird[1]).

---

[1]) Hätte ich hier die Schriften über Xenophon zu besprechen anstatt denen über Pl., so müßte ich genauer auf den Streit über die Echtheit der xenophontischen Apologie, und namentlich auch auf die darüber in den N. Jb. f. d. kl. Alt. V (1900) S. 389—405 von M. Wetzel vorgelegte Untersuchung nebst O. Immischs Deuterologie S. 405—415 ebendort, eingehen. Hier bemerke ich nur, daß mir beide den Beweis der Echtheit keineswegs erbracht zu haben scheinen. Ich stimme Ad. Menzel zu, der in Wetzels Abhandlung „Übertreibung und unlogische, widerspruchsvolle Argumentation" findet (S. 5 A. 3). Im einzelnen wäre gegen W. so ziemlich alles zu wiederholen, was oben gegen Schanz gesagt worden ist. Und wenn Immisch, auf sprachlichen Beobachtungen fußend, gegen Kaibels im Hermes 1890 (25) S. 581 gefälltes Urteil „in der Apologie Xenophons Stil und Art wiederzufinden, ist mir nicht gelungen" die Erklärung setzt: „Wäre die Apologie ohne Verfassernamen da, man könnte auf Grund der sprachlichen Kennzeichen kaum anders als sie eben dem Schriftsteller zuzuweisen, dessen Namen sie eben jetzt in der Überlieferung trägt", so behaupte ich dagegen wieder: es ist nicht anders zu erwarten, als daß ein Mann, der sein Machwerk für xenophontisch ausgibt, sich in Xenophon so eingelesen hat, daß er ungefähr in seiner Art sich ausdrücken kann oder mindestens eine Anzahl von Wörtern und Wendungen aus ihm sich angeeignet hat. (Passend zieht Fr. Beyschlag in der sogleich anzuführenden Abhandlung die Worte Lessings heran: „Ich weiß, daß man Schreibarten nachahmen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleinen Eigentümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte.") Ich glaube, wenn man z. B. das Schlußkapitel der Memorabilien, das Immisch für gefälscht hält, in derselben Weise wie die Apologie auf seine Sprache prüft, so wird dasselbe Ergebnis herauskommen, wahrscheinlich auch bei den Stücken aus angeblichen Briefen Xenophons. Daß in der umstrittenen Apologie der Phn benützt ist, und zwar in sehr ungeschickter plumper Weise, sollte wirklich kein Philologe verkennen. Ob dem Xenophon solche Ungeschicklichkeit zuzutrauen ist, darauf wage ich keine Antwort. Als sicher könnte diese nur gegeben werden auf Grund so peinlicher Stiluntersuchungen, wie sie für die platonischen Schriften durchgeführt sind. Die Ansätze zur Prüfung des xenophontischen Stils sind noch viel zu dürftig. Und einige Doktorarbeiten der üblichen Art würden auch nicht viel Förderung bringen. — Ganz ähnlich meinen Ausführungen finde ich die von Beyschlag im Philol. 1901 (37) S. 496—517 entwickelten. Auch weitere von diesem gegen die Echtheit geltend gemachte Gründe stimmen völlig mit Bedenken, die mir aufgestiegen sind, überein. Ich zitiere noch, was B.

Auch die Voraussetzung der Angabe ist falsch. Denn aus Pl. sehen wir, daß Sokr. eine Form des ἀντιτίμημα wählen konnte, welche gerade das Gegenteil eines Schuldbekenntnisses war." — Einen anschließenden Abschnitt über „die Anytosepisode im Me" habe ich hier nicht zu berücksichtigen. Nach ihm wird die Komposition der Ap besprochen. Daraus noch einiges: (S. 93:) „Pl., der keine Gerichtsrede, sondern ein für die Nachwelt bestimmtes Lebensbild seines Lehrers schreibt, konnte gar nicht den Vorwurf des Meletos, daß Sokr. nicht an die Götter der Gemeinde glaube, sondern neue Gottheiten einführe, widerlegen, wenn er den Meister richtig zeichnen wollte." — Was folgt daraus für die Rede des

---

gegen den Schluß seines Aufsatzes S. 518 f. sagt: „So stehen wir vor folgendem chronologischen Ergebnis: Die angeblich xenophontische Ap folgt zunächst zeitlich der platonischen Ap, gibt ein Resumé aus dem Cr und eine Parallele aus dem Eu Pl.s . .. ahmt ferner . . den . . Me . . mit einem dabei unterlaufenden Mißverständnis nach, schließt sich an die Memorabilien an, die frühestens nach 393 verfaßt sind, kopiert außer sonstiger Verwertung eine Scene aus Pl.s Phn." Sie kann nicht echt sein. Und „jedenfalls aber kann sie als primäre Quelle für den sokratischen Prozeß und die Sokratik überhaupt nicht länger gelten; ja auch als Quelle zweiten Grades wird sie stets nur mit größter Vorsicht zu verwerten sein." „Auch wäre ihre Authentizität im Zusammenhang mit ihrer alsdann gegebenen zeitlichen Stellung nur geeignet, auf das aus anderweitigen Zeugnissen feststehende Charakterbild unseres Schriftstellers den dunkelsten Schatten zu werfen." Auch Taylor spricht aus (S. 37), daß die Schrift nicht bloß aus der platonischen Ap, sondern auch aus dem Phn geschöpft habe, will aber trotzdem Xenophon als Verfasser festhalten, der ja auch bei Abfassung der Mem. und der Cyrop. den Phn offenbar habe vor sich liegen gehabt (S. 32 f.) und seine ganze Kenntnis der letzten Lebenstage des Sokr. eben den Dialogen Pls. verdanke. Joël, der sich ja überhaupt von Schanz hat mächtig imponieren lassen, schreibt (I S. 479 f.): „Zeller will die doch weit natürlicher klingende Angabe der xenophont. Ap., daß Sokr. jede Abschätzung abgelehnt, gegenüber den platon. Äußerungen nicht gelten lassen. Aber diese widersprechen auch der Notiz Diog. II 41 f. und man müßte nicht nur den nichtxenophontischen, sondern auch den späten Ursprung der unter Xenophons Namen gehenden Ap. nachweisen, um deren objektive Angabe zu bezweifeln. Doch die Athetese der xenophont. Ap. ist ein Überrest aus einer hyperkritischen Periode der Altertumswissenschaft und sie scheint jetzt von immer mehr Forschern zurückgenommen zu werden . . . Ist aber die xenoph. Ap. echt oder nur von frühem Ursprung, so verliert mit dieser die platonische Verteidigungsrede wegen ihrer mannigfachen Differenzen den historischen Charakter und behält nur den literarisch fiktiven. An sich ist es kaum denkbar, daß Lysias und noch weit Spätere Verteidigungsreden des Sokr. schrieben, wenn man die platonische Ap historisch nahm."

Sokr. selbst, wenn er den Richtern „nichts als die lautere Wahrheit“ sagen wollte? — (S. 97:) „Wir erwarten, daß Sokr. jede Strafbestimmung ablehnt.“ — Konnte er das, wenn er sich, nach Sch.s Vorstellung, im üblichen Geleise hielt? Wäre doch, wenn er keinen Gegenvorschlag machte, mit der Verurteilung auch schon der Strafantrag des Klägers angenommen gewesen. — „Und so berichtet uns auch eine Quelle, deren Authentizität wir keinen Grund haben anzufechten.“ —? „Anders Pl. Auf der einen Seite überbietet er durch seine Dichtung den historischen Vorgang . . ., auf der anderen unterbietet er ihn in kläglicher Weise“ —? der tölpische Pl.! — „indem schließlich sein Sokr. mit einer Geldstrafe kommt. Wie ist die ungeheure Kluft zu überbrücken?“ — Nun, Sch. gelingt es. Er entdeckt: „Pl. wollte in der Ap nicht bloß seinen Lehrer rechtfertigen . . . Es werden Stimmen laut geworden sein, daß die Jünger ihrem Meister hätten beispringen und ihn durch ein materielles Opfer retten sollen . . . Pl. läßt seinen Sokr. den Antrag auf Geldstrafe stellen, und trotzdem wird er von den Richtern zum Tod verurteilt. Der erdichtete Vorgang spricht deutlich genug. Der Antrag auf eine Geldstrafe hätte nichts geholfen. Die Stimmung gegen Sokr. war zu erbittert; man wollte seinen Tod. In diese Beleuchtung gerückt, verliert der Antrag des Sokr. auf Geldstrafe einen großen Teil des Anstößigen.“ — Für Sch. wenigstens. Tatsächlich ist seine Beleuchtung recht ungeschickt. Eine verhältnismäßig geringe Zahl von Stimmen — wie viele, wird nacher untersucht werden — soll gefehlt haben und es wäre Freispruch erfolgt. Jetzt handelte es sich um die Abschätzung der Strafe. Es ist mir undenkbar, daß, wenn Sokr. einfach 30 Minen beantragt hätte, den etwa 6fachen Betrag seines ganzen Vermögens, nun mit großer Majorität die Todesstrafe verhängt worden wäre, d. h. daß viele der Richter, die ihn für unschuldig erklärt hatten, jetzt sich denen angeschlossen hätten, die den Tod wollten. Nur allein der Antrag auf Speisung im Prytaneion, der von ihm zwar nicht förmlich eingebracht, aber doch angedeutet wurde, erklärt das Verhältnis der Stimmen bei der zweiten Entscheidung [1]). — (S. 99:) „Wir können nicht von vornherein als un-

[1]) Auch hier schließt sich Joël (478 f.) wieder an Schanz an: Allerdings „müssen sokratische Äußerungen vor der Strafbestimmung die Richter derart empört haben, daß die Verurteilung zum Tode mit weit größerer Majorität erfolgte. Aber muß darum Sokr. die Ehrenspeisung im Prytaneion sich zuerkannt haben, genügt nicht jene Ablehnung jeglicher Strafeinschätzung, welche die xenophont. Ap. berichtet und die den verwöhnten Richtern als empörender Trotz erscheinen konnte?“

möglich hinstellen, daß wirklich Sokr. im Prozeß noch zum drittenmal sprach, zumal auch bei Xenophon eine solche 3. Rede erscheint. Allein selbstverständlich ist es nicht möglich, daß Sokr. in einer so langen Rede sich erging und eine philosophische Disputation zum besten gab." — Die lange Rede nimmt, ausdrucksvoll gesprochen, 11 Minuten in Anspruch; ihr erster Teil, der zu den Richtern im allgemeinen als Nachwort gesprochen ist, 4 Minuten. Ich glaube, hier namentlich wird Pl. etwas erweitert haben. Daß jedoch die Richter allgemein noch 3—4 Minuten ausgehalten hätten, wenn sie sahen, der Verurteilte möchte ein Schlußwort an sie richten, kann mir niemand unglaublich machen. Und weiter erscheint es mir gar nicht unmöglich, daß jenem noch die erforderliche Zeit von 5—7 Minuten vergönnt wurde, um denen einiges ans Herz zu legen, die für ihn sich erklärt hatten. Aber natürlich gebe ich zu, daß hier Pl. einiges de suo beigefügt haben wird. Menzel (S. 50) äußert sich hier folgendermaßen: „Die letzte Rede fällt aus dem Rahmen der eigentlichen Prozeßverhandlung heraus. Dennoch liegt absolut kein Grund vor, die Tatsache einer 3. Rede zu bezweifeln. Nach attischem Prozesse blieb der Verurteilte bis zur Abholung durch die Vollstreckungsorgane — die Eilfmänner — an der Gerichtsstätte unter der Bewachung der Justizsoldaten (Skythen). Niemand hinderte den Verurteilten, diese Zwischenzeit zu einer Rede zu benützen. (Meier-Schömann-Lipsius S. 957, Note 550); ob die Richter noch verbleiben, hing natürlich von ihrem Belieben ab." S. 101 f. handelt es sich um „die Grundidee der Ap". „Leitstern muß die von uns festgestellte Tatsache sein, daß die Ap nicht die wirkliche (sei es mit größerer oder mit geringerer Treue nacherzählte) Rede des Sokr. vor Gericht, sondern die erst nach dem Tode des Sokr. von Pl. fingierte ist. Daraus hat sich uns die unabweisbare Folgerung ergeben, daß der Zweck der Ap nicht die Lossprechung von Schuld und Strafe vor Gericht, sondern vielmehr die Rechtfertigung des Meisters vor dem gebildeten Publikum ist." — Recht sonderbar dargestellt! Der Beweis, den Sch. uns vortrug, ging doch den umgekehrten Weg: Er hat gefunden, daß der eigentliche Zweck der Reden nicht Verteidigung gegen die Vorwürfe der gerichtlichen Ankläger, sondern Rechtfertigung der ganzen Lebensführung des Sokr. ist, — und das findet natürlich jeder aufmerksame Leser. Aus diesem Befund schließt er: Die Rede kann nicht die vor Gericht gehaltene sein. Jetzt aber behauptet er: Die Einsicht, daß wir nicht die wirkliche Gerichtsrede vor uns haben, ist die erste Voraussetzung und

Grundbedingung des Verständnisses! Nur so erscheinen freilich seine so gar wortreichen, bei diesem Kreisgang der Beweisführung das Meiste 2—3 mal uns vorhaltenden Erörterungen von besonders großem Gewicht gegenüber den Behauptungen der meisten anderen Erklärer, die sagen: wie eng sich Pl. an Sokr. angeschlossen habe, darauf kommt es für das Verständnis der vorliegenden Schrift wenig an. — S. 104, nach Herausstellung von „Ergebnissen der platonischen Ap“ geht Sch. sogar so weit, zu erklären: „Ob der eine oder der andere Gedanke aus der Rede des Sokr. verwertet wurde, läßt sich nicht feststellen, ist überdies wenig wahrscheinlich.“

S. 104—110 bemüht sich Sch. „das Wesen der Sokratik in der Ap“ zu kennzeichnen. Ich habe schon kundgegeben, daß ich der Meinung bin, dieses zu erfassen, sei Sch. nicht fähig gewesen. Es würde aber zu weit führen, wollte ich seine Behauptungen, die mir schief und verkehrt scheinen, einzeln vornehmen. Schließlich lehnt er mit Recht jeden Zweifel an der Echtheit der Ap ab und gibt über die Abfassungszeit einige Aufstellungen. „Wir bekommen folgende chronologische Reihenfolge: 1. die platonische Ap; 2. die xenophontische Ap; 3. die Rede des Polykrates; 4. die Memorabilien Xenophons; 5. die Gegenrede des Lysias und 6. der Busiris des Isokrates.“ Da Lysias um 380 gestorben ist, haben wir dies Jahr als untere, 399 als obere Grenze. Aber man darf weiter behaupten: „Die Ap fällt in den Anfang der schriftstellerischen Tätigkeit Pl.s“ und ist „bald nach dem Tode des Sokr. geschrieben“. Der Cr nimmt 45 b auf Ap 37 c d Bezug, ist also später. So wahrscheinlich auch der Eu. Für den Me ist Abfassung nach der Ap wahrscheinlich. Dagegen darf für den G aus der in Ap 39 b enthaltenen Prophezeihung wohl gefolgert werden, daß er ihr vorausging. — Die ganze Berechnung ist schon deshalb sehr mangelhaft, weil Sch. die Abhängigkeit der „xenophontischen“ Apologie vom Phn nicht bemerkt hat.

Schleiermacher also meinte, wir haben an der Ap eine „so treue Nachschrift von der wirklichen Verteidigung des Sokr., als nur möglich war“; Schanz meinte, es sei wenig wahrscheinlich, daß in ihr auch nur „der eine oder der andere Gedanke des Sokr. verwertet wurde“. Die meisten Beurteiler werden überzeugt sein, daß wir es, um einen Ausdruck von Gomperz zu brauchen, mit „stilisierter Wahrheit“, mit künstlerisch gestalteter Widergabe zu tun haben. Die Einzelausführungen neuerer Erklärer nehmen vielfach auf Schanz Bezug, auch wo dieser nicht genannt wird, und so gebührt

ihm jedenfalls die Anerkennung, daß er durch Hervorlockung kräftigen Widerspruchs das Seinige zur Klärung beigetragen habe.

Wilamowitz spricht (S. 163) von freier Nachdichtung, in der die zwei ersten Reden, vor und nach dem Schuldigspruch, widergegeben seien, und erklärt die dritte, das Schlußwort, für Pl.s Erfindung. Er sagt, Pl. habe mit künstlerischer Meisterschaft die Verteidigungsrede so ausgeführt, daß sie den wahren Grund der Verurteilung an das Licht zieht. (S. 180:) „So ist in freiestem Anschluß an das, was Sokr. wirklich gesagt hatte und was bei vielen noch in frischem Gedächtnis leben mußte, doch etwas weit Größeres herausgekommen, als die wirkliche Rede des Sokr. oder die Verteidigungsschrift eines Schülers erreichen konnte.“ Er rechnet die Ap zusammen mit Cr, La, Ly, Ch und Eu als den Schriften, deren jede das Bild des Lehrers, dessen Gedächtnis Pl. zu Ehren bringen will, von einer anderen Seite beleuchtet, und sieht sie als deren früheste an.

Ähnlich äußert sich Gomperz. (S. 81:) „Die Ap ist kein buchstabengetreuer Bericht. Sie schildert auch die äußeren Vorgänge des Gerichtsverfahrens in einer Weise, die ich stilisierte Wahrheit nennen möchte.“ Er bewundert (S. 83) „den außerordentlichen Aufwand an sachwalterischer Kunst“, der die ganze Schrift „bei aller Unscheinbarkeit der Darstellung und aller angeblichen Planlosigkeit der Anordnung auszeichnet“. Auch hegt er „nicht das leiseste Bedenken“, „den Ton der Reden für den echten und ursprünglichen zu halten. Mit nicht geringerer Zuversicht möchten wir dies von dem Geist behaupten, in welchem die Verteidigung geführt wird. In diesem wie in jenem Betracht könnten Abweichungen von der historischen Wahrheit nicht als künstlerische Freiheit gelten, man müßte sie zugleich ungeschickt und pietätlos heißen. Auch steht der Geist und die Absicht der Verteidigung mit allem, was wir vom historischen Sokr. wissen, ebenso wie mit der durch die Anklage geschaffenen Lage im besten Einklang. Wer möchte es von vornherein für irgend wahrscheinlich halten, daß Sokr. um jeden Preis sein Leben retten wollte? Aber auch das gilt uns als eine Willkürbehauptung, wenn man meint, er habe um jeden Preis sterben wollen, sei es aus Scheu vor den Gebrechen des Alters, sei es, um seine Laufbahn durch den Märtyrertod zu krönen. Die Wahrheit scheint uns vielmehr diese. Das Leben besaß für ihn nur dann irgendeinen Wert, wenn er es in der bisherigen Weise fortführen und den eigenartigen Beruf, den er ergriffen hatte, ungehindert ausüben konnte. Innerhalb

dieser Grenzen zeigt ihn uns die Ap sogar zu dem Zugeständnis bereit, das in der Leistung einer Geldbuße gelegen ist. Von dieser Linie weicht er jedoch um keines Haares Breite ab; hier ist er jedem Kompromisse feind, auch jedem stillschweigenden Pakt aufs äußerste abhold". G. gibt auch zu bedenken (S. 87), daß „kein antiker Schriftsteller Bedenken getragen hat, die Reden seiner Helden umzubilden, zu verschönern, dem, was ihm als Vollkommenheit galt, näher zu bringen". „Es wäre einem Wunder gleich zu achten, wenn Pl., in dessen Staatstheorie die ‘heilsame Unwahrheit’ eine so große Rolle spielt, in der schriftstellerischen Praxis es anders gehalten und den Strom seiner Beredsamkeit von derartigen Skrupeln hätte eindämmen lassen. Andrerseits wäre es ihm und vor allem seinen sokratischen Genossen sicherlich als pietätlose Anmaßung erschienen, wenn er die in Wirklichkeit gehaltenen Verteidigungsreden des Meisters einfach über Bord geworfen und ganz und gar durch Erzeugnisse seines eigenen Geistes ersetzt hätte. Darum durften wir mit Fug von Wahrheit und Dichtung sprechen, auf deren durchgängige Sonderung wir verzichten müssen. Nur daß der gesamte künstlerische Aufbau Pl.s Werk ist, möchten wir mit einiger Zuversicht behaupten; nicht minder, daß die zugleich kürzeste und mit dem Verlauf des Prozesses am engsten verknüpfte zweite Rede am meisten von echtem sokratischen Gut enthält".

Pohlenz hält mit seinem Urteil vorsichtig zurück, zeigt sich aber immerhin stärker, als billig ist, von Schanz beeinflußt. (S. 20:) „‘Ich weiß, daß ich viele Feinde habe, und will euch zeigen, wie die Feindschaft entstanden ist, obwohl ich mir dadurch neuen Haß zuziehe’ — so kann der Angeklagte sprechen, aber nur, wenn ihm am Freispruch nichts liegt." Und „war es denn notwendig und klug, dieses Thema so genau auszuführen, obwohl ein Verschweigen keinesfalls Mangel an Offenheit bedeutet hätte?" Und so, wie in 28 a „spricht überhaupt nicht der Angeklagte". Doch zweifelt P. nicht, „daß auch in diesem Abschnitte Pl. sehr viel aus Sokr.' wirklicher Rede herübergenommen hat", ja er erklärt sogar zwischen hinein, er sei „natürlich weit entfernt zu leugnen, daß Sokr. an sich so gesprochen haben kann". Ich betone: es lag ihm wirklich nichts am Freispruch. Aber daran lag ihm, den zahlreich versammelten Mitbürgern, die ihm hier eine Stunde lang wirklich Gehör schenken mußten und nicht weglaufen konnten, recht gründlich einmal als Warner und Mahner ins Gewissen zu reden. Man vergleiche, wie sich bei Shakespeare Coriolan gegen die Menge

benimmt, deren Zustimmung er brauchte, damit seine Wahl zum Konsul, die der Senat vollzogen hat, giltig sei. Seine μεγαληγορία ist ja freilich Dichtung, aber ihr mächtiger Eindruck beruht auf der treffenden Zeichnung eines stolzen unabhängigen Charakters.

Trefflich finde ich, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, die Ausführungen Apelts. (S. 6:) „Dem Auftreten des vielleicht volkstümlichsten Mannes Athens vor Gericht eine ganz andere Färbung zu geben, als ihr tatsächlich zukam, konnte selbst ein Pl. nicht . . . wagen. Daß die Ap wohl nur wenige Jahre nach dem Tode des Sokr. abgefaßt ist, darüber herrscht ziemliche Übereinstimmung. Bei dem großen Aufsehen aber, das der Prozeß erweckt, und der Teilnahme, die er gefunden, war es selbstverständlich, daß ein wenn auch mit den Rechten literarischer Widergabe ausgerüsteter Berichterstatter sich keiner groben Verstöße gegen die Tatsachen schuldig machen konnte.“ (7) „Auch der Umstand, daß Sokr. sich ab und zu auf Dinge einläßt, die nicht unmittelbar den Wortlaut der Anklage zum Gegenstand haben, gibt keinen Grund zu der Annahme, das sei ein dem Sokr. nicht zuzutrauendes Hineintragen ungehöriger Dinge in die an die Anklage gebundene Verteidigung; denn neben der eigentlichen Anklage stehen doch im Gerichtsverfahren die Reden der Ankläger, die manches enthalten mochten, was, ohne im strengen Sinn zur Anklage zu gehören, eine Entgegnung forderte.“ Und „ganz abgesehen von der Frage, ob es nicht doch zuweilen im Interesse eines Angeklagten liegen kann, die Anklage nach dieser oder jener Seite hin zu erweitern, ist es gewiß bei niemandem weniger angebracht als bei Sokr., ihn zum achtsamen Befolger juristischer Technik und Taktik zu machen. Wenn irgend jemand, so war er der Mann, sich nicht an vermeintliche Regeln zu binden, sondern frank und frei den Eingebungen seines Geistes zu folgen. Aber liegt denn die Sache hier wirklich so, daß Sokr. sich einer starken Sünde wider den Geist der Rechtspraxis schuldig macht? Durch nichts kann man sich vor Gericht eine bessere Position verschaffen als dadurch, daß man den Gegner in recht ernste Widersprüche mit sich selbst verwickelt. Man macht ihn dadurch mundtot. Und das ist es, was Sokr. vollständig erreicht durch die an die Spitze gestellte Frage nach seinem Gottesglauben überhaupt. Die Anklage beruft sich zum Beweise ihrer Rechtsgültigkeit lediglich auf das δαιμόνιον des Sokr. Es war also ganz richtig und sachgemäß, wenn Sokr., um den Gegner in Widerspruch mit sich selbst zu bringen und ihn dadurch matt zu setzen, sich zunächst nur streng

an dieses Argument hielt. Auf Grund desselben konnte er schlagend beweisen, daß er alles andere eher als ein Atheist sei. Damit hatte er dem Meletos eine entscheidende Niederlage beigebracht: der Vorwurf des Atheismus, der zwar nicht einen Teil der gerichtlichen Anklage bildete, aber von Sokr. dem Meletos klugerweise abgelockt worden war, war in sich zusammengebrochen mit Hilfe gerade des einzigen Beweismittels, dessen sich der Gegner in der Anklage bedient hatte . . . (10) Man kann sich ohne Bedenken alles, was Sokr. in der Ap vorträgt, recht wohl als von ihm erwähnt denken, mag es auch in anderer Form geschehen sein. Jedenfalls wird man dem Sachverhalt nicht gerecht, wenn man mit polizeimäßigem Spürsinn angebliche Sünden nach dieser Seite hin aufzudecken bemüht ist. So könnte es scheinen, als hätte Sokr., wie man das tatsächlich aus der Stelle herausgelesen hat, seine die Menschen zur Selbstkenntnis anregende Tätigkeit erst von dem Zeitpunkt ab begonnen, wo ihm Chairephon den Spruch des delphischen Gottes mitgeteilt hat. Allein näher zugesehen, handelt es sich von da ab um das absichtliche Aufsuchen von Männern, die in dem Rufe besonderer Tüchtigkeit in irgendwelchem Fache stehen. Das schließt doch nicht aus, daß Sokr. schon vorher wie auch nachher seine Kraft und seine Zeit oft genug aufklärenden Unterhaltungen mit ihm sich beliebig zugesellenden Leuten gewidmet hat. Tut er doch selbst (23 c) des Umstandes Erwähnung, daß er bei Prüfung und Verhör der von ihm aufgesuchten Zelebritäten gewöhnlich eine Schar von Jünglingen als Gefolge um sich gehabt habe, denen diese Menschenprüfung, diese Demaskierung, nicht wenig Vergnügen bereitet habe. Es werden also hier seine gewöhnlichen Begleiter hinreichend scharf unterschieden von jenen vermeintlichen Größen, die er eigens für seine besonderen Zwecke aufsucht". (13:) Die Darstellung der Ap „mag im einzelnen nicht jede Äußerung des Sokr. mit aktenmäßiger Genauigkeit widergeben, mag nicht jedem kleinen Wechsel in der Szenerie des gerichtlichen Dramas folgen, aber wir sind dessen sicher, daß sie uns den Eindruck widergibt, den des Sokr. Auftreten vor Gericht . . machen mußte . . . Die etwaigen Abweichungen, die sich Pl. . . gestattet, sind, wenn ich recht sehe, nur dazu bestimmt, Ersatz zu schaffen für den notwendigen Nachteil, in dem die literarische Widergabe ihrem Wesen nach gegen den unmittelbaren Eindruck der wirklichen Aktion stehen mußte." — Zu den Kleinigkeiten, von denen man absehen könne, rechne ich die Bemerkung (S. 3), daß sich „auffallenderweise immer noch Kritiker finden, welche" die andere Apologie dem Xenophon

absprechen; ebenso den verkünstelten Erklärungsversuch zum Ausgleich eines Unterschieds zwischen den beiden Apologien (S. 71): „es ist wohl denkbar, daß Sokr. die stolze Bemerkung über Speisung im Prytaneion als der einzig würdigen Erwiderung des Staates für seine Verdienste um die Bürgerschaft in seine Rede zwar habe einfließen lassen, aber als bloße Gewissensschärfung für die Richter, ohne sie zu einem eigentlichen Antrag zu formulieren, und daß die darüber entstehende Unruhe eine irrtümliche Auffassung bei Pl. und vielleicht auch bei anderen hervorrief."

Demgegenüber sehe ich mit Befriedigung, daß Uhle (S. 14) von meinen Ausführungen (Pl. I 370), auf die er sich beruft, überzeugt worden ist, nur aus der Tatsächlichkeit dieses Antrags [1]) könne verstanden werden, daß „bei der 2. Abstimmung eine weit größere Mehrzahl die beantragte Todesstrafe beschloß". Ganz in Übereinstimmung mit meiner oben gegen Schanz vorgebrachten Meinung finde ich auch folgende Worte Uhles: „Nach der Entscheidung ergriff Sokr., beiden Apologien zufolge, noch einmal das Wort zu einer Ansprache an seine Richter. Der attische Rechtsbrauch stand dem nicht entgegen, und die Erklärung bei Pl., daß Sokr. dazu die Zwischenzeit bis zur Abholung ins Gefängnis benutzte, ist ganz glaublich. Bezüglich der Richter aber kann man annehmen, daß, wie diejenigen, die für seine Freisprechung eingetreten waren, den Wunsch hegen mochten, dem nach ihrer Meinung unschuldig Verdammten noch ein letztes Mal zuzuhören, so auch von den verurteilenden manchen die Neugier noch zu kurzem Verweilen veranlassen konnte." [2])

Besonders aufmerksam machen möchte ich aber noch auf Bruns. Was er S. 189 ff. unter den Seitenüberschriften „Voraussetzungen der platonischen Ap — Methode der Ap — Aristophanes bei Pl. — Polykrates' Klagerede wider Sokr. — Polykrates' Tendenz und die Gegenschriften — Der Sokr. der 'Wolken' kein Typus — Aristophanes und Sokr. — Der Sokr. der 'Wolken' und das Publikum" und dann namentlich S. 203—23 in dem ganzen Kapitel, das die Überschrift trägt „Platons Apologie", ausgeführt hat, gehört jedenfalls zum Besten, was darüber gesagt worden ist. Es wird ja sowieso niemand, der ein anschauliches Bild von Sokr.' Persönlich-

---

[1]) Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums V² S. 227: „Wie man es für möglich hält, daß Pl. gewagt hätte, die Forderung der Speisung im Prytaneion zu erfinden, verstehe ich nicht. Nur wenn Sokr. das wirklich gesagt hatte, durfte er es wiederholen."

[2]) Vgl. noch die unten zu 39e gemachten Bemerkungen.

keit gewinnen will, die Nachzeichnung seines 'literarischen Porträts' durch Bruns unbeachtet lassen; aber es sollte auch niemand, der die Ap, sei es sich selber oder als Lehrer anderen, Schülern, vertraut machen will, versäumen, B. nachzulesen. Mit manchem, was er sagt, bin ich nicht einverstanden. B. glaubt, wie Schanz und Apelt, an die Echtheit der xenophontischen Ap und gesteht Schanz zu, er habe bewiesen, die Annahme, daß uns die wirkliche Verteidigung des Sokr. vorliege, sei unhaltbar, obgleich er gerade die Gründe, auf die Sch. das größte Gewicht legt, verwirft. Aber unübertrefflich finde ich die Art, wie B. uns das Sokratesbild der Ap durch Beleuchtung seiner einzelnen Züge betrachten lehrt; ganz meisterhaft in allen Einzelheiten auch die S. 213 ff. gegebene Inhaltsdarstellung und ästhetische Beurteilung der Ap. Dabei wird offenbar, daß Schanzens Behauptung falsch ist, „die richtige Würdigung“ der ganzen Schrift hänge davon ab, ob wir sie für Reproduktion oder für freie Schöpfung zu betrachten haben. Die Würdigung von B. erkenne auch ich bewundernd als richtig an, obgleich er mit Sch. in jener Frage sich gegen mich entscheidet, während ich die von Sch. als ganz erbärmlich mißlungen ansehe. Nur einige Sätze seien hier aus dem schönen Buch herausgegriffen. (S. 189:) „Man sieht, Pl. vertuscht nichts, erleichtert sich die Schwierigkeit der Situation nicht, er tut alles, um auf ihren ganzen Umfang aufmerksam zu machen.“ (190:) „Es ist nicht wohl möglich, daß so viele Menschen in Sokr. einen Sophisten, einen Naturphilosophen und einen Religionsverfälscher sahen, wenn er es nicht war. Diesen Einwurf zu widerlegen (was er durchaus aufrichtig als äußerst schwer bezeichnet 19 a), ist das erste und Hauptthema, das sich Pl. in seiner Apologie gestellt hat und das er nach Lage der Dinge nach dem Prozeß sich stellen mußte. Er ist darauf sofort eingegangen und hat es in kurzer einleuchtender Weise erledigt (bis 24 a). Es gab nur einen Weg, er mußte die Entstehung dieser Mißverständnisse erklären.“ (191:) „Der Gedankengang ist klar und verständlich, von einer unleugbaren inneren Wahrscheinlichkeit. Haben wir Gründe, anzunehmen, daß Pl. diese Dinge nicht so ansah, wie er sie darstellte? Ich dächte, nein . . . Wie es der Würde der Sache schlecht entsprochen haben würde, so ist auch schlechterdings kein Grund abzusehen, der ihn bewogen haben könnte, in der Darstellung dieser sehr ernsten Vorgänge ein Trugbild an Stelle seiner wirklichen Überzeugung zu setzen. Und wenn diese sich nach Pl.s Auffassung so abgespielt haben, so hat seine Darstellung für die genetische Entwicklung des sokratesfeindlichen

Urteils sowie für die Beschaffenheit dieses Urteils für uns eine absolute Gewähr." (209:) „Die Ap ist der erste und jedenfalls einer der glänzendsten Versuche, die die Literaturgeschichte aufweist, die umfassende Charakteristik eines großen Mannes zu schreiben." (211) „Pl. kann . . Fehler gemacht und sich geirrt haben, es erscheint aber völlig ausgeschlossen, daß er sich absichtliche Entstellungen . . erlaubt habe." Er „wußte sehr wohl, daß man seine Schrift nicht mehr als gültige Verteidigung angesehen und entgegenkommend geprüft haben würde, sobald man dem Verfasser eine absichtliche Verschiebung der Wahrheit hätte nachweisen können. Dazu kommt, daß es eine völlige Verkennung der bei Pl. vorauszusetzenden enthusiastischen Stimmung des im Innern ebenso erschütterten wie überzeugungsfrohen Schülers ist, wenn man ihm zutraut, daß er in dieser tiefernsten Zeit mit seinem Meister literarische Experimente auf eigene Faust gemacht habe. Betrachten wir nun unter der Voraussetzung, daß Pl. mit der höchsten Pietät und dem Streben nach vollständiger historischer Treue an sein Werk gegangen ist, die Form, die er gewählt hat, so erstaunen wir über die außerordentliche Kühnheit, mit der er sich das technische Problem gestellt hat. Es galt, ein ganzes Menschenleben aufzurollen, es in der Größe und Reinheit seiner Ziele ebenso wie in seiner Wirkung auf Mit- und Nachwelt zu schildern. Was hätte hier näher gelegen, als einen das Einzelne zusammenstellenden Bericht zu geben, Schlüsse, aus bedächtig gruppierten Tatsachen gezogen, aneinanderzureihen?" — man denke an die xenophontischen Apomnemoneumata! — „Pl. verzichtet auf alle Vorteile dieses Verfahrens. In dem Wunsch, die Wahrheit ganz zu geben, wählt er das Kleid der Dichtung . . . Nicht jede Szene aus dem Leben des Sokr. vermochte den beiden Zielen gerecht zu werden, die die Ap sich stellt, den Menschen zu zeichnen, wie er sich im Augenblick zu geben pflegte, und zugleich den vollen Gehalt seines Lebenswerkes zu erschöpfen. Aber wenn eine, so war die gewählte dazu geeignet." Sie ermöglichte, „das innere Gleichgewicht des Helden dramatisch zu schildern, in Augenblicken, wo jeder andere mindestens einer tiefen Erschütterung ausgesetzt gewesen wäre. Zugleich aber gestattete sie dem Verfasser, seinen Sokr. das aussprechen zu lassen, was e r von ihm dachte. Denn es hat die vollste innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß in diesen Momenten auch der wirkliche Sokr. sein ganzes Sein beurteilt und von dem geredet hat, was er für die Welt bedeute. So verschlingt, unterstützt durch die Wahl des Augenblicks, die Kunst des Verfassers jene beiden

Ziele, die Rechtfertigung und die Selbstdarstellung, zu einer natürlichen Einheit". — Ich bemerke nur noch, daß m. E. mit diesem Zugeständnis über den Inhalt, den die von Sokr. selbst gehaltene Verteidigungsrede nach „innerer Wahrscheinlichkeit" gehabt haben möge, die Frage, ob nun die Ap „Reproduktion" oder „freie Schöpfung" sei, fast gegenstandslos geworden ist.

Halt! Eines muß ich noch nachtragen: das Urteil, das B. über den Antrag auf Speisung im Prytaneion abgibt. Hier sagt er sich entschieden von Schanz und von der „xenophontischen" Apologie los. Vor allem sei es unmöglich, Pl. zuzutrauen, er habe den Antrag auf die Bezahlung von 30 Minen erfunden. „Wo diese 3 Versionen vorliegen: Verzicht auf den Antrag, Antrag auf Speisung, Antrag auf Geldstrafe, wird ohne weiteres die letzte unter ihnen als die glaubwürdigste erscheinen müssen, und zwar deshalb, weil sie den Hergang am wenigsten theatralisch darstellt." Es war dem Wesen des Sokr. entsprechend, „daß er auch in dieser letzten Situation jede Pose vermied. Er wird genügend gesagt haben, daß er nicht schuldig sei. Dann fügte er sich den Formalitäten des Gesetzes, wie er dies immer getan. Wie die Dinge lagen, kam dieser Antrag auf 30 Minen auf einen Verzicht heraus, er vermied nur den Anschein eines glänzenden Bühnenabgangs . . . Den Pl. . . . hinderte seine Pietät, das Faktum zu vertuschen. Aber er schwächte es ab, indem er seinen Sokr. jenes Wort von dem Prytaneion voranschicken ließ, welches den späteren Strafantrag nunmehr als reinen Hohn erscheinen läßt". Hier „geht die jugendliche Begeisterung mit dem sonst so besonnenen Künstler durch". Hier „charakterisiert der Dichter Pl. den Sokr. nicht mehr realistisch nach dem Leben, sondern der enthusiastische Schüler läßt die Empfindungen seines jungen Herzens ausströmen. Hier für kurze Zeit vergißt er, daß er den Siebzigjährigen reden lassen will, hier spricht der noch nicht dreißigjährige Autor".

Pöhlmanns Schrift scheint mir entschieden das Beste zu sein, was über den Prozeß des Sokr. geschrieben worden ist; vor allem sehe ich die Bemerkungen für voll gelungen an, mit denen Th. Gomperzens Bemühungen um Rechtfertigung der athenischen Richter abgetan werden. Sie bleiben m. E. in voller Geltung auch nach allem, was Menzel gegen sie eingewendet hat. Ich lasse P. selbst reden (S. 23): „Wenn es nach Gomperz das 'Verhängnis der Philosophie' gewesen sein soll, daß sie von Anfang an 'auf die nationale Lebensansicht und Lebensordnung zersetzend eingewirkt hat', so teilt die Demokratie diese 'Schuld' mit den Philo-

sophen durchaus. Als die Demokratie um die Wende des 6. Jahrh. mit ihrem Freiheits- und Gleichheitsprinzip — dem Ergebnis der denkbar subjektivsten Reflexion! — der Gebundenheit der das ältere Hellas beherrschenden nationalen Lebensansicht und Lebensordnung entgegentrat, hat sie in ungleich höherem Grade zerstörend und zersetzend auf das Bestehende eingewirkt, als dies irgendeine zunächst doch immer nur auf Minderheiten wirkende Philosophie zu tun vermöchte . . . (26) Kein Geringerer als Gomperz selbst hat darauf hingewiesen, wie mächtig die demokratische Neugestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse den Geist der Kritik entfesselt hat, wie gerade die innere Logik der demokratischen Entwicklung selbst die Reflexion über eine 'Fülle von Problemen' erzeugt hat, die eben dieser Neugestaltung 'entsprangen'. Er weist darauf hin, wie die die freie Erörterung beherrschende Frage nach der Berechtigung der widerstreitenden Meinungen und Interessen ganz von selbst zu der prinzipiellen Frage führte: Was kann im Staatsleben überhaupt vor Vernunft und Gerechtigkeit bestehen? . . . Die 'neue Richtung', als deren 'Stimmführer' Sokr. von der Demokratie Athens mit Recht verurteilt sein soll, wird hier . . . ganz unbefangen . . . als eine gerade dem demokratischen Geist immanente psychische Erscheinung anerkannt . . . Das 'Denken des Zeitalters' erscheint hier . . . durch und durch infiziert mit zersetzender Reflexion; es charakterisiert sich durch eine schwankende Unsicherheit, 'übergroße geistige Geschmeidigkeit' . . . (34): Es ist ja eine komische Übertreibung, wenn der Euripides der aristophanischen Komödie sich rühmt, daß, seitdem er 'der Kunst Gedanken und Begriffe geliehen', in Athen jedermann reflektiere, sinniere und räsonniere; aber so viel ist gewiß, daß dem, was auf der Bühne sich abspielte, eine Parallelbewegung im Seelenleben weiter Volkskreise entsprochen haben muß." Auch Thukydides, „der größte Herzenskündiger seines Volkes" zeigt uns dies ja. Aber „plötzlich, wo es sich um Sokr. handelt, ist es" bei Gomperz „das gesamte nationale Wesen, welches sich gegen die auflösenden Tendenzen' aufbäumt; dasselbe nationale Wesen, dessen 'reichliche Schwängerung mit Keimen der Skepsis' vorher so drastisch geschildert ist. Und während wir noch ganz unter dem Eindruck der 'Ruhelosigkeit und Neuerungssucht' des Zeitalters stehen, sollen wir uns auf einmal in die entgegengesetzte Vorstellung hineinleben, nach welcher die vorherrschende politische Richtung, die Demokratie, von dieser Ruhelosigkeit am wenigsten ergriffen erscheint." — Unter anderem macht G. dem Sokr. seine

Zurückhaltung vom öffentlichen Leben zum Vorwurf. Die Motivierung bei Pl. findet er 'befremdlich'. „Es 'fällt ihm schwer, sich einer Regung schmerzlichsten Bedauerns zu erwehren', wenn er hier die 'Unverbesserlichkeit' eines Volkes behauptet sieht, welches 'Perikles zu seiner Leichenrede Modell gestanden hat, das, durch Niederlagen gebeugt, durch schmerzliche Erfahrungen geläutert, wahrlich nicht als ein unbrauchbarer Stoff in der Hand wohlwollender und einsichtiger Bildner gelten konnte'. „Wenn hier etwas Befremden erregt" entgegnet P., „so ist es nicht Sokr., sondern sein neuester Beurteiler! Zunächst, welch eine Begriffsverwechslung! Die Masse, welche die Agora und die Gerichte füllte, ohne weiteres mit dem ganzen Volke zu identifizieren, welches einem Perikles Modell gestanden! Könnte man nicht mit demselben Rechte darauf hinweisen, daß eben diese Masse, in der Sokr. den gefährlichsten Feind von Recht und Gerechtigkeit erblickte, einem Aristophanes für die Zeichnung seines Richterpöbels und seines schwachen und kindischen Herrn Demos Modell gestanden? Dazu welch hochtönende Phrase! Diese bunt zusammengewürfelte Menge, 'ein brauchbarer, geläuterter' Stoff in der Hand eines Bildners wie Sokr.! . . . Gomperz . . . ist sich gar nicht bewußt, daß es sich hier um ein großes massenpsychologisches Problem handelt, daß man sich bei unserer Frage vor allem vergegenwärtigen muß, was es zu bedeuten hatte, daß durch die immer größer gewordene Unmittelbarkeit der Volksherrschaft Politik und Rechtsprechung in stetig steigendem Maße von Massenaktionen und damit von den Trieben und Instinkten abhängig geworden war, welche das seelische Kollektivleben großer, zu gemeinsamen Machtentscheidungen berufener Massen beherrschen. Der lebhafteste dieser Instinkte ist das Gefühl der Macht und die Lust, sie so zu betätigen, wie es dem Machtgefühl am meisten schmeichelt. Es ist ein Naturtrieb, der gelegentlich geradezu in der Durchbrechung der Schranken von Recht und Sittlichkeit seine Befriedigung sucht, weil es sich hier am augenfälligsten zeigt, daß das 'Volk' Herr über alles, daß des Volkes Wille Gesetz ist . . . (53): Pl. . . . hat diese elementare Natur der Masse vortrefflich geschildert . . . Auch ihm ist . . . die Massenpsyche ein Naturphänomen . . . Er kommt demgemäß zu dem Ergebnis, daß der, welcher sich in der Gunst der Masse behaupten will, sich ihr gegenüber ganz so verhalten muß wie gegen Naturgewalten . . . Jedenfalls entspricht . . . die platonische Charakteristik der Wirklichkeit ungleich mehr als die naive Ansicht, daß eine solche

Masse — der ὄχλος ἀγοραῖος! — einen brauchbaren, 'edlen Stoff' in der Hand eines Bildners wie Sokr. abgeben könnte . . . Wahrlich, der versteht sich auf die Massenseele schlecht, der es einem Sokr. nicht nachempfinden kann, wenn er das todesmutige Ankämpfen eines hilflosen Einzelnen gegen die elementare Wucht der Volksleidenschaft in der extremen Demokratie auf die Dauer für aussichtslos erklärt" . . . Übrigens (73): „in der Ap erscheint ja Sokr. keineswegs als der passive Theoretiker, der den Dingen ihren Lauf läßt. Er wirkt und lehrt! Und dieses Wirken ist für ihn ein Dienst, den er seinem Volke und damit auch dem Staat erweist." Berücksichtigt man alles, so kann nicht „der geringste Zweifel bestehen, daß die modernen Versuche, Sokr. und seine Lehre in einen grundsätzlichen Gegensatz zu Heimat und Vaterland[1]), zum 'gesamten nationalen Wesen' zu bringen, historische Phantasien sind, entsprungen aus unklaren doktrinären Begriffen, falschen Fragestellungen, ungenügender Vertiefung in die Realitäten geschichtlichen Lebens". Der Widergabe des weiteren Inhalts der P.schen Schrift darf ich nur noch wenig Raum lassen. Die Überschriften der übrigen Kapitel lauten: „Sokrates als typischer Repräsentant der Vollkultur und der Konflikt mit dem Massengeist[2]). — Der Rechtsspruch der Polis. — Der hellenische Kulturstaat und die Denkfreiheit." Daraus noch wenige Einzelsätze. „Allerdings steht Sokr. in einem ausgeprägten Gegensatz zu dem, was man so 'die große Allgemeinheit' nennt," . . . zu der „großen unsichtbaren Gemeinde der Gewöhnlichkeit, die sich weithin über alle Volkskreise verbreitet, . . . damals wie heute. Denn, wie Grote treffend bemerkt hat, 'wenn heute ein neuer Sokr. auf dem Marktplatz an Leute beliebigen Standes und beliebigen Berufs dieselben Fragen richten würde, würde er demselben arglosen Dogmatismus, denselben Gemeinplätzen und, in der Diskussion, denselben Widersprüchen begegnen'." Nicht bloß das, meine ich: er würde heute

---

[1]) Mit diesem Urteil Pöhlmanns stimmt auch Ed. Meyer überein. Nur ein paar Worte aus seiner Gesch. d. Altert. sollen das hier bezeugen: „So Großes die griechische Nation auf allen Gebieten menschlichen Schaffens geleistet hat, die einzigartige Stellung, die sie in der Geschichte der Menschheit einnimmt, beruht doch in letzter Linie auf ihm. Sokr. hat die Summe der ganzen bisherigen Entwicklung ihres Denkens gezogen und das Ergebnis so hingestellt, daß es der Menschheit nicht wieder verlorengehen konnte. Daß er das konnte, ist das Werk seiner Individualität . . ." (V² S. 461).

[2]) Auch hiezu sei nochmals an die in der vorigen Anmerkung abgedruckten Worte Ed. Meyers erinnert.

ebenso schlimm verdächtigt, würde bei gebotener Gelegenheit angeklagt und bei einer Massenentscheidung als 'Volksfeind' und 'Reaktionär' zu den strengsten Strafen, die unsere Rechtsordnung kennt, verurteilt werden. Und so geschäftig dann die Presse wäre, um das Volksgewissen einzuschläfern und zu beweisen, daß dem Mann Recht geschehen sei, und daß keinerlei parteipolitische Gründe an dem Prozesse beteiligt seien, daß die Männer, die die Anklage geführt und die das Schuldig gesprochen haben, höchst ehrenwerten Charakters seien, — es wäre mit all dem nicht zu beweisen, was die Gomperz, Schanz, Wetzel und Menzel bezüglich des Sokr. dartun wollen.

(84): „Die Konsequenzen der sokratischen Kritik bedeuten . . . die theoretische Vernichtung der obersten gesetzgebenden und richterlichen Autorität des Demos [1]) . . . Es leuchtet ein, daß diese geistige Reaktion gegen die Gewaltherrschaft der 'vielen', die sich . . . vor der breiten Öffentlichkeit vollzog, eine lebhafte Gegenwirkung erzeugte . . . Wie sehr es die Verletzung vulgärer Empfindungen war, welche den Sturm gegen Sokr. entfesselte, hat schon Pl. treffend hervorgehoben . . . Die vom Gleichheitsschwindel erfaßte Masse sieht nun einmal in einer Besonderheit, die von den Gewohnheiten, dem Tun und Denken der vielen demonstrativ abweicht, sehr leicht etwas Anmaßendes. Sie empfindet die Existenz einer solchen Persönlichkeit wie einen steten Vorwurf gegen sich selbst, wie ein Vergehen an der Majestät der Gesamtheit. Mit dem Prinzip der Freiheit, welches den anderen auch darin gewähren lassen sollte, gerät hier der Gleichheitsinstinkt in Konflikt, der es nicht vertragen kann, daß einer 'etwas Besonderes haben' will (. . . Ap 20 d . . . vgl. 35 a . . .), zumal wenn er ein Mann aus dem Volke selbst ist.“ (106): „Hegel hat den unglaublichen Satz ausgesprochen, er könne nichts Entehrendes darin sehen, wenn Sokr. sich nach dem Verdikt der Geschworenen in der üblichen Weise vor dem Gerichte gedemütigt hätte [2]) . . . Grote der Advokat des

---

[1]) Vgl. Ed. Meyer a. a. O. S. 444: „Seine Lehre ist die schärfste prinzipielle Absage an die herrschende Demokratie.“

[2]) In ähnlichem Sinn äußert sich Menzel (S. 51): „Die Richter um Gnade zu bitten, galt nach attischem Prozeßrechte nicht als ungesetzlich; selbst der Vorsitzende des Gerichtshofs machte oft davon Gebrauch. Man darf nicht übersehen, daß das attische Schwurgericht das souveräne Volk repräsentierte. Das Recht der Begnadigung stand dem Volksgerichte zu.“ Doch verbessert er sich selber mit einer Anmerkung (S. 52): „Ich gebe übrigens zu, daß Sokr. (bei Pl.) einen höheren Maßstab an-

Demos, findet alle Umstände des Falls für die Richter entschuldigend ... (112): Nach Gomperz standen sich in der Sache des Sokr. zwei gleichberechtigte Ansprüche gegenüber: das 'Recht des Gemeinwesens, sich zu behaupten und auflösenden Tendenzen entgegenzuwirken,' und 'das Recht der großen Persönlichkeit', der Staatsgewalt zum Trotz neue Bahnen zu erschließen ... In die nüchterne Wirklichkeit übersetzt würde ... jenes 'Recht des Gemeinwesens' gleichbedeutend sein mit dem 'Recht' jeder beliebigen das 'Gemeinwesen' vertretenden Regierungsgewalt ... Zahllose Märtyrer des Geistes, des Glaubens, des Gewissens sind verdientermaßen in den Tod gegangen, weil sie dies wohlbegründete 'Recht' gegen sich hatten! Wer die Macht hat, der hat auch das Recht, das ist die logisch unabweisbare Konsequenz und das praktische Ergebnis dieser Lehre."

Aus Menzels Abhandlung habe ich schon mehrere Sätze herangezogen. Ich weiß, daß sie auf Philologen bedeutenden Eindruck gemacht hat. Mir scheint ihr Verdienst recht mäßig. Immerhin ist es gut, daß auch ein Jurist sein Urteil über den Prozeß des Sokr. abgegeben hat. Und was er gegen die haltlosen Vermutungen von Schanz vorbringt, fällt schwer ins Gewicht. Zuerst gibt er eine Kritik der Quellen, bei der herauskommt, daß die Ap Pl.s — wenigstens in ihrem negativen Teil — „einen sehr begrenzten Wert für die Erkenntnis des Sokr.-Prozesses besitze, Xenophons Memorabilien nahezu wertlos seien, hingegen dessen Apologie des Sokr. höchst beachtenswert erscheine". Im positiven Teil allerdings, meint auch M., das heißt in der Schilderung der

zulegen berechtigt war, wonach die Begnadigung eines Schuldigen als unsittlich erscheint." Übrigens möchte ich die Frage aufwerfen: ob nicht das Volk, das im Prozeß der Feldherrn nach der Arginusenschlacht den auf das bestehende Recht hinweisenden Sokr. überbrüllte, mehr Grund gehabt habe, auf seine Souveränität zu pochen, als die etwa 500 Heliasten, die später über ihn zu Gericht saßen. Ich ziehe hierher auch eine Erklärung von Ed. Schwartz: „Der Konflikt mit der siegreichen demokratischen Restauration konnte nicht ausbleiben, die, wie alle Restaurationen, das deutliche Gefühl, das Alte nicht wiederherzustellen zu können, damit übertäubte, daß sie den kritiklosen Glauben an die Vorzüglichkeit der wiederhergestellten Ordnung für eine Pflicht des guten Bürgers erklärte. Die Anklage, daß er neue Götter einführe und die Jugend verderbe, war leicht zu widerlegen; nur wollte das souveräne Volk, wenn es richtete, von dem Angeklagten um Mitleid gebeten sein. Dessen weigerte sich Sokr.; denn damit hätte er aufgehört das zu sein, was er sein wollte, das Gewissen seines Volkes: als solches konnte er nicht um Gnade bitten" (a. a. O. S. 561).

Wirksamkeit und Mission des Sokr., sei gewiß die Darstellung Pl.s ganz zuverlässig. Weiter sucht M. den Wortlaut der Klageschrift festzustellen. Er wundert sich über die Unechterklärung der von Favorinos mitgeteilten Urkunde [1]. „Vom Standpunkt des griechischen Strafprozesses“ jedenfalls ergibt sich kein Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit des Favorinosberichtes“. Noch mehr wundert er sich darüber, daß Schanz den Punkt der Verführung der Jugend aus der Anklage streichen will. „Ist ihm nie der Gedanke gekommen“, fragt er, „daß das Altertum in diesem Punkte doch vielleicht besser informiert war als ein deutscher Gelehrter am Schlusse des 19. Jahrhunderts?“ „Was die ‘juristische Unhaltbarkeit’ betrifft, so traue ich mich als Jurist wohl auch ein Wörtchen mitreden zu können“. Es folgt unter Ziffer III die „Interpretation der Klageschrift“. Da heißt es: „Es sind 3 Tatbestände, wegen welcher die Anklage erhoben wird: die Nichtverehrung der Staatsgötter, die Einführung anderer neuer göttlicher Dinge und der Jugendverderb. Jedoch sind die beiden ersten Teile zu einer Einheit zusammengefaßt.“ Beim ersten Punkt „legt Pl. dem Sokr. Ausführungen in den Mund, welche . . . den Anschein wecken, als handle es sich um den Glauben“, nicht um die Gottesverehrung, die mit *νομίζειν* gemeint war. „Wenn Sokr. wirklich in dieser Weise gegen die Anklage bei Gericht polemisiert haben sollte — mir erscheint es höchst unglaubwürdig —, so hat er es eben — um ein dialektisches Kunststück auszuführen — mit dem wahren Sinn der Beschuldigung nicht sehr genau genommen“. Die ganze Argumentation gegen den 2. Vorwurf in der Ap „ist vermutlich eine Erfindung Pl.s; sie zeigt aber jedenfalls, daß die *δαιμόνια* nicht ohne weiteres als ‘Gottheiten aufgefaßt werden müssen“, d. h. nicht notwendig substantivisch. M. ist „der Ansicht, daß sich die Anklage absichtlich eines zweideutigen Ausdrucks bedient hat, um

[1] Dagegen schreibt auch Wilamowitz (II S. 47): „Es ist eine starke Zumutung, zu glauben, daß der Zettel, auf dem Meletos die *γραφή* bei dem Könige eingereicht hatte, fünfhundert Jahre später im Metroon erhalten war, wo ihn Favorin gesehen haben will. Wenn er das Autograph des Meletos im Aktenschranke des Archivs vorgezeigt erhielt, so werden wir darin nur die Geschicklichkeit erkennen, die der gläubigen Neugier der Fremden die kostbare Reliquie vorzuweisen wußte, auch dem Kelten Favorin, der hier seine theoretische Skepsis vergaß.“ — Ich wage immerhin in Bescheidenheit die Frage: Wenn doch der Prozeß des Sokr. starkes Aufsehen erregte und bald auch außerhalb Athens aufs eifrigste besprochen wurde, sollte nicht wirklich der Schriftsatz der Klage zufolge davon als ‘Reliquie’ behandelt worden sein?

in der Begründung einen möglichst freien Spielraum zu erlangen"[1]). In gleicher Absicht ist offenbar auch der Ausdruck *τοὺς νέους διαφθείρειν* recht „farblos gewählt". Unter IV will M. den „Asebiebegriff" aufklären. Er folgert „aus dem Wesen der griechischen Religion," „daß . . . ein Bekenntniszwang nicht geübt, wohl aber alles geahndet werden konnte, was als Beleidigung der Staatsgötter und eben dadurch als Gefährdung des öffentlichen Wohles anzusehen war". Dann mustert er die überlieferten Fälle von Asebie-Anklagen, widerspricht dabei der Meinung Leop. Schmidts, „daß bei der Verfolgung der Philosophen die Religion nur den Vorwand abgab[2]), das eigentliche Motiv aber ein politisches war", gewinnt aber dennoch das Ergebnis, „daß die Asebie-Anklage als solche ohne besondere Zwischenursachen einen so tragischen Ausgang keineswegs mit sich führte". Dann behandelt er, unter V, „die Rechtsgrundlage der Anklage". Er findet: „der erste (Doppel-) Tatbestand läßt sich ohne Zwang unter das Asebie-Verbrechen subsumieren". Auch der Jugendverderb war „nach attischer Auffassung eine kriminelle Handlung"[3]). Pöhlmann irrt sich mit der Annahme, daß die Klage gegen Sokr. auf Grund des Psephisma des Diopeithes erfolgt sei. Sie kam ja als Privatklage (nicht als Eisangelie infolge bloßer Denunziation beim Volk) zustande und konnte (seit Neuregelung des Rechtswesens im Jahr 403) auch in keiner anderen Form zustande kommen. Unter VI bespricht M. das „Verhältnis der Anklage zur Amnestiegesetzgebung". Das ist vielleicht der wertvollste Teil seiner Abhandlung; aber ich kann

---

[1]) Dem entsprechen etwa die Ausführungen Beyschlags S. 42f. „Ist überhaupt in der antiken *πόλις*, dem 'Stadtstaat', in dem, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, 'Staat und Kirche' zu einer so unlösbaren Einheit verbunden waren, eine Klage auf Asebie ohne politischen Beigeschmack denkbar? Diese Verquickung von politischen und religiösen Momenten war zudem noch durch den Umstand erleichtert, daß dem attischen Recht eine scharfe Bestimmung der als *ἀσέβεια* zu qualifizierenden Verbrechen und Vergehen gefehlt hat, so daß dem Ermessen der Richter und, wie ich dieser nach dem 'Att. Proz.' S. 368 gegebenen Darstellung beifüge, der Ankläger ein weiter Spielraum gelassen war. Und diese Verquickung von politischen und religiösen Motiven lag auch im sokratischen Prozeß vor und führte zu jener eigenartigen Formulierung der *γραφή*, deren wenig scharfe Prägung gerade aus diesem Zusammenfließen der beiden Momente sich erklärt."

[2]) Ähnlich urteilt Schwartz (Charakterköpfe S. 47): „Prozesse wegen Gottlosigkeit waren in Athen nie ehrlich gemeint."

[3]) Hiezu vgl. auch Taylor S. 4, der mit Recht aus der Einleitung von Isocrates *π. ἀντιδ.* argumentiert. Unrichtig scheint mir, was Maier S. 478 behauptet.

ihn hier übergehen. Dann folgt unter VII „Die Begründung der Anklage“. Wir lesen: „Der Vorwurf religiöser Neuerung wurde zweifellos damit begründet, daß Sokr. sich bekanntermaßen auf eine göttliche Stimme berufe, welche ihm die Zukunft prophezeie. Die attische Staatsreligion sei damit nicht verträglich . . Der Jugendverderb wurde zweifellos zunächst mit der Verbreitung dieser Abweichungen von der Staatsreligion begründet. Das zweite Argument bildete wohl die Erschütterung der väterlichen Autorität . . Ein weiterer Vorwurf . . scheint sich auf die Erziehung zur Untätigkeit bezogen zu haben . . Wahrscheinlich ist auch . . darauf hingewiesen worden, daß sich Sokr. vom Staatsleben fernhalte und auf die Jünglinge in diesem Sinne einwirke, ein solches Verhalten aber dem öffentlichen Leben die besten Kräfte entziehe.“ VIII trägt die Überschrift: „Die Persönlichkeit und die Motive der Ankläger“. Dabei scheint mir Anytos, wie übrigens von den meisten Neueren, mit zu schönen Farben gemalt zu sein. Daß er „einer der verdientesten Staatsmänner Athens“ gewesen sei, möchte ich M. nicht nachsprechen. Seine Ehrlichkeit wird ja auch von Pl. nicht in Zweifel gezogen. Aber ein sehr beschränkter Kopf kann er deshalb doch gewesen sein. Wenn ein solcher sich einer politischen Partei verschrieben hat, so weiß er selber nicht, wie weit seine innere Abhängigkeit von deren Schlagworten geht. Und die verletzte Eitelkeit eines beschränkten Menschen pflegt ihre Racheakte vor sich selber damit zu rechtfertigen, daß sie nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern um des allgemeinen Besten willen unternommen werden. Alle möglichen Umstände, die dem Anytos eine solche Vorspiegelung erleichtern konnten, hat M. S. 46 f. treffend bezeichnet. Abschnitt IX bespricht „die Verhandlung und das Urteil“. Daraus greife ich noch ein paar Sätze heraus, die Widerspruch herausfordern: „Ob die Meinung des Sokr. über die Nachwirkung der alten Verleumdungen objektiv begründet war? Das möchte ich bezweifeln . . Der Getroffene selbst hat sie natürlich nicht vergessen und glaubt an einen Zusammenhang, der in Wirklichkeit nicht besteht.“ Ich glaube, hier hat wieder Schwartz Recht: daß die falsche Darstellung der Person des Sokr. in den Wolken „ein starkes Vorurteil gegen den ohnehin durch sein wunderliches Wesen die Philister ärgernden Mann zur Folge hatte, müssen wir Pl. glauben“. Und wenn M. fortfährt: „Ebenso halte ich die Zurückführung der Anklage auf persönliche Feindschaft verletzter Bevölkerungsklassen, wie sie Sokr. bei Pl. vertritt, für eine rein subjektive Auffassung“, so meine ich, auch hier sei alle psycho-

logische Wahrscheinlichkeit dafür, daß Pl. sich nicht getäuscht habe. Ja, wie Grote will, man denke sich heute einen Sokr. Unzählige ehrenwerte Spießbürger würden sich täglich schwer über ihn ärgern und beklagen als über einen äußerst lästigen, anmaßenden Gesellen, dem sie einen tüchtigen Denkzettel wünschten. — Es folgen unter X die „Ergebnisse", und M. will mit ihrer Zusammenfassung eine „Widerlegung der Pöhlmannschen Auffassung" geben. In dessen Schrift ist ihm namentlich der Untertitel anstößig, die „Beziehung" des Prozesses „zum Rechte der Meinungs- und Lehrfreiheit". Ich meine aber, er kämpfe hier gegen Windmühlen. Denn von einem verbrieften Recht solcher in Athen hat auch P. nicht geträumt. Und einen wertvollen „Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit" hat er mit seiner Untersuchung jedenfalls geliefert. Die psychologischen Bemerkungen, die M. gegen P.s Auffassung richtet, um zu zeigen, daß es sich in dem Prozesse des Sokr. eben nicht um einen „massenpsychologischen Vorgang von typischer Bedeutung" gehandelt habe, scheinen mir fehlzugehen und sich in ziemlich seichter Oberflächlichkeit zu bewegen [1]).

---

[1]) Zur Kennzeichnung von Joël sei auch hier wieder etwas nachgetragen. Unermüdlich nach Antisthenes stöbernd, erhält er glücklich auch in der Ap von ihm Witterung. Als Vermittlung dient der Clitophon. Dieser darf dem Pl. nicht genommen werden. (Joël hat auch [II S. 407] „noch von niemand erfahren" können, „warum die Alten so kurzsichtig waren, diese antisokratische Schrift stets Pl. zuzuweisen".) Und er muß sich wohl oder übel, obwohl der sprachliche Befund (s. meine Unters. S. 93 f.) dies einfach verbietet, der ersten platonischen Schriftengruppe einreihen lassen. Dann hat man den Schlüssel zum Verständnis der „Beziehungen zwischen Pl. und Antisthenes". Es ist ja (II S. 423) „klar, daß es eine Zeit gab, in der die beiden Sokratiker noch einig waren, d. h. wohl der jüngere noch unter dem Einfluß des älteren stand, und weiterhin eine Zeit, in der sie polemisch zueinander standen, wofür nachgerade Zeugnisse genug erkannt sind. Dazwischen kann der notwendige Bruch nicht anders gekommen sein, als es der Clit. ausdrückt: Pl. emanzipiert sich mit einem 'zwar — aber'; er erkennt die antisthenische Sokratik an als rhetorisch eindrucksvoll, deshalb elementar zur Erweckung wirksam, als notwendiges Vorstadium, aber für die weitere Entwicklung ungenügend, für das Wissen versagend. Er hat naturgemäß seine Kritik zuerst mündlich verlauten lassen; Antisth. ist, wie immer in solchen Fällen, von allem nur das Nein zu Ohren gekommen — so liest man's auch in der aktuellen Einleitung des Clit. —, und Pl. muß nun seinen neuen Standpunkt, seine Emanzipation rechtfertigen, — müßte man nicht einen Clit. hier erfinden, wenn er nicht da wäre? Nun meint aber Wegehaupt, der Clit. habe den Sokr., den er kritisiere, aus der Ap . . Die Verwandtschaft . . erklärt sich umgekehrt. Die Ap fällt in jene Epoche Pl.s, in der er, wie es Dümmler und Hirzel vom G

Mein Bericht stand schon im Satze fertig, als ich erst Taylors Varia Socratica zu lesen begann. Das 1. und 4. Kapitel dieser vortrefflichen, ebenso durch Scharfsinn wie durch Gedankenreichtum ausgezeichneten Schrift nötigt mich zu einer größeren Einschaltung. T. meint: Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß die Männer in ehrlicher Überzeugung handelten, welche die Anklage gegen Sokr. erhoben haben. Dann glaubten sie also, dieser sei eine Gefahr für die wiederhergestellte verfassungsmäßige Demokratie, und meinten Tatsachen aus seinem Leben zu kennen, die diesen Glauben zu rechtfertigen schienen. Die herrschende Ansicht darüber, worin die Asebie des Sokr. gefunden wurde, ist nicht haltbar. Der Wortlaut der Klage wird aus Xenophon zu entnehmen sein, der, eben weil er der Verhandlung nicht anwohnen konnte, an diesen sich halten mußte, während dem Angeklagten selber die Freiheit blieb, davon abzuweichen. Das εἰσφέρων, das Sokr. gar nicht in den Mund nimmt, ist scharf zu betonen. Es handelt sich eigentlich weder um Atheismus, noch um Unsittlichkeit, sondern um Verletzung des göttlichen Anspruchs: 'Du sollst meine Ehre keinem anderen geben', um Zugehörigkeit zu einem fremden, vom Staat nicht gebilligten 'Konventikel'. Meletos freilich, in seiner Ungeschicklichkeit, läßt sich bei der mündlichen Verhandlung durch die Fragen des Sokr. in die Falle locken und gibt den guten Sinn der Klageschrift preis, indem er den Vorwurf des Atheismus erhebt, dessen Grundlosigkeit leicht zu erweisen ist. Damit gewinnt der Angeklagte den Vorteil, daß er auf das ihn wirklich Belastende gar nicht einzugehen braucht. Auch Pl., der den wirklichen Gang der Verhandlung schildert, war dessen überhoben. Xenophon aber führt uns irre, wenn er es so darstellt, als hätte das 'Daimonion' des Sokr. eine Grundlage für die Beschuldigung der Einführung neuer Gottheiten gebildet[1]). Nein, was Sokr. davon zu erzählen pflegte, war ganz unverfänglich und wurde ganz harmlos hingenommen so gut wie irgendwelche gewöhnliche Mantik. Man beachte nur, welche Rolle das Daimonion in der Ap spielt. Hier beruft sich Sokr. auf seine Abmahnung, um die anstößige Tatsache zu entschuldigen, daß er seine Gaben nicht

---

erkannt, dem Kyniker zuneigt. Von ihm, obgleich schon einmal ein leises Lächeln sich regt (20ab), hat sie den Paränetiker Sokr., der nicht, wie v. Arnim hieraus noch entnehmen zu müssen glaubt, historisch ist ... Wer begriffen hat, daß die Ap nicht die historische Selbstverteidigung sein kann, wird dem älteren Sokratiker wenigstens die starke Möglichkeit des Vortritts einräumen ..."

[1]) Zur Unterstützung Xenophons dient übrigens die von Taylor übersehene platonische Stelle Eu 3b.

in herkömmlicher Weise zu politischer Tätigkeit angewandt habe, woraus man sonst schließen möchte, er sei ein Feind der bestehenden Verfassung und, ähnlich etwa wie Antiphon, das Haupt einer antidemokratischen Verschwörung gewesen; nur habe er, während seine Freunde, ein Kritias und Charmides, mit ihrem Leben büßten, sein Spiel verdeckt gehalten, um es im gegebenen Augenblick neu zu beginnen. Wäre das rätselhafte „Zeichen" irgendwie von Meletos in seiner Anklage verwendet worden, so wäre es eine Lächerlichkeit von dem Angeklagten, eben auf dieses sich so zu berufen, wie er es bei Pl. tut[1]). Erwägen wir alles zusammen, so ergibt sich als „sicher: nicht Unglaube oder Aberglaube war es, was Sokr. zur Last gelegt wurde, sondern ordnungswidriges Verhalten in religiösen Übungen, eine Weise des 'Verkehrs mit dem Himmel in Geben und Nehmen', welche nicht den Stempel offizieller Genehmigung trug und darum ganz begreiflicherweise den Verdacht erregte, die Gottheit gegen die athenische Demokratie ungünstig zu stimmen. 'Gottlosigkeit' dieser Art war natürlich zugleich Hochverrat." Nun lernen wir aus dem Phn und dem G, daß Sokr. ein überzeugter Anhänger des orphisch-pythagorischen Glaubens war, „nach dem das gegenwärtige Leben im Leibe das bloße Vorspiel eines wahreren und endlosen zukünftigen Lebens bildet, das mit der Trennung von Seele und Leib beginnt, und die erste Pflicht des Menschen darin besteht, auf diese Erlösung der Seele hinzuarbeiten mittels der 'Philosophie'. Im G insbesondere wird diese Lehre von der Pflicht des Menschen zur Grundlage eines strengen Gerichts über all die berühmten Männer des 5. Jahrh. gemacht, die die athenische Großmacht geschaffen haben, und Philosophie und Demos werden einander gegenübergestellt wie Gott und der Mammon als zwei Herren, denen man nicht zugleich dienen kann." Im Phn aber sehen wir Sokr. umgeben von einer Gruppe gleichgesinnter Genossen, die eben durch jenen Glauben geeinigt sind. Dies liefert uns den Schlüssel für das Verständnis der gegen Sokr. vorgebrachten Beschuldigungen. Es ist dabei nur noch folgendes zu bedenken: Die lebendige Erinnerung an die politische Rolle, welche der pythagoreische Bund in Unteritalien gespielt hatte, war nicht geeignet, die Wiederhersteller der athenischen Demokratie von dem Mißtrauen zu befreien, das sie ohnehin gegen den Philosophen hegen mußten, von dem bekannt war, daß er diese Staatsform nicht bewunderte. Auch die

[1]) Xenophon seinerseits scheint getäuscht worden zu sein durch eine Stelle der Ap, 31 d, deren ironischen Klang er überhörte.

pythagoreische Seelenlehre, an die sich ein Geheimkult knüpfte, von dem man in Athen nur sehr unsichere Vorstellungen hatte, konnte von einem antiken Staat nicht leicht genommen werden. Die Meinung, daß Sokr. ihr anhänge, war ziemlich gleichbedeutend mit der Überzeugung, daß er die Götter des Staats gering achte und vernachlässige zugunsten gewisser aus der Fremde eingeführter *δαιμόνια*. Wir können heute noch beweisen, daß die orphisch-pythagoreischen Lehren in Athen zur Zeit des Sokr. nicht bloß als fremde mit Mißtrauen betrachtet, sondern von dem gewöhnlichen Bürger geradezu als gottlos verabscheut wurden. Bei aufmerksamem Lesen gewinnen wir Zeugnisse dafür aus Euripides, aus Aristophanes und auch aus Pl. Und man wird das auch von unserem Standpunkt aus verstehen. Der Staatsbegriff der athenischen Demokratie und die daraus sich ergebenden Ansprüche an den Bürger entsprechen der Auffassung des Protestantismus, der dem Diesseits und den weltlichen Ordnungen sein eigenes unabhängiges Recht lassen will; die Orphik ist dem Katholizismus verwandt in ihrem Bestreben, das Diesseits dem Jenseits unterzuordnen. In diesem Licht betrachtet erscheint dann die Sünde der Verbindung mit verbotenen pythagorischen Konventikeln zugleich als wichtiger Bestandteil des umfassenderen Vorwurfs der Jugendverführung, die in der Einflößung eines der Staatsverfassung feindlichen Geistes besteht. Schon die Internationalität des pythagorischen Bundes war verdächtig. Man konnte sich vorstellen, daß die Gebete, die bei den Zusammenkünften von megarischen, thebanischen, phliasischen Genossen gesprochen wurden, nicht eben das Gedeihen des athenischen Demos zum Gegenstand hatten. Man denke sich an Sokr.' Stelle einen Engländer des Jahres 1690, von dem die Leute wüßten, er käme täglich mit ausländischen Katholiken zusammen: natürlich wäre er dem stärksten Verdachte ausgesetzt gewesen, selbst ein 'Päpstler' zu sein. Man darf hiegegen nicht mit den eleusinischen Mysterien argumentieren. Sie standen unter Kontrolle des athenischen Staats. Außerdem fehlte ihnen jedes Dogma, und so ergab sich für die Mysten kein Zwiespalt zwischen ewigen und zeitlichen Pflichten. „Um noch eine andere moderne Parallele anzuwenden: der Argwohn, den der Demos gegen internationale geheime Riten hegte, war etwa ebenso natürlich wie heutzutage bei den Leitern der römischen Kirche ihr Haß gegen die Freimaurerei.“ Auch aus Pl.s Darstellung des Sokr., die sich dem einsichtsvollen Kritiker überhaupt in allen Punkten als zuverlässig erweist, ersieht man, daß Sokr. entweder geradezu Pythagoreer war oder wenigstens

ihrem Kreise ganz nahestand. Xenophon schweigt darüber bewußt, weil er eben die Ungefährlichkeit seines Helden beweisen will. Aristophanes aber befindet sich, wenn man die Abzüge und Zurechtrückungen vornimmt, die bei dem übertreibenden und karikierenden Komiker selbstverständlich vorzunehmen sind, in wunderbarer Übereinstimmung mit Pl. „Ja, die Wolken lassen in der Tat die zwei Teile der Anklage hervortreten, die sich ein Vierteljahrhundert später dem Sokr. verhängnisvoll erweisen sollte. Ihr Held ist zugleich ein Verächter der Schutzgottheiten der Stadt Athen und ein Anhänger von *καινὰ δαιμόνια*, die ganz natürlich hier mit seinen kosmologischen Studien in Verbindung gebracht werden. Das Konventikel der *φροντισταί* hat eine religiöse Organisation, und die ersten Anstalten, die getroffen werden bei der Ankunft eines neuen Schülers, sind darauf berechnet, ihn gleich einem Taufkandidaten in die religiöse Gemeinschaft aufzunehmen. Der erste Lehrartikel, den Sokr. dem Strepsiades anvertraut, ist, daß ‘die Götter keinen Kurs haben’ im *φροντιστήριον* . . . Ob Sokr. wirkliches Mitglied eines religiösen *θίασος* war oder nicht, ausgemacht ist für mich, daß ihn Aristophanes dafür hielt und annahm, daß sein Publikum ebenso von ihm dachte. Der ganze Ton bei ihm ist genau der, den ein royalistischer Satiriker des 17. Jahrhunderts angeschlagen haben möchte, wenn er den Glauben und Charakter des puritanischen ‘Frommen’ angriff.“

Im Anschluß soll hier gleich noch die eben erst erschienene Schrift Horneffers gewürdigt werden. Auch sie finde ich vorzüglich. Ich war geradezu erstaunt zu sehen, wie seine Ansichten mit den meinigen sich vielfach völlig decken, namentlich in der Beurteilung von Schanz und anderen, insbesondere philologischen, Auslegern der Ap. Die Auszüge, die ich folgen lasse, kann ich eben deshalb etwas kürzer halten, weil ich ja meine Überzeugung schon hinlänglich zum Ausdruck gebracht habe. (S. 5:) „Ein Philosoph der Vergangenheit wird immer nur philosophisch zu verstehen sein. Wer nicht von ganz ähnlichen philosophischen Problemen, wie der zu erklärende Philosoph selbst, bewegt, ja geradezu heimgesucht und gequält wird, wird schwerlich in die tieferen Ursprünge und das Entstehen der betreffenden Philosophie eindringen können.“ H. Maier hat zu Ap 31 a b bemerkt: „Wäre Sokr.“ (nicht sein Jünger, Pl.) „der Redende, so könnten wir uns etwas Peinlicheres und Abstoßenderes nicht denken als eine solche Ruhmredigkeit und Selbstüberhebung.“ Hiegegen wendet sich H. mit folgendem (22): „Nur mit dem größtem Befremden kann ich diese Worte lesen.

Maiers Einwand scheint mir aus einem ganz modernen, für die Antike schlechterdings nicht maßgebenden, der Antike völlig fremden Takt- und Anstandsgefühl entsprungen zu sein, das er irrtümlich und unpsychologisch Sokr. unterlegt . . . Wo es sich um bittersten Ernst handelt, um . . die Berechtigung seines ganzen hehren Berufs — da soll er nicht mit kühnstem Selbstbewußtsein sprechen dürfen? Und Sokr. soll ja nach Maiers eigener Interpretation in der Auseinandersetzung mit dem . . trägen, schwunglosen Alltagsmenschen seine Hauptaufgabe gefunden haben! Und dieser Alltagsmensch fordert ihn nun vor Gericht. In einer solchen Lage soll Sokr. die Sprache der Bescheidenheit führen müssen? Mir ist diese Psychologie unzugänglich. Ich lese . . die von M. beanstandeten Worte . . mit Begeisterung . . . Ich kann mir den geschichtlichen Sokr. gar nicht anders redend denken als mit so schlichter Wahrhaftigkeit, die nichts verschleiert, sondern alles und jedes mit dem rechten Namen nennt . . .“ Nachher führt er (25) das in Schanzischem Geiste gesprochene Urteil Maiers an, Sokr. brauchte sich gegen den Hauptvorwurf der Anklage, daß er nicht an die Staatsgötter glaube, „nur auf die Korrektheit (!) zu berufen, mit der er die kultischen Pflichten des athenischen Staatsbürgers stets erfüllt habe. So läßt die xenophont. Ap. ihn sprechen. Und er hat auch sicherlich so gesprochen.“ Und hiegegen sagt er: „Wieder stehe ich vor einer Unbegreiflichkeit . . . Aus der ganzen Situation ist zu schließen, daß Sokr. sicherlich nicht so gesprochen hat.“ Ein paar Seiten später sieht sich H. veranlaßt, die Sätze, die Maier über Sokr.’ Erwähnung des Orakelspruchs in der Ap niedergeschrieben hat, dreimal durch ! zu unterbrechen. Seine Meinung aber ist: „Die gesamte bisherige Kritik, die die Orakelerzählung entweder ganz ableugnet oder abgeschwächt hat, ist in die Irre gegangen. Die Orakelerzählung ist absolut ernst zu nehmen. Sokr. hat tatsächlich an das Orakel geglaubt, hat wirklich auf das Orakel seine ganze Tätigkeit zurückgeführt und gegründet . . . Ein großer Philosoph und ein Orakel, das letztere als dessen treibende und bewegende Kraft — das mag modernen Ohren höchst seltsam und unglaubwürdig klingen, ist aber als geschichtliche Tatsache einfach hinzunehmen. Denn auch im weiteren Verlauf der Ap hält Sokr. diese religiöse Weihung und Weisung zu seinem Beruf auf das bestimmteste aufrecht . . . (41) Die ganze Stellung des Sokr. der ererbten Religion gegenüber wird von den ernsteren Forschern des letzten Jahrhunderts als ein . . vornehmes, überlegenes Geltenlassen interpretiert, wie es dieses Gelehrtengeschlecht . . selbst der Religion

gegenüber empfunden hat. Sie beurteilen Sokr. nach sich selbst. So spricht Wilamowitz — (40) der einzige Philologe, der die . . Orakelerzählung echt und ernsthaft nimmt — davon, daß Sokr. sich das Orakel 'zurechtgelegt' haben werde. Nein, das Religiöse, das Irrationale ist nach dem Zeugnis der Ap für Sokr. . . die treibende, bewegende Kraft gewesen, der Ursprung, Sanktion und Quelle seiner gesamten Lebensarbeit . . Mit Recht weist Wilam. selbst darauf hin, daß sich Sokr. noch im Phn einen 'Diener Apollons' nennt . . . Bei Sokr. ist der delphische Gott noch eine mächtige Realität, der wirklich geglaubte reale Urheber seiner Philosophie, d. h. seiner Menschenprüfung. Nur eine religiöse Begeisterung, nur echter religiöser Glaube können eine so gewaltige sittliche Kraft erzeugen, wie sie Sokr. nachweislich betätigt hat — das liegt für jeden Psychologen auf der Hand . . . Wenn Maier", mit Berufung auf 37 e, „meint, es handle sich um eine 'ironische Fiktion', — so ist hier die richtige Interpretation geradezu auf den Kopf gestellt." Auch mit Bruns, den er mir zum Teil etwas mißverstanden zu haben scheint, ist H. wenig zufrieden. Mit Recht allerdings fragt er (47): „Warum soll denn das, was nach B.s eigener Auffassung durch Pl. künstlerisch so vortrefflich verbunden ist, daß man . . die starken Übergänge kaum bemerkt, nicht auch persönlich, menschlich in dem wirklichen Sokr. einheitlich verbunden gewesen sein?" Und völlig einverstanden bin ich mit seinem Satze: „Das gerade ist das Wunderbare an der Ap und am historischen Sokr., . . daß hier das Erhabenste, Stolzeste, Kühnste, das höchstgesteigerte Prophetentum mit größtem Selbstbewußtsein sich dennoch zugleich auf geradezu geheimnisvolle Weise in die schlichteste Einfachheit kleidet, in geradezu erquickender und herzbewegender Naivität und Menschlichkeit auftritt. Höchstes Prophetentum und reine offene freie Menschlichkeit sind hier in unlösbarer Einheit verbunden." Auch Pöhlmann kommt bei H. etwas zu ungünstig weg. Freilich dessen oben von mir übergangener Aufsatz über das 'Sokrates-Problem' in den S.-B. d. bayr. Ak. von 1906 fordert in allen den Einzelheiten, die H. daraus anführt, zum Widerspruch heraus. Und mit H. zusammen verwerfe ich die Behauptung, daß uns in der Ap „eine gewaltige symbolische Dichtung" vorliege, „eine Art sokratischer Christologie", in der „die apollinische Verklärungskraft Pl.s . . die Gestalt des schwärmerisch geliebten Lehrers . . in eine Sphäre erhoben habe, in der uns das Bild der menschlich individuellen Persönlichkeit des Sokr. überhaupt zu verschwinden droht"; mit H. erkläre ich mich „für so gutgläubig, daß ich, was die Charakter-

schilderung des Sokr. anbetrifft, bei Pl. nicht die leiseste Übertreibung annehme, daß ich diese sittliche Kraft und Größe des Sokr. für buchstäbliche Wahrheit halte". Ja, (59) „das muß Leben sein! Mit einer Originalität, mit einer schlechthin einzigartigen, unvertauschbaren Ursprünglichkeit steht dieser Sokr. vor uns, daß auch der größte Dichter niemals etwas Derartiges erfinden könnte." Auch Pöhlm. muß zugeben, daß die Ap „gespickt ist mit lauter historischen Daten, mit . . Tatsächlichkeiten, die niemand . . in ihrer Realitätskraft bestreiten kann". Dazwischen hinein aber soll Pl. aufs freieste fabuliert haben. „Das glaube ein anderer!"

Jedoch die Chronologie soll im Wege stehen? Das will Schanz mit seiner „kurzatmigen Kritik" erwiesen haben. Nun ja. Er weiß ganz genau, nicht nur wie Sokr. als Angeklagter reden mußte, sondern auch was er zuvor im Leben treiben durfte. In der Ap tritt er uns als Bußprediger, „als Paränetiker" entgegen. Allein „gegen die Auffassung des Sokr. als eines moralischen Paränetikers müssen wir uns . . von vornherein ⟨!⟩ . . ablehnend verhalten. Die Geschichte der Philosophie kennt Sokr. nur als Elenktiker." Da haben wir's. „Das abfällige Urteil von Wilamowitz über Schanz . . sollte noch viel schroffer sein. Freilich auch „der viel bewunderte Gomperz . . vertritt seltsamerweise die gleiche irrige Auffassung . . . Nach G. ist Sokr. nur 'Moralzergliederer' gewesen, nicht 'Moralprediger'. Pl. habe die moralische Wirkung des Sokr. 'mittelst einer überraschenden Metamorphose' zur protreptischen Absicht des Sokr. umgewandelt . . . Es hält schwer, derart verzwickten Absurditäten gegenüber nicht die Geduld zu verlieren." Ihnen gegenüber kann sich H. auf Partien in Cr, G, Phn und Rp berufen und namentlich auf die Rede des Alkibiades im Sy.

Er untersucht dann das Verhältnis der aristophanischen Komödie zur Ap. Hier steht er hinter Taylor sehr weit zurück. Mit Grund allerdings widerspricht er der Aufstellung Maiers: „Sokr. war schon zu der Zeit, als die Wolken aufgeführt wurden, der, den Pl. kannte." „Der war er eben damals noch nicht. Mit keinem Worte wird er als der öffentliche Rechenschaftsforderer, Mahner und Bußprediger, als der Stachel am athenischen Volke . . dargestellt." Falsch aber ist jedenfalls und aus Taylor zu berichtigen die folgende Ausführung: „Nein, er gleicht in der Komödie ganz und gar dem damals allgemein bekannten und üblichen Typus des gelehrten Mannes, dem *σοφός* und *σοφιστής*" usw. Von den Sophistenschulen macht sich H. ein unbrauchbares Bild. Und erstaunlich ist angesichts des Schmutzes und der Armseligkeit im *φροντιστήριον* der Wolken

der Satz (96): „Nicht der populäre, nein, nur der aristokratisch abgeschlossene Sokr. in seinem Denkerheim wird uns vor Augen geführt und heruntergerissen.“ Gelten mag vielleicht, als „merkwürdige Tatsache“: „Sokr. hatte 24 Jahre vor seinem Tode diese öffentliche Protreptik noch gar nicht aufgenommen“ — richtiger wäre wohl: er hatte durch sie sich noch nicht besonders bemerklich gemacht. Sicher fehlerhaft ist die (101) als „zweifellos richtig“ in Rechnung gesetzte Auslegung des Verses, nach dem die Wolken „dem Sokr. ihre Reverenz machten mit der Anrede, weil du ‘gravitätisch einherstolzierst’ und ‘die Augen hochmütig seitwärts wirfst, die Menschen über die Achsel ansiehst’“, worin ausgedrückt liegen soll, „daß er über die Menschen hinwegsieht“, so daß er als hochmütiger ‘verschrobener Professor’ gekennzeichnet wäre. Die Verwendung des betreffenden Verses durch Alkibiades im Sy läßt keinen Zweifel darüber, daß mit *τὠφθαλμὼ παραβάλλεις* nicht der hochmütige, sondern der herausfordernde Blick des zum Kampf Bereiten, Streitlustigen gemeint ist. Allerdings, „den Volkserzieher Sokr.“ kennt der Dichter der Wolken wohl noch nicht, aber doch wohl die lästige Bremse, vor deren Angriffslust niemand sicher ist. Ein vornehm zurückgezogenes Wesen führt der nicht, der *βρενθύεται ἐν ταῖς ὁδοῖς*.

Mit Beleuchtung des „religiösen Charakters des Sokr.“ glaubt H. „den stärksten Stein des Anstoßes für die Beurteilung der Ap“ aus dem Wege geräumt zu haben. Damit „fallen auch alle anderen Einwände, die gegen die Geschichtlichkeit der Ap erhoben worden sind, in sich zusammen . . Man ist immer mit den Voraussetzungen des . . Durchschnittsmenschen an die Beurteilung der Ap und des dort gezeichneten Sokratesbildes herangegangen. Zu ganz unglaublichen Verirrungen ist man von dieser falschen Voraussetzung aus gelangt“. Davon gibt H. Stichproben, zuerst aus Pohlenz und aus Schanz, die er beide schroff und, ich meine, gebührend abfertigt. „Wo steht denn geschrieben, daß alle Menschen in jedem Augenblicke nur . . nach dem Gebot der Klugheit handeln müssen. Religiöse Propheten jedenfalls handeln immer sehr ‘unklug’; sie fragen gar nicht nach ihrem Interesse . . Ein Mann wie Sokr. denkt gar nicht an seine Freisprechung . . Der ist nur getrieben . . von dem göttlichen Geist, der in ihm wohnt. Aber allerdings, wenn man diesen ‘göttlichen Geist’ zuvor dem Sokr. ausgetrieben hat, dann kann man nachträglich auch sein Handeln nicht mehr begreifen. Es scheint, diese ungläubige, engherzige Zeit vermag sich große Charaktere überhaupt nicht mehr vorzustellen. Und sogar

zum Schein der Widerlegung zu greifen wird Sokr. zugemutet! ... Stets sind es die banalsten, gerade für eine Persönlichkeit wie Sokr. unmöglichsten, lächerlichsten Zumutungen, die Schanz heranträgt ... Im Grunde kann einem eine derartige historische Kritik, die des kleinsten Funkens von Psychologie bar ist, nur Heiterkeit abnötigen. Wenn nur nicht der Gegenstand so unbeschreiblich groß und ernst wäre!"

Auch Wilamowitz befriedigt nicht. Zwar „steht ihm eine feinere Psychologie zu Gebote". Und „er läßt der von den meisten Forschern beanstandeten Wirklichkeit fast durchweg Gerechtigkeit widerfahren .. Aber dann soll auf der anderen Seite die Ap doch wieder eine fiktive Schöpfung sein". Und zwar glaubt W., mit „kaum verständlicher Überschätzung der Macht, die der philologisch-kritischen Analyse zuzuerkennen ist", ganz genau die Grenzen zwischen dem Fiktiven und Geschichtlichen ziehen zu können. Das führt zur „schrankenlosesten Subjektivität, die sich als Objektivität hinstellt ... Wo jedenfalls W., ohne Gründe und rein apodiktisch, aus einer Art visionärer Kritik heraus Abweichungen von der geschichtlichen Unterlage glaubt bestimmen zu können, vermag ich nur reinste Subjektivität zu erblicken."

Am Schluß (131) stellt H. die Frage: „Was konnte den jugendlichen Pl. bestimmen, die Ap zu schreiben?" Er urteilt: „Ergriffenheit spricht aus jeder Zeile ... Das Erlebte widergeben, das Erlebte aussprechen, von sich ablösen — das ist der einzige Zweck und Sinn der Ap." Und sollte noch ein Nebenzweck anerkannt werden, so könnte es nur der sein: von dem athenischen Gerichtshof aus einen Appell zu richten an das gesamte Athen. „Und die geschichtlichen Tatsachen beweisen, daß dieser Appell nicht vergeblich gewesen ist." Freilich Maier, den H. befremdlicherweise stets mit größter Hochachtung nennt, ehe er sich daran macht, seine verkehrten Behauptungen zu zerpflücken, hat die „seltsame Interpretation" der Ap „als eines Zukunftsprogramms der sokratischen Jüngergemeinde, speziell des Pl. gegen Antisthenes", ausgegeben.

Im Unterschied von der Ap will H. die anderen platonischen Schriften als „rein fiktive Schöpfungen" auffassen (S. 21). Er behauptet sogar, es spreche in der Ap „ein Sokr., der mit dem Sokr. der Dialoge, der eigentlich persönlichen Schöpfungen Pl.s, herzlich wenig Verwandtschaft hat" (115). Das halte ich für falsch, und jeden Beweis dafür bleibt H. schuldig. Allein wenn man, um die Sonderart der Ap zu bestreiten, sich darauf berufen wollte, daß sie sprachlich eben einfach der Gruppe platonischer Jugendschriften

zuzuzählen sei, so müßte an die S. 148 f. A. gegebene Mahnung und an das Verhältnis des Stils der Epinomis zu dem der N erinnert werden. Übrigens will ich doch nicht verschweigen, daß mir beim Lesen der Ap immer einige Eigenheiten aufstoßen. Auffällig häufig kommt *ἀτεχνῶς* vor, ebenso *ὡς ἔπος εἰπεῖν*, *δήπου* und *ὀλίγου* (*δεῖν*); namentlich aber zeigt sich eine gewisse Vorliebe für zweigliedrige Wendungen einer besonderen Art, die ich nur aus den ersten 10 Kapiteln zusammenstellen will: *ἤ τι ἢ οὐδὲν* (*ἀληθές*) 17 b, *ἴσως μὲν χείρων, ἴσως δὲ βελτίων* 18 a, *οὔτε μέγα οὔτε σμικρόν* 19 c, *ἢ σμικρὸν ἢ μέγα* 19 d, *οὔτε μέγα οὔτε σμικρόν* 21 b, *ὀλίγου τινὸς καὶ οὐδενός* 23 a, *ὀλίγα ἢ οὐδέν* 23 c, *οὔτε μέγα οὔτε σμικρόν* 24 a. Sollten nicht das sokratische Eigenheiten sein, deren Klang Pl. im Ohr lag, als er die Ap niederschrieb? Vielleicht findet ein aufmerksam vergleichender Leser noch weitere.

Ein von R. Herzog verfaßter Anhang zu H.s Schrift „Das delphische Orakel als ethischer Preisrichter" ist geeignet, durch seine wertvollen Nachweisungen die letzten Bedenken gegen die Echtheit des dem Chairephon erteilten Orakelspruchs über Sokr. als den Weisesten der Menschen zu zerstreuen. „Der Bescheid war nicht eine leicht genommene Gefälligkeit für den schwärmerischen Frager, sondern ein Bekenntnis zur delphischen Ethik. Auch Sokr. war für Delphi gewiß kein unbedeutender Unbekannter, sondern schon durch seine Schüler und durch die Beschäftigung der Komödie mit ihm als öffentlicher Charakter in weiteren Kreisen bekannt, und so im Streit der Meinungen herumgezogen, daß das Bekenntnis zu ihm eine Aufsehen erregende Tat war."

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen soll ein paar Textstellen noch besondere Aufmerksamkeit geschenkt sein.

Zu 17 d *μὴ θορυβεῖν* verweist Uhle passend auf Rp 492 b, Schanz auf Stellen aus den Rednern. Zur Sache gehört auch N IX 76 b: *ὡς ἐν πόλει, ἐν ᾗ δικαστήρια φαῦλα καὶ ἄφωνα κλέπτοντα τὰς αὑτῶν δόξας κρύβδην τὰς κρίσεις διαδικάζει, καὶ ὃ τούτου δεινότερον, ὅταν μηδὲ σιγῶντα ἀλλὰ θορύβου μεστὰ καθάπερ θέατρα ἐπαινοῦντά τε βοῇ καὶ ψέγοντα τῶν ῥητόρων ἑκάτερον ἐν μέρει κρίνῃ, χαλεπὸν τότε πάθος ὅλῃ τῇ πόλει γίγνεσθαι φιλεῖ.*

Zu 21 d *σμικρῷ τινι σοφώτερος* wäre es nützlich, die Stellen anzuführen, wie sie oben S. 143 zu Eu 12 e zusammengestellt sind.

23 e streicht Schanz mit Cobet und nach ihm Uhle *καὶ τῶν πολιτικῶν*. Er sagt uns: dieser Zusatz „rührt von einem alten Glossator her (denn schon Diog. Laërt. 2, 39 las die Worte in

seinem Exemplar), der den Zusammenhang nicht erkannte. Die oben aufgeführten Klassen der Politiker, Dichter und Handwerker erhalten jetzt ihre Repräsentanten; Lykon erscheint als Repräsentant der Politiker, denn dies ist *τῶν ῥητόρων* hier, Meletos ist Repräsentant der Dichter, Anytos Repräsentant der Handwerker. Der Zusatz *καὶ τῶν πολιτικῶν* würde Anytos als Repräsentanten zweier Klassen erscheinen lassen, und Lykon würde Repräsentant einer Klasse sein, welche oben nicht genannt ist". — Wäre denn das so schrecklich? — „Daß in dieser Repräsentation eine große Ironie liegt, ist klar. Besonders Anytos, der hervorragende Staatsmann, wird empfindlich getroffen, daß er nicht die Staatsmänner, sondern die Handwerker zu vertreten hat." — Wirklich? Und sollte er sich getroffen fühlen, wenn dem ganz unbedeutenden Lykon die Ehre widerfährt, anstatt seiner als Staatsmann geachtet zu werden? So plump ist die sokratische Ironie nicht. — „Gerade diesen herben Spott zerstört jener alte Zusatz." — G. Schneider und Apelt urteilen wie ich, indem sie die verdächtigten Worte ruhig stehen lassen. Auch Bruns hat sich, obgleich er anerkennt (S. 184 A.), daß die von Schanz in seiner Ausgabe der Ap von 1893 geführten Untersuchungen „die hier behandelten Fragen sehr gefördert haben", nicht draus bringen lassen, sondern schreibt einfach (S. 189): „Meletos vertritt die Dichter, Anytos die Staatsmänner und Handwerker, Lykon die Redner." Wilamowitz stärkt hier einmal Schanzens Position, indem er II, 48 A. 2 erklärt: „Die Politiker sind aus dem Me eingeschwärzt, wie Cobet und Schanz gesehen haben." Ich meine, die *δημιουργοί*, sofern sie nicht zugleich *πολιτικοί* sein wollten, wie Anytos, hatten nicht den mindesten Anlaß, Sokr. zu zürnen, da er ja ihre Handwerkskenntnis durchaus anerkennt (22 d). Zu meiner Befriedigung sehe ich, daß ich mich hier auch wieder auf Pöhlmann berufen darf. Er erklärt (S. 97): „Der gefährlichste der drei Kläger, Anytos, ist einer von den Märtyrern und Führern der Demokratie. Pl. sagt von ihm ausdrücklich: Er klagte, weil er gekränkt war wegen der Politiker. [Ich sehe keinen Grund, mit Schanz *πολιτικῶν* als Glosse zu streichen.] Er war ferner Gewerbsmann (Gerber), gehörte also zu der Klasse, die vor allen Trägerin der demokratischen Idee war. Und gerade diese Klasse war es ja, deren Selbstgefühl Sokr. durch seine Kritik mit am meisten verletzt hatte. Die 'guten Werkmeister', wie ihn Pl. mit einem gewissen Sarkasmus sagen läßt, die sich, weil sie ihr Handwerk verstanden, ohne weiteres auch für befähigt hielten, über die allerwichtigsten Fragen abzuurteilen, sie hatten es sich gefallen lassen müssen, daß

der lästige Kritiker ihnen immer und immer wieder in drastischer Weise den Gegensatz zwischen ihrem technisch-praktischen Können und ihrer sonstigen Unwissenheit vor Augen führte. Kein Wunder, daß einer aus ihren Reihen als der Hauptankläger auf den Plan tritt. Und Pl. stellt ja dies Klasseninteresse bei Anytos dem des 'Politikers' geradezu voran."

Zu 24 b *τὸν ἀγαθόν τε καὶ φιλόπολιν* möchte ich an Rp 558 b erinnern: Das Volk in der Demokratie kümmert sich nicht darum, *ἐξ ὁποίων ἄν τις ἐπιτηδευμάτων ἐπὶ τὰ πολιτικὰ ἰὼν πράττῃ, ἀλλὰ τιμᾷ, ἐὰν φῇ μόνον εὔνους εἶναι τῷ πλήθει.*

Auf 25 a *ἀλλ᾽ ἄρα, ὦ Μέλητε, μὴ οἱ ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ, οἱ ἐκκλησιασταί, διαφθείρουσι τοὺς νεωτέρους; ἢ κἀκεῖνοι βελτίους ποιοῦσιν ἅπαντες;* fällt Licht aus der Stelle Rp 492 b, die Uhle nur zu 17 d beizieht.

Zu 25 c *ὦ πρὸς Διὸς Μέλητε* weiß Schanz uns eine genau entsprechende Parallele anzugeben: Me 71 d *ὦ πρὸς θεῶν Μένων.* Immerhin ähnlich ist N 662 c *ὦ πρὸς Διός τε καὶ Ἀπόλλωνος, ὦ ἄριστοι τῶν ἀνδρῶν.* Gewöhnlich wird einfaches *πρὸς Διός, πρὸς θεῶν* u. dgl. dem Vokativ, bei dem *ὦ* zu stehen pflegt, vorausgeschickt. Ich kann aus meinen Listen dazu ergänzen, daß *ὦ πρὸς Διός* noch vorkommt Ap 26 d, Rp 332 c, 459 a, N 683 e (immer ohne vokativische Anrede), *ὦ πρὸς θεῶν* Rp 425 c, N 691 b, 858 c (ebenso); über den Vokativ ohne *ὦ* s. meine Unters. von 1888 S. 82 A. 4, wo Eus 95 d vergessen ist.

26 d *Ἀναξαγόρου οἴει κατηγορεῖν, ὦ φίλε Μέλητε.* Sowohl von Uhle als von Schneider wird Schanzens Vorschlag zur Streichung von *Ἀναξαγόρου* abgelehnt. Uhle erklärt seine Übereinstimmung mit meiner Auffassung (Pl. I, 375): „Du tust, als hättest du den Anax. vor dir."

26 e *ἃ ἔξεστιν ἐνίοτε, εἰ πάνυ πολλοῦ, δραχμῆς ἐκ τῆς ὀρχήστρας πριαμένοις Σωκράτους καταγελᾶν, ἐὰν προσποιῆται ἑαυτοῦ εἶναι.* Apelts Erklärung, die neueste, lautet: „Diese vielumstrittene Stelle bezieht man am natürlichsten auf einen Platz auf dem Markte, Orchestraplatz genannt, der einen Verkaufsstand für Bücher gehabt zu haben scheint. Der Preis der Bücher schwankte, wie es scheint, je nach den besonderen Verhältnissen. Früher ward die Stelle meist auf das Theater bezogen, also auf irgendein Stück, in dem auf des Anax. Naturphilosophie angespielt ward." Diese frühere Auffassung vertritt z. B. Birt; auch Uhle, der dafür anführt: „In *πριαμένοις . . καταγελᾶν* liegt der Hauptnachdruck auf *πριαμένοις*: 'zu erkaufen und dann den S. auszulachen, wenn er

»solchen Unsinn« als seine Weisheit ausgibt'. Der enge Zusammenhang der hier genannten Umstände — erkaufen, S. auslachen, als eigenes ausgeben — nötigt entschieden an Theateraufführungen, wie die 'Wolken' des Aristophanes, zu denken . . ." (Dazu im Anhang S. 131:) „Ritter S. 27 denkt an 'Vorlesungen oder aufklärende Vorträge' über den Inhalt des Buches des Anax., und E. Müller, Sokr. II S. 233 f. an Verkauf von Schriften im Theater während der Pausen. — Wie und wo übrigens Sokr. solche naturwissenschaftliche Lehre als 'sein Eigentum ausgeben' soll, wenn das nicht auf Theateraufführungen bezogen wird, hat noch niemand erklärt." — Es wird das aber wirklich keiner Erklärung bedürfen für jemand, der daran denkt, daß Sokr. im Gerede der Leute steht als *ζητῶν τά τε ὑπὸ γῆς καὶ τὰ ἐπουράνια*, und daß sie, aufgefordert zu sagen, was denn seine verderblichen Lehren seien, *τὰ κατὰ πάντων τῶν φιλοσοφούντων πρόχειρα ταῦτα λέγουσιν, ὅτι τὰ μετέωρα καὶ τὰ ὑπὸ γῆς κτλ.* — Außer dem zu Birts Nachweisungen kontrastierenden Preise, dessen Niedrigkeit Schanz daraus erklären will, daß damals „vielleicht . . Anax.' Schriften schon nicht mehr zogen", spricht *ἐνίοτε* entschieden gegen den Buchkauf. Auch der Annahme eines Ausleihpreises ist *ἐνίοτε* nicht günstig. Man beachte auch Phn 97 b, Cra 84 b, Diog. L. VII 2 f., Pa 27 c. Übrigens kann man auch an den Preis für Entlehnung des Buchs denken, vgl. Phn 98 b.

Zu 27 meint Joël (II S. 507), es sei damit vielleicht „die derbe Beweismethode der Kyniker persifliert, die wir Diog. L. VI 42 von Diogenes gegen einen Zweifler an seiner Gläubigkeit angewendet sehen: 'wie sollte ich nicht an Götter glauben, da ich dich für einen *θεοῖς ἐχθρός* halte?'" „Oder," fügt er bei, „soll die Sophistik — wer an *δαιμόνια* glaubt, glaubt an *δαίμονας* (= *θεούς* oder *παῖδας θεῶν*), folglich an Götter — dort ernsthaft sein?" — O ja, sie soll es, so gewiß wie die Beweisführung Rickerts, daß es eine „Seele" geben müsse, wenn das Wort „seelisch" einen Sinn haben soll. Und eben darum ist es verkehrt, hier von „Sophistik" zu reden. In der Tat, wer von dämonischen Mächten redet, kann kein „Atheist" sein, so roh und ärmlich seine Gottesvorstellung immer sein mag[1]).

---

[1]) Ich bin auch hier voll einverstanden mit Horneffer, der (S. 27) schreibt: „Wilamowitz freilich hält die Beweisführung des Sokr. an dieser Stelle für ein bewußtes Sophisma. 'Das ist ein Sophisma, das nur scherzhaft genommen werden kann . . So deckt ein Witz, den die Richter belachen, einen schwachen Punkt.' Ich kann mich dieser Auf-

Bei 29a gibt Schanz [zu ἀπειθῶν τῇ μαντείᾳ] eine verkehrte Erklärung: „Der Ungehorsam gegen das Orakel tritt ein, weil er den Tod fürchtet; er fürchtet aber den Tod, weil er in einer Sache ein Wissen zu haben glaubt, in der er es tatsächlich nicht besitzt. Es sollte also nach strenger Logik die Verbindungspartikel καί vor den Participia fehlen. Allein Pl. sieht hier auf den rhetorischen Effekt. Selbst die Schlußfolgerung, daß ein ἀπειθεῖν τῇ μαντείᾳ den Vorwurf des Atheismus begründe, ist eine rhetorische Übertreibung." Auch Schneider irrt hier, indem er καὶ δεδιὼς θάνατον καὶ οἰόμενος κτλ. dem ἀπειθῶν untergeordnet erklärt. Dagegen übersetzt Apelt mit richtiger Auffassung: „Dann könnte man mich allerdings mit vollstem Recht vor Gericht fordern wegen mangelnden Götterglaubens, sofern ich dem Orakel nicht folge und den Tod fürchte und vermeine weise zu sein, ohne es doch zu sein." Man vergleiche auch 35d σαφῶς γὰρ ἄν, εἰ πείθοιμι ὑμᾶς καὶ τῷ δεῖσθαι βιαζοίμην ὀμωμοκότας, θεοὺς ἂν διδάσκοιμι μὴ ἡγεῖσθαι ὑμᾶς εἶναι, καὶ ἀτεχνῶς ἀπολογούμενος κατηγοροίην ἂν ἐμαυτοῦ ὡς θεοὺς οὐ νομίζω und Cr 53ab ταῦτα παραβὰς . . . βεβαιώσεις ταῖς δικασταῖς τὴν δόξαν, ὥστε δοκεῖν ὀρθῶς τὴν δίκην δικάσαι. Wer wirklich an die Götter glaubt, der glaubt damit an die sittliche Weltordnung — denn, wie uns der Ti belehrt, Gott ist gut und allmächtig; er glaubt, daß alles Böse, selbst die geringste Abweichung von Pflicht und Recht, seine Strafe findet; er glaubt, daß sinnliche Dinge von untergeordneter Bedeutung sind, daß alle schmerzhaften Schädigungen des Körpers und auch dessen volle Auflösung im Tod keine wirklichen Übel sind. Wenn dieser Glaube richtig ist, besitzt der Fromme an ihm die ἐπιστήμη τῶν δεινῶν καὶ θαρραλέων, die das Wesen der Tapferkeit ausmacht, aber auch das Wesen der σωφροσύνη und jeder Tugend, weil unter allen Umständen das richtige Verhalten aus ihr folgt. Um „rhetorischen Effekt" ist es hier dem Sokr. nicht zu tun, sondern um den Ausdruck seiner Weltanschauung. Und wer den Pl. „nach strenger Logik" kritisieren will, muß ihn zuerst verstehen. Ich lasse hier auch noch H. Maier zum Wort kommen. Er schreibt (Sokrates S. 429): „Das sokratische Evangelium hat auch für das Problem der Theodicee die Lösung bereit. In ergreifender Schlicht-

---

fassung durchaus nicht anschließen. Man legt heute gar vieles bei Pl., zumal in den Jugendschriften, als 'Sophismen' aus . . Bei genauerer Prüfung aber . . . stellen sich alle diese als sophistisch gedeuteten Scherze als völlig ernst gemeinte philosophische Beweisführungen dar, die man nur verstehen muß."

heit ist dieselbe am Schluß der Ap ausgesprochen: 'So viel steht fest, daß es für den guten Mann weder im Leben noch im Tod ein Übel gibt, und daß seine Sache in der Götter Hand ist.' Der sittliche Affekt gibt dem Menschen die Gewißheit, daß das Leben im Ideal dem Menschen das volle Glück schaffe und ihn über alle Übel hinaushebe, und daran knüpft sich der ethische Glaube, daß das menschliche Ideal ein ewiger Wert, ein absoluter Zweck sei; das religiöse Empfinden aber gibt dem die Deutung, daß die sittliche Sache Gottes Sache sei." (432:) „In jener schönen Stelle der Ap, in der der sittliche Optimismus des Sokr. auf einen religiösen Hintergrund gestellt ist, wird zur Bestätigung dafür, daß die Götter sich um die Angelegenheiten des guten Menschen sorgen, auf Sokr.' eigenes Schicksal verwiesen: 'Auch was mir nun begegnet, ist nicht von ungefähr so gekommen; vielmehr ist mir soviel klar, daß für mich jetzt tot und erlöst sein das Beste ist.' Das ist ein Bekenntnis, das über die Gewißheit, daß denen, die im sittlichen Ideale leben, Tod und Schicksal nichts mehr anhaben können, zu dem Glauben an eine Vorsehung fortschreitet, die das Geschick des sittlich guten Menschen in allen Dingen zu dessen Besten leitet."

29c lesen wir: *Ἀνύτῳ ἀπιστήσαντες, ὃς ἔφη ἢ τὴν ἀρχὴν οὐ δεῖν ἐμὲ δεῦρο εἰσελθεῖν ἤ, ἐπειδὴ εἰσῆλθον, οὐχ οἷόν τ᾽ εἶναι τὸ μὴ ἀποκτεῖναί με, λέγων πρὸς ὑμᾶς ὡς, εἰ διαφευξοίμην, ἤδη ἂν ὑμῶν οἱ ὑεῖς ἐπιτηδεύοντες ἃ Σωκράτης διδάσκει πάντες παντάπασι διαφθαρήσονται.* Was bedeutet hier *οὐ δεῖν ἐμὲ δεῦρο εἰσελθεῖν*? Wilamowitz gibt (S. 159) den Sinn wider mit den Worten: „Man hätte Sokr. in Ruhe lassen können, wenn er aber einmal angeklagt wäre, müßte er auch zum Tode verurteilt werden, sonst würde die Jugend ganz verdorben. Natürlich, weil die Freisprechung seinen Einfluß mächtig steigern mußte." So nehme ich jenes Sätzchen auch. Ähnlich Beyschlag (S. 52). Aber Gomperz (S. 80) erklärt: Anytos „stellte jedes Gefühl der Gehässigkeit gegen den Angeklagten in Abrede; er wäre es — so erklärte er — wohl zufrieden gewesen, wenn dieser der Vorladung nicht gefolgt und außer Landes gegangen wäre; nunmehr aber, da er sich gestellt habe, dürfe nicht ein Freispruch erfolgen, der die Jüngeren sein Beispiel nachzuahmen ermuntern würde". Uhle hat sich (S. 13) an Gomperz angeschlossen. Schanz (S. 103) findet in den Worten: „daß ein solcher Handel wie der des Sokr. überhaupt nicht hätte vor Gericht kommen sollen; nachdem aber das geschehen sei, müsse unausbleiblich das Verbrechen durch den Tod gesühnt werden; denn sonst würde die ganze Jugend durch Sokr.

verdorben werden". Nachher, im Kommentar S. 167, gibt Sch. die erklärende Umschreibung: „am besten wäre es gewesen, wenn Sokr. sein Verbrechen nicht begangen hätte; nachdem er es aber einmal begangen, muß ihn die Strafe treffen". Warum, frage ich, dann gerade die Todesstrafe und nicht etwa Verbannung? — Eine ganz sichere Entscheidung ist vielleicht nicht möglich. Doch wäre es sonderbar ungeschickt von Pl. (oder von Anytos), einen ganz selbstverständlichen und für die Verhandlung jedes Prozesses gültigen Satz, nämlich daß der Angeklagte seine Sache hätte preisgeben und außer Landes fliehen können — und gar: daß die strafbare Handlung am besten unterblieben wäre —, in einer Form zum Ausdruck zu bringen, die eine Eigenheit des besonderen Falles anzuzeigen scheint. Auch das „von vornherein (*τὴν ἀρχὴν*) nicht" ließe sich kaum verstehen. Man legt sich die Sache vielfach so zurecht: eigentlich sei die Anklage von Anytos ausgegangen; Meletos sei nur als Strohmann vorgeschoben gewesen. Aus den platonischen Schriften, die in Frage kommen, wird sich diese Auffassung schwerlich begründen lassen. Eher finde ich angedeutet, daß Anytos nur mit Mühe von dem Kläger, dem es allmählich zweifelhaft wurde, ob sein streberhaftes Bemühen um Volkstümlichkeit[1]) ihm nicht teuer zu stehen komme (auf 1000 Drachmen Buße), dazu gewonnen worden sei, ihm vor Gericht Beistand zu leisten. Warum man ihn gewinnen konnte, gegen Sokr. aufzutreten, darüber will der Me Fingerzeige geben. Leider sind diese aber für uns nicht ganz klar und eindeutig. Weitere bietet uns die „xenophontische" Ap. Gomperz, Schanz und andere[2]), die dieser vertrauen, erzählen

---

[1]) Vgl. Schanz S. 103: „Meletos hatte von sich als *ἀγαθός τε καὶ φιλόπολις* gesprochen (24 b); wahrscheinlich hatte er das Einbringen der Klage als ein Werk des Patriotismus hingestellt."

[2]) Schwankend scheint mir die Haltung H. Maiers bei dieser Frage. Zuerst stellt er (S. 473) die Sache so dar, als hätte Anytos in der Überzeugung von der Gemeinschädlichkeit des Sokr. als des eigentlichen Führers der Aufklärungsbewegung in Athen den Plan der Anklage gefaßt: Ähnlich wie er dachten wohl über Sokr. viele, er aber „entschloß sich zur rettenden Tat", und seiner Beharrlichkeit war es zu danken, beim Archon „die Annahme der Anklage und die Einleitung des Prozesses zu erreichen". Demnach wäre also doch wohl Meletos nur von ihm vorgeschoben. Jedoch nachher (479) läßt M. durch Anytos den Richtern vortragen: „Wollte man nicht zum Äußersten gehen, so hätte man die Sache gar nicht anfangen dürfen. Nachdem aber einmal der Prozeß eingeleitet sei ..., bleibe keine Wahl mehr." Auch sonst leidet Maiers Darstellung der Vorgänge an Unklarheiten und inneren Widersprüchen. Man vergleiche die folgenden Sätze: (476) „Die Anklage stand auf

ihr Dinge nach, von denen ich zweifle, ob sie etwas anderes sind als müßige Klatscherfindung. Ich werde darauf bei Besprechung des Me zurückkommen. — Daß Anytos, der die Sophisten als Neuerer im Unterrichts- und Erziehungswesen verabscheute und mit dem fanatischen Haß der Borniertheit verfolgte, auch dem Sokr. gram war, können wir aus dem Me sicher entnehmen; sicher haben wir ihn auch zu denen zu rechnen, von denen Ap 23 die Rede ist als Leuten, die jenem feind geworden sind wegen seiner lästigen Gewohnheit, angesehene und geschäftstüchtige Männer vor der müssigen Jugend lächerlich hinzustellen dadurch, daß er sie öffentlich ausfragt nach den Dingen, auf deren Verständnis sie sich etwas einbilden, und, wenn sie Auskunft geben, durch seine dialektischen Künste sie in Verwirrung bringt; ja, es legt sich die Frage nahe, ob nicht eben Anytos selber 21 c gemeint ist mit dem Ungenannten, auf dessen Namen nichts ankommt, dem angesehenen Politiker, der „vielen anderen und vor allem sich selber weise zu sein deuchte, ohne es wirklich zu sein“, dessen aus der *ἐξέτασις* entspringende Feindschaft als erstes typisches Beispiel von Sokr. angeführt wird. Mögen wir den Mann sonst beurteilen, wie wir wollen, mögen wir

schwachen Füßen. Und wenn die Verteidigung einigermaßen geschickt ausfiel, so war ein Freispruch so gut wie sicher.“ — Einverstanden. — „Daß aber Sokr. mit einem solchen Ausgang rechnete, haben wir keinen Grund anzuzweifeln.“ Ich meine eher, wir haben keinen Grund, es zu glauben und den Worten von Ap 36 a *οὐκ ἀνέλπιστόν μοι γέγονε τὸ γεγονὸς τοῦτο (ὅτι μου κατεψηφίσασθε) κτλ.* zu mißtrauen. Und Maier selbst fährt fort, Sokr. sei sich bewußt gewesen, daß er jetzt „die große Probe auf sein Leben und Wirken“ abzulegen habe, daß es sich um einen „ernsten Entscheidungskampf“ handle, wobei er „entschlossen war, von der Linie, die er sich vorgesetzt hatte, nicht einen Finger breit abzuweichen“. Trotzdem soll „zu wirklicher Besorgnis auch von hier aus kein Anlaß“ gewesen sein; während doch (494) „die Richter . . so gut wie die Ankläger instinktiv die Gefahr“ sollen „richtig erkannt haben, die ihrer Religion und ihrer religiös fundierten Gesellschaftsordnung“ von seiner Seite drohte. Und, obgleich also „bei geschickter Verteidigung“ „zu wirklicher Besorgnis kein Anlaß war“, wir aber „leider nur vermuten können, was Sokr. in seiner Verteidigungsrede gesagt hat“, soll dann die Beantragung einer hohen, für Sokr. selbst unerschwinglichen Geldbuße durch den von geringer Mehrheit schuldig Gesprochenen als „grausamer Hohn“ empfunden worden sein. „Eine Geldstrafe als Sühne für ein solches Delikt!“ — dessen schwachfüßige Einklagung Freispruch hätte erwarten lassen? — „Jetzt gab es für die Geschworenen keine Milde mehr!“ Merkwürdig! — Auch Maier ist es ergangen wie den Philosophen so oft, wenn sie mit der antiken Philosophie sich beschäftigen: er hat sich zu sehr von den philologischen Bearbeitern imponieren lassen. Schanz wagt er nicht kecklich zu widersprechen, so wenig wie Joël.

so leicht wie seine modernen Freunde mit anderen ungünstigen Nachrichten über ihn auch die von Aristoteles gegebene beiseitesetzen, daß er in einem für ihn bedrohlichen Prozeß das erste schlimme Beispiel der Richterbestechung gegeben habe, oder mögen wir daran glauben, immerhin werden wir ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß er nach Beendigung des Bürgerkriegs redlich bemüht war, das beschlossene Amnestiegesetz wirklich zur Geltung zu bringen. Eben deshalb kann ich mir nicht denken, daß es ihm bei dem gegen Sokr. angestrengten Prozeß ganz wohl sollte gewesen sein, daß er sich nicht sollte gestanden haben, die politischen Gründe, die nicht genannt werden durften, spielten eben doch mit herein. Und so vermute ich, es sei ihm, sei's in seiner Rede vor Gericht, sei es in einer Vorbesprechung mit einem Freunde des Sokr., der sich mit ihm verständigen wollte, die Äußerung entschlüpft: eigentlich hätte es ja gar nicht zu einem Prozeß gegen Sokr. kommen dürfen (obwohl er nach seiner Überzeugung den Tod verdient habe), und Pl. benütze diese Äußerung in dem Satze, um dessen Sinn ich hier streite. Auch Me 95 a (s. unten) ist zu beachten. Der Satz *ἐάν ποτε γνῷ οἷόν ἐστι τὸ κακῶς λέγειν, παύσεται χαλεπαίνων. νῦν δὲ ἀγνοεῖ* klingt doch so, als wäre Anytos selber später zu der Einsicht gekommen, sein Vorgehen gegen Sokr., seine Unterstützung des Meletos sei ein bedauerlicher Fehler gewesen. Auch Ep. VII 25 b muß zur Beurteilung herangezogen werden, wo der ganze Prozeß und sein Ausgang als Folge der Verkettung ungünstiger Umstände hingestellt ist, *κατά τινα τύχην* sich abspielend.

30 e *οὐ ῥαδίως ἄλλον τοιοῦτον εὑρήσετε ἀτεχνῶς, εἰ καὶ γελοιότερον εἰπεῖν, προσκείμενον τῇ πόλει ὑπὸ τοῦ θεοῦ, ὥσπερ ἵππῳ μεγάλῳ μὲν καὶ γενναίῳ, ὑπὸ μεγέθους δὲ νωθεστέρῳ καὶ δεομένῳ ἐγείρεσθαι ὑπὸ μύωπος τινος*: wer auch nur diese Worte allein bedenkt, darunter das *εἰ καὶ γελοιότερον εἰπεῖν*, und die ganze Schilderung von dem als lästige Zudringlichkeit empfundenen Eifer, den Sokr. als Erwecker aus träger *ἀμαθία* betätigt, kann nicht im Zweifel bleiben, daß *μύωψ* in seiner ursprünglichen Bedeutung steht, als „Bremse". Ast im Lexikon übersetzt mit „calcar". Und Schanz will diese Übersetzung rechtfertigen, recht ungeschickt, mit folgendem: „Das *ἀτεχνῶς* entschuldigt gewissermaßen das *προσκείμενον*, das wir uns durch ‘auf dem Nacken sitzen’ verdeutlichen können. Sokr. ist also den Athenern als ständiger Mahner, Lenker beigegeben oder gewissermaßen angeheftet, wie dem edlen, aber etwas trägen Pferd der Reiter." — Ich meine: der Reiter ist von

seinem Sporn zu unterscheiden; angeheftet ist der Sporn jedenfalls dem Pferd nicht, und er sitzt ihm auch nicht im Nacken. Und Sokr. ist kein Lenker des Volks, sondern ein Erwecker. — „Sokr. regt an durch seine prüfenden Reden, der Reiter durch den Sporn. Der Schwerpunkt des Vergleichs ruht also in dem Begriff ‘Lenker, Leiter’, dessen das Roß“ — das edle, aber träge, etwa notwendiger als das geringe und das aufgeregte, hitzkollerige? — „wie das athenische Volk bedarf. Daß für diesen Gedanken *μύωψ* nur in der Bedeutung ‘Sporn’, nicht in der Bedeutung ‘Bremse’ paßt, ist klar; auch das *δεομένῳ ἐγείρεσθαι* spricht für diese Bedeutung.“ Sogar Bruns schreibt (S. 217/8): „Ich bin von Gott der Stadt gesetzt, wie einem edlen Roß, das wegen seiner Größe zur Trägheit neigt, der Sporn [1]) des Bereiters.“ Dagegen G. Schneider: *ὑπὸ μύωπός τινος*] „von einer Bremse oder einem derartigen Tiere. Das *τις* erweitert auch hier die Sphäre des Begriffs“. Uhle: *εἰ καὶ γελοιότερον εἰπεῖν*: „Das Lächerliche liegt in dem Vergleich mit der kleinen Bremse, die dem mächtigen Rosse Athen ‘zusetzt’ (*πρόσκειται*). Dieses *προσκεῖσθαι* ist außerdem auch = *προστεθεῖσθαι*, also *προσκείμενος ὑπὸ τοῦ θεοῦ* passiv dasselbe, was unten aktiv heißt *δοκεῖ ὁ θεὸς ἐμὲ προστεθηκέναι*, und *προστιθέναι* ‘ansetzen’ ist dem Sinne nach = *ἐπιπέμπειν* 31 a ‘auf den Hals schicken’. — *ὑπὸ μύωπός τινος*: etwa ‘von etwas Stechendem’, ‘von einer Art Stecher’, wobei zunächst noch unentschieden bleibt, ob *μύωψ* in der eigentlichen Bedeutung ‘Bremse’ oder der davon abgeleiteten ‘Sporn’ gemeint ist. Das Bild tritt im folgenden immer klarer hervor durch *τὴν ἡμ. ὅλ. οὐδὲν παύομαι προσκαθίζων*, das die Unermüdlichkeit der Stechfliege andeutet, und wird weiterhin in den Worten *ὥσπερ οἱ νυστάζ. ἐγειρ.* durch ein ähnliches Gleichnis von Menschen vervollständigt.“ — Wilamowitz (S. 161): „er wird sein Volk als Bremse aufstacheln“. Ähnlich Pöhlmann S. 73. — Kurz und gut G. Schneider in seinem Leseb. aus Pl. u. Aristot.: „Es wird allgemein gesagt, daß dieses Roß der Anregung durch irgendwelchen Stachel bedarf. Daß aber nicht an einen Reiter mit seinem Sporn gedacht ist, sondern an eine Bremse mit ihrem Stachel, das beweisen die Ausdrücke *προσκείμενον*, *προστεθηκέναι*, *προσκαθίζων* und vor allem die größere Angemessenheit des Vergleichs“, und nachher zu *προσκαθίζων*]: „Der Ausdruck ist gewählt, weil der Vergleich mit der am Pferde sitzenden Bremse vorschwebt.“

---

[1]) Auch Horneffer (s. S. 184 oben) spricht vom ‘Stachel’.

Zu 33 c *προστέτακται ὑπὸ τοῦ θεοῦ πράττειν καὶ ἐκ μαντείων καὶ ἐξ ἐνυπνίων κτλ.* Hier vermisse ich entschieden überall die Verweisung auf Phn 60 e, wo Sokr. erzählt, daß er äsopische Fabeln während seiner Kerkerhaft in metrische Form gebracht habe *ἐνυπνίων τινῶν ἀποπειρώμενος τί λέγει καὶ ἀφοσιούμενος εἰ ἄρα πολλάκις ταύτην τὴν μουσικήν μοι ἐπιτάττει ποιεῖν κτλ.*

33 e: Über Kritobulos dürfte in einem Kommentar von der Ausführlichkeit des Schanzischen wohl noch Weiteres angegeben werden; mindestens, was Athen. V 220 a mitgeteilt wird: *Αἰσχίνης . . ἐν τῷ Τηλαύγει Κριτόβουλον τὸν Κρίτωνος ἐπ' ἀμαθίᾳ καὶ ῥυπαρότητι βίου κωμῳδεῖ.*

οὗ ἦν Θεάγης ἀδελφός: das Imperfektum ist doch wohl so zu deuten, daß Theages, dessen Kränklichkeit Rp 496 b erwähnt wird, schon gestorben war. Und sollte nicht dasselbe für Platons Bruder Glaukon anzunehmen sein, da er mit Stillschweigen übergangen wird?

36 a *εἰ τριάκοντα μόναι μετέπεσον τῶν ψήφων, ἀπεπεφεύγη ἄν.* „Dies ist die Lesart des Clarkianus" sagt Schanz. In seiner kritischen Textausgabe lesen wir: „*τριάκοντα* BFd: *τρεῖς* Ef." Das bedeutet *τριάκοντα* steht außer im Clark. auch im Vat. 1029 und auf den dem Venet. 185 eingehefteten späten Textblättern; *τρεῖς* steht im Venet. 184 (= Bekkers Ξ, dem Codex des Bessarion: vgl. J.-B. 157 [1912] S. 9 f., 126 f., 143) und von zweiter Hand im Vat. 1029. Burnet hält es für überflüssig, die Lesart *τρεῖς* überhaupt anzugeben. Mir kommen starke Zweifel, ob sie nicht die richtige sei. Je länger ich auf Kleinigkeiten des Textes zu achten mich gezwungen habe, desto mehr habe ich vor dem Venet. 184 Achtung bekommen. Außerdem scheint mir die Rechnung nicht zu stimmen, die uns auf Grund der Lesart *τριάκοντα* vorgeführt wird. Bei Schanz lesen wir folgendes: „Nehmen wir eine ungleiche Richterzahl an, also beispielsweise 501, so waren für die Freisprechung 251 (gegen 250 verurteilende Stimmen) notwendig; wenn aber dem Sokr. 30 Stimmen fehlten, um die Lossprechung zu erlangen, so mußten sich 280 gegen ihn, 221 für ihn erklärt haben. Nun aber berichtet Diogenes Laërtius II 41 *κατεδικάσθη διακοσίαις ὀγδοήκοντα μιᾷ πλείοσι ψήφοις τῶν ἀπολυουσῶν.* Daß 281 die Zahl der verurteilenden Gesamtmenge ist, nicht etwa das Plus, um das die verurteilenden Stimmen die freisprechenden überwiegen, dürfte klar sein; fraglich ist nur, ob das Plus noch vor *πλείοσι* einzuschieben oder ein ungenauer Ausdruck anzunehmen ist." — Ich meine, das sei nicht fraglich: das *πλείοσι* wäre ganz ungriechisch ohne Angabe des Umwieviel. —

„Die Zahl 281 macht nun große Schwierigkeiten. Sie läßt sich nicht mit der platonischen Angabe des Mehr um 30 Stimmen vereinigen“ — von einem „Mehr um 30 Stimmen“ ist gar nicht die Rede, sondern, falls 30 hätten anders fallen müssen, von einem Mehr um 60! — „Ich bin geneigt, einen ganz gewöhnlichen Flüchtigkeitsfehler bei Diogenes anzusetzen. Diogenes (oder sein Gewährsmann) ging von der Richterzahl 501 aus; von den 2 Hälften 250 und 251 nahm er 251 und addierte die Zahl 30 statt 29 hinzu. Ist diese Kombination richtig“ — sie ist äußerst unwahrscheinlich —, „so ergibt sich die wichtige Folgerung, daß Diogenes kein neues Material hatte, sondern daß auch er die Stimmen berechnete wie wir. Dieser Annahme scheint zu widersprechen, daß er für die 2. Abstimmung einen Zuwachs von 80 Stimmen zu der Majorität berichtet“ — *θάνατον αὐτοῦ κατέγνωσαν προσθέντες ἄλλας ψήφους ὀγδοήκοντα* —, „für den bei Pl. kein Anhalt gegeben ist. Allein wenn man sieht, welches Sagenmeer sich um den Prozeß des Sokr. ansammelte, wird man auf diese Angabe so wenig etwas geben wie auf die erste. Ist unsere Vermutung richtig, so lag auch dem Diogenes die Lesart 30 vor, nicht 3, bekanntlich die Lesart der zweiten Familie, die in bedenklicher Weise an die Zahl der 3 Ankläger erinnert.“ Wilamowitz II, 49 macht die Bemerkung: „Das Stimmenverhältnis bei der Verurteilung, 280 zu 220, genau 221, ist aus Pl. 36a richtig erschlossen; bei Diogenes 2, 41 steht *κατεδικάσθη διακοσίαις ὀγδοήκοντα μιᾷ, πλείοσι ψήφοις τῶν ἀπολυουσῶν*. Da ist *μιᾷ* in *τριάκοντα* zu ändern, *α* in *λ*; Komma natürlich hinter *ὀγδοήκοντα*.“ Gomperz (S. 80) erzählt: „Als die Geschworenen an die Tribüne herantraten, um die . . Stimmplättchen in die zwei bereitstehenden Urnen zu werfen, da zeigte es sich, daß die durchlöcherten hinter den mit einer massiven Achse versehenen, die freisprechenden hinter den verurteilenden Metallplättchen nur um dreißig zurückstanden. Es folgte das Strafausmaß . . . Mit nicht weniger als 360 Stimmen ist das Todesurteil gefällt worden.“

Ein Fehler steckt jedenfalls in unserer Überlieferung. Die von Wilamowitz vorgeschlagene Abänderung empfiehlt sich beim ersten Blick durch ihre große Einfachheit: Verwechslung von *Α* und *Λ*. Aber ob wir damit wirklich durchkommen? 280 + (280 — 30) = 530. Das ist, auch wenn man die Zahl durch Hinzufügung von 1 ungerade macht, kaum brauchbar. Wil. selber rechnet uns vor: 280 + 221, das ist 280 + (280 — 59). Aber erstens müßte dann *Λ* mit *Ξ* verwechselt sein, zweitens wäre 29 auf 30 abgerundet: beides ist schwer zu glauben. — Wie Gomperz sich die Abstimmung denkt,

ist trotz seiner Beschreibung mir nicht verständlich. Ich lege mir für die Zeit, wo jeder Richter 2 Stimmplättchen hatte — wir wissen übrigens nicht, ob schon damals —, ein volles und ein durchlöchertes, das Verfahren so zurecht, daß er beide einwerfen mußte: das volle, gültige, in den καδίσκος, dessen Bestimmung, sei es als ἀπολύων, sei es als ἀπολλύς, seiner eigenen Gesinnung gegen den Angeklagten entsprach, das durchlöcherte, ungültige, in den anderen καδίσκος, dessen Bestimmung er eben damit widersprach. Dieses Verfahren sorgte, da man den in der Hand gehaltenen ψῆφοι nicht ansehen konnte, ob sie voll oder durchlöchert waren, für volle Geheimhaltung der Abstimmung und bot vielleicht auch den Vorteil einer gewissen Kontrolle, aber es konnten dabei die durchlöcherten hinter den massiven Plättchen an Zahl überhaupt nicht zurückbleiben. Außerdem bleibt das Hauptbedenken: nicht 30, sondern 60 wäre der Stimmenunterschied, falls ein μεταπίπτειν von 30 die Freisprechung bewirkte.

Ich habe mich immer daran gestoßen, daß Sokr. seine Verwunderung darüber bezeuge, daß die Zahl der verurteilenden Stimmen nicht höher sei — wenn, so wie man es auslegt, 220 ihn frei, 281 aber schuldig sprachen. Es paßt das nicht recht zu der Erklärung, Meletos hätte ohne des Anytos Beistand wohl nicht einmal den 5. Teil der Stimmen erhalten. Selbstverständlich müßte ich mich mit einer sicheren Tatsache abfinden[1]). Aber da sich nun gegen die bloß erschlossene Zahl 220 manche Bedenken erhoben haben, möchte ich wieder zur Erwägung stellen, was man neuerdings gar nicht mehr der Erwägung wert gefunden hat, ob nicht vielleicht die andere Handschriftenklasse Recht habe mit ihrem τρεῖς μόναι τῶν ψήφων. Dabei ergäbe sich folgende Rechnung: Verurteilung durch 281, Freispruch durch 276, Summe der abgegebenen Stimmen 557. Fielen 3 Stimmen anders, so hätten wir 278 verurteilende gegen 279 freisprechende. Was man allein dagegen vorbringen kann, ist, daß uns kein Beispiel der Besetzung eines Gerichtshofs mit einer anderen Richterzahl als 201, 401, 501, 601, 1001, 1501 sicher bezeugt ist. Jedoch mit diesem argumentum e silentio läßt sich hier nichts beweisen. Wir wissen doch recht wenig von den Äußerlichkeiten des attischen Prozeßrechts. Unsere Nachrichten stammen zum großen Teil aus Grammatikern, bei denen ich bezweifle, ob sie die wirkliche Praxis kannten. Die Zahlen

---

[1]) Und so glaubte ich es tun zu müssen in meinem Platon I S. 370 A. 1 u. S. 380.

201, 401, 501 usw. scheinen Normalzahlen zu sein, die schwerlich immer eingehalten werden konnten. Im einzelnen Fall wurden die Dikasten, die sich zeitig auf dem Markt einfanden, den Gerichtsstätten zugelost, wo an dem betreffenden Tag eine Sache zu verhandeln war. Trotz der Ersatzmänner ist es unsicher, ob die Normalzahlen immer voll gemacht werden konnten. Und praktisch war es ja auch ganz unbedenklich, wenn etwa sagen wir statt 601 Richter nur 557 zur Stelle waren. Darauf, daß die Gesamtzahl immer ungerade war, wurde allem nach immer gesehen (obgleich auch das überflüssig scheint, wenn ja der Grundsatz gilt, Stimmengleichheit gilt als Freispruch). Aber ob die vollen Hunderter erreicht wurden, darum wird man sich nicht viel gekümmert haben. Übrigens ist noch ein Gedanke zu erwägen, den einst Georgii zu seiner Übersetzung ausgesprochen hat. Sind keine Stimmenthaltungen möglich gewesen? Man kann Aristoteles Politica II, v dagegen anführen. Aber welches Mittel gab es in dem freien Athen, einen Mann, der sich der Stimmabgabe enthalten wollte, dazu zu zwingen?[1]) Bei 601 Gesamtrichtern und 281 oder 280 verurteilenden Stimmen, die um 6 die lossprechenden übertreffen, hätten wir 45—47 Enthaltungen anzunehmen — eine beim Falle des Sokr. gewiß nicht unwahrscheinlich hohe Zahl[2]).

[1]) Ich weise namentlich noch hin auf Aischyl. Agam. 814 ff. Wilamowitz übersetzt die Verse mit folgenden Worten: „Stein um Stein in die Bluturne rollte, welche Troias Sturz bezeichnete; zur andern trat zum Scheine nur mit leerer Hand der Richter.“

[2]) Nachträglich sehe ich, daß ich mir meine Bemerkungen hätte sparen und einfach Zeller hätte abdrucken können. Er gibt (Ph. d. Gr. II, 1⁴ S. 198 A.) die Erklärung: „Nach Pl. Ap 36a wäre er freigesprochen worden, wenn nur drei oder nach anderer Lesart dreißig von den Richtern anders gestimmt hätten. Damit ist nun freilich die Angabe bei Diog. II 41 unvereinbar. Indessen läßt sich kaum bezweifeln, daß hier entweder der Text verdorben oder eine richtigere Aussage von Diogenes gröblich entstellt ist . . Gewöhnlich glaubt man, 281 sei die Gesamtzahl der verurteilenden Stimmen; den Worten des Diogenes könnte man diesen Sinn geben, wenn man annähme, sie haben ursprünglich gelautet: *κατεδικάσθη διακοσιαίς ὀγδοήκοντα μιᾷ ψήφοις ϛ′ πλείοσι τῶν ἀπολυουσῶν.* Allein da die Heliäa immer aus vollen Hunderten . . zusammengesetzt war, erhielte man unter dieser Voraussetzung kein Stimmenverhältnis, das mit Pl.s Angabe, nach der einen oder der anderen Lesart, genau stimmte. Man müßte also mit Böckh annehmen, ein Teil der Richter habe sich der Abstimmung enthalten, was allerdings möglich gewesen zu sein scheint. Dann konnten, in der Ap die Lesart *τρεῖς* vorausgesetzt, bei 600 Heliasten 281 gegen, 275 oder 276 für ihn gestimmt haben. Möglich aber auch . ., daß bei Diogenes . . statt 281

Zu 36 b gibt Schanz folgende erstaunliche Erklärung: „τὸ πέμπτον μέρος: Sokr. sagt, daß, wenn dem Meletos nicht Anytos und Lykon beigestanden wären, Meletos nicht den 5. Teil der Stimmen erhalten hätte. Wir haben oben angenommen, daß 280 verurteilende Stimmen vorhanden waren. Rechnet man auf jeden der Kläger den 3. Teil, so fallen auf jeden circa 93 Stimmen. Der 5. Teil ist aber 100. Also kommt ein Drittel der gegen Sokr. abgegebenen Stimmen nicht einem Fünftel sämtlicher Stimmen gleich. Die Berechnung ist scherzhaft, denn in Wahrheit können ja die Stimmen nicht verteilt werden." Wohl mit Bezug darauf schreibt Apelt (S. 70 A. 61): „Sehr richtig bemerkt Schleiermacher: 'Niemand lasse sich von Fischers Berechnung dieser Sache verführen, welche gewiß falsch ist. Denn ihm zufolge müßten die 3 Ankläger, um nicht 1000 Drachmen zu erlegen, 3 Fünfteile und also mehr der Stimmen gehabt haben, als um den Sokr. zu verdammen. Vielmehr muß man denken, daß alle Stimmen dem Meletos als Hauptankläger zugute gerechnet wurden, daß aber Sokr. will zu verstehen geben, wenn ihm nicht Anytos und Lykon mit ihrer Partei Beistand geleistet hätten, er nur den 3. Teil der ihm wirklich zugefallenen Stimmen würde gehabt haben, und dann offenbar weniger als 1 Fünftel.'"

Über den Betrag der Geldbuße, die Sokr. 38 b gegen sich beantragt, finde ich in den Kommentaren nur bei Uhle eine Bemerkung, und zwar eine ganz unzulängliche, nämlich: „μνᾶν ἀργυρίου: etwa 75 M. Eine Goldmine betrug ungefähr das Zehnfache. Die Summe ist allerdings sehr klein im Vergleich mit anderen berühmten Bei-

---

ursprünglich 251 stand. In diesem Fall hätten wir 251 gegen, 245 oder 246 für den Angeklagten, also fast 500 Stimmen, einige wenige konnten aber immer, wenn das Kollegium auch ursprünglich vollzählich war, während der Verhandlung selbst sich verlieren; oder könnte man auch hier Enthaltung annehmen. Sollte endlich bei Pl. die Lesart τριάκοντα richtig sein, welche zwar mehrere der besten Hss. für sich, aber" ⟨NB⟩ „den Zusammenhang gegen sich hat, so könnte man . . vermuten: κατεδικάσθη δ. ο. ψήφοις, ξ′ πλείοσι τῶν ἀπολυουσῶν. Dann hätten wir 280 gegen 220, zusammen 500 Stimmen, und wenn sich 30 mehr für den Angeklagten erklärten, war er durch Stimmengleichheit freigesprochen." — Sonderbarerweise bemerkt H. Maier (482 A.) hiezu: „Mir ist es ganz unverständlich, warum Zeller hier eine ganz bestimmte Zahlenangabe erwartet . . . Die runde Zahl entspricht viel mehr dem ganzen Tenor der Rede als eine pedantisch genaue Zahlenangabe. Sokr. sagt den Richtern: 30 Stimmen mehr für mich und ich wäre freigesprochen!" —? Er sagt ihnen also, was sie nachzählend als unrichtig finden mußten? 30 hätten dazu eben noch nicht gereicht!

spielen von Geldstrafen (Miltiades, Perikles, Timotheos)." Ich empfehle in eine neue Auflage jedenfalls auch aufzunehmen, was Pöhlmann, Sokr. u. s. Volk, S. 108 sagt: Sokr. „erbot sich, auf den dringenden Wunsch der Freunde, eine Geldbuße von 3000 Drachmen zu leisten, eine Summe, die man durchaus nicht mit Gomperz eine bescheidene nennen darf. Sie hätte für Sokr., der nach seiner eigenen Erklärung höchstens 100 Drachmen aufzubringen vermochte, bleibende schwere Verschuldung bedeutet, wenn er das Geld nicht als Geschenk der befreundeten Bürgen annehmen wollte. Auch muß man zur Beurteilung der Summe bedenken, daß das Wohnhaus eines so reichen Mannes, wie des Vaters des Demosthenes, das neben der Wohnung noch ausgedehnte Fabrikräume umfaßte, genau denselben Wert hatte, daß ferner der ganze jährliche Reinertrag seiner mit 33 Arbeitern besetzten Fabrik auch nicht mehr als 3000 Drachmen betrug. (Eine Verhöhnung konnten also die Richter in dem *ἀντιτίμημα* des Angeklagten unmöglich sehen.)"

Zu 39 e *ἐν ᾧ οἱ ἄρχοντες ἀσχολίαν ἄγουσι καὶ οὔπω ἔρχομαι οἷ ἐλθόντα με δεῖ τεθνάναι* bemerkt Schanz: „Nach dem Spruch der Geschworenen wurde das Urteil schriftlich abgefaßt, um im Archiv aufbewahrt zu werden. Dann mußten auch Veranstaltungen getroffen werden, Sokr. den Elfmännern zu übergeben. Auch die Redner benutzen in ihren Reden die Pausen, welche (angeblich) durch das Herbeischaffen der vorzulesenden Dokumente entstehen. So Demosthenes 18, 180." — Also ist die dritte Rede in ihrer ganzen Ausdehnung sachlich möglich.

41 a *ἢ αὖ Ὀρφεῖ ξυγγενέσθαι καὶ Μουσαίῳ καὶ Ἡσιόδῳ καὶ Ὁμήρῳ ἐπὶ πόσῳ αὖ τις δέξαιτο ὑμῶν.* Was dazu von Schanz bemerkt wird, ist dem Leser entschieden dienlich, bis auf das am Schluß angehängte: „Rp 10, 612 b *ὥσπερ Ἡσίοδόν τε καὶ Ὅμηρον.*" Damit wird niemand viel anzufangen wissen, und wer die Stelle nachschlägt, wird vollends ratlos sein. Dagegen wäre wohl ein Hinweis darauf am Platz gewesen, daß in der Rp Orpheus und Musaios, (Hesiod) und Homer verschiedentlich aufs schärfste getadelt werden, und daß vor ihren Büchern gewarnt wird.

Erwähnt sei noch, daß v. Bamberg das 32. Kapitel der Ap für unecht erklärt hat und Beyschlag zur Widerlegung dieser Erklärung einen besonderen Aufsatz geschrieben hat im Philol. 1903 (72) S. 196—226.

Zum Schluß bemerke ich, daß die erklärende Ausgabe von Schanz, an der ich so viel auszusetzen habe, doch in philologischer Hinsicht auch von mir als sehr verdienstvoll anerkannt

wird. Die Satzkonstruktion und sprachliche Eigenheiten sind in ihr trefflich erläutert, auch die Realien im allgemeinen sehr gut behandelt. Die Ausgabe Uhles aber entspricht durch ihre Einleitung und ihre dem Text angeschlossenen Noten trefflich dem Zweck einer erklärenden Schulausgabe. Als Schultexte sind auch die von A. Th. Christ, 1908, und von Jos. Král herausgegebenen wohl brauchbar. Král gibt die wichtigsten handschriftlichen Varianten, allerdings ohne die wünschenswerte Bestimmtheit, wie das Beispiel aus 36 a zeigen mag: „τριάκοντα mel., B in mg., τρεῖς det.“, Christ schickt eine lesbare Einleitung von 25 Seiten voraus und läßt ein Namensverzeichnis und im Anhang eine Beschreibung „des Verfahrens in öffentlichen Rechtsfällen zu Athen“ folgen. Beide geben sie auch das Schlußkapitel des Phn im griechischen Wortlaut, Christ obendrein aus dem Sy die Lobrede des Alkibiades auf Sokr.

Kriton (= Cr) behandelt Th. Gomperz II, S. 358 f., Räder S. 99—101, Ritter S. 384—90, Windelband-Bonhöffer S. 149, Wilamowitz I, S. 167—70. II, 55 f.; in Einzelausgaben, je zusammen mit Ap: Schanz 1893, J. Král 1890, A. Th. Christ 1908, Uhle 1912.

Ich beginne mit inhaltlichen Bemerkungen aus Wilamowitz I, 167: Auf die Verurteilung zum Tode „war die Wartezeit gefolgt und in ihr die Versuchung an Sokr. herangetreten, durch die Flucht aus dem Gefängnis ins Ausland sein Leben zu retten. Dem hatte er widerstanden, obgleich der Versucher aus hingebender Liebe zu ihm handelte. Das konnten viele nicht verstehen; Pl. rechtfertigt es in dem Dialoge Cr so, daß in Sokr. der bis in den Tod getreue Staatsbürger hervortritt, und hier hat er nichts getan, als die wirkliche Gesinnung des Sokr. herausgearbeitet, die er zwar im Tiefsten teilte, aber doch nicht so schlicht und so unbedingt hingebend: das Staatsgefühl des Atheners aus der großen Zeit des Reiches konnte nicht dasselbe bleiben, wenn ein Anytos immer noch einer der Achtungswertesten unter den Demagogen war“. Über die Abfassung schreibt W. (II, 55): für sie scheine „53 c einen Anhalt zu bieten, wo Theben und Megara als εὐνομούμεναι πόλεις behandelt werden . . . Seit 395 . . konnte Pl. der thebanischen εὐνομία kein Kompliment mehr machen, niemals wieder. Vor 395 fällt also der Cr. Das ist freilich selbstverständlich, er mußte ja möglichst rasch nach dem Tode des Sokr. erscheinen“ . . . „Es ist beschämend, daß Moderne sich dem Evidenten verschlossen haben und den Cr in spätere Zeit gerückt, gar solchen Unsinn geredet, die Beurteilung des Lebens nach dem Tode wäre hier anders als in der Ap.“

Zu den getadelten Modernen gehören Gomperz, Vater und Sohn. Th. Gomperz sagt II S. 358 im Anschluß an seine Darstellung des Mx, dessen Leser in Pl. einen Genossen der oligarchischen Revolutionäre sehen möchte: „Diesen Eindruck berichtigt der Cr. Er zeigt die andere Seite des Bildes und stellt so einen scharfen Gegensatz dar ebenso zum Mx wie zur Ap und zum G. Wir kennen nicht den Anlaß, dem das kleine Gespräch entsprossen ist; aber man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß es Pl. hier ganz eigentlich darum zu tun ist, den Verdacht revolutionärer Gesinnung von sich und den Seinigen abzuwehren" . . . (539) „Das Merkwürdigste am Cr ist die darin bekundete moralische Verfeinerung, die über diejenige des G weit hinausgeht und nur in den ersten Büchern der Rp eine Parallele findet. Es wird nämlich jedes Schädigen auch des Feindes, jegliches Vergelten auch des Unrechts, streng verpönt, was nicht nur der Doktrin des xenophontischen Sokr. schroff widerspricht, sondern nicht minder jenem im G geäußerten Wunsche, der ungerechte Feind möge durch Straflosigkeit vor Heilung bewahrt bleiben und, wenn irgend möglich, ein unsterblicher Bösewicht werden. Der herkömmlichen Ansicht, daß der Cr der Ap zeitlich nahe stehe, widerstreitet auch die hier und die dort vorwaltende Vorstellung von der Unterwelt. Der Glaube an Belohnungen und Bestrafungen im Jenseits ist dem Cr nicht mehr so völlig fremd wie der Ap. Endlich spricht für die verhältnismäßig späte Abfassung dieses Dialogs, wie jüngst nachgewiesen ward" — nämlich, sagt uns eine Anm. auf S. 579: „von Dr. Heinrich Gomperz Über die Abfassungszeit des platonischen Cr, Ztschr. f. Phil. u. phil. Kr. B. 109 S. 176—79" — „die sein Vorhandensein nicht voraussetzende Einleitung des Phn. Denken wir uns den Cr in der Zeit entstanden, da einige Bücher der Rp bereits verfaßt, vielleicht auch schon veröffentlicht waren, so glauben wir seine Abzweckung am besten verstehen zu können."

Die Ansicht, die G. vertreten hat, wird sich sicher nicht behaupten. Räder (S. 100 f.) verwirft sie mit folgenden guten Gründen: „Der Vergleich mit dem G beweist nichts, weil die dort aufgestellte Behauptung als bewußte Paradoxie auftritt. Auch im G ist Pl. klar darüber, daß Unrecht tun unter allen Umständen verwerflich ist . . Ebensowenig beweist die Zusammenstellung mit dem Phn. Man ist auf die dramatische Ökonomie der Dialoge nicht aufmerksam gewesen. Wie wäre es denn möglich gewesen, ins Gespräch zwischen Sokr. und Kriton im Gefängnis eine längere Auseinandersetzung vom heiligen Schiff, das jedem Kind Athens

bekannt war, einzuflechten! Im Phn aber wird die Erklärung dem Phliasier Echekrates gegeben, der natürlich von den athenischen Verhältnissen und von den Schicksalen des Sokr. wenig unterrichtet war. Denken wir uns den Phn zu einer Zeit geschrieben, da die Schriften Pl.s in der ganzen griechischen Welt gelesen wurden, verstehen wir leicht, daß es für Pl. nötig war, seine Leser über Verhältnisse aufzuklären, die den Athenern, die wir uns als Leser des Cr denken, wohl bekannt waren. Cf. Burnet. Wenn im Phn Echekrates nur so viel weiß, daß Sokr. verurteilt und durch Gift getötet worden ist, so schließen wir einfach daraus, daß Pl. zur Abfassungszeit des Dialoges ebensoviel Kenntnis von der Sache bei seinen Lesern voraussetzen durfte. Es scheint vielmehr [vgl. Socher] aus Phn 98e—99a, wo von der Ursache der Gefangenschaft des Sokr. geredet wird, hervorzugehen, daß der Cr schon vorlag." — Bonhöffer wendet sich S. 149 A. 1 auch gegen die Annahme, daß der Cr auf den literarischen Angriff des Polykrates gegen das Andenken des Sokr. antworten wolle. „Daß seine ganze Lehrtätigkeit zur Lockerung der religiösen und staatlichen Autorität beigetragen habe — was ihm Polykrates vorgeworfen hatte —, darauf geht der Cr gar nicht ein." Auch macht B. darauf aufmerksam, daß Cr 45b auf die Ap (nämlich 37d) hinzuweisen scheine.

Von etwas fraglichem Wert scheinen mir die Ausführungen Lutoslawskis zu sein; doch will ich sie nicht unterdrücken: „Wir bemerken hier eine sorgfältige Unterscheidung zwischen achtbaren und unmoralischen Meinungen (χρηστὰς — πονηρὰς δόξας 47a), entsprechend der später oft wiederholten Gegenüberstellung von richtiger Vorstellung und Erkenntnis. Diese Weise der Abschätzung eines Urteils nach seinem moralischen Wert ohne Rücksicht auf ein logisches Richtmaß der Wahrheit ist der sokratischen Stufe platonischer Logik eigentümlich und zeigt uns, wie Pl. von der moralischen Betrachtungsweise (the moral teaching) seines Meisters zu seinen eigenen logischen Untersuchungen geführt worden ist. Als er den Cr schrieb, war er anscheinend noch nicht bei seinem späteren Ideal objektiven Erkennens angelangt: er begnügt sich mit der 'achtbaren' Meinung eines Sachverständigen (ἐπαΐων 47d), der er mehr Vertrauen schenkt als der Meinung der Menge (δόξα τῶν πολλῶν 47c). In Übereinstimmung mit diesem praktischen Standpunkt werden fundamentale Meinungsverschiedenheiten unter den Menschen als unvermeidlich angesehen, und hier wie im Eu wird von ihnen angenommen, daß sie Haß und Verachtung erzeugen, wenn sie Ethisches zum Gegenstand haben (Cr 49cd, Eu 7d).

Diese Anschauung ist wirklich charakteristisch, weil im G und allen späteren Dialogen Sokr. sich im Besitze objektiver Wahrheit zeigt sowohl über ethische als über andere Fragen, einer Wahrheit, die bewiesen und sogar solchen Feinden der Philosophie, wie Kallikles vermittelt werden kann. Hier finden wir bloß hinlänglich gesicherte (competent) Meinung oder die Autorität des 'besten' Vernunftgrundes (46 b *μηδενὶ ἄλλῳ πείθεσθαι ἢ τῷ λόγῳ ὃς ἄν μοι λογιζομένῳ βέλτιστος φαίνηται*). Dieser 'beste' Vernunftgrund aber ist noch nicht 'die Vernunft', die den Lesern der späteren Dialoge vertraut ist. Von diesen logischen Besonderheiten aus können wir nur schließen, daß der Cr, der mit den 2 vorausgehenden Dialogen eine natürliche Gruppe bildet, früher ist als der Me und G. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß er später ist als die Ap, weil Pl 45 b eine deutliche Anspielung auf seine Ap. macht."

Schanz sei durch folgende Sätze gekennzeichnet (S. 15 seiner Einleitung:) „Daß der Dialog geraume Zeit nach dem Tode des Sokr. verfaßt ist, erhellt aus der resignierten Stimmung, welche den Dialog durchzieht. Wieder unmittelbar nach dem Tode des Sokr geschriebene G" ⟨?⟩ „zeigt, erfüllte das tragische Ereignis, der Tod seines Lehrers, Pl. mit der größten Erbitterung gegen die athenischen Staatsmänner. Es ist unmöglich, daß Pl. zu derselben Zeit einen Dialog verfaßte, welcher die Unterwerfung unter die Gesetze als ein Gebot der Pflicht dartut. Wir werden daher den Cr in dieselbe Zeit zu versetzen haben, in der auch der Eu verfaßt ist." Im übrigen hat Sch.s Kommentar dieselben Schwächen und dieselben Vorzüge wie der zur Ap (und dem Eu). Und dasselbe gilt auch von den Bearbeitungen, die Uhle, Christ usw. dem Cr haben zuteil werden lassen. Rühmend hervorheben möchte ich wieder die Einleitung Apelts zu seiner Übersetzung.

Noch eine Einzelheit: 46 e f. sagt Sokr. zu Kriton: *σὺ γάρ, ὅσα γε τἀνθρώπεια, ἐκτὸς εἶ τοῦ μέλλειν ἀποθνήσκειν αὔριον.* Schanz bemerkt dazu: „*αὔριον*. Dieses Wort ist auffällig, weil es im Widerspruch mit dem Traum des Sokr. steht. Vielleicht ist dasselbe interpoliert und genügt *μέλλειν* allein, im Sinne von 'im Begriffe stehen'; diese Bedeutung wird noch durch das folgende *ἡ παροῦσα συμφορά* gestützt." Die andern Erklärer gehen über die Schwierigkeit mit Stillschweigen weg und enthalten sich auch einer Bemerkung zu der merkwürdigen Tatsache, daß Sokr. aus den Worten, die ihm die Traumgestalt zugerufen *ἤματί κεν τριτάτῳ Φθίην ἐρίβωλον ἵκοιο* die Gewißheit schöpft, daß seine Hinrichtung noch nicht, wie Kriton ihm ankündet, morgen (*αὔριον*), sondern

erst tags darauf werde vollzogen werden. Es darf gefragt werden: Hat Sokr. sich hierin getäuscht? Wäre das der Fall, so meine ich, wäre es von Pl. leicht angedeutet worden. Andernfalls haben wir hier die bemerkenswerte Beglaubigung eines Ahnungstraumes, der um so merkwürdiger ist, weil es sich um etwas Unbedeutendes handelt (einen einzigen Tag Fristverlängerung) und weil man sich lediglich keinen vernünftigen Grund denken kann, aus dem die Ahnung entsprang. Auch Schanz scheint anzunehmen, daß Sokr. gegen Kriton Recht behielt. Daß aber Sokr. trotz seiner Überzeugung, erst „am dritten Tag“ komme für ihn die Todesstunde, dem Kriton entgegnet: ‘Du wirst nach menschlicher Voraussicht morgen noch nicht sterben’, findet m. E. seine genügende Erklärung darin, daß eben Kriton mit seinem: ‘morgen mußt du sterben, wenn du jetzt die Gelegenheit zur Flucht nicht benützest’ den Sokr. schrecken und von seinem in ruhiger Überlegung gefaßten Entschluß abdrängen wollte.

Gorgias (= G) behandelt von Lutoslawski S. 212—18, Gomperz S. 264—289, Räder S. 111—25, Ritter S. 391—430 u. 444—449, Windelband-Bonhöffer S. 151 f., Pohlenz S. 129—67, v. Arnim S. 76 ff., 186 ff., Wilamowitz I S. 208—35, Prächter 223 f., 255—62, Kühnemann, Grundlehren der Philosophie, 1899, S. 296—325, M. Hoffmann, Ztschr. f. G.Ws. 1904 S. 478—91; erklärende Einzelausgaben gibt es nach Prächter außer der von Sauppe-Gercke 1897 und von (Cron) Deuschle-Nestle, 5. A. 1909, auch von Thompson 1894, J. Stender 1900.

Von dem gewaltigen Eindruck, den der G heute noch auf den Leser machen kann, zeugen auch die neuesten Erklärer. Worauf beruht dieser Eindruck? Vor allem auf der heißen und doch künstlerisch beherrschten Leidenschaft, die ihn durchglüht. Man fühlt: Pl. kämpft hier für das Recht seiner Weltauffassung und des Lebensberufs, den er sich erwählt hat. Er kämpft nicht bloß gegen die Leute, die seinen Meister als Verbrecher behandelt, angeklagt und verurteilt haben, und die er als seine natürlichen Feinde betrachten muß, sondern auch gegen Menschen, die ihm bisher nahe gestanden sind und wohlmeinend nach ihrem Verständnis ihm zum Besten raten wollen. Kallikles darf zu Sokr. sagen: *πρὸς σὲ ἐπιεικῶς ἔχω φιλικῶς*. Und ihm gilt die schroffste Absage. Für diese Auffassung lassen sich verschiedene Zeugnisse anführen. Schon Schleiermacher, in einer von Kühnemann angezogenen Stelle (II, 1 S. 19) hat geschrieben: „Es scheint . . fast, als habe die Apologie

des Sokr., indem sie . . in eine Apologie der sokratischen Gesinnung und Lebensweise überhaupt verwandelt worden, die persönliche Beziehung nicht sowohl verloren, als vielmehr nur verändert und sei eine Apologie des Pl. geworden." Kühnemann selber schreibt (297 f.): „Warum wirkst du nicht im Leben des Staates? . . Gibt es einen Nachweis des höheren und wahren Rechts der Philosophie auch vor dem politischen Anspruch, der für den Griechen der sittliche selber ist? Es springt aus dem Innersten der gewohnten Lebensumstände die sittliche Grundfrage heraus. Diese Arbeit ist nicht als Übung des Verstands, nicht als Spiel des Witzes geschrieben; sie kommt aus dem Gewissen . . Es bildet nirgends wie hier die Grundidee der ganzen platonischen Existenz den alles beherrschenden Gedanken, jene Idee: Philosophie ist philosophisches Leben . . (299) Gegen den einzigen Anspruch, den Pl. selbst vielleicht gerechtfertigt finden konnte, kämpft er um sein Leben." Wilamowitz gibt dem Kapitel, worin er das 1. Buch der Rp und den G bespricht, die Überschrift „Absage an die Welt"; zur Kennzeichnung des G aber sagt er (S. 210): „in dem Ganzen weht eine Leidenschaft, wie er sie nirgend sonst verrät . . Der dramatische Schmuck ist auf das äußerste beschränkt . . Sokr. ist ein ganz anderer geworden als in den früheren Schriften; er sucht keine Wahrheit, zu der ihn nur ein richtiges Gefühl im Busen zöge, sondern besitzt seinen festen Glauben, weiß ihn zu behaupten und zieht für ihn zu Felde . . (229) Die Verteidigung des Sokr. ist nicht mehr der eigentliche Inhalt, der ist vielmehr, Ziel und Weg des rechten Lebens zu weisen. Das Ganze wird ein Protreptikos, eine Predigt. Prediger, Prophet des wahren Lebens ist Sokr. dem Pl. geworden. Aus seinem Tode hatte er sich das neue Evangelium entnommen . . . Jetzt stand er einsam auf sich, aber froh und hoffnungsvoll in der Sicherheit seines Glaubens . . . Aber er braucht nicht einsam zu bleiben, er soll und will es nicht, er ruft ja 'folge mir nach', und wenn sie ihm folgen, auch für ihre Seele sorgen, dann werden sie Gottes Freunde werden, wie er es ist: und so ist es doch ein Gottesreich, dem der Prediger den Weg bereitet . . (231) Der hier redet gibt der gewöhnlichen Laufbahn des Politikers und auch des Literaten eine Absage . . . Die Verurteilung der berühmten Demagogen war . . nicht notwendig; um so aufschlußreicher, daß Pl. sie gibt, ausführlich, mehrfach vorbereitet, und so heftig, so einseitig. Das ist nicht Sokr.; den haben wir im Cr gehört; das ist Pl., der sich, nicht leichten Herzens (daher die Erregung) von dem Staate seiner Heimat losreißt . . . (233) Wer so leiden

schaftlich redet, . . der fordert die Frage heraus, woher diese Leidenschaft? Der Tod des Sokr. genügt nicht mehr; Sokr. ist hier so sehr der überlegene Sieger, daß die Trauer um seinen Tod dem freudigen Glauben an seine Unsterblichkeit gewichen ist . . Das innere Erlebnis ist, daß Pl. nel mezzo del cammin di nostra vita sich eben die Frage gestellt hat, um die sich Gorgias" ⟨soll wohl heißen: Sokrates⟩ „und Kallikles streiten: wie soll ich leben, und daß er die Antwort gefunden hat. Leben heißt für seiner Seelen Seligkeit sorgen, und das fordert die Hingabe des Lebens an die Philosophie; aber dieselbe Forderung ist allen Menschen gestellt, und wenn die Gesellschaftsordnung, wie sie ist, die Menschen vom rechten Wege abdrängt, so muß sie geändert werden, von Grund aus geändert . . . 'So geht es nicht weiter, sagte er sich, . . Deshalb hinaus aus dieser bösen Umgebung, die mich nicht verlocken darf, auch nicht zur Fortsetzung des mir so lieben Wortkampfs, denn ich muß lernen, wenn ich wirklich Philosoph werden will. Deshalb hinaus zu frischer Fahrt auf das neue weite Meer. Wenn ich heimkomme, werden wir weiter sehen; vielleicht werde ich dann nicht nur schreiben, werde ich auch handeln können.' . . Zu dieser alles umstürzenden Überzeugung konnte Pl. nicht allein durch Sokr. gelangen . . . Der G ist der Niederschlag der Kämpfe, mit denen er sich von der Jugend" ⟨und der Laufbahn⟩ „losriß, die dem Sohn des Ariston als solchem bestimmt schien; er hat keine Familie mehr, und dem Staate sagt er ab . ."

Im wesentlichen wird wohl auch Prächter mit der von mir vorgetragenen Auffassung einverstanden sein. Er führt den G auf an der Spitze einer Anzahl von „Schriften der Übergangszeit" von der Jugendschriftstellerei, die „nur der abstrakten Erörterung begriffsethischer Probleme ohne Stellungnahme zu den großen praktischen Fragen der Gegenwart galt", zu den „Schriften der reifen Mannesjahre". In dieser Übergangszeit, sagt er, verbinden sich mit dem Sokratischen andere Elemente. Dadurch wird auch der Stil beeinflußt. (255:) „Der auffallend trockene Rationalismus der Jugenddialoge erhält unter der Einwirkung orphisch-pythagoreischer Denkweise eine mystische Beimischung, die zur Betätigung dichterischer Phantasie lockt, und der Weltanschauungskampf zeitigt das poetische Pathos des Propheten. Wo der Dichter dem Philosophen vorauseilt, kleidet er seine Schau in die Form des Mythus, jenem überlassend, sich daraus Grundgedanken und Stimmung dienstbar zu machen." Vom G besonders, in Vergleichung mit Rp I, gelten die Worte (261): „An die Stelle des kühl forschenden Begriffsethikers ist der

feurige Bekenner eines Lebensideales, an die Stelle der abstrakten Untersuchung der Kampf gegen und für konkrete Mächte im geistigen Leben der Zeit getreten . . . Alles ist aus dem Schatten der Schule in das scharfe Licht des öffentlichen Lebens gerückt . . . Auf diesem Geiste eines sittlichen Bekenntnisses dem Leben und der Wirklichkeit gegenüber beruht der gewaltige Eindruck, den der G wie im Altertum so auch heute auf jeden Leser hervorbringt . . Aber auch dogmatisch bedeutet das Werk einen großen Fortschritt . . über alle seine Vorgänger hinaus, einen Fortschritt insbesondere in der Richtung auf die Ideenlehre. Mit dem orphisch-pythagoreischen Gedankenkreise setzt eine neue mächtige Triebkraft ein, die dieser Lehre entgegenführt. Die Anschauung von einer jenseitigen Welt und einem körperlosen Zustande der Seele, die Auffassung vom *σῶμα* als *σῆμα* — diese letztere freilich nur als fremde Lehre wiedergegeben . . — vereinigen sich mit der scharfen Entgegensetzung von Sein und Schein, von Streben nach dem Guten und Jagd nach Sinnenlust, zur Förderung jenes Dualismus, der ein Grundzug der Ideenlehre ist. Auf dem Felde der Politik bilden sich unter dem Einfluß dieses Dualismus jetzt schon die Keime, die sich später in den Büchern II—X der Rp im Lichte der ausgebildeten Ideenlehre machtvoll entwickeln . . .“

Man sieht indes: wer den Gedankengehalt des Dialogs vor uns ausbreiten will, muß auch von seiner Absicht reden, und die läßt sich nicht feststellen ohne Rücksicht auf die Abfassungszeit. So muß diese wieder ins Auge gefaßt werden. Sichere Anhaltspunkte dafür fehlen auch beim G. Und die Meinungen gehen noch ziemlich weit auseinander. Wilamowitz hat die seinige geändert. S. 233 sagt er: „Ich habe also in meiner Jugend nicht die richtige Antwort gefunden, als ich den G unmittelbar nach 399 entstanden glaubte.“ Es stehen aber manche noch auf dem Standpunkt, den Wilamowitz verlassen hat. So z. B. Ed. Schwartz, bei dem wir lesen: „Die künstlerische Objektivität der Verteidigungsrede, in der Pl. nichts anderes wollte als den echten Sokr. schildern, läßt den Sturm kaum ahnen, den der Tod des Meisters in dem Jünger entfesselte. Mit zermalmender Gewalt macht er sich geltend in der Anklageschrift gegen die Athener, die Pl. unmittelbar nach der Katastrophe komponierte, dem Dialog G, jenem wunderbaren Produkt heiligsten Prophetenzorns und vornehmster Gestaltungskraft, in welcher er dem attischen Volke zuruft: ‘Ihr glaubt, Sokr. mit eurem Urteil vernichtet zu haben; ich aber sage, Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun. Euer ganzer Staat ist so faul,

daß der Gerechte, der gerecht bleiben will, in ihm untergehen muß. So hat Sokr. Recht gehabt und nicht ihr. Das Gericht, das jeder Seele nach dem Tode ihr Recht werden läßt, wird es zeigen.'" (Charakterköpfe S. 58.)

Räder bemerkt über die chronologische Frage (S. 122): „Mit Recht ist gesagt worden, daß wir im G nicht Spuren der Ideenlehre, sondern Keime dazu vorfinden [Lutoslawski S. 217]. Obgleich also die chronologische Stellung des Dialogs durch Betrachtung des Inhalts recht genau bestimmt werden kann," —? „weichen dennoch die wesentlich auf äußere Kriterien gestützten Ansichten von seiner Abfassungszeit bedeutend voneinander ab. Die unwahrscheinlichste Ansicht ist die von Bergk, der den Dialog um das Jahr 405/4 ansetzt; denn der bittere Ton . . zeigt deutlich genug, daß der Dialog nach Sokr.' Tod geschrieben ist. Wenn aber einige aus diesem Ton und aus der trüben Stimmung . . gefolgert haben, daß er kurz nach Sokr.' Tod geschrieben sein müsse [Hermann S. 476, v. Wilamowitz-Möllendorff in den Philol. Unt. I S. 218, Dümmler Akademika S. 69 ff.], ist diese Folgerung als viel zu unsicher abzuweisen. Es gibt im G Anzeichen, die auf eine größere Reife des Verfassers deuten, als wir in den früheren Dialogen gefunden haben. Hierauf deutet schon die Schärfe und Konsequenz, womit der Standpunkt des Gegners durchgeführt wird." — Gewiß ist das bedeutsam. Ich füge den Satz von Wilamowitz ein: „Pl. war Poet genug, dem konsequenten Vertreter der Weltanschauung, zu der er sich in vollkommenem Gegensatze fühlt, eine Größe zu verleihen, die in ihrer Art imponieren muß und ihn weit über die Halben erhebt" (217). — „Außerdem findet man im G Beweise dafür, daß Pl., wahrscheinlich auf seinen Reisen, mit geistigen Strömungen bekannt geworden ist, die er vorher nicht gekannt hatte. Er zeigt eine Vertrautheit mit der mathematischen Sprache, indem er 65 b—c das Verhältnis zwischen den verschiedenen Künsten und Fertigkeiten als mathematische Proportionen darstellt, und 68 a läßt er den Sokr. die 'geometrische Gleichmäßigkeit' rühmen. Ferner wird 93 a der Aussage der 'Weisen' Erwähnung getan, daß der Körper (*σῶμα*) das Grab (*σῆμα*) der Menschen sei . . . Endlich verrät auch der Schlußmythus vom Totengericht orphischen oder pythagoreischen Einfluß . . . Einen zuverlässigeren Anhaltspunkt erhalten wir durch die Betrachtung vom Verhältnis des G zu Polykrates' Deklamation gegen Sokr., worin die Staatsmänner der Vorzeit auf Kosten des Kritias und Alkibiades, die Sokr. verdorben haben sollte, gepriesen worden waren. Antwort hierauf ist Pl.s Verdammungsurteil über

die Staatsmänner. [Dies ist überzeugend dargetan von Gercke S. XLIII ff., vgl. Gomperz II S. 278 f.] Nun fällt Polykrates' Schrift sicher später als das Jahr 394, da die Wiederherstellung der langen Mauern Athens durch Komon darin erwähnt war. Also muß auch der G nach 394 abgefaßt sein. Endlich hat man auch aus Pl.s Verhältnis zu Isokrates mehrere Folgerungen von ungleichem Wert gezogen . . ." „Wir werden", urteilt er abschließend, „kaum fehlgehen, wenn wir die Abfassungszeit des G um 390 oder vielleicht einige Jahre früher ansetzen." — Das kann ich mir gefallen lassen. Auf die Schlüsse aus dem Verhältnis zu Isokrates gebe ich freilich noch weit weniger als R., der, auf Spengel gestützt, zu Unrecht behauptet, wir könnten „zwischen Pl. und Isokrates ein andauerndes feindseliges Verhältnis beobachten", bei dem bloß fraglich bleibe, ob die Feindschaft durch den G erzeugt worden sei oder schon vorher bestanden habe. Und solange wir nicht einmal sicher sind, ob Polykrates mit seiner Deklamation eine Antwort auf den G geben wollte, oder ob Pl. im G auf jene Deklamation Bezug genommen hat, hilft uns der für sie ermittelte terminus post quem von 394 nicht viel. Mit gutem Grund sagt z. B. Pohlenz (S. 165): „Daß der G" — so wie Gercke bewiesen zu haben glaubt — „die Antwort auf Polykrates' Broschüre darstelle, kann ich mindestens nicht als erwiesen betrachten." Im Gegenteil, es „spricht manches dafür, daß grade Pl.s scharfe Absage an die athenische Demokratie die leitenden Staatsmänner dazu bestimmt hat, einen Literaten zu einer Antikritik gegenüber den Sokratikern zu veranlassen."

Wilamowitz will sicher ausgemacht haben, „daß Polykrates den G vor Augen hatte und gegen den Sokr. des Pl. polemisierte". Nämlich der Text des Pindarzitats in G 84 b ist mit einem Fehler behaftet: *βιαιῶν* (so muß man akzentuieren) *τὸ δικαιότατον* st. *δικαιῶν τὸ βιαιότατον*. Man darf nicht mit den Herausgebern korrigieren; schon deshalb nicht, weil Pl. N 890 a offenbar derselbe Wortlaut als pindarisch im Gedächtnis liegt. Es ist das gewiß „befremdend", und „vielen Philologen werden sich die Haare sträuben, denen eine Anführung aus dem Gedächtnis für weit unverzeihlicher gilt als ein aus einem ungelesenen Buche entlehntes Zitat, wenn es nur durch Nachschlagen verifiziert ist. Pl.s Verschulden ist aber noch größer." Er ist auf den Fehler aufmerksam gemacht worden, eben von Polykrates, und hat sich nicht das Mindeste darum bekümmert. Daß ihm Polykrates diesen Fehler vorrückte, ist aus Libanios' Verteidigung des Sokr. zu erschließen. Der sagt 87, die Worte Pindars lauten bei Polykrates anders, als „Sokrates" s

angeführt hatte, und aus seiner Umschreibung sieht man, daß er selber Pindar nicht nachschlug und die Fassung *βιαιῶν τὸ δικαιότατον* als die richtige ansah. Zwar muß W. selber die Möglichkeit zugeben, daß „nur Libanios auf die Abweichung aufmerksam geworden, die zwischen dem Texte des Polykrates und dem des Pl. bestand", nicht Polykrates schon einen Fehler seiner Vorlage heraushob — und diese Möglichkeit, wenn sie auch „recht wenig wahrscheinlich ist", stellt alles wieder in Frage. Auch fehlt es günstigstenfalls für die Anklageschrift des Polykrates noch an einem praktisch verwertbaren terminus ante quem. Es haben auf sie bekanntermaßen Lysias und Xenophon Antwort gegeben. Auch daraus kommt uns aber keine Hilfe. Lysias' Leben läßt sich bis aufs Jahr 380 herunter verfolgen und mag vielleicht noch einige Jahre länger gedauert haben. Die ersten Kapitel der Memorabilien werden auch den früheren 80er Jahren angehören. Doch bedeutsam, meint W., ist R. Hirzels Entdeckung, „daß Pl. im Me sich auf Polykrates bezieht". Und als gesichert läßt sich schließlich hinstellen (S. 105): „Pl.s G, danach Polykrates' Sokrates, für den an sich wohl das Jahrzehnt 393—83 möglich ist, die untere Grenze aber sicherlich höher liegt, danach Pl.s Me. Pl.s Reise fixiert diese Daten unabhängig so: G erscheint nach 394, vor 390, Polykrates' Sokrates ist 388 da, der Me fällt bald nach 386. Lysias' Sokrates wird auch vor 388 fallen." — Es mag sein, daß W. damit das Richtige getroffen hat. Aber weder für das „vor 390" des G, noch für den Satz „Polykrates' Sokrates ist 388 da" finde ich einen Beweis, der mich überzeugte. Was nämlich W. II, 82 f. über die Zeit von Pl.s Reisen sagt, finde ich schlecht begründet.

Pohlenz (S. 164 f. A.) glaubt annehmen zu dürfen, daß für die Schrift des Polykrates, der sich offenbar dem Konon und Thrasybul empfehlen wolle, was nach der Gefangennahme Konons keinen Sinn mehr gehabt hätte, nur die Jahre 393 und 392 zur Wahl stehen. Darum dürften wir (167) „auch wenn Pl. auf Polykrates antwortete, kaum über 391 herabgehen".

Hören wir auch noch Gomperz (II, 272): „Spuren mathematischer Bildung waren in den bisher durchmusterten Gesprächen nicht anzutreffen. Im G erscheinen sie mehrfach, zum Teil in enger Verbindung mit der Ethik." Dazu kommt Pythagoreisches und Orphisches. Epicharm wird angeführt, desgleichen ein anderer 'sizilischer oder italischer Mann'. „Kein einzelnes dieser Anzeichen ist an sich von zwingender Art; ihre Vereinigung aber im Zusammenhange mit dem Fehlen alles Derartigen in der schon be-

handelten Schriftengruppe besitzt erhebliche Beweiskraft. Wir dürfen vermuten, daß der Verfasser des G bereits in Unteritalien geweilt und dort in die orphische und pythagoreische Sinnesart eingeweiht worden ist; mag er nun ebendort oder erst nach seiner Rückkehr, die sehr wohl vor der ersten sizilischen Reise erfolgt sein kann, an dem Werke geschaffen haben. Je mehr wir uns dem Schlusse des Gesprächs nähern, um so mehr häufen sich die Merkzeichen jenes Einflusses." (278:) „Woher, so fragen wir, stammt diese alle Schranken der Billigkeit durchbrechende Erbitterung Pl.s? Man denkt zuvörderst an die Hinrichtung seines Meisters. Und sicherlich hat der grauenhafte Vorgang den schärfsten Stachel in seinem Gemüte zurückgelassen. Allein es waren seither, da der unteritalische Aufenthalt dazwischen fällt, doch jedenfalls mehrere Jahre dahingegangen — Jahre, in denen fast sicherlich" —?? „die von Heiterkeit durchwehten Gespräche entstanden sind, deren Mittelpunkt der Pr bildet. Die Flamme der Entrüstung muß daher neue Nahrung gefunden haben. Da erinnern wir uns der politischen Lage, die durch den Seesieg bei Knidos (Hochsommer 394) geschaffen war. Eben die Partei, zu deren Führern Anytos gehört hatte, triumphierte damals. Die Lakonischen, zu denen Pl.s Freunde und Verwandte zählten, waren der unterliegende Teil und haben sicherlich manche schwere Unbill erfahren. Man feierte Konon der Sparta besiegt und das Werk des Themistokles, Kimon und Perikles durch die Wiederaufrichtung der langen Mauern aufgenommen und gekrönt hatte, als den Neubegründer des Staates und der Volksherrschaft. Eben davon hat auch Polykrates in seine gegen das Andenken des Sokr. gerichteten Schmähschrift gehandelt Dem an sich wahrscheinlich unbedeutenden Machwerk mußte di politische Situation ein an sich unverdientes Relief verleihen, un darum hat es im G seinen Widerhall gefunden." . . (287 f.:) „De tiefe Unwille über das Los, das seinem geliebten Lehrer bereite ward, neugeweckt und verstärkt durch die Lage des Staates . durch das giftige . . Pamphlet des Polykrates, hat einen Ausbruc des heftigen Ingrimms hervorgerufen. Dieser kehrt sich in erst Linie gegen die athenischen Staatslenker, dann gegen die Kunst, d zugleich ihr Bildungs- und ihr Herrschaftsmittel ist, die Rhetori Er spitzt sich schließlich zu einem Zweikampf zu zwischen de einen durch den Mund des Sokr. sprechenden Pl und der ganz Gesellschaft mit allen Bildnern und Stimmführern der sie beher schenden Gesinnung, — den Poeten, den Musikern, den Jugen lehrern. Auch die ehrenwertesten Elemente bleiben nicht ve

schont." . . . (285:) „Sichere und deutlichere Spuren der Ideenlehre wird man im G vergebens suchen. Man darf jedoch getrost behaupten, daß der Geist der neuen Lehre bereits über diesem Werke schwebt . . . Auch sonst trägt das Gespräch mehrfach das Merkzeichen einer Übergangsperiode und entbehrt auch nicht der für eine solche charakteristischen Widersprüche. . . . (288 f.:) Inmitten des grandiosen Schlußgemäldes vom Totengericht reichen sich . . die beiden Führer die Hand, die Pl." ⟨weiter⟩ „durch das Leben geleiten werden, der Sokratismus und der orphische Pythagoreismus. Aus der Verschmelzung dieser Elemente wird das Denksystem erwachsen, das die mittlere und Hauptphase in der Entwicklung unseres Philosophen einnimmt."

Alle die von den verschiedenen genannten Gelehrten vorgetragenen Wahrscheinlichkeitsbeweise überschauend, kann ich festhalten an den Ausführungen, die ich (Platon I, S. 94—96) gegeben habe: Die meiste Zeit zwischen Frühjahr 399 und Sommer 388 wird Pl., glaube ich, in Athen verbracht haben, eines Augenblicks harrend, der ihm Gelegenheit geben möchte, ohne Selbsterniedrigung und mit Aussicht auf ein ersprießliches Wirken nach den sittlichen Grundsätzen des Sokr. um die öffentlichen Angelegenheiten sich anzunehmen. Inzwischen wird die bittere Erkenntnis in ihm gereift sein, daß Athen durch menschliche Bemühungen nicht mehr zu helfen sei, und daraus mußte der Entschluß entspringen, sich grundsätzlich dem öffentlichen Treiben fernzuhalten, das nur zwecklos seine Kräfte aufreiben müßte, und allein dafür zu sorgen, daß diese und der geistige Besitz, den er mit ihnen sich erarbeitet, nicht vergeudet oder brach liegen gelassen würden. Der Gedanke, einen Kreis von jüngeren Männern um sich zu sammeln, denen er sein Bestes mitteilen könnte, damit sie einst vielleicht in der Lage wären, dem Staate das zu leisten, worauf er verzichten mußte, ging folgerichtig aus solchen Erwägungen hervor. Er ist aber vielleicht erst durch die Bekanntschaft Pl.s mit Archytas und den um ihn gescharten Pythagoreern Unteritaliens gezeitigt worden. Mit dem Entschlusse jedoch, um das öffentliche Leben Athens sich nicht weiter zu kümmern, war Pl. wohl schon fertig, als er sich zur Reise nach Italien anschickte. Und ich meine, der G sei die feierliche Absage, die er an die ihm von früher her nahestehenden Männer, seine Verwandten und Jugendfreunde richtet, die ihn von den wissenschaftlichen Studien abriefen, in die er sich immer mehr vertiefte, und sich Mühe gaben, ihn zum Eintritt in ihren politischen Klub zu bewegen. Wer in Athen zu Einfluß und Macht kommen

will, erklärt er ihnen (13 a), der muß dem Volk von Athen, der Menge, sich möglichst ähnlich machen und nach seinen Wünschen und Launen sich richten: das will ich nicht; denn es bedeutete für mich Erniedrigung und Entwürdigung. Er weiß, was die Aufgabe des wahren Politikers wäre: 'Ich bin wohl einer der wenigen Athener, die die wahre Staatskunst pflegen, wenn nicht der einzige, und ich glaube allein in unserer Zeit für das Wohl des Staates tätig zu sein' läßt er (21 d) seinen Sokrates sagen. Aber er darf nicht als Arzt den Kranken sich aufdrängen (vgl. Rp VI 89 b); sie würden ja die bitteren Arzneien, die allein er ihnen als heilsam bieten könnte, niemals annehmen (21 e). — Manchmal bin ich versucht zu glauben, was z. B. auch Schleiermacher annahm, die Sätze des G über den alleinigen Wert der Rechtschaffenheit seien der Nachhall des mit Dionysios I in Syrakus geführten Gesprächs. Allein wahrscheinlicher ist mir doch, daß der Dialog schon vor Pl.s Abreise von ihm verfaßt sei. Es mag aber sein, daß er ihn nicht ganz abgeschlossen hatte und ihm nun noch einige Anspielungen einverleibte, die eben aus den Erfahrungen der Reise stammen."

„Es lassen sich für den Ansatz des G nach Pl.s Rückkehr aus Sizilien noch verschiedene Indizien anführen. Paul Schuster macht in einer Untersuchung des Jahres 1874 (Rhein. Mus. 29 S. 618) aufmerksam auf die 'gerade im G so häufig auftretenden Berücksichtigungen italischer und sizilischer Berühmtheiten'; er rechnet dazu das Zitat aus Epicharmos, die Anspielung auf den Agrigentiner Empedokles und die Pythagoreer, den ebenfalls pythagoreischen Einfluß verratenden Schlußmythus, die Erwähnung des Koche Mithaikos, der über die sizilische Küche ein Werk verfaßt hat und überhaupt die auffallend häufigen Exkurse über die *ὀψοποιία* den Stolz Süditaliens. (Auch darauf ist hingewiesen worden, da die Stelle 09 a *ταῦτα ἡμῖν οὕτω φανέντα κατέχεται καὶ δέδεται, ε καὶ* — so wird wohl zu schreiben sein — *ἀγροικότερόν τι εἰπεῖ ἔστι, σιδηροῖς καὶ ἀδαμαντίνοις λόγοις* merkwürdig anklinge a den berühmten Ausspruch des älteren Dionysios, sein Reich se wie mit stählernen Ketten verankert: *ἀδάμαντι* oder *ἀδαμαντίνοι δεσμοῖς δεδεμένην* bei Diod. XVI, 5, 4 und 70, 2 bzw. Plut. Dio 7). Immisch (N. Jb. 1899 S. 448) erinnert, daß sich 50 b (vgl. da Scholion) ein sizilischer Idiotismus finde, den Hirzel Dialog I 24 beobachtet habe; „vgl. auch Sauppe zur Stelle".

Gegen den Ansatz des Dialogs unmittelbar nach Sokr.' Tc spricht auch die geflissentliche Ausführlichkeit, mit der Pl. den Sok

im Streite mit Polos Mahnungen über die Methode der richtigen dialektischen Verständigung geben läßt.

Wichtig für die philosophische Beurteilung des G ist das Verhältnis seiner ethischen Sätze zu den in anderen Dialogen enthaltenen, namentlich zu der Lustlehre des Pr. Der Unterschied der Darstellung ist augenfällig. Aber ob es nicht bloß ein Unterschied der Darstellung ist? Ich glaube das. Schon beim Pr oben (S. 82 f.) habe ich die Sache berührt. Um mich weiter verständlich zu machen, schreibe ich (mit wenigen geringen Änderungen des Ausdrucks behufs Vereinfachung) einige Seiten aus dem Kapitel meines Platon heraus, in dem ich „die Ethik der früheren Dialoge, vornehmlich des Gorgias“ behandelt habe. „Man kann die Ethik hauptsächlich unter zwei Gesichtspunkten abhandeln, entweder als Pflichten- und Tugendlehre oder als Güterlehre. Bei einfachen Kulturverhältnissen wird die abwechselnde Anwendung beider Gesichtspunkte ohne irgendwelchen schreienden Widerspruch stattfinden können . . . Ganz selbstverständlich wird der gelobt, genießt Achtung und Ehre und wird als gut anerkannt, der die Sitte hält in menschlichen und göttlichen Dingen, wird dagegen der gering geachtet, gemaßregelt und als schlecht bezeichnet, der sich gegen sie setzt und sie bricht. Für den einzelnen Menschen aber, der sich über seine Lage besinnt, ist es ohne weiteres fühlbar, daß Gesetzlichkeit ihm Nutzen, Übertretung von Sitte und Gesetz ihm Schaden bringt. Bei dieser naturgemäß engen und, solange das Individuum noch gar nicht aus der Masse hervortritt, unauflöslich scheinenden Verbindung des von der Sitte Vorgeschriebenen und durch religiösen Glauben Geheiligten mit dem Nützlichen könnte man die beiden Begriffe des Sittengemäßen (*νόμιμον*) und des Nützlichen als Wechselbegriffe behandeln: jedenfalls umschreiben sie denselben Kreis. Ähnliches galt für Athen bis auf die Zeit der Perserkriege, worauf dann die häufiger, enger und vielseitiger werdende Berührung mit anderen Städten und Völkern und die Umgestaltung der alten Erwerbs- und Besitzverhältnisse jene geistige Gärung hervorbrachte, die oben geschildert worden ist. Jetzt treten in der Skepsis und den individualistischen Theorien der Sophisten das namens der Gesamtheit von der Sitte Geforderte und das von dem einzelnen für sich Begehrte auseinander. Auf dieser Stufe der Entwicklung scheint die Pflichtenlehre dem Menschen vielfach ganz anderes vorzuschreiben, als was ihm die Güterlehre Verlockendes zeigt. Sokr. und Pl. aber geben sich alle Mühe, den Riß, der so zwischen beiden entstanden ist, wieder zu schließen.

Die bisher aus den Dialogen Pl.s herausgestellten ethischen Sätze geben Anlaß zu einer Darstellung der Ethik unter beiden Gesichtspunkten. Wenn im La Ch Eu eine Definition der Tugenden Tapferkeit, Besonnenheit, Frömmigkeit gesucht wird, so bedeutet die Untersuchung nicht bloß so viel: was meint man mit diesen Wörtern?, sondern es wird damit gefragt, wie sie verstanden werden müssen, damit man sie als Richtschnur des Handelns ansehen, ihren Inhalt als Pflicht vorschreiben könne. Und wenn als Kern von jenen allen und von den übrigen Tugenden die Erkenntnis des Guten oder für den Menschen Nützlichen nachgewiesen wird und dabei einleuchtet, daß ich nur dann beurteilen kann was mir nützlich ist, wenn ich mein eigenes Wesen ordentlich kenne, so bedeutet das: die Selbstprüfung ist Pflicht für den Menschen. Anderseits werden alle Tugenden, wird die Erkenntnis ihres Wesens und die Selbsterkenntnis unter den Gesichtspunkt der Eudämonie gestellt und als notwendige Bedingung zu ihrer Erlangung oder gar als das Wesentliche an diesem Zustand vollster Befriedigung hingestellt. In der Überzeugung vom Zusammenfallen der sittlichen Trefflichkeit mit der Eudämonie knüpft sich aufs neue die enge Verbindung der drei Begriffe Tugend, Pflicht und Glück, die der ursprünglichen Volksmeinung eigen, aber allmählich durch die Herauslösung des Individuums aus dem Stammes- oder Volksbewußtsein gelockert und durch skeptisch-philosophische Betrachtungen in Frage gestellt war. Man kann wieder sagen — nicht bloß wie Polos zugestand: wer gerecht handelt, d. h. tugendhaft sich bewährt, verdient dafür Lob, das Gegenteil ist schändlich (*αἰσχρόν*: tadelnswert), sondern: die Tugend hat ihren Segen. Der zerspaltene Begriff des Guten schließt sich wieder zu einer festen Einheit zusammen, denn das mir Zuträgliche, Nützliche (das eudämonistisch Gute) ist eben das Sittliche (oder sittlich Gute), meine *ἀρετή* macht mein Glück aus. Wir werden im Symposion auf den Satz stoßen „durch den Besitz von Gütern sind die Glücklichen glücklich“, im G fanden wir den Satz, gut sei ein Mensch dadurch, daß er Gutes (wörtlicher übersetzt: Güter) an sich habe (*ἀγαθῶν παρουσίᾳ*). Diese scheinbar verschiedenen Sätze vereinigen sich in demselben Grundgedanken: daß eben sittliche Güte und höchstes Glück des Lebens notwendig zusammenfallen, einem Gedanken, der in der Rp und den N als Summe aller menschlichen Weisheit bezeichnet wird und nach diesen Schriften zum Eckstein aller politischen Ordnungen gemacht werden soll.

Darum ist es wieder nichts als ein Mißverständnis, wenn man

jenen Satz des G logisch angefochten hat und meint, Pl. sei hier durch den Doppelsinn des Wortes gut zu einer groben Begriffsverwechslung verführt worden. Nein, so ist es nicht; sondern Pl. hat festgestellt, daß alles, was wirklich gut ist und streng genommen diese Bezeichnung verdient, etwas Innerliches, im Menschen selbst und nicht in äußerlichen Dingen und Verhältnissen Liegendes ist. Es gibt für ihn keine anderen Güter als geistig sittliche, oder das Gute ist ihm zugleich — nicht ein Gut, sondern das alleinige wahre Gut. Aber es ist völlig verkehrt, wenn man sich einbildet, der Grund der Gleichsetzung des eudämonistisch und sittlich Guten sei für ihn mit dem herkömmlichen Wortgebrauch gegeben: umgekehrt, das Recht des Wortgebrauchs, in dem die beiden nicht unterschieden sind, wird für ihn durch die Erkenntnis ihres inhaltlichen Zusammenfallens begründet; wäre die verbreitete Anschauung richtig, nach der Reichtum, Gesundheit, Schönheit, Kraft, geistige Gewandtheit usw. Güter sind: Dinge, die doch der sittlichen Tüchtigkeit dessen, der über sie verfügt, abträglich sein können, dann dürfte man nicht sagen, daß durch solche 'Güter' der Mensch gut sei."

Hiemit sind namentlich die meisten Erklärungen von Gomperz rundweg abgelehnt. Dieser kann übrigens als Wortführer der herkömmlichen Auffassung dieser Dinge betrachtet werden, und wenigstens unter den Philologen werden nur wenige seinem Satz widersprechen (S. 279): „In der Tat gehört der G in argumentativer Rücksicht zu dem Schwächsten, was aus Pl.s Feder geflossen ist." Bei seiner „Durchmusterung der hauptsächlichen Fehlschlüsse" bringt er gleich anfangs folgendes vor: „Unschön ist nur dasjenige, was entweder momentane Unlust oder dauernden Schaden hervorbringt. Da nun das Unrechttun gewiß nicht das Unlustbringendere ist, so muß es das Schädlichere sein. Wer sieht nicht, daß das Urteil: 'Diese oder jene Handlungsweise ist unschön' einzig und allein das Mißfallen des oder der Urteilenden zum Ausdruck bringt und über die Gründe dieses Mißfallens ganz und gar nichts aussagt. Oder doch höchstens so viel, daß das Mißfallen ein irgendwie begründetes ist. Gewagt wäre schon das weitere Zugeständnis, daß die fragliche Handlungsweise nicht mit Grund als mißfällig gelten könnte, wenn sie nicht dem Wohlergehen empfindender Wesen irgendwelchen Eintrag täte. (Denn damit wäre das Prädikat 'unschön' bereits aus dem ästhetischen Gebiet ausgeschlossen und auf das ethische und innerhalb dieses Bereiches wieder auf die Ethik der Nützlichkeit beschränkt.) Allein auch dies zugegeben; welche die Wesen sind, denen das verübte Unrecht Schaden zufügt,

ob die Unrechtübenden und nicht vielmehr die Unrechtleidenden, die Entscheidung darüber vermag keine Schwarzkunst aus jenem Urteil hervorzuzaubern. Pl. glaubt in der gangbaren Ansicht die sokratische, den Glauben an die unselig machende Kraft des Unrechts, vorzufinden, aber nur darum, weil er sie früher selbst hineingelegt hat.“ So steht es nicht. Vielmehr über die Gründe des Mißfallens hat sich Sokr. mit Polos zum voraus verständigt. Dieser hat seiner Erklärung zugestimmt: unser Mißfallen errege irgend etwas entweder durch seine Unannehmlichkeit, durch die im Augenblick daran geknüpften Unlustgefühle, oder durch seine später zutage tretende Schädlichkeit. Und die Frage, die auf Grund dieses Zugeständnisses dem Polos vorgelegt wird, ist: ob sich das Urteil, das er selber fällt, ‘Unrecht tun ist schimpflicher als Unrecht leiden’, widerspruchslos vereinigen läßt mit dem geheimen Verlangen, die Macht zu besitzen, um ungestraft Unrecht üben zu können. Über das Subjekt der Lust- und Unlustgefühle, durch deren vergleichende Abwägung die Entscheidung getroffen werden müßte, kann gar kein Zweifel obwalten. Es ist nicht richtig, daß Pl., der doch wahrhaftig mit seiner Zeichnung eines Polos und Kallikles den feinsten psychologischen Scharfblick beweist, „in der gangbaren Ansicht die sokratische vorzufinden glaubt“. Keineswegs. Sondern er geht darauf aus, zu zeigen, daß die gangbare Ansicht in sich widerspruchsvoll und haltlos ist und darum durch eine andere, die sokratische, ersetzt werden muß. — Wenn der Gesichtspunkt des Nutzens entscheiden soll, z. B. bei der Bestrafung eines Übeltäters, so fragt G. (S. 281) noch einmal: für wen die gerechte Strafe nützlich sein solle. „Warum gerade für den Gestraften und nicht vielmehr für die Gesellschaft, deren Sicherung doch einer der unbestrittensten Strafzwecke ist?“ Im übrigen meint er, von „unheilbaren“ Verbrechern, deren Bestrafung nach der mythischen Darstellung am Schluß des Dialogs lediglich zum abschreckenden Beispiel für andere dienen solle, durfte Pl. gar nicht reden. Damit widerspreche er seiner vorher aufgestellten These. Dann fügt er bei: „Wird doch dem Gewohnheitsverbrecher durch die Strafe mindestens ebensoviel ‘Gerechtes’ zuteil wie dem Neuling in der verbrecherischen Laufbahn, und soll doch das ‘Gerechte’ seiner Natur nach für den Gestraften (gleichviel wie dieser beschaffen ist) Nützliches und Heilsames sein.“ Wer so fragen kann, muß erinnert werden, daß menschliche Richter in der Meinung über die Besserungsfähigkeit eines Schuldigen sich täuschen können. Der als „unverbesserlich“ Erkannte jedoch wird in einem nach

platonischen Grundsätzen geordneten Staat hingerichtet. Damit nützt man aber nicht bloß „der Gesellschaft“, sondern ihm selbst. Wenn man seine Seele auch nicht mehr bessern kann, so bewahrt man sie wenigstens vor schlimmerer Entartung. Wenn aber die Hinrichtung für ihn die größte Wohltat ist, eben weil er in diesem irdischen Leben durch Strafmaßregeln nicht mehr gebessert werden kann, so steht es anders bei solchen, die der Besserung noch fähig sind. Deshalb ist der oben von G. in Klammern gesetzte Satz über den Bestraften „gleichviel wie dieser beschaffen ist“ zum mindesten mißverständlich. — Einspruch erheben muß ich noch gegen einen Satz, der S. 284 als Grundlage zur Bemängelung einer platonischen Beweisführung dient: „Körperkraft und Gesundheit gelten auch Pl. als Gutes oder Güter.“ Wenn man „nicht“ hineinsetzte, wäre ich auch nicht ohne weiteres einverstanden, aber immerhin eher als mit dieser einfachen positiven Behauptung.

Wie schon angedeutet, stimmen die meisten Erklärer eher mit G. als mit mir überein. Indem ich auch von anderen noch einige Sätze hier gebe, will ich mich mit Gegenbemerkungen möglichst beschränken. Zunächst aus Pohlenz. (143:) Im Pr „nahm Pl., um die Einheitlichkeit des ethischen Prinzips zu wahren, die Gleichsetzung von *ἀγαθόν* und *ἡδύ* vor“. Die „wahren *ἡδέα* sind von den *ἀγαθά* nicht zu trennen. Aber bald sah er das Gekünstelte dieser Theorie ein. Konnte man wirklich dem Schlemmer, der durch seine Unmäßigkeit sich eine Krankheit zuzieht, für den Augenblick des Essens das Lustgefühl absprechen, nur weil seine Handlung für die Folgezeit einen Überschuß an Unlust ergab? Hier war also doch (trotz Pr 53 c) ein Gegensatz von *ἀγαθόν* und *ἡδύ* anzunehmen. Und andrerseits, auch wenn die Operation mit Rücksicht darauf, daß sie für die Dauer Gesundheit und Lust bringt, ein *ἡδονὴν ποιοῦν* genannt werden konnte, so war es doch eine Verkennung ihres Wesens, wenn man sie darauf hin als *ἡδύ* statt als *λυπηρόν* bezeichnete. Also hatten die *πολλοί* doch recht, wenn sie meinten, *ὅτι ταῦτα ἀγαθὰ μέν ἐστιν ἀνιαρά δέ* (Pr 54 a) . . So verwendet denn mit Absicht Pl. grade das Beispiel der Operation, um sich zu korrigieren und zuzugeben, daß hier wirklich ein Widerstreit zwischen *ἡδύ* und *ὠφέλιμον* vorliegt (78 b, 79 a, 80 c, 25 c). Im Pr hatte er die entgegengesetzte Anschauung mit dem Hinweis begründet, als Ziel (*τέλος*) schwebe die Lust vor, und erklärt, das Werturteil *ἀγαθόν* bezeichne nur, daß die Handlung diesem Ziele diene. Daß dies eine Degradation des Guten bedeute, wurde ihm bald klar, und so ist ihm im G das Gute zum positiven Ziel ge-

worden (99 e), und die ärztliche Kur wird jetzt nicht mehr als gut gewertet, weil sie Lust verschafft, sondern weil sie ἕνεκα τοῦ ἀγαθοῦ geschieht (67 c — 68 b)." (146:) „Die Einheitlichkeit des Lebenszieles hatte Pl. im Pr erweisen wollen. Das war berechtigt. Aber teuer hatte er diese durch die Gleichsetzung von ἡδύ und ἀγαθόν erkauft. Tatsächlich waren beide von Grund aus verschieden .. Und mit einem Schlage wurde es ihm klar: Wer ein festes Fundament für die Sittlichkeit errichten wollte, der durfte nicht die wahre Lust zum Ausgangspunkt nehmen, die das sittliche Handeln begleitet und zum glückseligen Leben gehört; er mußte davon ausgehen, daß die Lust, die von den Menschen zumeist erstrebt wird, mit dem sittlichen Ziele nichts zu tun hat, ja von diesem ablenkt und das größte Hindernis für dieses bildet." — ?? Ganz einverstanden bin ich natürlich mit dem, was P. S. 152 über den Pfad der Sittlichkeit schreibt: „Wer ihn geht, hat vielleicht Schmerzen und Unrecht zu tragen und erfährt Spott und Hohn dazu, aber sein Leitstern ist das Gute, und der führt ihn sicher, wahrt ihm im Leben die Gesundheit der Seele und bringt ihm wohl auch im Jenseits den Lohn." Auch mit dem Satz S. 157: „Daß der Intellekt allein das Handeln bestimmt und der Mensch, der das Gerechte weiß, ohne weiteres gerecht ist, steht für Pl. hier so fest wie im Pr (p. 460)." Nur meine ich, aus diesem Intellektualismus ergebe sich die Gleichsetzung des ἀγαθόν mit dem ἡδύ (= ποιοῦν εὐδαιμονίαν).

Prächter schließt sich mit seiner Kritik (S. 257—59) ziemlich eng an Gomperz an. Doch meint er: „Daß Pl. diese handgreiflichen Argumentationsfehler unbewußt begangen haben sollte, ist ausgeschlossen." Er meint, es handle sich, ähnlich wie bei den Beweisen Zenons gegen die Möglichkeit der Bewegung, um eine „dialektische Bravourleistung", wobei die Frage, „ob der Urheber solcher Argumente sich innerlich zu ihnen bekennt, keine Rolle spiele"; „um Argumente, die in der Debatte als deren integrierende, den triftigen Beweisen völlig gleichgestellte Bestandteile figurieren, und mit denen der Gegner sich abfinden mag, so gut er kann". Diese Auslegung scheint mir denn doch mit dem furchtbaren Ernst der Stimmung des G unvereinbar.

Gegen die Sätze P.s auf S. 259 seien noch einige besondere Erklärungen gerichtet. Zu 99 e—99 b bemerkt er: „Hier ließe sich zunächst die Behauptung in Zweifel ziehen, daß Gute und Schlechte in der Quantität von Lust und Unlust einander im ganzen gleichstehen." Darauf kommt es gar nicht an. Dann aber: Es „läßt

sich sagen, daß die Guten gut sind durch Gegenwart des Guten — als Qualität (vgl. 06d), aber selbstverständlich nicht durch die Gegenwart von Gütern, die man besitzt und genießt, und zu denen auch Körperkraft, Gesundheit, Reichtum usw. gehören. Die Lust wird jedermann nur zu den Gütern der letzteren Art zählen und sie nicht mit dem Guten, das gut macht, identifizieren. Auf der Voraussetzung einer solchen Identifikation beruht aber der ganze Beweis. Unter Benutzung einer Eigentümlichkeit der griechischen Sprache . . wird im 1. Satz *ἀγαθοῦ* durch *ἀγαθῶν* ersetzt und der Gegner alsdann durch die Parallele *καλοί* und *κάλλος* sicher gemacht. Wenn je bei einem platonischen Paralogismus, so liegt in diesem Falle die Absichtlichkeit klar zutage. Tatsächlich nimmt Kallikles an der Deduktion keinen logischen Anstoß." — Kallikles kann das nicht. Denn er will die Lust eben nicht, wie angeblich „jedermann", zu den Gütern rechnen, deren Besitz gleichgültig wäre für die Entscheidung, ob ein Mensch als *ἀγαθός* anerkannt werden kann. Einen armen Schlucker, einen Schwachen, der sich gegen drohende Übermacht nicht zu helfen weiß oder auf Kampfmittel verzichtet, die zu brauchen seine „unmännliche Philosophie" ihm verbietet, verachtet er gründlich und hält er für schlecht. Die Mächtigen, die ihre Macht dazu brauchen, alle ihre Lüste und Begierden zu befriedigen, sind ihm die Guten, und gut sind sie eben deshalb, weil sie, wie man sagt, „ihr Leben genießen". So ist es wirklich der sinnliche Genuß, dessen *παρουσία* sie gut macht. Es ist kein Paralogismus, sondern ein trefflich angelegter und wenigstens für mich ganz überzeugend geführter Beweis, wodurch Sokr. den Kallikles widerlegt.

Im Streit um die Richtigkeit der Beweisführungen des G greift man wohl auch zu Lutoslawskis Origin and growth of Plato's Logic. Aber da ist wieder nicht viel zu holen. Man sieht schon aus dem Register, daß L. dem G keine sorgfältige Beachtung geschenkt hat. Es gibt nur an: „style 155, 167; form: 393, 486; date: 189; relation to Ap: 214; Cr: 202, 214; Ch: 203, Pr: 195, 207, 213—5; Me: 213—5; Eus: 213; Cra: 215, 221, 227—9, 231—2; Sy: 239, 243; Phn: 262, 274, 275; Rp: 267, 270, 272—3, 275, 281, 288, 321; Phs: 356; convenient standard of stylistic comparison: 191." Ich ziehe einiges von dem heraus, was auf S. 213—217 zu finden ist. (213:) „Die schriftstellerische Gewandtheit, die im G entfaltet wird, erreicht einen höheren Grad als in den kleinen Dialogen und selbst als in Pr, Me oder Eus" — vgl. damit Wilamowitz I S. 210: „Seinen Stoff zu gliedern versteht Pl.

noch unvollkommen .. Schon im Me ist der Fortschritt sehr groß und dann ist die Meisterschaft erreicht" — „Pl. ist jetzt auf einer Stufe formaler Meisterschaft angelangt, die an die höchste Schönheit heranreicht, die durch die menschliche Sprache erzielt werden kann und die vielleicht nur durch Pl. selbst überschritten worden ist im Phn, Phs und Abschnitten des Sy, der Rp und des Th. — Die Lehre der Dialektiker, die im Eus als Schatzmeister des Wissens bezeichnet waren, ist jetzt personifiziert und der 'Philosophie' zugeschrieben. Diese Philosophie wird geliebt mehr als alle menschlichen Wesen und ist mit ewigen Wahrheiten begabt, die sich niemals ändern (82a). Die Macht dieser Wahrheiten ist auf unser eigenes Bewußtsein gegründet, und kein Mensch kann ihnen widersprechen, ohne daß er sich selbst widerspräche (82b). Und den treuen Gefolgsleuten dieser ihrer Königin verspricht Pl. nach dem Tod ein seliges Leben, gesondert von anderen menschlichen Wesen (26c). Darin verrät sich noch ein jugendlicher Egoismus, den er später aufgab, als er die Philosophen einlud, gleich Göttern herabzusteigen unter die Sterblichen, um sie ein besseres Leben zu lehren. — Der Unterschied zwischen wahrer Meinung und wissenschaftlicher Erkenntnis, der im Me gefunden wurde, wird hier auf die Kunst der Überredung angewandt und führt zur Unterscheidung von zwei Arten der Rhetorik, deren eine auf Erkenntnis, die andere auf Glauben beruht (54e): Erkenntnis allein ist untrüglich (54d), während der Glaube wahr oder falsch sein kann. In voller Übereinstimmung mit dieser entschiedeneren Trennung von Wissen und Meinen, unterscheidet Pl. klarer als im Ch zwischen (214) theoretischen und angewandten oder praktischen Wissenschaften (50c bis 51d), und betont er die Wichtigkeit der Begriffseinteilung (00d). — Das Schlußverfahren geht von zugestandenen Prämissen aus, entsprechend der im Me gegebenen Vorschrift, und die logische Verknüpfung wird sorgfältig nachgewiesen mittels logischer Termini (98e). Unvermeidliche Wiederholungen werden mit dem logischen Zwecke entschuldigt (99a vgl. 08d). Das ergibt die Vorstellung eines Verfassers, der an eigene Lehrtätigkeit gewöhnt ist und die Wahrheiten schon gefunden hat, die er seinen Hörern zu vermitteln wünscht, während er vorgibt sie neu zu suchen im Verein mit seinen Schülern. Was in Ap (30d) und Cr (49a c) als persönliche Überzeugung ausgesprochen wird, daß man unter keinen Umständen Böses tun dürfe, wird hier als wohlbegründete wissenschaftliche Erkenntnis hingestellt (09a) und so weit ausgedehnt, daß es sogar die Notwendigkeit der Bestrafung für den Fall de

Unrechttuns in sich schließt (82 b, 27 b). Der Zweck des menschlichen Lebens ist nicht Lust, wie es im Pr zu sein schien, sondern das Gute (13 d). Pflicht des Staatsmanns ist es, das Volk, das er leitet, besser zu machen. Im Pr und Me hielt Pl. noch an der gemeinen Überzeugung fest, Perikles und Themistokles seien große und weise Männer gewesen . . Aber jetzt, auf der Höhe der neu begründeten Philosophie, erkühnt sich Pl., zu behaupten, diese Götzen der Athener seien schlechte Staatsmänner und Volksverderber gewesen (15 e). Diese kecke Mißachtung der Männer, die gemeinhin als die größten (215) Bürger Athens gepriesen wurden, zeigt, wie schnell die Kluft zwischen dem gewöhnlichen Menschenverstand und den Lehren der Philosophie für Pl. sich erweiterte. Ausgehend von der sokratischen Unwissenheit und Ironie, hat er sich zu der völligen Unabhängigkeit von Überlieferung und öffentlicher Meinung erhoben, die zu allen Zeiten den großen Philosophen kennzeichnet. — Ein anderes Zeichen der späteren Abfassung des G ist der Haß gegen die Tyrannei (25 d), der hier zutage tritt und seitdem von Pl. sein ganzes Leben hindurch festgehalten worden ist." . . . „Der G schließt die sokratische Periode des platonischen (216) Philosophierens und leitet von den ethischen Problemen, die ihn in den ersten Jahren nach Sokr.' Tod beschäftigten, über zu den logischen und metaphysischen Untersuchungen, die den größten Teil seines Mannesalters ausfüllten." (217) „Die neue Kraft, die die Philosophie durch logische, an Gegenständen der Ethik vorgenommene Übungen erlangt hatte, wirkte zuerst auf die moralischen Probleme zurück, von denen Pl. ausgegangen war. Er wandte seine logische Methode zuerst auf die großen Fragen an, die ohne Ergebnis in seinen früheren Schriften erörtert waren, und schuf eine haltbare Theorie der Tugend und der Lebenszwecke im G. Aber der errungene logische Fortschritt wird sich in seiner Wirkung nicht auf den Gegenstand einschränken, um deswillen er ersonnen worden ist. Wir sehen schon im Me, im Eus und im G, daß Pl. ein Interesse an logischer Methode zu nehmen beginnt, das unabhängig ist von deren Anwendungen, und einmal geweckt, wird dieses logische Interesse ihn zu besonderen logischen Untersuchungen führen und zu weiterer Entwicklung von Methoden behufs Erwerb und Mitteilung untrüglichen Wissens."

Die Hauptgedanken des Dialogs finde ich recht gut herausgestellt und beleuchtet bei Natorp. Er sagt uns (S. 41:) „Der Standpunkt einer bloß negativen Kritik ist endgültig und vollständig verlassen. Pl. setzt sozusagen sein Alles daran, zu einer zentralen,

für immer festen Stellung in der entscheidendsten aller Fragen der des Sittlichen, durchzudringen und damit zugleich die sichere Grundlage zu gewinnen für ein positives Wirken auf seine Zeit nicht auf dem Wege der Öffentlichkeit, sondern auf dem weiteren aber sicheren der philosophischen Erziehung der zur einstigen Leitung des Gemeinwesens Berufenen. Die sittlichen Überzeugungen, die er verficht, sind keine andern als die sokratischen, wie schon die Ap und der Cr sie bezeugen; aber sie treten hier zum erstenma nicht nur als entschlossene Bejahungen, sondern als radikal be gründete, zwingend bewiesene Erkenntnisse, als Sätze einer Wissen schaft vom Guten auf, wie sie Sokr. nach den eigenen Zeugnisse Pl.s sicher nicht zu behaupten gewagt hat . . . Die Begriffe des Sittlichen . . wurden bis dahin stets für noch nicht gefunden er klärt. Auch der Me schloß damit, daß die Antwort auf die Frage Was ist Tugend? noch ausstehe . . . Auch über die besondere Tugendbegriffe werden Festsetzungen getroffen, welche wesentlich mit denen übereinstimmen, die Pl. auch später, besonders in der Rp festgehalten hat. Im Pr La Ch werden Sonderbegriffe einzelne Tugenden nahezu geleugnet, während der Me die Frage noch un entschieden ließ . . . Man muß . . sagen, daß Pl. . . den sokratische Standpunkt seiner eignen ersten Schriften weit hinter sich gelasse hat.“ . . (43) „Diese Selbstgewißheit der endlich zu festen Posi tionen durchgedrungenen wissenschaftlichen Forschung bestätigt auc die ganz neue Bedeutung, die dem Worte Philosophie beigeleg wird . . (82 a:) Nicht ich, die Philosophie spricht so, sie widerleg wenn du kannst. Das ist ganz, wie wenn man heutzutage vo einem Satze ‘der Wissenschaft’ redet . . . (44) Ihr darf und so man sein Leben weihen, denn in ihrer Kraft darf und soll ma hoffen, das Leben zu reformieren. Und weil der Ausdruck nich bloß Wissenschaft, sondern zugleich den Anspruch bedeutet, durc Wissenschaft das Leben auf neue Grundlagen zu stellen, so lieg darin für Pl. zugleich die direkteste Beziehung zu seinem persön lichen Wirken, zu dem auf dies erhabene Ziel gerichteten wissen schaftlich sittlichen Verein, der um ihn sich zu bilden beginn Es ist im G allüberall deutlich zu erkennen: Pl. nimmt schon jet eine scharf bestimmte, hart angefochtene, aber eben durch d Wucht der Selbstbehauptung sich zusehends befestigende Stellur im Leben Athens ein. Er ist bereits gewissermaßen ein öffentlich Charakter, trotz der erklärt privaten Art seines Wirkens und gerad in dieser anspruchsvollen Abseitsstellung. Er hat einen zwar noc kleinen (85 d), aber von nun ab rasch wachsenden Anhang hint

sich.“ (44) „Jedenfalls die formalen Erfordernisse der Wissenschaft stehen dem Verfasser in bestimmtester Gestalt vor Augen . . (45) Und so kommt zur schärfsten Ausprägung der Gegensatz rational begründeter ‘Kunde’ (τέχνη, hier fast ganz im Sinne von ‘Wissenschaft’) gegen die der rationalen Grundlage entbehrende bloße Erfahrung (ἐμπειρία) oder Routine (τριβή, μελέτη) . . . (46) Mit dem so verschärften Begriff der wissenschaftlichen ‘Kunde’ hängt aber aufs engste zusammen die endgültige Bestimmung des Begriffs des Guten. Nachdem, auf Grund der Scheidung des Wollens vom Belieben (66 ff.), des Guten von der Lust (94—99), zunächst der formale Begriff des Guten als des einen, selbigen und letzten Zieles (τέλος oder σκοπός 67 c, 68 b, 99 e, 07 d) festgestellt worden, der schon durch die logische Abhängigkeit des bloß folgeweise, um eines anderen willen, vom primär Gewollten auf den rationalen Weg der Begründung, auf einen letzten logischen Einheitspunkt in praktischer ‘Vernunft’, auf die Vernunftforderung der Einheit des praktischen Bewußtseins hindeutet, wird dieser Zusammenhang des Guten mit der Einheit der Erkenntnis, mit dem, was später die ‘Idee’ heißt, ausführlich und bestimmt entwickelt (01—08). Nicht bloß ist das Gute allgemein Gegenstand der rational begründeten ‘Kunde’, wie das Angenehme Gegenstand der ‘Empirie’ (00 ff., wie anfangs schon festgestellt war, 64 f.), sondern die technisch richtige, d. i. gesetzmäßige Verfassung macht überhaupt den Begriff des Guten aus. Ein jeder Werkmeister blickt bei seiner Arbeit auf sein eigentümliches Muster hin, bringt jedes einzelne in eine bestimmte Anordnung (τάξις) und bewirkt so, daß eins zum andern passen und sich fügen muß, bis das Ganze sich zusammenstellt zu einem geordneten organisierten Ding. Eben dies Merkmal aber der inneren Organisation ist es, welches ein Ding ‘gut’ macht . . Wie dies nun gilt von irgendeinem Ding . ., so . . von der menschlichen Seele: Gesetzlichkeit (νόμιμον, νόμος 04 d) und damit Gerechtigkeit, Besonnenheit, allgemein Tugend (im engeren, seelischen Sinn 04 e), die demnach besteht in der gesetzmäßig geordneten, so in Einstimmigkeit mit sich selbst gebrachten und dadurch sich selbst erhaltenden, heilen Verfassung der Seele. (47) Das Bemerkenswerteste in diesen und den weiter folgenden Ausführungen ist, daß unter dem Begriff des Gesetzlichen das Gute ganz in eine Reihe kommt mit jeglicher wissenschaftlichen und technischen Richtigkeit, zuletzt mit der Gesetzesordnung des Universums, des äußeren und des inneren, des körper-

lichen und des unkörperlichen 'Kosmos'. Die Betrachtung erhebt sich bis zu einer ganz universellen Zusammenfassung aller Probleme theoretischer wie praktischer, unter dem einzigen höchsten Gesichtspunkt des Gesetzlichen überhaupt, als dessen, was allgemein die richtige 'technische', d. i. erkenntnisgemäße und damit gute Verfassung eines jeden einzelnen Dings oder Werkes nicht nur, sonderr des ganzen äußeren Universums, das daher die Benennung eines Kosmos trägt, und so auch des inneren Universums, der Sittenwelt ausmacht . . .

Das Gesetz als der wahre Inhalt der Wissenschaft, der Grund aller Richtigkeit und damit Güte, als das, was jedem, dem Einzelner und dem Ganzen, seine 'Gestalt', sein Eidos gibt, dies und nichts anderes ist das Zentrum, in dem diese ganze bei aller Knappheit der Andeutung so tiefgründige wie weit ausgreifende Betrachtung zusammenhängt. Wir stehen hier schon unmittelbar an der Schwelle der 'Idee' . . . (49) Das Gesetz, d. i. die Denkeinheit, das Eidos die Idee, ist es allgemein, was den Gegenstand (das ὄν) konstituiert Diese Einsicht ist hier bereits unmittelbar vorbereitet. Damit aber eröffnet sich der Ausblick auf eine umfassende Systematik der Wissenschaften . . . Die ersten Grundlagen dieser Systematik sind schon im G zu erkennen."

Hoffmann meint, den „schon oft behandelten Inhalt" des G „nochmals zu betrachten, dürfte nicht überflüssig sein angesichts der ziemlich mageren Inhaltsangabe in der sonst verdienstlichen neuen Ausgabe von A. Gercke". Etwas eigentlich Neues habe ich bei ihm nicht gefunden. Immerhin ist seine Darstellung brauchbar Ich führe aus ihr einige Sätze an. (S. 481:) „Sophistik und Rhetorik schaden der Seele, indem sie die Gesetzgebung und Rechtspflege entstellen, die beiden Teile der Staatskunst, welche für das Wohl der Seele zu sorgen hat. Damit ist das Verhältnis der Rhetorik zur Sophistik bestimmt; sie bezieht sich, im Sinne der Schüler des Gorgias aufgefaßt, auf das Praktische, auf die Anwendung der Gesetze und ist abhängig von der falschen Theorie welche die Grundlage des Staates, die Gesetzgebung, verdirbt. (S. 487): „Der von Kallikles gepriesenen Selbstsucht . . wird . die Einfügung in die göttliche Weltordnung gegenübergestellt, wa Pl. später im Ti weiter ausgeführt hat und schon im Eu al wesentliches Merkmal der Frömmigkeit bezeichnet, das Dienen a göttlichen Werke . . Die christliche Lehre vom Reiche Gottes i hier vorgebildet, wie auch an anderen Stellen unseres Gespräch christliche Gedanken anklingen."

Für die Besprechung von Einzelheiten der Schrift lege ich Nestles erklärende Ausgabe zugrunde.

Nestles Einleitung über die Sophistik, über Gorgias und über Pl.s Dialog Gorgias umfaßt 25, die Literaturangabe weitere 2 Seiten. Ihrem Zweck scheint sie mir gerecht zu werden. Von Gorgias wird gezeigt, daß er „bei seiner grundsätzlichen Skepsis gar keine Möglichkeit hatte, zu bestimmen, was rechte und unrechte Anwendung der Rhetorik sei, da es für ihn keine objektiv gültigen Begriffe von Recht und Unrecht gab“. Die Folgen sind „theoretische Unklarheit und praktische Gleichgültigkeit gegenüber den sittlichen Fragen in der gorgianischen Schule“ und darauf „hat Pl. den Finger gelegt“. Dankbar wird der Leser auch für die Auszüge aus Gorgias' Schriften, dem *Ἐπιτάφιος*, *Ὀλυμπικός*, der *Τέχνη* und *Ἑλένης ἐγκώμιον* usw. sein, die mehr als 2 Seiten füllen. Sätze wie *Λόγος δυνάστης μέγας ἐστίν* oder *Τὸ γὰρ τῆς πειθοῦς εἶδος ἔχει μὲν ὄνομα ἐναντίον ἀνάγκῃ, τὴν δὲ δύναμιν τὴν αὐτὴν ἔχει* dienen ohne weiteres zur Beleuchtung gewisser Stellen des G. Ein Fehler ist S. 17 zu berichtigen. „Die geistige Leitung liegt, wie immer bei Pl., in der Hand des Sokr.“. Dabei hat N. die Altersschriften vergessen. Über die Schwierigkeiten, welche die historischen Anspielungen dem Leser bereiten können, macht N. die gute Bemerkung: „Statt zwischen den beiden unvereinbaren Gruppen zeitlicher Anspielungen einen künstlichen Kompromiß herzustellen, wird es besser sein und Pl.s Sinn mehr entsprechen, wenn wir in diesen Widersprüchen ein Zeichen davon sehen, daß für Pl. hier alle diese geschichtlichen Verhältnisse nur nebensächliches Beiwerk sind, und daß er seine und des Lesers ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, den Gedankengehalt des Dialogs, konzentrieren will.“ Recht gut und klar sind im allgemeinen die Anhaltspunkte beleuchtet, von denen aus die Datierung des G versucht werden kann. N. meint, es ergebe sich, alles zusammengenommen, „für den G die Stellung hinter den im besonderen Sinne Sokratischen Schriften (Ap, Cr, Eu, Pr, La, Ch)“ — soweit bin ich einverstanden, aber für verfehlt halte ich, was folgt: „wegen der schärferen Fassung des Begriffs des Guten [vgl. Me 87 e f. mit G 67 e] und der Verurteilung der Staatsmänner auch hinter dem Me, in dem sie mit viel mehr Achtung behandelt werden, und wegen der völligen Verwerfung der Rhetorik auch hinter dem Phs, in dem Pl. noch den Versuch gemacht hatte, sie auf eine philosophische Grundlage zu stellen . . . So ergibt sich als Abfassungszeit des G etwa 385“.

Im Verzeichnis der Erklärungsschriften vermisse ich: Paul Schuster, eine Erklärung von G 92 e—94 b, im Rh. Mus. 29 (1874) 590 ff. und Cron, Jb. f. kl. Ph. 153 (1886) S. 563—82.

Für eine neue Auflage schlage ich einige Beisätze vor, namentlich über die Bedeutung des Mythus am Schluß; ferner

Zu 49 b sollte auch auf Dissoi logoi 8, 1 verwiesen werden: *⟨τῶ αὐτῶ⟩ ἀνδρὸς καὶ τὰς αὐτὰς τέχνας νομίζω κατὰ βραχύ τε δύνασθαι διαλέγεσθαι .. καὶ δαμαγορεῖν οἷόν τ᾿ ἦμεν.*

Zu der 51 b gemachten Unterscheidung von Arithmetik und Logistik auf Rp 525 c ff. und Phi 56 e.

42 e wird *καίτοι* nicht, wie N. angibt, mit „und doch“ zu übersetzen sein, sondern mit „und wahrlich“ oder „nun aber“. Apelt einfach: „Und“.

Eine „Ausgabe für den Schulgebrauch“ sollte nicht unterlassen, zu 56 b *οὐδαμοῦ ἂν φανῆναι* auch beizuziehen Soph. Ant. 184 *τοῦτον οὐδαμοῦ λέγω.*

61 a *ὁμολογεῖται τὸν ῥητορικὸν ἀδύνατον εἶναι ἀδίκως χρῆσθαι τῇ ῥητορικῇ καὶ ἐθέλειν ἀδικεῖν.* Damit stellt Pl. dem Gorgias das Zeugnis aus, er sei im Grunde mit Sokr. darüber einig gewesen, daß die Rhetorik dem Staatswohl dienen muß und eine sittliche Pflicht hat, daß die bloß formale Gewandtheit eines auch zur Täuschung und Berückung bereiten Redners verwerflich sei. Die Kenntnis des Guten nun, das möchte ihm Sokr. zeigen, wird Sache der Philosophie oder Staatskunst sein. (Die beiden fallen zusammen: wenn man den *πολιτικός* definiert und vom *σοφιστής* und *δημηγόρος* unterscheidet, ist eben damit auch die Definition des *φιλόσοφος* gefunden.) Ihr als der allein der Herrschaft würdigen, der „königlichen“ Kunst muß also die Rhetorik sich unterordnen. Dann ist sie nicht, wie Gorgias meint, die vornehmste der Künste.

Auch einige kritische Bedenken seien geäußert:

Zu 60 b schreibt N.: „*ὁ τὰ δίκαια μεμαθηκὼς δίκαιος*: diese[n] Schluß ist nur berechtigt unter der Sokratisch-Platonischen Voraus[-]setzung, daß Tugend Wissen sei und daher das Wissen mit den[m] Tun des Guten zusammenfalle.“ Vorher hieß es: *ὁ τὰ τεκτονικ[ὰ] μεμαθηκὼς τεκτονικός — ὁ τὰ μουσικὰ μουσικός — ὁ τὰ ἰατρικ[ὰ] ἰατρικός.* Sollen diese Schlüsse auch auf einer besonderen Voraus[-]setzung ruhen? Dann wäre es die, daß das *μεμαθηκέναι* kei[n] bloß theoretisches Lernen sei, sondern mit den nötigen praktische[n] Übungen verbunden. Und vielleicht gilt dieselbe Voraussetzun[g] für das *μεμαθηκέναι* der *δίκαια*. Allerdings ist der Schluß auc[h] voll berechtigt, wenn die *δικαιοσύνη* sich als das *συμφορώτατο[ν]*

ἀνθρώπῳ ausgewiesen hat, nach dem jeder selbstverständlich strebt (nach Xenoph. Mem. III, 9, 4).

Gleich nachher darf nichts ausgeworfen werden von den Worten *οὐκοῦν ἀνάγκη τὸν ῥητορικὸν δίκαιον εἶναι, τὸν δὲ δίκαιον βούλεσθαι δίκαια πράττειν.* Als Neues tritt jetzt *ἀνάγκη* hinzu, um den Satz, der zuerst zögernd aufgestellt war, zu sichern. Die folgenden Sätze, die Apelt einklammert und mit Sauppe tilgen will, bilden den Übergang zu der negativen Wendung, die erforderlich ist.

(65 c ist bei Nestle eine Zeile ausgefallen.)

66 e *οὐχ, ὥς γέ φησι Πῶλος* erhält seine Erklärung durch das unten aus Apelts Plat. Aufs. zu 82 b Angeführte.

67 b *μὴ κατηγόρει, ὦ λῷστε Πῶλε, ἵνα προσείπω σε κατὰ σέ.* Dazu sagt N.: „*κατὰ σέ*: in deiner (rhetorischen) Manier. In *λῷστε Πῶλε* liegt eine Paronomasie." Ähnlich Apelt. Das wäre einleuchtend, wenn Polos in seiner Anrede an Sokr. sich einer Paronomasie befleißigt hätte. Das ist nicht der Fall. Wie er das Wort ergreift, das Gespräch zwischen Gorgias und Sokr. ohne Entschuldigung unterbrechend, sagt er einfach *ὦ Σώκρατες,* während Sokr. mit *ὦ κάλλιστε Πῶλε* erwidert. Nachher haben wir in der Wechselrede 2 mal *ὦ Σώκρατες,* 9 mal *ὦ Πῶλε* und dazu noch ein *ὦ φίλε Πῶλε.* Sokr. wahrt die Formen des höflichen Umgangs, Polos fährt gleich anfangs polternd drein, und jenes *ὦ κάλλιστε,* das mir etwa den Klang von „feingebildet" zu haben scheint, hat nicht genügt, ihn zum guten Ton zu stimmen. Zuletzt hat er den Gegner mit Mißachtung strafen wollen: er hat ihm gar nicht mehr geantwortet, sondern an die Zuhörer sich gewandt mit: *οὗτος ἀνὴρ* — „Dieser Mensch da —!" Und darauf erhält er nun die Zurechtweisung: *μὴ κατηγόρει* usw. Das *κατὰ σέ* ist also ironisch: „nach deiner Manier" übersetzt Apelt ganz richtig. Gemeint ist: nach deiner höflichen Manier. Man beachte noch, daß er im folgenden mit seinem *ὦ Σώκρατες* nicht mehr so sehr geizt, und daß Sokr. ihm noch mehrmals ein ehrendes Eigenschaftswort *ὦ θαυμάσιε, ὦ μακάριε* zukommen läßt. Die Übersetzung freilich, die Apelt gibt, „mein Wunderlicher" und „mein Preisenswerter" ist kaum annehmbar. Eher noch: Erstaunlicher, Hochzupreisender, obgleich wir dazu fast eines Substantivs bedürfen (du wunderlicher Herr, du gottbegnadeter Denker); besser vielleicht im 2. Fall: „in aller Ehrerbietung sei es gesagt!"

„Zu 80 a b könnte erinnert werden einerseits an Eu 4 b, anderseits an N 717 d und Pr 46 a.

80 e. Der Satz *εἰ ἄρα δεῖ τινα κακῶς ποιεῖν, εἴτ᾽ ἐχθρὸν εἴτε*

ὁντινοῦν, ἐὰν μόνον μὴ αὐτὸς ἀδικῆται ὑπὸ τοῦ ἐχθροῦ — τοῦτο μὲν γὰρ εὐλαβητέον — ἐὰν δὲ ἄλλον ἀδικῇ ὁ ἐχθρός, παντὶ τρόπῳ παρασκευαστέον .., ὅπως μὴ δῷ δίκην bedarf wohl einer eingehenderen Erklärung, als sie bei N. und bei Apelt zu finden ist. Man wird am besten davon ausgehen, daß Sokr. sich auf den Boden des engherzigsten nackten Egoismus gestellt hat, den Polos vertreten will. Auch für diesen Standpunkt hat Polos ihm, freilich gegen seine innerste Überzeugung (über die er sich selber nicht klar sein wird, oder die zu enthüllen er sich scheut), zugestanden, das Unrechttun sei schimpflich (sogar schimpflicher als das Unrechtleiden). Und er hat für diesen Satz die Begründung des Sokr. gelten lassen, daß es schädlich sei, nämlich für den Missetäter selbst, weil seine Seele dadurch schlecht wird. Eben von dieser Begründung aus, sofern sie wirklich Geltung hat, läßt sich der ganze Standpunkt des Polos untergraben. Und das tut Sokr. mit seinem Beweis. Er zeigt seinem Gegner: wenn du, mit dem großen Haufen übereinstimmend, deinen Stolz darin suchst (die *ἀνδρὸς ἀρετή* darin erblickst), daß du Menschen, die dir verhaßt sind, deinen „Feinden", möglichst schweres Übel zufügest, so mußt du darauf ausgehen, sie möglichst schlecht zu machen und möglichst lange im Zustand größter Schlechtigkeit zu erhalten. Das erreichst du, wenn du die Versuchungen, die sie zu Unrecht und Gewalttat locken, begünstigst und nicht dagegen einschreitest. Die damit gewonnenen Folgerungen sind erstaunlich, für den „gesunden Menschenverstand" unerträglich. Gerade der Triumph würde ja den verhaßten Feinden gelassen, nach dem ein Polos und Seinesgleichen am meisten begehren, daß sie Macht hätten zu vergewaltigen, wen sie immer wollten. Die Voraussetzungen, aus denen sich das Erstaunliche ergab, waren: 1. das Unrechttun ist dem Täter selber schädlich und darum schimpflich, 2. wirkliches Unrecht wird nur begangen durch Schädigung der Seele. Es leuchtet ein, daß diese Voraussetzungen neu geprüft werden müssen. Und das geschieht, indem den Polos ein anderer Vertreter der öffentlichen Meinung ablöst, Kallikles, der nun wirklich das Herz hat, zu leugnen, daß das Unrechttun schimpflich sei. — Mit *εἰ ἄρα δεῖ τινα κακῶς ποιεῖν* wird angedeutet, daß überhaupt die Absicht, anderen Menschen Schaden zu tun, unsinnig sei — auch für den rein egoistisch Rechnenden. Verständlicherweise: denn immer leidet unter der Schlechtigkeit der einzelnen, die dadurch erzeugt wird, daß man ihnen Schaden getan hat (wenn Unrecht und Schaden tun nichts anderes ist als schlecht machen), die Gesamtheit — und also auch

der kurzsichtige Egoist, der sich das Unrechttun erlaubt hat. — Die Zwischenbemerkung *ἐὰν μόνον μ. α. α. ν. τ. ε. τ. μ. γ. εὐλαβητέον* hat nur den Sinn: wir wollen für unsere Überlegung möglichst einfache Bedingungen annehmen, also den durch Nebenumstände verwickelten Fall beiseite lassen, wo der Beurteiler zugleich Partei wäre. — Die Anmerkung Apelts zu der Stelle lautet: „Hier gefällt sich Sokr. in scherzhaft übermütigen Folgerungen seines siegreich durchgeführten Standpunkts, deren Ironie namentlich in dem durch die Parenthese bezeichneten Vorbehalt höchst ergötzlich hervortritt." Ob man hier von „scherzhaftem Übermut" reden darf, und ob auch nur das Wort „Ironie", das auch Nestle hier und in manchen ähnlichen Stellen braucht, ganz am Platze ist?

82 b *οὔ σοι ὁμολογήσει Καλλικλῆς, ὦ Καλλίκλεις, ἀλλὰ διαφωνήσει ἐν ἅπαντι τῷ βίῳ* wird trefflich erklärt durch die Bemerkungen, die Apelt, Plat. Aufs. S. 98 ff. gibt unter der Überschrift „Die Taktik des platonischen Sokr., Spaltung und Verdopplung". Ich gebe davon einen Auszug: „In die Seele eines edlen Jünglings weiß dieser Sokr. den Stachel zu senken, der das Nachdenken und damit die Verwunderung über die eigene bisherige Unklarheit weckt. Er macht aus dem Einen gewissermaßen Zwei, läßt den neuen Menschen seinen (des Sokr.) Bundesgenossen werden und überwindet zusammen mit ihm den alten. 'So mache ich denn', sagt Hippothales im Ly (06 b) zu Sokr., 'mit dir nun gemeinschaftliche Sache, und wenn du etwas anderes weißt, so gehe mit mir zu Rate . .' . . . Und ist das Ergebnis der Untersuchung nach des Sokr. Urteil auch noch so unbefriedigend, so ist es für ihn doch schon reichlicher Gewinn, sich mit dem Partner identifizieren zu können. 'Fast will mir scheinen,' sagt er Me 96 e, 'mein Menon, daß wir, du und ich, nicht viel miteinander taugen und daß dich Gorgias, wie mich Prodikos, noch nicht gehörig geschult hat.' Der Partner muß für alles Bisherige auch selbst mit einstehen. Das ist eine der unverbrüchlichsten Maximen seines Verfahrens, vgl. z. B. G 66 e, 68 c, Me 85 b [. . G 72 c, 74 b, 95 e, 17 c, Rp 608 d, . . auch in Dialogen, wo . . Sokr. . . nicht Gesprächsleiter ist, z. B. Po 78 e, 86 c, So 33 e] [1]) . . . In erhöhter Lebhaftigkeit, gewürzt mit entsprechend verstärkter Ironie, tritt uns diese Taktik entgegen, wenn es sich um Auseinandersetzung oder Kampf mit Rabulisten . . handelt. Den Gegner mit sich in Widerspruch zu bringen ist das erste, was er mit bekanntem Geschick unternimmt. Und ist er so

---

[1]) Auch Phs 28 a c, was A. übersehen hat, gehört noch hierher.

weit, so hat er, ein guter Zauberer, ein sehr einfaches Mittel, um den Einen als zwei leibhaftige Wesen erscheinen zu lassen. Es ist die bloße Kunst des Ausdrucks, durch die er das zu erreichen weiß." Es folgt zum Beleg unsere Stelle. Daran anschließend fährt A. fort: „Indem er (Sokr.) sich dieser Wendung bedient und nicht der herkömmlichen 'Du wirst mit dir in Widerspruch bleiben', nötigt er uns geradezu mit Gewalt die Vorstellung zweier getrennter Wesen auf. Und daß der so gekennzeichnete Gegner selbst einigermaßen vor sich erschrecken muß wie vor dem 'anderen Gesichte', versteht sich von selbst."

83 e geben unsere Ausgaben meist *ποίῳ δικαίῳ χρώμενος Ξέρξης ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα ἐστράτευσεν ἢ ὁ πατὴρ αὐτοῦ ἐπὶ Σκύθας ἢ — αλλα μυρία ἄν τις ἔχοι τοιαῦτα λέγειν*, und Nestle erklärt: „K. wollte eigentlich noch weitere Beispiele anführen mit *ἢ* —, unterbricht sich dann aber mit der allgemeinen Behauptung *ἄλλα — λέγειν*." Das ist wohl nicht ganz richtig aufgefaßt. Ich stimme Campbell bei, der im 2. Band seiner Ausgabe der Rp S. 231 den Gedankenstrich spart und den Satz unter den Beispielen seines § 50 „Deferred Apodosis, Digression and Resumption" aufführt. Entsprechend gibt ihn Burnets Ausgabe.

84 b gibt N. gleich den andern Herausgebern gegen die Überlieferung der Pl. Hss. das Zitat in der durch die sonstige Überlieferung für Pindar gesicherten Form *νόμος . . δικαιῶν τὸ βιαιότατον*: wahrscheinlich mit Unrecht. Denn Wilamowitz II 94 ff. hat wohl erwiesen, daß Pl. N 890 a, wo er von Lehren *ἀνδρῶν σοφῶν* spricht, *ἰδιωτῶν καὶ ποιητῶν φασκόντων εἶναι τὸ δικαιότατον ὅτι τις ἂν νικᾷ βιαζόμενος*, sich auf denselben Spruch Pindars bezieht und daß er diesen „als Greis in der Fassung und sogar in der Ausdeutung, die er ihm in seinem G gegeben hatte, im Gedächtnis hat und ihn so von neuem verwendet ohne nachzuschlagen", — obgleich sich vielen Philologen, „denen eine Anführung aus dem Gedächtnis für weit unverzeihlicher gilt als ein aus einem ungelesenen Buche entlehntes Zitat", die Haare darüber sträuben werden. Dann müßten wir also im G *βιαιῶν τὸ δικαιότατον* lesen. Übrigens will Wil. feststellen, daß Polykrates dem Pl. seinen Irrtum aufgestochen habe, findet es aber bezeichnend, wie wenig das auf diesen Eindruck machte. „Als er die N. schrieb, hatte er den ganzen Polykrates längst vergessen." Weiter ergibt sich ihm „die unabweisbare Folgerung, daß Polykrates den G vor Augen hatte". Und wenn für dessen „Sokrates" das Jahrzehnt 393—83 als möglich anzunehmen ist, aber durch den darauf antwortenden Me die

untere Grenze hinaufgerückt wird, so sind diese chronologischen Beziehungen wichtig, die an der Lesart unserer Stelle einen gewissen Halt haben.

88 d τοὺς νόμους τίθενται ἐπὶ τῷ ἑνί heißt nicht: „im Blick auf den Einen (Starken)“, sondern: mit Unterdrückung (Apelt: „zur Niederhaltung“) des Einen.

90 b ποίων ἱματίων ist als Ausruf (mit !), nicht als Frage (;) zu schreiben. Nützlich wäre es, auf die verwandten Stellen zu verweisen:

91 d ist, wie mir scheint, N. Textgestaltung und Erklärung mißlungen. Man kann sich bei der handschriftlichen Überlieferung und ihrer durch Apelt gegebenen Auslegung völlig beruhigen. Vgl. auch Gomperz S. 271.

93 b ἐν Ἅιδου — τὸ ἀειδὲς δὴ λέγων: hier hätte N. Burnet folgen sollen, der aus F die Lesart αιδές aufgenommen hat.

Zu 94 b ὥσπερ λίθον ζῆν .. μήτε χαίροντα ἔτι μήτε λυπούμενον mag an den Rp 583 c e und Phi 32 e geschilderten μέσος βίος erinnert werden. Im Gegensatz zum χαραδριός, der ἅμα τῷ ἐσθίειν ἐκκρίνει, und überhaupt dem Vogel mit seinem kurzen Gedärm ist es nach Ti 73 a der Vorzug des Menschen, daß seine ἔντερα in viele Windungen gelegt sind, ὅπως μὴ ταχὺ διεκπερῶσα ἡ τροφὴ ταχὺ πάλιν τροφῆς ἑτέρας δεῖσθαι τὸ σῶμα ἀναγκάζοι κτλ.

95 d: aus Καλλικλῆς Ἀχαρνεύς folgert Wilamowitz: „ein vornehmer Mann war er nicht, denn er wird nur mit seiner Gemeinde Acharnai bezeichnet, nicht mit dem Vatersnamen“. Ist der Schluß zwingend? Jedenfalls redet ihn Sokr. 94 e an mit ὦ γενναῖε, und daß er nicht etwa, wie Kleon oder Anytos, ein Handwerk oder Gewerbe betreibt, ist aus der Verachtung, die er nach 12 c dem μηχανοποιός entgegenbringt, klar zu ersehen. Daß wir es mit einer historischen Person zu tun haben, wird wohl heute von niemand mehr bezweifelt. Recht Verkehrtes hat da noch Räder (S. 117 f.) vorgebracht: An 81 d anknüpfend, wo Sokr. ihm vorhält, er sei ἐραστὴς τοῦ Ἀθηναίων δήμου, fragt er: „Wie ist das möglich, da doch Kall. Anschauungen vertritt, die nichts weniger als volkstümlich sind?“ Und fährt fort: „Es kommt daher, daß nach der Anschauung Pl.s — die er in der Rp ausführlicher begründet — die Tyrannis nicht der Gegensatz zur Demokratie, sondern die natürliche Fortsetzung derselben ist.“ Und dazu gibt er die Anmerkung: „Infolgedessen müssen die Vermutungen, die in der Person des Kallikles eine Maske entweder für Kritias (Cron) oder für Charikles (Bergk) erblicken, verworfen werden. Diese Männer

gehörten nämlich beide zu 'den Dreißig', aber diese waren keine 'Tyrannen', sondern Oligarchen, und diese beiden Begriffe hält Pl., wie aus der Rp ersichtlich ist, scharf auseinander. Ob Kall. eine wirkliche Person oder nur als Seitenstück zu dem im Pr als Wirt und Gönner der Sophisten auftretenden Kallias aufgestellt ist, läßt sich nicht entscheiden." Wilamowitz wundert sich, daß ein so „wahnschaffener Einfall", „Kall. wäre gar nicht Kall." usw. nicht zur Ruhe kommen wolle, und fragt: „Weshalb fürchtete sich Pl. den toten Charikles einzuführen?" In meinen Untersuch. von 1888 (S. 136) habe ich geschrieben: „Ein unbedeutender Mensch wahrlich kann es nach der ganzen Art, wie er die Unterredung führt nicht gewesen sein. Pl. läßt uns von ihm wissen, er sei als Redner mehrfach vor dem Volk aufgetreten, er nennt uns die Namen dreier seiner Freunde . . und wenn ich recht sehe, deutet er an, daß der Mann von seiner politischen Tätigkeit Unglück und Verfolgung erntete (19 b) . . . Es ist übrigens merkwürdig, wie sehr das Bild des Kall. dem des angeblichen Isokrates im Eus ähnlich sieht und wie nahe die Ansichten beider sich berühren (worauf auch schon andere aufmerksam gemacht haben)." Vgl. Hirzel Dialog I 176 A. Huit Platon I 314. Bruns Liter. Portr. S. 296: „Dieser unzweifelhaft historische Mann ist uns sonst unbekannt", S. 313: „Überhaupt erinnert Kall. an den Ungenannten" (im Eus.). Pohlenz S. 142 A. 1. — Die verschrobene Textauslegung von 81 d durch Räder wird wohl niemand irre führen, der sich die Stelle im Zusammenhang selber ansieht.

02 c *εἴ τις περιέλοιτο τῆς ποιήσεως πάσης τό τε μέλος καὶ τὸν ῥυθμὸν καὶ τό μέτρον, ἄλλο τι ἢ λόγοι γίγνονται τὸ λειπόμενον* N. verweist auf Gorg. Hel. 9, Pl. Rp 398 d, 601 b, Isocr. 9, 11 und spricht die Meinung aus, Gorgias sei wohl „gemeinsame Quelle für Pl. und Isokrates". Aber müssen wir wirklich nach einer gemeinsamen Quelle suchen, wenn ein so einfacher Gedanke von mehreren Schriftstellern ausgesprochen wird?

05 e sollte in die Anmerkungen über Epicharm aufgenommen werden, daß er zu den Lieblingsdichtern Pl.s gehörte und Th 52 a von Sokr. für den ersten aller Komiker erklärt wird (*τῶν ποιητῶν οἱ ἄκροι τῆς ποιήσεως ἑκατέρας, κωμῳδίας μὲν Ἐπίχαρμος, τραγῳδίας δὲ Ὅμηρος*).

08 a *γεωμετρίας γὰρ ἀμελεῖς*. N.s Anmerkung dazu beginnt mit den Worten: „So schätzte z. B. Protagoras aus erkenntnistheoretischen Gründen (fr. 7 Diels) die Geometrie gering (Pr 18 e). Wer darauf hinweist, daß „der Kreis die Tangente nicht bloß a

einem einzigen Punkte berührt", will damit wohl auf einen Mangel unserer Darstellungsmittel aufmerksam machen; und der Pr 18e von Protagoras gegen andere Sophisten ausgesprochene Tadel, daß sie *λωβῶνται τοὺς νέους, λογισμούς τε καὶ ἀστρονομίαν καὶ γεωμετρίαν καὶ μουσικὴν διδάσκοντες*, ist damit schwerlich so zu verknüpfen, wie N. es tut.

08b *τὰ πρόσθεν ἐκεῖνα* (nämlich 80c daß die Rhetorik nicht angewendet werden dürfe *ἐπὶ τὸ ἀπολογεῖσθαι ὑπὲρ τῆς ἀδικίας τῆς αὐτοῦ ἢ γονέων ἢ ἑταίρων ἢ παίδων ἢ πατρίδος ἀδικούσης*, sondern umgekehrt eher zur Anklage gegen die Liebsten und Nächststehenden, damit der Schuldige durch Bestrafung gebessert werde) *συμβαίνει πάντα, . . ὅτι κατηγορητέον εἴη καὶ αὐτοῦ καὶ υἱέος καὶ ἑταίρου, ἐάν τι ἀδικῇ, καὶ τῇ ῥητορικῇ ἐπὶ τοῦτο χρηστέον* scheint im Widerspruch zu stehen mit Eu 4be, wo Sokr. den Seher fragt, ob er sich kein Gewissen daraus mache, den eigenen Vater *φόνου* anzuklagen. Der Widerspruch wird sich aber ausgleichen lassen. Gewiß, wenn kein anderes Mittel fruchtet, ist auch die gerichtliche Anklage erlaubt, nach Umständen geboten. Der höchste Gesichtspunkt ist immer das Wohl der Nebenmenschen. Wenn sie schlecht sind, ergibt sich als Zweck ihre Besserung. Und für diesen Zweck sind die wirksamsten Mittel zu wählen. Tatsächlich hat Sokr. seine Kunst der Rede, die er freilich nicht als *ῥητορική* bezeichnen würde, sondern als *διαλεκτική* dieser entgegenstellt, zum *κατηγορεῖν* benutzt, allerdings nicht vor dem Gericht erloster fremder Richter, sondern vor dem eigenen Gewissen, vor dem er jedermann zwang, sich Rechenschaft zu geben. Vgl. Ap 30de, 41e und oben die Bemerkungen Apelts zu 82b.

Zu 09a *κατέχεται καὶ δέδεται σιδηροῖς καὶ ἀδαμαντίνοις λόγοις* sollte immerhin die oben S. 214 aus Diodor und Plutarch angeführte Stelle angezogen werden.

12a *λογίζεται ὅτι οὐκ* usw. scheint mir falsch erklärt zu sein. Ich übersetze: „Er sagt sich nun, es wäre eine verkehrte Meinung (wörtlich daß nicht folgendes gilt): zwar der mit schweren, unheilbaren Krankheiten des Leibes Behaftete, der etwa vom Tode des Ertrinkens gerettet wurde, sei zu bedauern, weil er nicht hat sterben dürfen, und verdanke ihm keine Wohltat; dagegen wenn einer an der Seele, die viel kostbarer als der Leib ist, viele unheilbare Krankheiten hat, so habe für den das Leben doch einen Wert und ihm erweise er eine Wohltat, falls er ihm heraushelfe aus dem Meer oder aus einem peinlichen Prozeß oder aus was es immer wäre."

20 b ist *οὐκ ἐγχωρεῖν* gewiß ebenso als impersonale zu fassen wie in c *ἐνεχώρει*.

Bei 21 d *οἶμαι μετ' ὀλίγων Ἀθηναίων, ἵνα μὴ εἴπω μόνος ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ τέχνῃ καὶ πράττειν τὰ πολιτικὰ μόνος τῶν νῦν* fragt Pohlenz (S. 159): „Kann er das wirklich sagen wo er nie unmittelbaren Einfluß auf die Gesamtheit gesucht hat? Kann er sich wirklich in Parallele mit Perikles stellen, wie wir es doch nach dem Dialoge tun müssen, wie es besonders die Scheidung der Künste verlangt? Ich glaube, daß hier tatsächlich eine Unebenheit vorliegt. Aber deutlich ist auch, daß sie Pl. nicht vermeiden konnte. Das System der Künste verlangt, daß eine Staatskunst, die unmittelbar ins Leben des Volks eingreift, an der Spitze steht. Aber die hatte in Wirklichkeit Sokr., dem Pl sie in den Mund legt, nicht geübt." Das verstehe ich nicht Sokr. ist der Erzieher, und zwar der einzige Erzieher seines Volks gewesen. Und die wichtigste Aufgabe jedes Staatsmanns ist die Erziehung des Volks zu sittlicher Lebensführung. Recht fruchtbar könnte die Kunst der Erziehung freilich nur im wohl geordneten Staat geübt werden, wo Philosophen, wie Sokr. oder Platon, die Zügel der Regierung in der Hand hätten. Die Parallele zwischen Sokr. und Perikles kommt auch Sy 15 e vor.

24 a. Bei der Zweiteilung der *οἰκουμένη* in Asien und Europa dürfte man den Schüler erinnern an Sall. Jug. 17, 3 „in division orbis terrae plerique in parte tertia Africam posuere, pauci tantum modo Asiam et Europam esse, sed Africam in Europa".

Zum Schluß möchte ich noch einige Parallelen nachweisen die vielleicht N. bei einer Neuauflage gern verwendet. Zu 94 e finde sich eine solche in Hp I 93 a, zu der feierlichen Erklärung von 95 d am Schluß des Phi, zu 00 a habe ich mir an den Rand notiert Pr 57 a b (19 b, La 84 e), zu 00 b Rp 350 e, zu 02 b Rp 568 ff zu 04 d N 862 b (Phs 71 d e, Po 01 d), zu 06 c Ti 54 b, zu 07 Ap 39 a, zu 08 a N 757 b und d, zu 10 a Rp 365 d (Ap 36 b zu 12 a Cr 47 e, zu 13 c Mx 35 d, zu 14 b La 85 b. Den zu 09 a und 24 a nachgewiesenen Berührungen mit anderen Schrift stellern sei die Erinnerung beigefügt, daß einige Sätze des Sok im G. merkwürdig nahe mit Sprüchen Jesu verwandt sind. M wenigstens fällt bei 04 e immer ein: „Was hülfe es den Menschen so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seine Seele?" Und bei 27 c d: „Wer dich schlägt auf den rechten Backen dem biete den linken auch dar." Anderseits wie ich im Wilhelm Meister das Wort las: „Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren,

wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin?" klang in mir nach καίτοι ἔγωγε οἶμαι καὶ τὴν λύραν μοι κρεῖττον εἶναι διαφωνεῖν κτλ. ἢ . . ἐμὲ ἐμαυτῷ ἀσύμφωνον εἶναι aus G 82 b.

Menon (= Me): behandelt von Lutoslawski S. 207—10, Gomperz S. 296—305, Natorp S. 28—41, Räder S. 130—37, Ritter S. 476 bis 484, Windelband-Bonhöffer S. 154 f., Pohlenz S. 167—193, 408, v. Arnim S. 126 f., Wilamowitz S. 272—282, II 104, 141—53, Prächter S. 262—65, M. Hoffmann Ztschr. f. G.Ws. 1904 S. 609—14.

Die Bedeutung des Me für Pl.s Logik konnte Lutoslawski nicht verborgen bleiben. „Theorien von der größten Wichtigkeit," schreibt er, „als logische Entdeckungen anzuschlagen, werden zuerst im Me ausgesprochen . . . Logische Übung, in den dialektischen Schriften so oft empfohlen, ist hier zuerst eingeführt als ein methodisches Mittel des Fortschritts auf dem Weg der Wahrheit (75 a). Als Zweck logischer Definition wird die Bestimmung des Wesens (72 a οὐσία) der Dinge angegeben, das was Einheit bringt in die Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinungen (72 c). Diese Einheit heißt εἶδος: noch nicht in dem Sinn der späteren platonischen Idee, doch schon als ein bestimmter logischer Terminus, im Sinn der Gattung (72 c). Die Einheit der Gattung ist das wahre Wesen der darin befaßten Dinge (100 b). — Nachdem Pl. so das Ziel der Untersuchung festgestellt hat, gibt er weiterhin einige Regeln über die Methode. Hier erscheinen zum erstenmal die Vorschriften der 'Dialektik'." . . . Pl. verlangt in ihrem Namen, man müsse die Erörterung auf die Grundlage zugestandener Prämissen stellen (75 d). — Als Methode zur Sicherstellung zweifelhafter Annahmen empfiehlt Pl. die Prüfung der Folgerungen, die aus jeder Grundannahme sich ergeben. Dieses Verfahren beschreibt er als hypothetische Beweisführung (86 e) und überträgt es von der geometrischen auf die philosophische Untersuchung. Er wendet es mit Erfolg an auf das Problem, das er im Pr noch nicht zu lösen vermochte, und findet, daß Tugend, solange sie nicht gelehrt, sondern bloß in Übereinstimmung mit der allgemeinen Tradition geübt wird, das offenbar nicht ist, als was sie in Ch, La und Pr galt, nämlich eine Art Wissen. — Ein anderes Zeichen rege gewordenen logischen Interesses ist die sorgfältige Unterscheidung zwischen dem partikular und dem allgemein bejahenden Urteil (73 e, 89 a)" . . . Ferner ‚Die Lehre von angeborenen Vorstellungen wird nicht allein mit überraschender Kühnheit eingeführt, sondern durch ihre Zurück-

führung auf das metaphysische Axiom der Einheit der Natur (81 d) auf die breiteste Grundlage gestellt. — Die metaphysische Überzeugung von apriorischer Erkenntnis, die Pl. im Me verkündet, ist ein neues Prinzip, in dessen Licht die alte Ironie und das Nichtwissen des Sokr. verschwindet. Noch bequemt sich der Verfasser dazu, einen experimentellen Induktionsbeweis für seine Annahme zu geben mit der Einleitung, daß ein solcher nicht leicht sei (82 a). Die Wahl des Experiments und die Art seiner Ausführung verrät einen viel höheren Grad pädagogischer Kunst als in den kleinen Dialogen. — Alle Zweifel an der Möglichkeit und Wirklichkeit untrüglichen Wissens sind beseitigt; der platonische Sokr. behauptet vollkommen sicher zu sein über die Tatsächlichkeit eines Wissens, das hoch über richtige Mutmaßung sich erhebt (98 b) und das in jedermann erweckt werden kann durch geschicktes Fragen (86 a). Der Unterschied zwischen richtiger Meinung und wissenschaftlicher Erkenntnis besteht in der Verknüpfung und Kausalbeziehung, die der wahren Erkenntnis eigentümlich ist (98 a). Wissen ist darum von höherem Wert als bloßes Meinen, selbst wenn dieses richtig ist. Mit diesem neuen Rüstzeug versehen schreitet Pl. zu seiner Anwendung auf dem Feld der Ethik. Dabei führt er die Unsterblichkeit der Seele ein zuerst als wahre und schöne Erzählung von Priestern und Dichtern, dann bestätigt er ihre Geltung durch Reflexion über die Natur des menschlichen Denkens (86 b)."

Wirklich, der Fortschritt in den wichtigsten Punkten ist hier sehr gut und klar bezeichnet. Ähnlich, nur kürzer, bei Bonhöffer. Er schätzt auch die Form der Schrift hoch ein, die er als „einen der reizvollsten und am leichtesten verständlichen Dialoge Pl.s" bezeichnet[1]), während Gomperz urteilt, die Kunstform sei durch den Stoffreichtum geschädigt worden.

Über Inhalt und Zweck der Schrift sagt Gomperz u. a. ff.: „Der Me gilt uns als ein biographisches Denkmal von hohem Range. Wir sitzen hier zum ersten Male gleichsam zu Pl.s Füßen. Denn der Lehrberuf hat dem Dialog seinen unverkennbaren Stempel auf-

[1]) Auch Natorp S. 32 spricht von der „außerordentlich feinen und durchdachten Anlage des Dialogs", hingegen urteilt wieder Pohlenz (S. 190), daß der Me, mit den früheren Dialogen verglichen, „den Eindruck geringerer Geschlossenheit und Einheitlichkeit macht". Auch darüber, was den „Kern- und Quellpunkt des Me ausmache", ist Meinungsverschiedenheit. Nach Gomperz (S. 303): „die Ehrenrettung der athenischen Staatsmänner", nach Pohlenz (S. 190) eher die Lehre von der Wiedererinnerung. Auch Räder (S. 134 A. 3) wendet sich hier gegen Gomperz.

gedrückt. Fragen nach der Methode beschäftigen den Verfasser ... Die Lehrtätigkeit hat seinen Blick erweitert .. Er hat bereits den propädeutischen Wert des mathematischen Unterrichts erprobt. Er hat mit Staunen wahrgenommen, wie das deduktive Verfahren den Jünger zu Ergebnissen führt, die er anscheinend aus sich selbst herausspinnt .. Auch sonst hat ihn die didaktische Praxis vor neue Probleme gestellt. Sie hat ihn nach der Möglichkeit des Lernens und Lehrens überhaupt fragen lassen. So ward er zur Erkenntnistheorie geführt" ... (302): „Unser Gespräch bildet einen Knotenpunkt platonischer Schriftstellerei. In ihm verschlingen sich Fäden, die aus zwei verschiedenen Gesprächen stammen", nämlich einerseits aus dem Pr, der die Lehrbarkeit der Tugend gelten zu lassen Anstand nimmt im Hinblick auf die untüchtigen Söhne tüchtiger Väter, anderseits aus dem G mit seinem Verdammungsurteil über die 4 berühmten athenischen Staatsmänner. Daß die Anstände des Pr durch den Me zum Teil wenigstens erledigt, das allzu schroffe Urteil des G durch jenen geflissentlich berichtigt werde, darüber kann kein Zweifel sein. „Auch scheint es nicht unmöglich, die Verschiedenheit der Stimmung und des Verhältnisses zur praktischen Politik zu erklären, die den Me vom G scheidet ... Im G spricht der durch einen Angriff auf seinen Meister" — gemeint ist die Schmähschrift des Polykrates — „tief gereizte Jünger und zugleich der noch völlig freie Schriftsteller, der eine Schulgründung erst ins Auge gefaßt oder doch auszuführen soeben erst begonnen hat ... — verspottet ob seines unerhörten, des Sprößlings edler Ahnen so wenig würdig scheinenden Beginnens ..; und gegen all den Hohn und all die Anklagen, der Freunde und Verwandten wohl noch mehr als der Gegner, sich mit unbeugsamem Trotze wappnend. Ein paar Jahre sind dahingegangen. Die junge Schule gedeiht, wenngleich unter Kämpfen. Zu des Meisters Füßen drängen sich hochstrebende Jünglinge, welche hier die Waffen für den politischen Parteistreit zu erwerben trachten. Die Interessen der neuen Lehranstalt, die Anforderungen, denen sie genügen soll, die Fehden, die sie zu bestehen hat, knüpfen ihren Leiter mit engeren Banden an das Leben .. Sein Selbstgefühl ist zugleich sicherer und maßvoller geworden und gewinnt daher minder heftigen Ausdruck .."

In ähnlichem Sinne äußert sich Wilamowitz: (284) „Die Schule mag schon in ihren hoffnungsvollen Anfängen gestanden haben, als der Me erschien." (272) „Man darf ihn als das Programm der Akademie bezeichnen." (279) „Er lehrt uns zugleich

das Programm kennen, das Pl. seinem Leben nun gestellt hatte" . . . „Sein Jugendtraum ist nicht aufgegeben; in die Heimat zurückkehrend, ist er auch zu ihm zurückgekehrt. Freilich wird er mindestens zunächst Politiker in anderem Sinne sein, als er einst dachte . . Er bildet Staatsmänner, und — er wird den Staat schreiben, wird sagen wie der Staat sein soll" . . . (274) „Pl. will Lehrer sein. Wie könnte er das, wenn es nicht ein lehrbares wirkliches Wissen gibt? . . Er besitzt nicht nur dieses Wissen, sondern, was wichtiger ist, er weiß den Weg zu ihm. Daraus erwächst ihm die Aufgabe, . . diesen Weg zu weisen. Dem dienen zahlreiche methodische Winke und Proben . . An einem Sklaven des Menon . . erbringt Sokr. den Beweis, daß der menschliche Verstand ganz aus sich heraus eine begriffliche Wahrheit zu finden imstande ist . . . Geometrie war es, an der Pl. die neue Kunst der Dialektik gelernt hatte, auch die hypothetische, deduktive Methode; Mathematik sollte ein Hauptgegenstand seiner Lehre werden. Hier gibt er eine Probe und stellt den Nutzen der Übung in helles Licht. Lehrbarkeit des Wissens ist durch die Tat bewiesen: der es bewies, muß auch der gesuchte Lehrer sein. (Das darf nur nicht ausgesprochen werden, darum wird nicht weiter gesucht.)" (278) „Wenn wirkliche Wissenschaft möglich ist, die Fähigkeit, mit den eingeborenen Verstandeskräften zur Wahrheit durchzudringen, dem Menschen innewohnt, so muß es auch ein politisches Wissen geben, muß also auch eine Erziehung zum politischen Handeln möglich sein. Wer die schlummernde Kraft der Seele, die sie aus dem Reiche des Ewigen mitgebracht hat, zu wecken versteht, der wird auch der rechte Politiker sein können, der Politiker bildet" . . . (281) „Er fühlt seine Kraft und ist froher Zuversicht . . In den Wanderjahren hat er die Gewißheit erlangt, daß es Wissenschaft gibt. Sie ist; sie ist lehrbar; er will sie lehren . . Das ist der Sinn des Ganzen." Pl. hat auch die Schmähschrift des Polykrates im Auge. „Ihm konnte ja nicht entgehen, daß Polykr. seinen eigenen G angegriffen hatte, und es ist gerade die Kritik der großen Staatsmänner Athens, auf die er zurückkommt. Ihre Maßlosigkeit . . mußte gemildert werden, wenn die Athener zu Pl. als Erzieher . . zur politischen Tugend Vertrauen fassen sollten. Und er konnte dem verletzenden Urteil den Stachel nehmen, weil er selbst gerechter urteilen gelernt hatte." . . . „Damit ist gesagt, wie groß der Wert des Me für Pl.s Biographen ist, aber auch, daß sein Verständnis daran hängt, daß man ihm seine richtige Stelle in Pl.s Leben anweist. Auch seine Schätzung als Kunstwerk steigt dann . .

Der Me glänzt nicht durch seinen künstlerischen Schmuck, das starke Pathos des G fehlt ihm, so daß er weder auf unsere Phantasie noch auf unser Herz wirkt, wenigstens nur über den Verstand . . (284) So ist die Kunst hier schlichter, aber nicht geringer als in den folgenden stärker gewürzten Schriften, dem Humor des Cra, dem tollen Spiele des Eus, vollends den vielstimmigen Phn, Sy, Rp."

Auch Pohlenz glaubt deutlich zu sehen, daß der Me nicht bloß den Pr voraussetzt und an seine Probleme anknüpft sondern auch den G, und daß er diesen berichtigen will (S. 168, 175 A.). Das ist überhaupt die durchaus herrschende wohlbegründete Meinung, der z. B. auch Räder[1]) huldigt. Dagegen Natorp stellt den Me zwischen Ch und G. Seine Erörterung, sagt er, S. 29, „lenkt genau in das Dilemma zurück, bei dem der Pr uns stehen ließ . . Auf die Verhandlungen des letzteren Dialogs wird dabei so bestimmt zurückverwiesen, daß es schier zu verwundern ist, wie man hier eine Beziehung auf den G, nämlich eine halbe Zurücknahme des dort gegen die athenischen Staatslenker Gesagten, nur je hat suchen können".

Die Auffassung, die N. des weiteren entwickelt, ist, wie beim G, in vielen Punkten eigenartig und hat außerhalb der eigentlichen Marburger Schule wohl nirgends Billigung gefunden. Es erforderte

---

[1]) Räder erklärt es (S. 135) für „sehr wahrscheinlich, daß der Me nach dem G geschrieben ist" und macht dazu die Anmerkung: „Die Priorität des Me ist u. a. von Natorp, Gercke (in Sauppes Ausg. des G, S. 39 ff.) und Lutoslawski (S. 207 ff.) behauptet worden, aber ihre Beweisgründe können die oben angestellten Betrachtungen nicht entkräften . ." (130) „Schon der Umstand, daß Menon als Schüler des Gorgias eingeführt wird, während der Meister nicht mehr da ist, weshalb Sokr. bemerkt, daß kein Grund vorhanden ist, sich mit ihm zu beschäftigen (71 d), deutet an, daß Gorgias schon einmal abgetan ist (vgl. Wilamowitz, Philol. Unters. I S. 219)." Immerhin macht Räder (S. 131 A. 1) auch darauf aufmerksam, man könnte in dem zwischen G 74 d—e und Me 77 b bestehenden Verhältnis „einen Beweis für die Priorität des Me vor dem G finden." — Schließlich kann man Apelt (Einl. S. 10 f.) zugeben, daß ein ganz zwingender Beweis für die Priorität des G nicht erbracht ist. Ich persönlich halte freilich das Gewicht der dafür zeugenden Umstände für groß genug, um keinen ernstlichen Zweifel mehr aufkommen zu lassen. Mit Billigung schreibe ich die Worte Räders nach (S. 135 f. A.): Man „darf nicht mit Gomperz (S. 571) aus dem Grunde den Me später ansetzen als den Eu, weil 74 a und 88 a die Frömmigkeit unter den Tugenden nicht erscheint; an diesen Stellen ist nämlich nicht von den Kardinaltugenden die Rede . ., vielmehr könnte 78 d, wo die Frömmigkeit neben der Gerechtigkeit erscheint, auf die Priorität des Me schließen lassen. Die Frage hat aber keine wesentliche Bedeutung".

zu viel Raum, wollte ich sie hier ganz deutlich machen. Ich werde es in anderem Zusammenhang später versuchen. Einstweilen seien aber doch wieder einige der bedeutsamsten Sätze herausgehoben: Eine (Kap. 14—21) in die scheinbare Hauptuntersuchung eingeschobene Episode gibt Antwort auf die „tatsächlich für den Gang der Untersuchung von Anfang bis zuletzt bestimmende Frage“ nach der Lehrbarkeit der Tugend. „Diese Antwort aber bedeutet nichts Geringeres als die für Pl. endgültige, nie wieder von ihm verlassene Entscheidung dieser den ganzen bisherigen Problemkreis zusammenhaltenden Frage.“ In der „zentralen Lehre des Me: vom Wissen als Wiedererinnern, d. h. vom Ursprung der Erkenntnis aus dem Quell des Selbstbewußtseins, und zwar ausdrücklich einem überzeitlichen Grunde des Bewußtseins . . kann man . . nur das vorläufig abschließende Ergebnis“ der vom Pr bis zum Me „fortschreitenden Vertiefung des Erkenntnisbegriffs sehen“ . . . „Selbsterkenntnis ist nun nicht mehr getrennt von der Erkenntnis des Objekts, denn es gibt kein wahres Objekt mehr, das nicht konstruiert würde im Begriff der Erkenntnis, gemäß dem eigenen Gesetz des Erkennens. Erkenntnis, reine Erkenntnis, ist der selbsterzeugte Begriff, in welchem allein der Gegenstand uns gewiß wird. Das eigene Gesetz des Bewußtseins erzeugt erst das Objekt, nämlich als Objekt des Bewußtseins.“ (33) „Unfraglich ist es . . die Ideenlehre . ., die in dem berühmten Satze sich birgt: daß das ‘Lernen’, der Gewinn der Erkenntnis, nur ein Schöpfen ‘aus’, ja ‘in’ uns selbst sei. Es ist die große Entdeckung, daß Einsicht, Begriff, Wissenschaft nur im Denken, aus den eigenen Mitteln des Denkens sich zu gestalten vermag, nicht lernbar ist im gewöhnlich gemeinten Sinne einer Übertragung von außen her in die Seele.“ Übrigens liegt nach N.s Meinung in der psychologischen Wendung, die Pl.s Untersuchungen über die Erkenntnis im Me nehmen, „eine nicht unbedenkliche Abbiegung von der geraden Bahn der Entwicklung des Kerngedankens der ‘Idee’“. Und sie erklärt sich daraus, daß „hierbei schon nicht mehr das reine Interesse theoretischer Wissenschaft leitend war. Wir sehen Pl. hier zuerst in einer ganz neuen Rolle auftreten, der des orphischen Predigers und Propheten; so wieder im G und weiterhin, am stärksten im Phn. Ein tiefes religiöses Pathos hat von ihm Besitz genommen, in dem zugleich sein Dichtergemüt sich mehr befriedigt finden mochte, als in ausschließlich strenger Begriffsentwicklung.“

Ob wirklich die Rolle des Predigers und Propheten hier zum erstenmal von Pl. übernommen wird? Wenn der G dem Me

vorausging, dann jedenfalls nicht. Mir ist auch zweifelhaft, ob die Prophetenrolle im Me so ernst zu nehmen ist, wie sie nicht bloß N., sondern auch andere (z. B. Pohlenz S. 191 und Wilamowitz I S. 276) genommen haben. Ich meine, es sei ein rhetorisches Mittel, das Pl. den Sokr. anwenden läßt, um den sprödgewordenen Mitunterredner zur Fortsetzung der Untersuchung willig zu machen. Menon hat zuerst mit seiner eigenen Weisheit gar nicht gekargt, bis er sich zu seinem Ärger in offenbare Widersprüche verwickelt sah. Da beschwert er sich nun über die bekannte sokratische Art der Gesprächsführung, vor der er schon von anderen gewarnt worden sei. Und wie Sokr. nicht abläßt, zieht er sich als gelehriger Sophistenschüler auf den eristischen Satz zurück: es hat überhaupt keinen Sinn, nach einer objektiven Wahrheit zu suchen. Sokr. kann und will nicht behaupten, daß er ein Kriterium derselben und sichere Bedingungen für ihr Zustandekommen anzugeben wisse. Doch wenn man Autoritäten gelten lassen will — wie ja auch Menon offenbar fremder Autorität folgt —, so dürfte der Satz des Pindar und anderer Weisen Beachtung verdienen, daß unsere Seele unsterblich sei. Lassen wir das, bloß als Hypothesis, gelten, dann jedenfalls wäre gegen die Möglichkeit eines in der Seele schlummernden und wieder zu erweckenden Wissens nichts einzuwenden. Auch Natorp schreibt (S. 35), man möchte „faßt schließen, daß die ganze mythisch-mystische Einkleidung der Wiedererinnerungslehre . . preisgegeben werde, d. h. nur als dichterische Zutat wolle angesehen sein“; und Pohlenz betont (S. 174), daß die Anamnesislehre 86 b nur als Hypothese betrachtet werde — freilich, fügt er nachher (S. 192) bei, als eine Hypothese, für die er „wissenschaftlichen Charakter in Anspruch nehme“. Ich halte zur Beleuchtung der ganzen Theorie namentlich den Satz für wichtig, über den die meisten flüchtig wegzugehen pflegen, 81 c/d *ἅτε τῆς φύσεως ἁπάσης συγγενοῦς οὔσης . . οὐδὲν κωλύει ἓν μόνον ἀναμνησθέντα . . τἄλλα πάντα αὐτὸν ἀνευρεῖν* und frage: (mit den Worten meines Platon I, 572 f.) „Warum soll man an eins zuerst erinnert werden? Es wird doch mindestens ebenso gut sein, ein mindestens ebenso fester Ausgangspunkt der Betrachtung, wenn man jenes Eine der Erfahrung, der Selbstbeobachtung entnimmt? Die ‘Verwandtschaft der ganzen Natur’, das ist doch wohl nichts anderes als die stetige strenge Bedingtheit aller Einzelheiten durcheinander, die durchgehende kausale Verknüpfung, die den Suchenden von einem Punkte mit Sicherheit“ — an Hand des *αἰτίας λογισμός* — „zum anderen fortleitet. — Auch daran will ich . . erinnern, daß . ., nachdem die

Erklärung des geometrischen Erkennens als Wiedererinnerung an vorzeitliches Wissen dem Menon plausibel gemacht ist, Sokr. die Bemerkung anhängt (86 b): ‘in den übrigen Punkten möchte ich für diesen Beweis nicht gerade einstehen: nur dafür werde ich immer mit allem Nachdruck eintreten, so gut ich vermag, in Wort und Tat, daß der Glaube, man dürfe suchen was man nicht weiß, uns besser macht und mannhafter und tüchtiger’.“

Auch Pfleiderer mag hier das Wort erhalten. Mit einem ‘hebe dich weg von mir, Satan’, sagt er (S. 268), schließt der G. „Aber unser Pl. hat einen harten Kopf, und wo er seiner Sache sicher ist, bildet der philosophisch stolze Trotz einen Hauptzug seines Wesens. Darum noch ein allerletztes Wort an die Gegner, die es nicht ihrerseits haben sollen. Denn ganz unverkennbar setzt hier der Me ein und greift noch einmal zurück auf . . den Pr, um zu erklären: Und ich hatte und habe eben doch Recht; tatsächlich gibt es keinen Lehrer der Tugend . . Denn die Sophisten (und ihre fast noch schlimmeren Nachfolger, die Rhetoren) taugen nichts, das wissen wir schon lange. Aber, und das ist das interessante verhältnismäßig Neue . ., ebensosehr im Unrecht oder fast noch mehr sind ihre gedankenlosen Gegner, z. B. Anytus, der Ankläger des angeblichen Sophisten Sokr., ähnlich Kallikles im G, der sich über die Sophistik gleichfalls nicht geringschätzig genug aussprechen kann . . . Die Menge . . vom Schlag des Anytus will . . von gar keiner ausdrücklichen Unterweisung oder Erziehung etwas wissen . . . Der alte Schlendrian der zufälligen Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht . . soll . . wiederhergestellt werden, und die Staatsmänner mögen auch in Zukunft wild wachsen . .“ So haben wir hier, meint P., nach der Enttäuschung, die Pl. durchzukosten hatte, weil ein von ihm mit zuversichtlichen Erwartungen kühn entworfener, als ‘Phase *A*’ aus der Rp durch scharfsinnige Analyse auszuscheidender Plan zur Neugestaltung des ganzen Staatswesens nach den Winken des Sokr. nur kühle Ablehnung und Spott erfuhr, (S. 270) „des Staatsreformators abschließendes Ceterum censeo: Noch einmal habe ich euch aufs genaueste gezeigt, daß es mit dem bisherigen Wesen nichts ist, am allerwenigsten mit dem Laufenlassen von allem, wie es Gott oder vielmehr dem Zufall gefällt, wenig allerdings auch mit den höchst unvollkommenen Anläufen der Sophisten zu etwas Besserem. Mich aber, der euch das Beste, der euch eine durchgreifende Reform anbietet und der als treuer, aber auch strenger Arzt die Schwerkranken retten will, habt ihr nun ebenfalls abgewiesen. Was bleibt mir da, als den Erdenstaub

von den Füßen zu schütteln und mich in eine reinere Sphäre emporzuschwingen, die mir wie die Erinnerung aus einer andern höheren Welt aufgeht?" — Zurückschauend meint P.: „Ap, Cr, Eu, G und Me haben sich uns . . als die fünf schönen, klar und greifbar zusammenhängenden Schriften erwiesen, welche den Übergang Pl.s von seiner ersten Periode in die zweite vermitteln. Die drei vorderen gehören ganz noch jener an, die beiden letzteren überschreiten mit ihrem Aufblitzen von eschatologischem und ideologischem Gehalt bereits die Schwelle der zweiten. Alle miteinander aber zeigen den schmerzlichsauren Abschied des größten Sokratikers von seiner ersten heißen Liebe, nämlich der Staatsreform der Rep. A."

Ferner soll Kühnemann gehört werden. Er schreibt (Grundlehren S. 226): „Die Klarheit des Bewußtseins ist das Ziel des Sokr. . . Hier kommt zum Ausdruck, daß die entwickelte Wissenschaft zugleich aufzufassen wäre als entwickeltes menschliches Bewußtsein." Das wird freilich ganz in Natorps Sinn zu verstehen sein.

Hoffmann schließt mit den Sätzen: „Der Me ist nach Form und Inhalt zum Lesen in der Schule sehr geeignet. Im Anfang bietet er logische Übung im Definieren, in der Mitte das heuristische Verfahren an einer leichten mathematischen Aufgabe, wobei die Mathematik als Vorschule philosophischen Denkens erscheint, dann in der Verhandlung mit Anytos historische Betrachtung der athenischen Staatsmänner und der Stellung des Sokr. zu seinen Mitbürgern, endlich philosophische Anregung, sich über den Unterschied von Meinen und Wissen klar zu werden."

Wenig befriedigt bin ich von A. v. Kleemanns Aufsatz über den Me im A. f. G. d. Ph. 1907 S. 50—75. Gut ist darin die kurz gedrängte Inhaltsangabe S. 55—7. Richtig finde ich auch das gegen Natorp S. 51 ff. Vorgebrachte: Die beiden von N. für unvereinbar gehaltenen Thesen des Pr: — 1. Tugend ist Erkenntnis, 2. Tugend ist nicht lehrbar — stehen bloß in scheinbarem Gegensatz, denn Protag. und Sokr. verstehen unter Tugend nicht dasselbe. „Sokr. glaubt nicht, wie Protag., daß die Tugend in der Erwerbung des Wissensstoffes . . bestehe, sondern auf der Fähigkeit, begrifflich zu denken und zu erkennen, gegründet sei" . . . „Schon im Pr beruht die wahre Tugend auf der sokratischen Erkenntnis und alles andere ist nur Scheintugend . . Dies ist . . allerdings nur zwischen den Zeilen zu lesen, noch nicht mit rückhaltloser Offenheit ausgesprochen. Das besorgt zur Genüge der G. In diesem Dialog verwirft Pl. alles, was nicht auf die . . *φρόνησις* gegründet ist.

Es ist eine antike 'Götzendämmerung' . . . Der Me aber revidiert diese Ansicht." „Es konnte Pl. sicher selbst auf die Dauer nicht befriedigen, prinzipiell die letzten und wüstesten Demagogen mit den großen Vaterlandsbefreiern Miltiades und Themistokles auf dieselbe Stufe zu stellen." Er findet einen Ausweg „in der prinzipiellen Anerkennung der *δόξα ὀρθή*". Aber was dann über die im Me angeblich zugrunde liegende 'Ideenlehre' gesagt wird, ist mir zum guten Teil unverständlich. Es kommt mir oft vor, als gerieten die meisten Leute in eine Art hypnotischen Zustand, sobald sie irgendwo in einer platonischen Schrift die 'Ideen' wittern. Und mir wird es schwindlig, wenn ich lesen muß, was sie in solchem Zustand zu schreiben pflegen. Nach K. soll es klar sein, daß im Me ein Angriff auf die Ideenlehre vorausgesetzt sei. Denn diese in der Ausgestaltung, die sie im Sy erfahren habe, sei vorausgesetzt und werde verteidigt im Nachweis der Möglichkeit des Erkennens. Wenn man sich frage, von wem der Angriff ausgegangen sei, so werde man an einen Sokratiker denken müssen, — und nun, natürlich! (S. 71) „wohl am ehesten an Antisthenes[1]. . . Seine Gegnerschaft gegen die Ideenlehre ist ja bekannt."

Der Angriff auf die Ideenlehre sei ja übrigens berechtigt, sei (64) „überaus triftig" gewesen. Pl. aber habe ihn natürlich nicht geduldig hinnehmen können. Er habe dann den ursprünglichen Einwand, nämlich (67) daß die Idee, auch wenn sie existierte, unerkennbar wäre, erweitert (65) „zu einem solchen gegen die Möglichkeit des Forschens überhaupt, und das sei „nicht unschwer (!) zu verstehen". Denn „fürs erste knüpfte er damit an einen schon bekannten Gedanken an; zugleich erreichte er auch, daß der sehr triftige Einwand durch die Übertreibung karikiert und diskreditiert wurde. Diese Methode der Polemik ist ja Platon eigen". — Um das glaublich zu machen und Pl. so ohne weiteres zum Sophisten nach Art des Polos und Thrasymachos zu stempeln, beruft sich K. einfach auf Gomperz II 251[2].

Der stärkste Halt seiner befremdlichen Auslegungen aber ist nichts anderes als ein einfaches Mißverständnis des aus 87 d abgedruckten Satzes *ἄλλο τι ἢ ἀγαθὸν αὐτό φαμεν εἶναι τὴν ἀρετήν*,

---

[1]) Das bekannte Fahrwasser, in das wir damit gelangt sind, wird denn nun auch, namentlich auf den letzten Seiten der Abhandlung, als bequemer Tummelplatz für geistreiche Hypothesen ausgenutzt.

[2]) Dagegen finde ich bei Kuiper, De Lysidis dialogi origine etc. den richtigen Satz (p. 106): „ut solet refellit Plato, non extollendo nec obtrectando, sed ratiocinando."

καὶ αὕτη ἡ ὑπόθεσις μένει ἡμῖν, ἀγαθὸν αὐτὸ εἶναι; K. spricht (S. 57) von der hier gemachten „Annahme, daß die Tugend das Gute selbst sei“ und erklärt in Anm. 20: „Zunächst scheint dies zu bedeuten, daß die Tugend das Gute an sich, d. h. mehr ein Gut ist als jedes andere Ding; also: das höchste Gut“ und tiftelt nachher (S. 66) darüber: „warum Pl. nicht sagt, die Tugend ist ein Gut, sondern die Fassung, die Tugend ist das Gut selbst, vorzieht.“ Und dazwischen hinein (S. 62) sagt er unumwunden: „Dieses *αὐτό*, welches dem *ἀγαθόν* an die Seite gesetzt ist, beweist unwidersprechlich, daß der Me die Ideenlehre voraussetzt, und zwar die im Sy enthaltene Form derselben.“ Jenes *αὐτό* gehört aber gar nicht zu *ἀγαθόν*, sondern es ist Subjekt, und erhält nachher durch die Apposition *τὴν ἀρετήν* seine unzweideutige Bestimmtheit. Wer griechisch kann und etwas in Pl. eingelesen ist, wird sich darüber nicht täuschen, wie sich auch weder Georgii, noch Apelt noch andere Übersetzer darüber getäuscht haben. — Solcherlei Betrachtungen führen dann K. glücklich zu dem zuversichtlich ausgesprochenen Satze (S. 70): „Die Reihenfolge Sy—Me—Phs scheint mir außer jedem Zweifel.“

Prächter schreibt (S. 264): „Die Tüchtigkeit der Staatsmänner beruht, insofern sie nicht durch Unterweisung fortgepflanzt werden kann, auf der richtigen Vorstellung, die ihnen weder von Natur noch durch Lehre, sondern durch göttliche Eingebung (*θείᾳ μοίρᾳ* 99 e) zuteil wird. Hier empfindet der Leser eine Schwierigkeit. Nach der früheren Auffassung wäre zu erwarten, daß die richtige Vorstellung jedermann von Natur aus innewohne . . Die Schwierigkeit ist wohl so zu lösen, daß die von Natur aus sozusagen schlafend vorhandene richtige Vorstellung zur Wirksamkeit erst geweckt werden muß. Das kann entweder, falls sie zum Wissen erhoben wird, durch *ἀνάμνησις*, d. h. Lehre, oder, falls sie auf der Stufe der richtigen Vorstellung verbleibt, durch göttliche Inspiration geschehen.“ Diese Erklärung scheint mir recht verkünstelt. Und ich verstehe nicht, wie die Erwartung zu begründen wäre, „daß die richtige Vorstellung jedermann von Natur aus innewohne“. Die Mehrzahl der Menschen besitzt jedenfalls in einem Staat von der Verworrenheit der athenischen Demokratie ganz unrichtige Vorstellungen von dem, was dem Einzelmenschen und dem Staatswesen gut ist. Nur wenige besitzen davon richtige Vorstellungen *θείᾳ μοίρᾳ*, vielleicht Sokr. allein war im Begriff, die richtige Vorstellung, die er (ebenfalls *θείᾳ μοίρᾳ*) hatte, zur Wissenschaft zu erheben. Was *θείᾳ μοίρᾳ* geschieht, ist etwas unserem Verstand

Unerklärliches, bildet aber keinen Gegensatz zu dem, was „von Natur“ ist oder geschieht. Im wohl eingerichteten Staat wäre durch die für die Erziehung getroffenen Maßnahmen, durch die überlegte Beeinflussung des jugendlichen Gemüts, dem auch auf dem Weg der sinnlichen Wahrnehmung, vor aller Belehrung, nur Klares, Zusammenstimmendes, Schönes sich darböte, dafür gesorgt, daß die richtigen Vorstellungen über das *ἀγαθόν* und *καλόν* wirklich in jedermann sich bilden. Mit der allgemeinen Frage nach der Möglichkeit des Erkennens, die in angeborenen Vorstellungen, etwas rein Apriorischem, gefunden wird, darf man die besondere nach dem Zustandekommen richtiger staatsmännischer Erkenntnis nicht zusammenwerfen.

Noch einige Einzelheiten des Textes, in deren Erklärung Meinungsverschiedenheit besteht: Am wichtigsten ist die Beurteilung der ganzen Anytosepisode, und innerhalb derselben sind von fraglichster Bedeutung die Worte, die Sokr. 95a über den grollend Abgetretenen äußert: *Ἄνυτος μέν μοι δοκεῖ χαλεπαίνειν· καὶ οὐδὲν θαυμάζω· οἴεται γάρ με πρῶτον μὲν κατηγορεῖν τούτους τοὺς ἄνδρας, ἔπειτα ἡγεῖται καὶ αὐτὸς εἶναι εἷς τούτων. ἀλλ' οὗτος ἐάν ποτε γνῷ, οἷόν ἐστι τὸ κακῶς λέγειν, παύσεται χαλεπαίνων, νῦν δὲ ἀγνοεῖ.* Voraus gingen die Worte des Anytos: *ὦ Σώκρατες, ῥᾳδίως μοι δοκεῖς κακῶς λέγειν ἀνθρώπους. ἐγὼ μὲν οὖν ἄν σοι συμβουλεύσαιμι, εἰ ἐθέλεις ἐμοὶ πείθεσθαι, εὐλαβεῖσθαι κτλ.* Am ausführlichsten behandelt die Stelle Schanz in seinem Kommentar zur Ap. S. 89—91. Daß der Satz *ἐάν ποτε γνῷ, οἷόν ἐστι τὸ κακῶς λέγειν, παύσεται χαλεπαίνων* ein vaticinium ex eventu enthält, wird schwerlich jemand bezweifeln. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks macht eine sichere Deutung unmöglich. Ich meine aber, es handle sich doch nur um ein Entweder — Oder. Nämlich entweder ein *κακῶς λέγειν*, das über Anytos erging, eine Verlästerung und Verleumdung, unter der er zu leiden hatte, oder um ein *κακῶς λέγειν*, das er sich über andere erlaubte. An die zweite Möglichkeit scheint kein Ausleger bisher gedacht zu haben. Und doch liegt sie sehr nahe. Der Sinn wäre der: Anytos nimmt es persönlich übel, meint, es geschähe ihm selber Unrecht, wenn man von Politikern seines gleichen sagt, sie haben wohl auf gut Glück manches richtig getroffen, aber im Grund verstehen sie nichts. Er seinerseits spricht ohne Bedenken die oft gehörten Anklagen gegen die „Sophisten“ nach, obgleich er die Leute rein gar nicht kennt. So wird er auch den Sokr., dem Gerede anderer folgend, als Jugendverderber mit anklagen — oder, wenn die Anklage von einem gewissenlosen, nach

Volksgunst haschenden Streber erhoben wird, seinem bornierten Haß gegen alle Neuerer in der Jugenderziehung so weit nachgeben, daß er mit dem Gewicht seiner Person den nichtigen Kläger unterstützt. Die ganze Schilderung des Anytos im Me ist so gehalten, daß der Leser glauben kann, jener habe mit seinem Tun einen guten Zweck verfolgen wollen; aber er ist ein Mann der Schlagworte, der drauf losfährt, wenn die Parteitheorie einen Punkt als gefährdet bezeichnet: das und nicht, wie Schanz meint, „Leidenschaftlichkeit“ ist der Fehler seines Wesens, den Pl. vor uns bloßlegt. Später wird er ihn selber erkennen[1]). Und dann, „wenn er erkennt, was es mit dem Verlästern für eine Bewandtnis hat“, nämlich daß sie zur Verurteilung und Vernichtung eines vollkommen Unschuldigen führen kann, und daß er selber, indem er der Verlästerung Gehör gab und sie weiter trug, dem Volk von Athen, dem Vaterland, dem er nützen wollte, Schaden zugefügt hat: dann wird er aufhören, dem Sokr. zu zürnen, d. h. dann wird er ernste Reue empfinden. — Ich glaube, wenn wir die „xenophontische“ Apologie nicht hätten, die für mich lediglich keine Glaubwürdigkeit besitzt, so würde diese Auslegung des Me wohl ohne Anstand als die wahrscheinlichste anerkannt. Man würde auch den Schlußsatz des Dialogs noch heranziehen und in ihm den Gedanken finden: leider hat Anytos sich nicht zur Vernunft bringen lassen, und so hat er den Athenern eben nicht genützt, sondern geschadet — mit seinem Auftreten gegen Sokr.

Dies also wäre die eine mögliche Erklärung der in Rede stehenden Worte. Sehen wir uns nun auch die andere an. Wie stellt sich die Sache dar, wenn wir unter dem *κακῶς λέγειν* eine üble Nachrede verstehen, die Anytos über sich ergehen lassen mußte? — Wenn er einmal wirklich verleumdet und verlästert wird, dann wird er dem Sokr. nicht mehr übelnehmen, was dieser über ihn und andere gefeierten Politiker als bloße Günstlinge des Glücks gesagt hat, wird vielmehr einsehen, daß diese Bemerkungen keine Verleumdung enthielten, sondern in harmloser Ehrlichkeit ausgesprochen wurden.

Wir wissen nichts Sicheres über das Ende des Anytos. Aber die Vermutung, daß er unglücklich geendet, drängt sich doch angesichts der bei Zeller (Phil. d. Gr. II, 1[4] S. 200 f. A.) zusammengestellten Berichte auf. Und man kann es so auffassen, als ob

---

[1]) Ich habe bei Besprechung der Ap darauf aufmerksam gemacht, daß nach 29c Anytos schon bei der Unterstützung der Klage des Meletos mit sich selbst nicht ganz einig gewesen zu sein scheine.

ihn Pl. sogar in Schutz nehmen wollte gegen ungerechte Anfeindungen, denen er erlag[1]). Denn dem nicht wirklichen, nur von Anytos dafür angesehenen Verlästern des Sokr. wird ja ein in Wahrheit als Verlästerung zu bezeichnendes Gerede entgegengehalten, das ihm durch spätere Erfahrung bekannt werden soll. Ich weise ausdrücklich darauf hin, daß Pl. in seiner vornehmen Art (cf. G 70d ff., 25d u. Th 73d ff.) keine Notiz nimmt von dem Gerücht, das im Jahr 409 (s. Schanz S. 20, Aly — s. unten — S. 173) den Anytos der Bestechung der Richter zieh, und daß er im 7. Brief (25b) die *ἐπιείκεια* der aus der Verbannung zurückgekehrten Volksmänner rühmt, zu denen eben auch Anytos gehört, und die Anklage und Verurteilung des Sokr. als eine zufällige Verkettung unglücklicher Umstände darstellt. Dem Schlußsatz des Me *πεῖθε καὶ . . Ἄνυτον, ἵνα πρᾳότερος ᾖ· ὡς ἐὰν πείσῃς τοῦτον, ἔστιν ὅ τι καὶ Ἀθηναίους ὀνήσεις* weiß ich bei dieser Auslegung keine bestimmte Beziehung zu geben. Daß aber auf ein bestimmtes Geschehnis damit hingedeutet werde, das in jener Zeit jeder Leser verstand, wo eben die mangelnde *πρᾳότης* des Anytos für das Volk, das sich durch ihn beeinflussen ließ, bedauerliche Folgen nach sich zog, diesen Eindruck kann ich nicht los werden.

Die beiden von mir zur Wahl gestellten Erklärungen, die ich ausschließlich aus Pl.s Schriften, vor allem dem Me selbst, entwickelt habe, weichen völlig ab von der, die Schanz uns als fast gesichert hinstellt. Er schreibt: „Die Hauptsache ist, daß Anytos zur Feststellung des Satzes, daß berühmte Männer nicht auch ihren Söhnen zu gleicher Berühmtheit verhelfen können, beitragen muß. Darin haben wir den Schlüssel der Anytosepisode. Auch Anytos war ein sehr“ (?) „berühmter Mann und hatte einen Sohn: wie stand es mit diesem? Die Antwort liegt in dem scheinbar unmotivierten Zorn des Anytos über das Resultat der Unterredung . . . Dem was Anytos als *κακῶς λέγειν* von seiten des Sokr. ansieht, wird ein anderes *κακῶς λέγειν* gegenübergestellt, das dem Anytos erst die Augen öffnen soll, was es heißt *κακῶς λέγειν*. Selbstverständlich muß sich auch das zweite *κακῶς λέγειν* auf das Erziehungsresultat des Anytos beziehen, es muß ungleich schärfer sein.“ — Ein merk-

---

[1]) Doch sind es nur Träumereien, denen sich H. Maier hingibt, indem er schreibt (Sokrates S. 186): „Erst in jüngster Zeit wieder hatten die Sokratiker auf diesen Mann eine Flut giftigster Schmähungen gehäuft . . Pl. hatte nicht Lust, in das Lied seiner sokratischen Genossen einzustimmen. In dem Satz *οὗτος μὲν ἐάν ποτε γνῷ κτλ.* liegt eine stillschweigende Mißbilligung des Vorgehens der Sokratiker seitens Platos.“

würdiger Satz! „selbstverständlich“? — „auch“? Bezieht sich denn wirklich das erste καλῶς λέγειν „auf das Erziehungsresultat des Anytos“? Wie meint das Schanz? Lassen wir ihn fortfahren: „Wo finden wir ein solches? In der xenophontischen Apologie. Dort steht ja die ‘infame’ Prophezeihung des Sokr., welche sich glänzend insofern erfüllt hat, als der Sohn des Anytos ein abscheulicher Trunkenbold geworden ist. Wir haben aber auch der Vermutung Raum gegeben, daß Antisthenes es war, der einen rohen Angriff auf Anytos unternommen. Plato teilt also in der Anytosepisode einen Hieb aus; er verurteilt den ‘kynischen’ Angriff“ —?! Man sollte es nicht für möglich halten, zu welchen Albernheiten die bloß philologische Gelehrsamkeit treiben kann [1]). Und der Mann, der solches schrieb, hatte sich jahrelang mit der Herausgabe des kritisch geläuterten Pl.textes befaßt! — „und stellt in feiner Weise seine Opposition gegenüber, vielleicht fertigt er damit zugleich die gegen ihn gerichtete xenophontische Ap ab.“ — Eins hat Sch. bezüglich dieser zweifelhaften Ap klar nachgewiesen, nämlich daß sie ihren Stoff nicht einfach aus den Memorabilien geschöpft haben kann. Aber unbegreiflicherweise hat er nicht gesehen, daß sie von Pl.s Phn mindestens ebenso abhängig ist wie von Pl.s Ap. Der Gedanke, daß Pl. im Me auf sie Bezug nehme, ist geradezu widersinnig, wenn feststeht, daß der Phn zeitlich dem Me nachfolgt. Die Abhängigkeit der „xenophontischen“ Ap vom Phn hat Wilamowitz längst dargetan [2]). Keinem Urteilsfähigen, der beide Schriften hintereinander liest, kann sie sich verbergen. Die Frage, ob Xenophon trotzdem der Verfasser der Schrift sein könne, ist damit noch nicht ent-

---

[1]) Vgl. auch Räder S. 137: „Wahrscheinlich hängt die versöhnlichere Wendung im Gedankengange Pl.s, welche im Me zutage tritt, in irgendeiner Weise mit dem Bruch zusammen, der zwischen Pl. und Antisthenes, dem intransigentesten aller Sokratiker, eingetreten ist.“

[2]) Im Hermes von 1897 (32) S. 99 ff. — Ein Nachtrag aus Wilamowitz: Pl. I S. 278 wird von ihm αἰτίας λογισμός in 98a widergegeben mit „Dialektik“. Das geht nicht an. Gegen die beigefügte Anmerkung ist nichts einzuwenden: „schon vorher 86a ist gesagt, daß die richtige Meinung durch ‘Fragen’ in Wissen verwandelt wird, wie Sokr. aus dem Knaben das Richtige herausgefragt hat. Es ist eine andere Bezeichnung für die platonische Methode, die Dialektik“. Ja, nur in Frage und Antwort, wie oft, z. B. Cra 90cd gesagt wird, kann das διαλέγεσθαι sich abspielen und die Kunst des Dialektikers zeigt sich vor allem im methodisch richtigen, zielbewußten Fragen. Ein Rhetoriker, wie Polos, versteht sich nicht darauf, G 67c. Aber gleichbedeutend mit Dialektik ist αἰτίας λογισμός eben doch nicht. Vgl. dazu das Kapitel der Logik in meinem Platon (Teil III, 1, 8).

schieden, geht mich aber hier nichts an. Jedenfalls darf der Inhalt der weiß Gott aus welchen weiteren Quellen gespeisten nicht mit Vertrauen hingenommen werden. Ob Anytos überhaupt einen Sohn gehabt hat, ist mir zweifelhaft. Und wenn ein solcher vorhanden war und auf ihn als einen entarteten hingewiesen werden konnte, so glaube ich nicht an das, was die „xenophontische“ Ap und der 14. der „Sokratikerbriefe“ über seine Beziehungen zu Sokr. plaudert. Ich führe dagegen das Zeugnis der platonischen Ap ein. Man lese doch mit Aufmerksamkeit 33 c ff.: *εἰ γὰρ δὴ ἔγωγε τῶν νέων τοὺς μὲν διαφθείρω, τοὺς δὲ διέφθαρκα, χρῆν δήπου, εἴτε τινὲς αὐτῶν πρεσβύτεροι γενόμενοι ἔγνωσαν, ὅτι νέοις οὖσιν αὐτοῖς ἐγὼ κακὸν πώποτέ τι ξυνεβούλευσα, νυνὶ αὐτοὺς ἀναβαίνοντας ἐμοῦ κατηγορεῖν καὶ τιμωρεῖσθαι· εἰ δὲ μὴ αὐτοὶ ἤθελον, τῶν οἰκείων τινὰς τῶν ἐκείνων, πατέρας καὶ ἀδελφοὺς καὶ ἄλλους τοὺς προσήκοντας, εἴπερ ὑπ᾿ ἐμοῦ τι κακὸν ἐπεπόνθεσαν αὐτῶν οἱ οἰκεῖοι, νῦν μεμνῆσθαι καὶ τιμωρεῖσθαι κτλ.* So sollte Sokr. gesprochen haben, oder solche Worte sollte Pl. ihm in den Mund legen, wenn, wie Sch. Ap S. 19 den Verfassern jener zwei apogryphen Schriften nacherzählt, der Sohn des Anytos unter seinem Einfluß dem väterlichen Wunsche, ins Geschäft einzutreten, sich hartnäckig widersetzt hatte, und wenn er selber dem Vater dringend zugesprochen hatte, dem „gut beanlagten Jüngling“ den banausischen „Betrieb der Gerberei zu erlassen“, weil er „leicht verkommen könne, wenn er nicht die nötige Leitung erhalte“? Mir ist das undenkbar.

Wegen des Zusammenhangs im Me lag es nahe, zur Erklärung der Anspielungen, die der letzte Redewechsel zwischen Anytos und Sokr. enthält, einen mißratenen Sohn des Anytos zu erfinden. Und wenn Anytos als Anhänger der altüberkommenen Erziehungsprinzipien mit Sokr. zusammengestoßen war, so kostete es auch nicht viel Scharfsinn, auszudenken, wie die Meinungsverschiedenheit bezüglich der Behandlung des Sohnes durch den Vater zum Ausdruck gekommen sein möchte. Befremdlich finde ich freilich, daß Sokr., der bei den Politik treibenden Gewerbsleuten dadurch Anstoß zu erregen pflegte, daß er sie vor dem *πολυπραγμονεῖν* warnte und den Grundsatz predigte, der Schuster solle bei seinem Leisten bleiben (Ap 22 d), und der den Wert eines tüchtigen Handwerks nicht gering anschlug, dem Anytos geraten habe, er solle seinen Sohn der nützlichen Tätigkeit entziehen, die er im väterlichen Geschäft hätte treiben können — und so scheint mir was ich für eine bloße Erfindung der Apokryphenschreiber halte nicht einmal glücklich ausgedacht. Weniger ungeschickt dünkt mich die Angabe

des Lasters, dem der mißratene Sohn verfallen sein soll. Daß einer, der seinem Vater keine Freude machte, zum wüsten Säufer geworden sei, war weniger leicht aus geschichtlicher Kenntnis durch einen Leser zu widerlegen als sonstwelche belastenden Dinge.

Ähnlich wie ich faßt auch Wilamowitz die Sache auf. II 147 schreibt er: „Sokr. hat nach . . der xenophont. Ap . . prophezeit, daß aus einem begabten Sohne des Anytos, mit dem er etwas Verkehr gehabt hätte, nichts werden würde, weil er keinen guten Erzieher hätte, und das wäre eingetroffen. Da im Me Sokr. mit Anytos über die Erziehung redet, Anytos jeden Erzieher für überflüssig erklärt, und daneben die mißratenen Söhne von Staatsmännern erwähnt werden, ist für die xenophontische Ap nichts als der Me nötig[1].“ Weiter bemerkt er (I 279) zur Sache: Sokr. erwidert auf die Drohung des Anytos „nur, daß Anytos über das, was Schimpfen wäre, erst dann richtig urteilen würde, wenn es ihm selbst begegnete. Pl. selbst hat ihn auch jetzt geschont. Von seinem Vater wird mit Achtung geredet, während die Komödie und nicht sie allein ihn verhöhnt hatte . . Er lebte vermutlich noch,

---

[1]) Übrigens hat W. schon 1897 im Hermes (32 S. 101 A.) geschrieben: „Es lag nach der Episode des platonischen Me sehr nahe, ihn die Folgen falscher Bildung an seinem Sohn erleben zu lassen, und die Erfahrung übler Nachrede wird ihm dort geradezu in Aussicht gestellt. Als Wucherung auf Grund des Me ist der Bericht dieser Ap sehr leicht verständlich.“ Ähnlich auch Fr. Beyschlag, Die Anklage des Sokr., Pgr. d. Gymn. Neustadt a. H. 1900, S. 16 f. Besonders beachtenswert sind daraus folgende Sätze: „Dabei liegt . . ein Mißverständnis des Me vor . . Der Apoleget meint, Pl. ziele mit seiner historischen Beweisführung auf einen Sohn des Anytos, der in Wirklichkeit weder direkt noch indirekt Erwähnung findet. In Wahrheit aber will Pl. damit Anytos selbst als das Erziehungsprodukt seines Vaters, des *σοφὸς Ἀνθεμίων* (90 a), ironisieren, der zunächst wegen seiner *σοφία* hervorgehoben und dann mit dem etwas zweifelhaften Lobe ausgezeichnet wird, daß er seinen Sprößling *εὖ ἔθρεψε καὶ ἐπαίδευσεν, ὡς δοκεῖ Ἀθηναίων τῷ πλήθει· αἱροῦνται γοῦν αὐτὸν ἐπὶ τὰς μεγίστας ἀρχάς*. Hier ist der Schlüssel zu dieser platonischen Szene: Anytos ist gekränkt einmal als erklärter Anhänger der Demokratie, die ihn wie jene berühmten Männer zu besonderen Ehren erhoben hat, und dann als das Erziehungsprodukt des Anthemion, dessen *σοφία, ἐπιμέλεια* und *πλοῦτος* ihn doch hinlänglich befähigten, die Erziehung seines Sohnes mit den gleichen Mitteln und den gleichen — Erfolgen durchzuführen, wie Themistokles, Aristeides, Perikles und Thukydides. Die Probe auf diese Behauptung bildet das von Pl. für Anytos festgehaltene Ethos, das ihn in geistiger Beschränktheit (92 e) die Schlagworte der Masse gebrauchen läßt.“ — — Dagegen nimmt Ed. Meyer, Gesch. d. Altert., die Angaben der Apologie über den Sohn des Anytos, von dem wir nicht einmal den Namen erfahren, für bare Münze.

wenigstens wissen wir, daß er um die Zeit von Pl.s Rückkehr noch ein allerdings nicht sehr wichtiges Amt bekleidete. Pl. übt keine späte Rache für den Sokr.-Prozeß; es sind andere, die dem Anytos gezeigt haben, was Schimpfen ist. Vielleicht waren auch das Sokratiker; das wissen wir nicht, aber einen kennen wir, der gegen ihn geschrieben hatte und das Schimpfen wie kein anderer verstand. Das war Lysias, der den Sokr. gegen Anytos verteidigt hatte, allerdings gegen den Anytos des Polykrates. Dieser ist es, den Pl. ebenfalls im Auge hatte." — Dabei entsteht freilich eine Schwierigkeit, auf die W. Aly aufmerksam macht. Dieser hat die Person des Anytos behandelt in den Neuen Jahrbüchern 1913 S. 169—75. Er erklärt (S. 174 A.): „Ist Wilamowitz mit seiner Datierung im Recht, so kann der Anytos der Lysiasrede" — d. h. der Lys. 22, 8 unter diesem Namen erwähnte Aufsichtsbeamte der städtischen Kornzufuhr — „nicht der Ankläger des Sokr. sein." Auch Schmid in Christs Gesch. d. Griech. Lit.[5] I S. 480 erklärt „die Identität des Anytos bei Lys. 22, 8 mit dem Ankläger des Sokr." für „ganz unwahrscheinlich". Menzel S. 43 hat die „nackte Tatsache", daß Anytos 15 Jahre nach dem Prozesse das Amt eines Archon bekleidete", mit Berufung auf Lys. 22 sehr stark betont, um damit alle ungünstigen Urteile über den Charakter des Mannes niederzuschlagen.

Zu 90a *ὁ νῦν νεωστὶ εἰληφὼς τὰ Πολυκράτους χρήματα Ἰσμηνίας ὁ Θηβαῖος* habe ich, älteren Erklärern folgend, in meinen Untersuchungen von 1888 bemerkt (S. 121): „Ismenias kann kein anderer sein als der bekannte Führer der demokratischen Partei, und es ist kaum zu bezweifeln, daß mit seinem plötzlichen Reichwerden, das ihm die Schätze des Polykrates einbringt *δόντος τινός*" — wie es vorher heißt — „die Bestechung durch persische Gelder gemeint ist, welche er nach Xenophons Bericht im Jahr 395 angenommen hat: und der Dialog müßte also nach dieser Zeit abgefaßt sein." Dazu habe ich (S. 125 A. 1) aus Stallbaum-Fritzsches Einleitung notiert: „Photius . . erzählt uns von einem Thebaner Pol., dem ein Orakelspruch verheißen hatte, er werde Gold finden, wenn er den Platz kaufe, auf dem das Zelt des Mardonius vor der Flucht der Perser gestanden sei. Cobet macht . . die Bemerkung 'Polycrates Thebanus nescio quis Ismeniam heredem scripserat'." Dazu habe ich mir die Randbemerkungen gemacht: Beloch, Griech. Gesch. II, 220 A. 3: Pl. nennt den rhodischen Unterhändler Polykrates anstatt Timokrates. Ebenso Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. V, 233. Auch Wilamowitz sprach von einem „Gedächtnisfehler Pl.s".

Nietzsche meinte, der Prozeß des Ismenias 382 habe die Sache ans Licht gebracht. Ähnlich Teichmüller, Lit. Fehden II, 348. Apelts Anmerkung dazu (S. 85) ist ziemlich verworren. Neuerdings, Pl. II, 104, verwirft Wilamowitz die bevorzugte Erklärung und erinnert daran, daß Ismenias auch schon Rp 336 a, „dem 1. Buche, also vor dem G geschrieben“, als „schwerreicher Mann“ erscheine. Sein Geld, fügt er bei, „stammte von einem Polykrates; wie es zu Ism. kam, läßt sich nicht erraten. Bei Zenobius (Ath. 2, 24, Paris. 5, 63) hören wir, daß der Thebaner Polykrates eine vergrabene Kriegskasse des Mardonios gefunden hatte. Darauf also bezieht sich Pl.“ Auch Burnet in der Einleitung seiner Ausgabe des Phn. S. XXXI sq. zweifelt stark an der Verwertbarkeit unserer Stelle.

Rätselhaft ist für mich die Stelle 76 e: *εἰ μή, ὥσπερ χθὲς ἔλεγες, ἀναγκαῖόν σοι ἀπιέναι πρὸ τῶν μυστηρίων, ἀλλ᾽ εἰ περιμείναις τε καὶ μυηθείης.* Apelt (S. 77 A. 16) speist uns mit der Bemerkung ab: „Diesen scherzhaften Vergleich der Einweihung in die Dialektik mit der Einweihung in die Mysterien liebt der platonische Sokr. Im Sy, Phn, G und anderen Dialogen finden sich Beispiele dafür.“ Nun ja. Aber was hat das „wie du gestern sagtest“ zu bedeuten? Ich sehe darin eine literarische Anspielung, bin aber im übrigen ratlos. Es wundert mich bloß, daß noch niemand darauf verfallen ist, auf einen verlorenen platonischen Dialog zu schließen, in dem Menon wie hier als Gesprächsperson vorkam, womit ja zugleich auch die auffallende Eigenheit des Me, daß ihm die Einleitung fehlt[1]), erklärt werden könnte. Schade, daß der so viel vermißte Philosophos in diese Zeit nicht paßt. Aber wie wäre es mit der Erstausgabe der Rp? Vielleicht läßt sich ein findiger Kopf ermuntern, die angedeuteten Dinge für ihre Ausstattung zu verwerten.

Ratlos stehe ich auch vor den mathematischen Sätzen von 87 a b. Weder Apelts Übersetzung noch seine S. 81—84 gegebene Erklärung, die im wesentlichen wiederholt was von ihm in der Festschrift für Th. Gomperz, 1902, S. 290 ff. entwickelt worden war ist mir faßlich.

Noch einiges aus Pohlenz. S. 167 gibt er die Anmerkung: „Über den Charakter Menons bei Pl. und Xenophon vgl. Ew. Bruhn .., der richtig in Xenophons Charakteristik Polemik gegen Pl. sieht.

---

[1]) Pohlenz S. 190: „Der abrupte Eingang ist einzigartig.“ Das stimmt nicht ganz, s. Cra und Phi.

Nach Xenophon hätte Pl. nicht mehr ohne weiteres voraussetzen können, daß Menon nur eine Herrschaft auf Grund der Gerechtigkeit schätzt." — Sonderbar! Jedenfalls wäre die Frage des Sokr., ob die Tüchtigkeit des Mannes, die ihn zur Herrschaft befähige, nicht auch Gerechtigkeit in sich schließe, auch von einem Mann wie Polos (im G) nicht verneinend beantwortet worden, ja selbst von Kallikles nicht. Und die Bejahung dieser Frage durch Menon konnte vernünftigerweise dem Xenophon keinen Anlaß zur Polemik bieten. Wilamowitz erklärt (II, 144 f.): „Die Beurteilung der Person ist bei Pl. und Xenophon ganz verschieden, und im Altertum hat Herodikos (Athen. 505 a) bei Pl. beabsichtigten Widerspruch gegen Xenophon gefunden; gegenwärtig ist das Umgekehrte behauptet . . Eine Entscheidung ist nicht möglich . . Xenophons Gehässigkeit wird durch die eigenen Erfahrungen hinreichend erklärt, und eine greifbare Berücksichtigung platonischer Worte ist nicht vorhanden. Pl. charakterisiert den Menschen Menon überhaupt nicht. Für ihn ist er nichts als der Schüler des Gorgias, der diesen vertritt.

Den von Pohlenz S. 170 f. gegebenen Ausführungen steht Wilam. II, 145 A. 1 entgegen. „. . . Es ist ein kaum begreifliches Mißverständnis, sich . . gar eine Gegenschrift des Gorgias" gegen Pl.s gleichnamigen Dialog „zu konstruieren, die auf Pl.s Me eingewirkt hätte."

S. 174 A. lesen wir bei Pohlenz: „Was die Worte des Sokr. *ἐπειδὴ δὲ σὺ σαυτοῦ μὲν οὐδ' ἐπιχειρεῖς ἄρχειν, ἵνα δὴ ἐλεύθερος ᾖς, ἐμοῦ δ' ἐπιχειρεῖς ἄρχειν* (86 d) sollen, versteht man nur, wenn man sie als Reminiszenz an G 91 d e faßt . ." Wiederum sonderbar! Die Worte scheinen mir ohne weiteres verständlich. Vgl. 76 b c.

S. 180 führt P. aus, „im schärfsten Gegensatz zum Pr" hören wir Me p. 88, „daß es Tapferkeit, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung auch ohne Wissen gibt . . Aber aufs schärfste hebt er . . hervor, daß diese *ἄνευ νοῦ* bald nützen, bald schaden, und daß sie nur in Verbindung mit dem Wissen zur Glückseligkeit beitragen (88 c), und das gleiche muß natürlich auch von der Tätigkeit der Staatsmänner im letzten Teile gelten. Daraus folgt aber auch, daß sie nur in uneigentlichem Sinne *ἀγαθοί* heißen können." Ganz richtig! Aber ebenso gewiß kann eine *ἀνδρεία, δικαιοσύνη* usw. *ἄνευ νοῦ* nur in uneigentlichem Sinne *ἀνδρεία, δικαιοσύνη* usw. oder, allgemeiner bezeichnet, *ἀρετή* heißen, und durch genaue Bezeichnung wird der vermerkte Gegensatz zum Pr sofort aufgehoben. Und wenn P. vorher (S. 175) behauptet: „Höchst überrascht sind wir, wenn wir z. B. lesen, die Tapferkeit sei schädlich, *εἰ μή ἐστι*

φρόνησις ἡ ἀνδρεία ἀλλ' οἷον θάρρος τι. Denn nach dem Pr ist eine ἀνδρεία ἄνευ νοῦ unmöglich, das θάρρος eben keine ἀνδρεία (51 a)" — so bin ich vielmehr darüber überrascht, daß P. die Mahnung zur „Ergänzung abgebrochener Beweise", zu „selbständigem Durcharbeiten" der Sätze, zu „scharfer Mitarbeit", die er dem Leser im Sinne Pl.s so oft (z. B. S. 97. 98. 100. 107. 151) erteilt, einen Augenblick selbst unbeachtet gelassen hat. „Wir sehen, daß Pl. den Begriff ἀνδρεία jetzt anders faßt als früher, aber eine nähere Aufklärung erhalten wir zunächst nicht." Wir sollen sie als aufmerksame Leser selbst finden. Der Unterschied liegt nur in den ὀνόματα, den schwankenden Wortbezeichnungen.

S. 192 f. sucht P. für die Vorstellung, die er sich von der Absicht und Entstehung des G gebildet hat, durch Vergleichung mit dem Me eine Bekräftigung zu gewinnen: „. . Werfen wir einen Blick auf den G zurück. Daß dieser dem Me unmittelbar vorangegangen ist, haben wir aus verschiedenen Zeichen erschlossen. Im Me ist Pl. voller freudiger Hoffnung, aber er blickt zurück auf eine kritische Zeit, wo seine Freudigkeit zu erlahmen drohte, weil er an der Möglichkeit des Erkennens und Lehrens selber zweifelte. Ich denke, so wird es uns erst vollständig klar, wie es kommt, daß der G von allen platonischen Dialogen die trübste Stimmung zeigt. Als höchstes Ziel schwebte ihm schon im G . . die politisch-ethische Reformation des ganzen Volkes vor. Aber den Weg, der zu diesem Ziele führte, sah er noch nicht. Nun kam die Entdeckung, von der im Me sein Herz voll ist, und gab ihm die Gewißheit, daß das Wissen möglich sei, daß es möglich sei, auf andere sittlich einzuwirken." — Ich habe oben die von P. gebotene Erklärung für die trübe Stimmung des G abgelehnt. Auch bei diesem vergleichenden Rückblick vermag ich meine Meinung nicht zu ändern; um so weniger, da mir auch die Stimmung des Me von P. nicht treffend gekennzeichnet zu werden scheint.

Schließlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß die Lehre von der ἀνάμνησις eine eigentümliche Beleuchtung erhält durch eine Bemerkung, die Fräulein Sullivan, die Erzieherin der Helen Keller, über die geistige Entwicklung ihres blinden und tauben Zöglings macht: „So stockend und unzureichend meine Erklärung auch gewesen sein mag, sie berührte verwandte Saiten in der Seele meines kleinen Zöglings, und die Leichtigkeit, mit der Helen die großen Tatsachen des physischen Lebens begriff, bestärkte mich in der Meinung, daß im Kinde bei seiner Geburt die gesamten Erfahrungen des Menschengeschlechtes schlummernd vorhanden sind.

Diese Erfahrungen sind wie photographische Negative, bis die Sprache sie entwickelt und die Erinnerungsbilder hervorbringt."

Euthydemos (= Eus): behandelt von Lutoslawski S. 210—213, Gomperz S. 433—36, Natorp S. 116—19, Räder S. 137—146, Ritter S. 450—462, Windelband-Bonhöffer S. 152 f., v. Arnim S. 123—134, 139 ff., Wilamowitz I S. 296—319, II 154—68, Prächter S. 265—68.

Beim Eus betrifft der Hauptstreit[1]) unter den Gelehrten den zeitlichen Ansatz. In meinen Untersuchungen von 1888 habe ich ihn mitsamt dem verwandten Cra neben den Pr stellen und der peinlichen Anklage des Sokr. vorausgehen lassen wollen. „Unter allen Umständen", sagte ich (S. 126 f.), „müßte ich protestieren gegen einen Versuch, eine der drei bezeichneten Schriften, in denen der Ton überlegenen Spottes so kräftig anklingt, in die nächsten Jahre nach dem Tode des Sokr. zu setzen." Daß ein Ansetzen des Eus und Cra vor 399 verfehlt ist, habe ich bald eingesehen. Sogar die Sprachvergleichung, die mir deutlich machte, daß die damals noch von den meisten Gelehrten gehegte Meinung, der Eus sei später als Phs und The, unhaltbar sei, führt darauf, die durch ihre übermütige Laune in der Tat dem Pr verwandten zwei anderen Stücke von diesem zu trennen durch einen erheblichen Zwischenraum.

Ausschlaggebende Bedeutung maß man früher der Stelle am Schluß des Dialogs (04 d ff.) zu, wo ein Überkluger, der den Sokr. durch Kriton vor philosophischen Diatriben warnen läßt, in scharfem Ton abgefertigt wird. Spengel hatte in dem Ungenannten Isokrates zu erkennen geglaubt, und es galt fast als heiliges Dogma, daß Pl. wirklich diesen meine, und eine ganze Reihe von Folgerungen wurden scharfsinnig daraus abgeleitet. Die Gründe, wegen der ich diese Folgerungen schon 1888 verworfen habe, stehen mir heute noch aufrecht. Ich wiederhole das Wichtigste. Vor allem: Der Eus gehört einer früheren Sprachstufe an als der Phs, der mit der bekannten freundlichen Beurteilung des namentlich genannten Isokrates schließt. — Allerdings (S. 135 ff.) „es ist wahr, was Spengel sagt . ., daß man keinen zweiten Namen auffinden kann, welcher der Zeichnung im Eus mehr entspräche", als eben Isokrates. Aber „so viel haben Spengels glänzende Ausführungen doch nicht dartun können, daß unter keinen Umständen eine andere Person als die des Isokr. unter dem λογοποιός könnte verstanden sein. Sauppe hat die fragliche Person in dem Rhetor Theodorus von Byzanz finden

---

[1]) Mit der Echtheitsfrage brauchen wir uns nicht mehr aufzuhalten

wollen, Hermann meint, man könnte . . an Polykrates denken . . Doch glaube ich, ebenso wie Hermann, es sei zu viel verlangt, wenn man hier einen bestimmten Namen haben will. Spengel sagt freilich, man sehe, daß 'eine nicht unbedeutende Persönlichkeit zurechtgewiesen' werde, und es geschehe dieses 'in so scharfen Zügen, daß damals jeder Leser den getroffenen sogleich erkennen mußte'. Dies zugegeben, so wäre doch noch nicht ausgemacht, daß derselbe auch uns näher bekannt sein müsse. Man erinnere sich doch, daß bis heute uns noch niemand über die Person des Kallikles näher aufgeklärt hat, der im platonischen G eingeführt wird. Ein unbedeutender Mensch wahrlich kann ⟨auch⟩ er . . nicht gewesen sein . . . Es ist übrigens merkwürdig, wie sehr das Bild des Kallikles dem des angeblichen Isokrates im Eus ähnlich sieht . . Der einzige Unterschied zwischen Kallikles und der fraglichen Person im Eus ist der, daß jener als *ῥήτωρ* gekennzeichnet ist, dieser als Redenschreiber. Wenn dieser Zug bei dem letzteren fehlte, so könnte es recht wohl einem Ausleger beikommen, die Stelle im Eus auf Kallikles zu deuten, und es dürfte in diesem Fall schwer sein, einen solchen Versuch zurückzuweisen. Daraus mag aber erhellen, daß die Deutung auf Isokrates keineswegs gesichert ist . . Übrigens möchte ich schließlich gegen die Autorität von Schleiermacher, Heindorf, Spengel und Hermann mit Socher, Munk und Steinhart noch die Behauptung wagen, es sei gar nicht sicher, ob Pl. im Eus einen Einzelnen vor anderen seiner Gattung im Auge gehabt habe . . Alle Logographen miteinander werden . . als Männer behandelt, welche in der Mitte zwischen Philosophie und Politik sich halten . . Auch derjenige Strich der Zeichnung, welcher zu persönlicher Anwendung am ehesten Anlaß gibt, *οὐδὲ οἶμαι πώποτ᾽ αὐτὸν ἐπὶ δικαστήριον ἀναβεβηκέναι*, scheint mir zur Kennzeichnung der ganzen Gattung dieser Leute nicht ungeeignet. Wenn von dem einen oder anderen gesagt werden konnte, er kenne tatsächlich das praktische Gebiet der gerichtlichen Kämpfe gar nicht, da er denselben stets fern bleibe, obgleich seine Reden sich mit ihnen beschäftigen . ., so warf das ein aufklärendes Licht auf die leichtfertige und gewissenlose Gesinnung von ihnen allen, nach der sie, wie 65 e behauptet wird, einen unangefochtenen Genuß ohne ernste Stellungnahme zu den Aufgaben des Lebens als wünschenswertes Ziel für sich in Aussicht nahmen."

Die letzten Ausführungen möchte ich heute zurücknehmen. Den Worten in 04 e *οἷάπερ ἀεὶ ἄν τις τῶν τοιούτων ἀκούσαι ληρούντων καὶ περὶ οὐδενὸς ἀξίων ἀναξίαν σπουδὴν ποιούντων* muß

ich wegen des Zusatzes *οὑτωσὶ γάρ πως εἶπε τοῖς ὀνόμασι* die Bedeutung eines wörtlichen Zitats zusprechen. Eben damit werden sie freilich zum neuen kräftigen Zeugnis gegen die Gleichsetzung des Unbenannten mit Isokrates, in dessen Schriften sie nicht vorkommen. Daß sie am Ende der Sophistenrede, selbst wenn man diese (trotz der überzeugenden Gegengründe von Wilamomitz II S. 112 f.) für verstümmelt halten will, keinen Platz hatten, ist von H. Gomperz, Wiener St. 27 (1905) S. 77, gezeigt worden. Freilich Prächter S. 221 schreibt: „Die Sophistenrede . . ist nach der Meinung einiger am Schlusse verstümmelt. War der Ausdruck in diesem verlorenen Stücke wirklich gebraucht, so wäre dadurch für den Eus . . eine ungefähre Zeitbestimmung gegeben. Denn der Eus bildet geradezu eine Replik auf die angeführte Äußerung, wird ihr also in nicht sehr großem Abstande nachgefolgt sein. Allein die Verstümmlung der Sophistenrede ist strittig, und fehlt wirklich ein Stück, so ist nach dem Schlusse des Erhaltenen nicht einmal wahrscheinlich, daß darin die zitierten Worte standen. Aber handelt es sich denn um ein wörtliches Zitat? Ich halte dies abweichend von H. Gomperz (Wiener St. 1906 S. 31) keineswegs für unzweifelhaft [1]).“ . .

Von anderen Gelehrten habe ich zu der Frage folgendes anzuführen:

Lutoslawski (S. 211 f.) schreibt, die „enge Beziehung zwischen dem Eus und der Sophistenrede des Isokrates, zuerst von Spengel (1855) und Thompson (1868) bemerkt, ist dann weiter aufgedeckt worden von Teichmüller, Sudhaus (Rh. Mus. 1889), Dümmler und anerkannt von Zeller und Susemihl ohne irgend bemerkenswerten Einspruch. Diesen Forschungen zufolge kann der Eus nicht vor 390 und wird er vermutlich nicht viel später veröffentlicht sein.“

Gomperz (S. 434) meint: „Da die Charakteristik jenes Ungenannten in der Hauptsache wie in Einzelzügen . . auf Isokrates paßt, so lag es nahe, eben diesen hier gemeint zu glauben. Diese Mutmaßung läßt sich nicht zu voller Sicherheit erheben.“ Natorp (S. 109) spricht von der dem Phs gegenüber „geänderten Stellung zu Isokrates im Schlußteil des Eus“. Räder kann sich kaum genug tun in der 'Maskenforschung', d. h. in Verfolgung des von

---

[1]) Räder S. 145 A. 2: „Diese Worte scheinen ein wörtliches Zitat zu sein; sie sind aber weder in Isokrates' Reden noch sonst irgendwo überliefert. Möglich ist es ja, daß sie, wie Dümmler (Kl. Schr. I S. 128) vermutet, im verlorenen Schlußteil der Sophistenrede gestanden haben.“

Spengel, Teichmüller, Dümmler und anderen vorher beschrittenen Wegs zur Aufdeckung angeblicher versteckter Beziehungen zwischen Schriften Pl.s und mit ihm wetteifernder Nebenbuhler. Er behauptet kühnlich, mit Berufung auf Spengel (S. 137): „Ein bitterer Gegner Pl.s war der Redner Isokrates, der ihn viele Jahre hindurch und noch nach dem Tode mit seinem Haß verfolgte. Die jetzt verbreitete Ansicht, daß die beiden Männer anfangs in freundlichem Verhältnis zueinander gestanden haben, läßt sich nicht aufrechterhalten, da sie ausschließlich auf der Mißdeutung einer später zu besprechenden Stelle des platonischen Phs beruht; wir wissen in der Tat nicht, wann die Feindschaft angefangen hat, aber jedenfalls muß der G einen sehr unangenehmen Eindruck auf Isokrates gemacht haben.“ — Mag sein; aber wenn Räder von einer um hohe sittliche Ziele sich ereifernden Schrift einen recht unangenehmen Eindruck empfängt nur darum, weil er selber anderen Theorien folgt als der Verfasser, wird das ihn in persönliche Feindschaft und Haß hineintreiben? Man sagt uns wohl: ein Mensch von dem eitlen Selbstgefühl des Isokrates konnte keine Kritik ertragen. Ich zweifle, ob nicht manche der Leute, die so urteilen, kleinlicher und eitler sind, als jener war. Jedenfalls dürfen sie von ihren Empfindungen aus keinen Schluß ziehen auf das, was Pl. empfand und tat, wo er tadelnde Bemerkungen auf seine Person oder auf die von ihm eingeschlagenen Wege beziehen mußte. Jeder Mensch freilich wird in Beurteilung anderer Menschen von seinen persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen ausgehen, aber als Mahnung zu vorsichtigem Zurückhalten sei Rp 409 c in Erinnerung gebracht. Ich möchte einige treffliche Bemerkungen hierherziehen, die P. Shorey (The unity of Plato's thought p. 72) macht: Wir können doch nicht behaupten, „Pl. und Isokrates könnten nimmermehr gut Freund miteinander gewesen sein nach der Erklärung am Schluß der Sophistenrede, die Tugend sei nicht lehrbar, oder auch nach irgendeiner anderen polemischen Anspielung in ihren Schriften. Huxley, Matthew Arnold, Frederic Harrison, Herbert Spencer und andere Streiter in den Kämpfen des 19. Jahrh. haben viel schärfere Fechterstöße als diese mit dem Austausch höflicher oder leicht ironischer Komplimente verbunden.“ — Im Anschluß an die abgedruckten Sätze wird von Räder die Helene und die Sophistenrede des Isokr. durchstöbert und als selbstverständlich hingestellt, daß Pl. sich durch diese habe beleidigt fühlen müssen. R. mutet uns sogar zu, zu glauben, es habe „wohl auch Pl. nicht am wenigsten geärgert, daß Isokrates von seinen Gegnern erzählte, daß sie sich für ihren Unter-

richt bezahlen ließen, was unzweifelhaft von Pl. nicht gilt" — als ob ihn ein Vorwurf hätte ärgern müssen, den niemand auf ihn beziehen konnte! Natürlich sieht R. auch in dem, was 89c—e von den Meistern der λογοποιικὴ τέχνη gesagt wird (trotz Phs 79ab), eine zweifellose Anspielung auf Isokrates, und so kommt natürlich für die Hauptstelle 04d ff. heraus (S. 145): „Daß damit der schon vorher verspottete Isokrates gemeint wird, darf wohl als ausgemacht gelten . . . Durch diesen Abschluß des Dialoges wird sowohl seine Veranlassung als sein Zweck uns deutlich gemacht. Er ist veranlaßt worden durch Isokrates' Angriff auf Pl. und die Eristiker in Gemeinschaft, und sein Zweck ist, zwischen Pl. und den Eristikern die Grenze zu ziehen. Gegen beide Seiten macht Pl. Front; er greift nicht nur die Eristiker an, sondern richtet auch einen Gegenangriff auf Isokrates. Von dem abfälligen Urteil des Isokr. über die Eristiker nimmt er sogar entschieden Abstand; wie unbarmherzig er auch die Eristiker verspottet, fühlt er sich doch am Ende mit ihnen mehr verwandt als mit den Redenschreibern. Beide Angriffe mußten aber ohne Nennung der Namen erfolgen, was schon dadurch notwendig war, daß Sokr. als Gesprächsperson auftreten sollte." — Mit diesem Schlußsatz halte man die Bemerkung zusammen, die Wilamowitz (II, 156) macht: „Den Antisthenes einzuführen, verhinderte der sokratische Dialog durchaus nicht: das haben die Erfinder des modernen Antisthenesromans ganz vergessen, obwohl er doch bei Xenophon auftritt, Aristipp ebenfalls." Wir wollen aber W. auch über den Schlußabschnitt des Eus hören. Was hat es für einen Sinn und Zweck, daß Kriton dem Sokr. das Urteil des unbenannten Kritikers hinterbringt? (II, 165:) „Künstlerisch hat das die Bedeutung, das Urteil aussprechen zu lassen, das auch der Leser an diesem Punkte hat, aber vielleicht aus Respekt nicht aufkommen lassen will: wie kann Sokr. sich mit dem Gesindel gemein machen. Das rechtfertigt auch Pl. nicht, denn er selber wird nicht anders denken. Um den Sokr. zu decken, verschiebt er die Frage. Der Kritiker verwirft die Philosophie überhaupt; zu ihrer, nicht zu seiner Verteidigung kann Sokr. antworten; die Sophisten gibt er implicite preis. Es ist nicht natürlich, daß Kriton den Mann nicht mit Namen nennt, und daß Sokr. nicht fragt, wer es war, sondern ob es ein praktischer Redner oder Redeschreiber war . . Gewandt hat es Pl. so, weil seine allgemeine Antikritik sich gegen diese ganze Klasse, die τοιοῦτοι, die μεθόρια πολιτικῆς καὶ φιλοσοφίας richten sollte. Und die Einführung eines unbenannten Kritikers ist ihm so wenig fremd wie die Berufung auf unbenannte

Urheber von Lehrmeinungen, z. B. Rp 487 d, 499 d . . . Er gehört unter die zweite von Sokr. unterschiedene Klasse als *ποιητὴς τῶν λόγων οἷς οἱ ῥήτορες ἀγωνίζονται*; Kriton hatte ihn als einen *τῶν περὶ τοὺς λόγους τοὺς εἰς τὰ δικαστήρια δεινῶν* unterschieden. Wenn das die Athener lasen und auf einen bestimmten rieten, wen konnten sie nennen? Isokrates nicht; der schrieb ja nicht für Prozesse. Daß er das in früheren Jahren getan hatte, mit geringem Erfolge, konnte jetzt nicht mehr angeführt werden . . . Die Athener konnten wirklich nur Lysias nennen, auf den bis hierher alles zutrifft; daß er vor langen Jahren einmal die Rede gegen Eratosthenes gehalten hatte, fiel nicht ins Gewicht. Pl. hat ihn nicht gemeint, aber unter die Rhetoren, die er abweist, mochte er immerhin gerechnet werden. Das Folgende trifft kaum mehr auf ihn zu." Da ist „die Rhetorik im ganzen ebenso gemeint wie die Eristik im ganzen vorher. Diese mußte im Dialoge ihren benannten Vertreter haben; hier werden Klassen unterschieden, und eben deshalb fällt kein Name. Vor dem Erscheinen des Panegyrikos hatte Isokr. wirklich noch nichts getan, was mit der Politik in Verbindung stand. Pl. hat also unmöglich auf ihn gezielt. Aber gerade diese letzte Charakteristik traf auf Isokr., wie er sich fühlte und wie er gelten wollte, zu; er schrieb ja am Panegyrikos. Insofern hat Spengel ganz recht gesehen. Es ist also wohl denkbar, daß er am Eus, so sehr ihm die Bekämpfung der Eristiker recht war, eine geringe Freude gehabt hat; aber ebenso möglich, daß ihn die letzten anerkennenden Worte (06 c) versöhnten." Auch ein Satz aus dem 1. Band des Pl. gehört hierher (S. 301): „Der Kritiker, dessen Verurteilung der Philosophie Kriton gehört hat, könnte ebensogut ein Politiker wie Anytos sein; hier bleibt er namenlos, weil er die Rhetorik im ganzen vertritt, sowohl die gerichtliche wie die politische, was sich in einer Person, zumal der sokratischen Zeit, nicht vereinigte."

Pohlenz findet (S. 363) eine enge Parallele zwischen Rp V Schluß von 74 c an und dem Schluß des Eus. Da er nicht bezweifelt, daß an jener Stelle der Rp Pl. gegen Isokrates polemisiert, scheint ihm dieser Umstand „am meisten dafür zu sprechen", daß Isokr. auch im Eus der Gegner ist. Freilich erkennt er, daß diese Annahme ihre Schwierigkeiten hat. „Dann muß der Eus hinter den Phs fallen," wofür (361) „auch inhaltlich vieles spricht." „Doch sagt auch Phs 75 a Pl.: *σοφίας δὲ τοῖς μαθηταῖς δόξαν, οὐκ ἀλήθειαν πορίζεις*. Man hat das Gefühl, daß er auch dort bestimmte Leute vor Augen hat, aber schwerlich Isokrates. So könnte auch

im Eus ein für uns nicht mehr kenntlicher Gegner gemeint sein. Dann fiele der Dialog zwischen Me und Phs." — In diese Zeit wird er wirklich fallen.

v. Arnim (S. 129) schreibt: Die Deutung auf Isokrates „ist ganz ungewiß. Wäre sie richtig, so müßte der Eus noch in die Zeit gesetzt werden, wo Isokr., vor der Gründung seiner Schule, in Athen als Gerichtsredenschreiber tätig war. Denn als solcher ist der Gegner Pl.s ausdrücklich charakterisiert. Antwort auf *περὶ σοφιστῶν* kann also die Stelle keinesfalls sein, weil in dieser Rede Isokr. die Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit ausdrücklich von sich ablehnt."

Blaß, Att. Bereds. II² 35 meint, daß die Stelle auf Isokrates abzwecke, sei wohl nicht zu bezweifeln, „wenn auch die eingeführte Persönlichkeit mit etwas unbestimmten Umrissen gezeichnet ist, da Isokr. ohne Anachronismus sich nicht einführen ließ." Hirzel, Dialog I, 218 spricht von dem „Pseudo-Isokrates" oder dem „Ungenannten, in dem man mit Unrecht Isokrates erkennen wollte".

Als abschließend kann man hier das Urteil Prächters (S. 268) gelten lassen: „Man hat in dem Angreifer Isokrates vermutet und auf diese Identifizierung weittragende Schlüsse hinsichtlich der Stellung des Dialogs innerhalb der Beziehungen zwischen Isokr., Antisthenes und Pl. und hinsichtlich seiner Abfassungszeit begründet. Tatsächlich hat sich Isokr. literarisch in der hier in Frage kommenden Weise gegen die Eristik im philosophischen Unterrichte ausgesprochen. Auch die im Eus gegebene persönliche Charakteristik paßt auf ihn." (Es folgen die Einzelheiten.) . . „Wir können heute außer Isokr. niemanden namhaft machen, der der Schilderung in ihren einzelnen Zügen entspräche. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß Isokr. wirklich der Gesuchte ist. Denn unsere Kenntnis der Literatur und Geistesgeschichte jener Zeit ist durchaus lückenhaft. Der Isokrateshypothese kann also im besten Fall nur Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden . ."

Fast ebenso zäh wie um Isokrates ist der Streit um Antisthenes geführt worden, d. h. darüber, ob dieser unter den eristischen Sophisten, die auf der Szene erscheinen, zu verstehen und also die Personen Euthydemos und Dionysodoros bloß Maskenfiguren seien. Auch hier gehört Räder zu den glaubensfreudigsten Jüngern Teichmüllers. Doch auch Natorp. Und neben ihnen Gomperz. Hören wir diesen für alle. (S. 433:) „Es sind Sokratiker und vor allem Antisthenes, den Pl. treffen will, indem er jene Klopffechter schlägt. Die skurrile Art, in der dies geschieht, liefert wieder ein

unverächtliches chronologisches Merkmal. Der leichtgeschürzte, an das Possenhafte grenzende Angriff muß der ernsten Bestreitung antisthenischer Lehren vorangegangen sein, welche der Th und So enthalten. Das gegenteilige Verhältnis würde eine umgekehrte Klimax ausmachen, die der Kunstverstand auch eines geringeren Meisters, als Pl. es war, zu meiden gewußt hätte." Nachdem dann einige Proben von den „paradoxen Fehlschlüssen" gegeben sind, mit denen sich der Träger der Titelrolle und sein Bruder produzieren, fährt G. (S. 435) fort: „Nun ist es eine erlesene Malice Pl.s, Lehrsätze des Antisthenes in den Aberwitz jener Wortverdreher und Begriffsjongleure einzuschmuggeln. So die Behauptung der Unmöglichkeit anderer als identischer Urteile, der Unmöglichkeit des Widersprechens und unwahrer Aussagen überhaupt . . Es ist ein polemischer Kunstgriff Pl.s, die von ihm geringgeschätzten Doktrinen eines gehaßten Gegners durch die Gesellschaft, in die er sie einführt, und durch die Personen, denen er sie in den Mund legt, zu diskreditieren. An Antisthenes läßt uns übrigens schon das erste Auftreten jener eristischen Marktschreier denken. Denn daß sie von der Rhetorik zur Dialektik, und zwar erst in vorgerückten Jahren, übergegangen sind, das ist ein Zug, der den zeitgenössischen Leser sofort an Antisthenes erinnern mußte, der einen ähnlichen Weg gewandelt ist und den Pl. im So gleichfalls als 'spätlernenden Greis' verspottet." H. Maier, an dessen Darstellung Wilamowitz (II S. 164 A.) rügt, daß er der „modernsten Antistheneslegende" viel zu starke Zugeständnisse gemacht habe, findet doch immerhin (Sokrates S. 204 f.): „Euthydemos und Dionysodoros sind keineswegs Masken . ., sie erscheinen mit voller Deutlichkeit als wirkliche Sophisten, die bis vor kurzem die vielseitigen sophistischen Künste, zu denen namentlich auch die militärische Techne gehörte, mit Eifer und Erfolg getrieben hatten, seit einiger Zeit aber in schon vorgerückten Jahren zu einem anderen Geschäft übergegangen waren. Von der jetzigen Höhe blicken sie geringschätzig auf ihre frühere Beschäftigung zurück. Ihr neues Metier ist die Eristik." Ähnlich erkennt Apelt (Einl. S. 2) die Geschichtlichkeit des Sophistenpaares an, das Pl. vielleicht von seiner Jugend her „als rechtes Prototyp für die Sophistenzunft der Gegenwart noch lebhaft vor der Seele stehen" mochte, will aber doch die Polemik Pl.s zum guten Teil auf den „dahinter stehenden" Antisthenes gemünzt wissen.

Die Beziehungen zwischen Eus und Th sind unverkennbar. Und auch ich bin nicht bloß aus sprachlichen Gründen überzeugt, der Eus geht voraus, der Th folgt später. Umgekehrt faßt Natorp

den Eus (S. 116) als einen „Nachtrag, der im Th so bestimmt angekündigt ist, daß er sogar als Anhang zu diesem, wie eine Art Satyrspiel, zugleich veröffentlicht sein könnte . . Es ist hauptsächlich das Problem des Falschvorstellens, in welchem die beiden Schriften zusammenhängen. Im Th (90 e) wird bei der Erörterung dieses Punktes auf viele absurde Folgerungen hingedeutet, auf die die Annahme, daß es gar kein Falschvorstellen gebe, führen würde, die aber Sokr. für jetzt nicht entwickeln will, weil es scheinen könnte, als träfen die lächerlichen Konsequenzen ihn selbst; denn er hatte ja die fragliche Ansicht anscheinend zu der seinigen gemacht. Erst wenn man mit der ganzen Untersuchung fertig sei, so daß jene schlimmen Konsequenzen nicht mehr ihn, sondern andre treffen, verspricht er, sie darzulegen. Wenn je Pl. in einer seiner Schriften die nächstfolgende voraus angekündigt hat, dann hier.“ — ! — „Im Eus nämlich werden die lächerlichen Konsequenzen jener törichten Voraussetzung (besonders 85—88) ergötzlich genug entwickelt. Daß es sich hier wieder“ — wie im Th — „um Antisthenes handelt, dafür gibt es diesmal einen dreifachen äußeren Beweis.“ . . (118) „Wie aber der Th in der angeführten Stelle deutlich auf den Eus vorausweist, so findet sich, und zwar wieder in demselben Sachzusammenhang, eine andre Stelle des Eus, die nicht minder greifbar auf den Th zurückdeutet,“ nämlich 86 c (nebst 88 a). „Das gegen Protagoras dort Bewiesene, will Pl. sagen,“ — nämlich „daß die Meinung, jede Meinung . . sei wahr, sich selbst widerlegt“, indem sie auch die entgegengesetzte Meinung für wahr erklärt — „trifft ebenfalls den Antisthenes, dessen Weisheit in diesem Punkte nur Wiederaufwärmung der des Protagoras ist.“

Kräftigen Einspruch gegen dieses ganze Verfahren des Textausdeutens und Zwischen-den-Zeilen-Lesens hat namentlich Wilamowitz erhoben. Er schreibt (I S. 296): „Die meiste Mühe ist daran verschwendet worden, hinter Euthydem einen vornehmeren Gegner herauszufinden und einen am Schlusse namenlos eingeführten Kritiker des Sokr. zu benennen. Verlorene Liebesmühe. Pl. kämpft (wie im Cra) gegen eine falsche Methode, die zwar noch gegenwärtig herrscht, aber aus dem 5. Jahrhundert stammt. Für sie braucht er einen Vertreter, der Zeitgenosse des Sokr. ist: das ist Euthydemos. Und am Schlusse verteidigt er die Philosophie gegen die Rhetorik: Gattung gegen Gattung: es ist eine Herabwürdigung, diese Kämpfe zu persönlichen Fehden zu machen, übrigens auch nur dadurch ermöglicht, daß hier oder da ein Sätzchen herausgegriffen wird, statt auf das Ganze zu sehen.“ (II, 155:) „Man

hat die Existenz des Dionysodoros bezweifelt, und Xenophon (Mem. III, 1, 1) konnte ihn allerdings aus Pl. übernehmen. Aber daß er nicht weiter bezeugt und die Verdopplung der Sophisten ein besonders glückliches Motiv ist, genügt nicht, einem solchen baren Einfall Halt zu geben.“ (159:) „Am meisten Staub hat die Leugnung des *ἀντιλέγειν* und *ψεύδεσθαι* durch die Sophisten aufgewirbelt. Sokr. erklärt 86 c, das wäre eine alte Behauptung, deren sich Protagoras *καὶ οἱ ἔτι παλαιότεροι* häufig bedient hätten . . Es ist damit, sollte man meinen, jede Beziehung auf einen Zeitgenossen ausgeschlossen; hält einer an dem alten Satze fest, so war es auch für ihn gesagt, aber einen persönlichen Angriff konnte niemand in den Worten erkennen.“ Das Ergebnis der weiteren Prüfung ist (S. 161): Man „kann gar nicht anders urteilen, als daß Pl. im Eus und Cra ganz ohne jede Spitze gegen Antisthenes schreibt“ . . „Es ist auf das schärfste zu betonen und demgemäß auch anderes zu beurteilen, daß Pl.s Polemik jedes persönlichen Akzentes entbehrt; er bestreitet eine falsche, aber schon durch die eindringliche Widerlegung als beachtenswert anerkannte Ansicht.“ (Ähnlich noch einmal S. 165.)

Wieder kann man hier Prächters Urteil als abschließend annehmen[1]). Es steht S. 268. Im übrigen verweise ich auf meine eigenen, Platon I S. 458 f. gegebenen, Ausführungen. Zwei Sätze daraus schreibe ich hier ab: „Am glaublichsten ist mir (nach den Indizien, die heute für uns vorliegen), daß der Euthydemos geschrieben ist zu einer Zeit, da Platon auf den Gedanken politischen Wirkens in der Heimat verzichtet hatte und nun, wahrscheinlich nach längerer Abwesenheit von Hause, sich die Verhältnisse darauf ansah, wo er am besten Stellung nehmen könnte, um wenigstens das freie Spiel der geistigen Kräfte nach eigenem Sinne eingreifend mit zu bestimmen. Er fand es schlimm und ärgerlich, daß die Philosophie, der Sokrates in so ernstem Sinne gedient hatte, durch das eitle Treiben nichtiger Gesellen entwürdigt wurde und daß die anderen Schüler des Sokrates solchem Unfug nicht steuerten. Und er will sich Raum schaffen, indem er gründlich ausfegt.“

Die betrachteten Versuche, Anspielungen auf bestimmte Personen und womöglich auch literarische Leistungen von solchen nachzuweisen, haben immer zugleich Bedeutung für den chronologischen Ansatz der Schrift, die solche Anspielungen enthalten soll. Die erkannte Unmöglichkeit sicherer Nachweisungen für den Eus

---

[1]) Sehr gut sind auch die Bemerkungen Bonhöffers S. 153 A. 1.

veranlaßt uns, nach anderen Anhaltspunkten für seine Datierung zu suchen. Wie verhält sich der Eus zu anderen platonischen Schriften? Auch da zeigt sich wieder, daß aufgefundene Beziehungen zweideutig zu sein pflegen. Vom Verhältnis zwischen ihm und dem Th war schon die Rede. Sehen wir nach seinem Verhältnis zum Me. Da belehrt uns Gomperz (S. 435 f.): in der Betrachtung, die der Eus über die Güter des Lebens anstellt, kommt zutage, daß die Einsicht, die den richtigen Gebrauch lehrt, das einzige unbedingte Gut ist. Die ganze Erörterung darüber „liefert einen sicheren Beweis dafür, daß der Eus dem Me nachgefolgt ist. Denn während im Me die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend weitläufig verhandelt wird, bejaht sie Sokr. hier ohne weiteres, mit einem kurzen Worte freudiger Zustimmung.“ Anders sieht v. Arnim die Sache an. Er erklärt (S. 126 f.), daß der Me 88 b „den ganzen Gedankengang aus dem Eus kurz rekapituliert und in den Zusammenhang der Untersuchung über die Lehrbarkeit der Tugend hineinstellt. Man kann also nicht bezweifeln, daß der Me später geschrieben ist als der Eus und in gewissem Sinne eine Fortsetzung desselben ist.“ Räder stimmt zwar bezüglich der Folge Me — Eus mit Gomperz überein; aber seinen Beweis läßt er nicht gelten. Er sagt (S. 143 A. 4), „Gomperz (vgl. Bonitz[3] S. 122) sieht in dieser Stelle einen sicheren Beweis dafür, daß der Eus später ist als der Me, weil die im Me behandelte Frage . . hier als erledigt behandelt werde. Er hat aber übersehen, daß die ‘freudige Zustimmung’ nicht der Lehrbarkeit der Tugend gilt, sondern der der Weisheit, welche auch im Me vorausgesetzt wurde. In beiden Dialogen ist der Gedankengang derselbe; nur wird der Beweis im Eus mit größerer Sicherheit geführt.“ — Auch Wilamowitz (I, 301) urteilt: „der Me wird vorausgesetzt (daß die Tugend lehrbar ist, gilt als zugestanden).“ Ebenso Apelt (S. 97 A. 30): „Diese Frage, deren Lösung der ganze Dialog Me gewidmet ist, gilt also hier ohne weiteres in bejahendem Sinne beantwortet.“

Auch sonst herrscht bei den Versuchen, den Eus einer chronologischen Reihe einzuordnen, kein volles Einvernehmen und die vorgebrachten Beweise könnten zum Teil gerade umgestülpt werden. Z. B. sagt v. Arnim (S. 123): „Daß der Eus den im Ch unklar gebliebenen Punkt“ — über das „Verhältnis der Fachdisziplinen zur höchsten Wissenschaft“ — „klarer macht, zeigt, daß dieser Dialog nach dem Ch geschrieben ist. . . Der Eus ist . . das Bindeglied zwischen der ersten“ (nach v. Arnim Pr, La, Ly, Eu, Ch, Eus umfassenden) „und der zweiten Schriftengruppe. Er bringt nicht

nur den Abschluß der ersten und teilt mit ihr die nach Gegenstand und Methode für sie bezeichnenden Merkmale, sondern hat auch eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem G, dem Me und dem Cra. Darum muß er unmittelbar vor dem G geschrieben sein." (127:) „Es wäre ganz verkehrt, daraus, daß im Ch die Wissenschaft vom Guten genannt wird, während im Eus das Suchen nach der höchsten Wissenschaft sich in Widersprüche verwickelt und vergeblich bleibt, auf die spätere Entstehung des Ch zu schließen. Ausschlaggebend für die Prioritätsfrage ist vielmehr die Tatsache, daß im Eus der begriffliche Gegensatz zwischen der höchsten Wissenschaft und den übrigen Wissenschaften scharf formuliert und die Art, wie sie zur Glückseligkeit zusammenwirken sollen, genau bestimmt wird, während im Ch dieser wichtige Punkt unklar bleibt. Man kann daraus mit Sicherheit schließen, daß der Eus nach dem Ch geschrieben ist. Er repräsentiert ihm gegenüber eine höhere Stufe in jener methodischen Entwicklung des Problems der höchsten Wissenschaft, die sich als roter Faden durch die ganze Reihe der Jugenddialoge hindurchzieht." (129 f.:) „Auf den ersten Blick sieht man die nahe Verwandtschaft" zwischen Eus 89 e f. und G 63 c, „wo die Rhetorik *πολιτικῆς μορίου εἴδωλον* und *μόριον τῆς κολακείας* genannt wird." „Da nun für den Gedankengang im Eus dieser Ausfall gegen die Rhetorik absolut überflüssig ist und sich nur aus der gereizten Stimmung Pl.s gegen seine rhetorischen Rivalen erklären läßt, der er im G Luft machte, so muß man urteilen, daß diese Stelle sehr gut zu einer den Eus unmittelbar vor den G rückenden Datierung stimmt." Warum sie nicht ein Nachhall aus dem G sein sollte, vermag ich ebensowenig einzusehen, als ich den vorgetragenen Beweisen über die Priorität des Ch vor dem Eus, an die ich selber glaube, so ganz sicher trauen möchte. — Weiter schreibe ich aus v. Arnim noch ab (S. 135 ff.): „Pl. hat in seiner dogmatischen Lehre von der Idee des Guten Rp VI 05 b ausdrücklich auf die Aporie des Eus Bezug genommen . . Diese Rp-Stelle ist als Rekapitulation der Erörterung im Eus anzusehen. Wir sind daher berechtigt, aus ihr zu entnehmen, was Pl. positiv dachte und unter dem Schleier der Aporie verhüllt seinen Lesern darbieten wollte, als er den Eus schrieb . . . Ist aber hierdurch der . . Gehalt der Erörterung im Eus richtig gedeutet, so ist klar, daß dieselbe dem Ziel, welches Pl. mit der ganzen Reihe seiner Jugendwerke verfolgt, näher kommt, als irgendeines der früheren Werke, daß also der Eus das letzte Werk dieser Reihe sein muß." Dazu stimmen folgende Sätze aus Wilamowitz (I, 305): „Ängstlich vermeidet

Pl., dem Hauptwerke vorzugreifen, an dem er längst arbeitet, das seinen eigentlichen Plan, seine Philosophenpolitik, enthüllen soll. Dennoch zeigt gerade die Behandlung der königlichen Kunst, daß ihm bereits Gedankengänge bekannt sind, auf die er erst viel später . . im Po seine Leser führen wird. Ebenso wie der Me weist der Eus auf die Rp voraus; beide würden ohne diese Hindeutungen in sich geschlossener sein; allein Pl. wollte eben daran keinen Zweifel lassen, daß Philosophie und Politik zusammengehörten; darin lag, daß seine Schule auf beide vorbereiten wollte. Me und Eus zusammen, wie sie zusammen verfaßt sind, werben für die neue Schule, der erste wie ein Programm, der zweite wird ein Protreptikos zum Eintritt." Dem reihe ich noch einmal einige Sätze Räders (S. 146) an: „Das höchste Ziel, zu dem uns . . der Eus führt, ist die Zusammenstellung der 'königlichen Kunst' und der Dialektik . . Etwas Näheres wird darüber nicht ausgesprochen, was erst in der Rp geschehen sollte, die daher als ein späteres Werk Pl.s aufgefaßt werden muß. Anderseits . . zeigt . . der Spott über die Lehre von der Anwesenheit der Begriffe in den Dialogen, daß der G schon vorlag" — warum nicht etwa bloß der Eu? — „und das Fehlen der Frömmigkeit unter den Kardinaltugenden setzt den Eu voraus . ." Treffend erinnert Bonhöffer (S. 152 A.), „daß die Ausführungen des Kleinias über die *στρατηγική*, die er als species der *θηρευτική* betrachtet, und die weitere Diärese der *τέχναι* in *ποιητικαί* und *θηρευτικαί* (90 b ff.) schon eine kleine Vorübung bilden auf die Methode der Klassifikation, die Pl. später im So und Po angewendet hat".

Ich glaube: mit größter Bestimmtheit darf man behaupten, der Eus und der Cra können zeitlich nicht weit auseinanderliegen. Wenn man den Ch und La als Zwillingsbrüder betrachten darf, dann gewiß nicht weniger sicher den Eus und Cra. Darüber wird bei Betrachtung des Cra noch zu reden sein.

Über die künstlerische Form des Werkes höre man vor allem Wilamowitz (I, 296): „in ihm ist eine Kunst des Aufbaus und der Dramatik aufgeboten, die den Werken der höchsten Meisterschaft ebenbürtig[1]) ist. Der Dialog pflegt nicht nach Verdienst eingeschätzt zu werden, weil die Gegner, die er überwindet, diesen

[1]) Auch Apelt (Einl. S. 1) erklärt, hinsichtlich der künstlerischen Vollendung gehöre der Eus zu den hervorragendsten Leistungen Pl.s und spricht (S. 15) von dem „Reiz, den das mit ganz außerordentlichem Kunstverstand entworfene Werk" mit seinem „wohltuenden Wechsel von Erregung und Beruhigung" „auf den aufmerksamen Leser ausübt".

Aufwand von Witz nicht zu verdienen scheinen, und für Pl.s Philosophie Positives kaum herauskommt.“ (305:) „In dem architektonischen Aufbau kommt ihm kein Dialog an Geschlossenheit und Harmonie gleich.“ Schade, daß mir der Raum nicht erlaubt, die folgenden $1^1/_2$ Seiten abzudrucken. Doch ist nicht unrichtig, was Prächter (S. 267) bemerkt, daß für uns nicht bloß das historische Verständnis, sondern auch „der Genuß dadurch beeinträchtigt werde, daß uns die zeitgeschichtlichen Beziehungen des Werkes nur unvollkommen bekannt sind“. Gut ist auch der Wink, den Bonhöffer (S. 152 A.) gibt: „Eine besondere Finesse ist es, wie Pl. im zweiten Gespräch den Kleinias auf einmal selbständig und ganz vernünftig die Untersuchung fortführen läßt, so daß sich Kriton baß verwundert. Es soll hier eben gezeigt werden, daß bei der sokratischen Manier des *διαλέγεσθαι* die jungen Leute wirklich zum Denken erzogen werden; und wenn Sokr. hernach sich stellt, als wüßte er nicht mehr sicher, ob Kleinias oder ein anderer das Betreffende gesagt habe, so ist das lediglich seine höfliche Bescheidenheit, die nicht mit Erfolgen prunken will.“

Den „Zweck und Hauptinhalt“ des Eus habe ich (Pl. I S. 455) mit folgendem zu beschreiben gesucht: „Es soll gezeigt werden: die Philosophie ist die wichtigste Beschäftigung für den Menschen. Aber man darf die Philosophie nicht in der bloßen Schlagfertigkeit des Disputierens und formallogischer Gewandtheit suchen, die nur der persönlichen Eitelkeit dient und die sachliche Erkenntnis nicht fördert. Richtig betrieben, im Sinn und nach dem Vorbild des Sokr., wird sie immer Rücksicht nehmen auf den höchsten Zweck alles Handelns. So ist sie dann die sichere Grundlage der Staatskunst. Dagegen so ein Mittelding zwischen Philosophie und Politik, das statt ihrer empfohlen wird, ist nichts Rechtes.“ — Bonitz hatte (Pl. Stud.² 121) als „Absicht des Ganzen“ angegeben: „Der Beruf der Philosophie, die wahre Bildnerin der Jugend zu sein, wird gerechtfertigt gegenüber der Scheinweisheit, die an ihre Stelle eintreten will, durch Selbstdarstellung der einen und der anderen.“ Kühnemann (Grundl. S. 286) ist damit nicht ganz zufrieden. Er will lieber sagen: „Wesen und Bedeutung der Philosophie als Lebensmacht“ und bezeichnet als „die das platonische Wesen konstituierenden Züge der Schrift: in ihr kommen zusammen der Erziehungsgedanke, das ethische Problem und die Frage von Wesen und Bedeutung der Philosophie. In ihrem methodischen Denken ist die Philosophie die Erziehung des Menschen zur Klarheit, und ohne sie kann er nicht leben. Aus den ethischen Fragen springt

die Beziehung auf die sittliche Gemeinschaft heraus. In diesem ihrem großen Problem als einer Aufgabe reiner Erkenntnis, die auch um der Erziehung der Menschen willen unumgänglich, erweist die Philosophie ihre Notwendigkeit und ihre Würde." Apelt dagegen (S. 15) gibt Bonitz vollkommen Recht. Dazu sagt er selbst noch: „Was Pl. den Griffel in die Hand drückte, war nicht das vorübergehende, gelegentliche Interesse, der Petulanz gewisser wissenschaftlicher Gegner entgegenzutreten und sie in ihrer Nichtigkeit bloßzustellen, sondern die schwere Gefährdung der ganzen sittlichen Bildung seines Volkes durch die Sophisten und gewisse sophistisch gerichteten Sokratiker . . Dieser Gefahr vorzubeugen . ., setzte . . Pl. alles daran. . . Er will sich und seiner Schule einen Platz an der Sonne erkämpfen."

Von Einzelheiten wird namentlich 00e f. umstritten. Besonders handelt es sich um die Vermutung Zellers zu 01a *ἐὰν οὖν παραγένηταί σοι βοῦς, βοῦς εἶ, καὶ ὅτι νῦν ἐγώ σοι πάρειμι, Διονυσόδωρος εἶ*, „daß Antisthenes in seiner Weise das Beispiel vom Ochsen wirklich gebraucht hat, worauf dann Pl. dadurch antworten würde, daß er ihn selbst in der Person Dionysodors zu der gleichen Exemplifikation verwendet." Bonitz[3] (S. 134 A.) hat diese Vermutung, die auch von Apelt (S. 134 A. 92) gebilligt, von Prächter wenigstens für „beachtenswert" erklärt wird, „höchst ansprechend" gefunden. Wilamowitz (II S. 158) äußert darüber: „Der dumme Paralogismus ist, kaum sollte man's glauben, für eine antisthenische Widerlegung von Pl.s *μέθεξις τοῦ εἴδους* erklärt worden. Die Grobheit mit dem Ochsen soll antisthenisch sein. Ich denke gering von ihm, aber so dumm war er doch nicht, auf *πάρεστι κάλλος τι* einen solchen Schluß zu bauen. Dabei ist der eigentliche Witz gar nicht verstanden. 'Wenn ein Ochse bei dir steht, wirst du ein Ochse, und wenn Dionysodor, ein Dionysodor': das heißt: im ersten Falle sinkst du zum Tier hinab, im andern steigst du zum Weisen hinauf.' Sokr. versteht und sagt mit herrlicher Bosheit *εὐφήμει τοῦτό γε* . . Also von der Ideenlehre und von Antisthenes ist hier nichts; die Ideenlehre wäre den Lesern auch unverständlich gewesen, denn wo sollten sie sie her kennen? Und nur wer Anspielungen jagt und darüber das Ganze vergißt, kann so etwas unter den Schnäcken erwarten." — Ich denke, so ganz einfach, wie W. meint, liegt die Sache doch nicht. Voraus geht die Frage des Dionysodoros: 'Hast du schon ein *καλὸν πρᾶγμα* gesehen?' 'Sogar viele,' antwortet ihm Sokr. Nun fragt er weiter: '*ἕτερα ὄντα τοῦ καλοῦ ἢ ταὐτὰ τῷ καλῷ;*' worauf nach einigem Be-

denken die neue Antwort erfolgt: 'ἕτερα αὐτοῦ τοῦ καλοῦ, πάρεστι μέντοι ἑκάστῳ αὐτῶν κάλλος τι.' Es handelt sich hier wirklich um das Problem der 'Ideenlehre', um den Grund einer gültigen Aussage, die immer ein Subjekt mit einem Prädikat verbindet. Zugrunde liegt das Bedenken (das, wie wir aus Aristoteles wissen, auch von Antisthenes ausgesprochen worden ist): wie kann überhaupt mit einem Substantiv ein adjektivisches Prädikat verknüpft werden? welchen Sinn hat das? Pl. ist überzeugt: es hat bei der richtigen Aussage seinen guten objektiven Grund. Aber der wäre schwer anzugeben. Man kann dafür das Wort 'Idee' setzen. Damit ist aber nur die Aufgabe zur Erforschung dieses Grundes bezeichnet. Der Cra spricht deutlich wenigstens so viel aus, daß diese objektive Grundlage des richtigen Urteils etwas Unveränderliches und Unsinnliches sein muß. Daß „wenn Sokr. statt πάρεστι πρόσεστι gesagt hätte wie Sophokles (Trag. adesp. 355), was er „ebenso gut tun“ konnte, „diese Replik unmöglich wäre“, halte ich nicht für richtig. Eher kann ich Lutoslawski (S. 212 A. 173) zustimmen: „παρεῖναι wird genau in derselben Bedeutung in einigen der kleinen Dialoge gebraucht, wie Ch 59a und Ly 17d, gleich παραγίγνεσθαι in La 89e. Dieser Gebrauch entspricht nicht der Terminologie der Ideenlehre.“ Auch sonst bin ich mit den auf Pl.s Philosophie bezüglichen Bemerkungen, die W. in diesem Zusammenhang macht, durchaus nicht ganz einverstanden.

Eine Frage möchte ich stellen zu dem 93c in allen guten Hss. überlieferten ἔφης. Wohl alle unsere Ausgaben von Stephanus an ändern es ab, zu φῄς oder eingeschobenem ἔφη. Schanz gibt im Apparat: ἔφη Stephanus: ἔφης BT, φῄς Heindorf (ἔφης ἐπίστασθαι apogr. Marcianum 189); aus Burnet ersehen wir, daß auch W ἔφης überliefert. Soviel ich weiß, finden wir im ganzen Text der echten platon. Schriften dieses der Koine angehörige ἔφης bei der guten Überlieferung nur noch an einer einzigen Stelle, dort aber ebenso einstimmig, nämlich G 66e. Dort hat es Burnet stehen lassen. Er liest ἐπεὶ τὸ μέγα δύνασθαι ἔφης ἀγαθὸν εἶναι und fügt bei: ἔφης BTPF Stobäus: φῄς Baiter. (Schanz folgt Baiter.) Dittenberger hat einst die Vermutung ausgesprochen, das zunehmende μήν in den späteren Schriften Pl.s sei aus dessen Aufenthalt in Sizilien zu erklären. Das erwies sich als unhaltbar. Aber sollte nicht der vielgereiste Mann jenes ἔφης vorübergehend unbewußt aus der Koine aufgenommen haben, um es wieder fallen zu lassen, wie er wieder ganz in der Vaterstadt heimisch geworden war? Und falls es im G stehen bleiben darf, dann vielleicht auch im Eus?

Schließlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß doch wohl auch in 03e (nicht bloß in 04e) ein Zitat vorliegt: ἀτεχνῶς μὲν τῷ ὄντι ξυρράπτετε τὰ στόματα τῶν ἀνθρώπων, ὥσπερ καὶ φατέ. Im platonischen Dialog selber haben ja die beiden Streitkünstler diesen Ausdruck nicht gebraucht. (Allerdings ist man nicht genötigt, an eine schriftliche Vorlage zu denken.)

Kratylos (= Cra): behandelt von Pfleiderer S. 318—24, Lutoslawski S. 220—33, Gomperz S. 448—50, Natorp S. 119—26, Räder S. 146—53, Ritter S. 462—76, Windelband-Bonhöffer S. 153 f., Wilamowitz I S. 284—96, Prächter S. 271—4, Kiock, De Cratyli Platonici indole ac fine, Breslau 1913.

Recht gut in aller Kürze finde ich die Darstellung von Gomperz. Einige Sätze ziehe ich aus: „Zu den platon. Werken, die in erkenntnistheoretischer Rücksicht eine Vorstufe des Th bezeichnen, gehört, wie der Me und das Sy, so auch der Cra . . Er erörtert . . die symbolische Bedeutung einzelner Laute, sehr ähnlich wie Leibniz und Jakob Grimm es getan haben; er erkennt in der Nachahmung äußerer Bewegungen durch die Bewegung der Sprachwerkzeuge einen Hauptfaktor der Sprachbildung, einen wirksameren, als die Lautnachahmung . . es ist. Zwischen diesen Einräumungen aber und der Anerkennung, daß die jenen Quellen entstammende Urbedeutung der Worte für uns zumeist nicht mehr zu enträtseln ist, besteht kein Widerspruch. Denn die Vergleichung griechischer Mundarten hat Pl. mit Erscheinungen des Lautwandels bekannt gemacht. Dieser und die von ihm unumwunden zugestandene Mitwirkung eines Elements ganz eigentlicher 'Konvention' . . haben den anfänglichen Laut- und Bedeutungsbestand derart verändert, daß zwischen einst und jetzt eine nicht mehr auszufüllende Kluft gähnt. Stünde es aber auch anders, so wäre die Sprache noch immer kein geeigneter Schlüssel, uns das Wesen der Dinge aufzuschließen. Auch dann wäre es . . vorzuziehen, die Originale selbst und nicht ihre 'Abbilder' ins Auge zu fassen. Und — was das Wichtigste ist — diese würden im besten Fall nur die Erscheinungen, die Welt des Werdens widerspiegeln. Die Erkenntnis der Ideen aber oder der an und für sich seienden Wesenheiten, die Erkenntnis im eigentlichsten Sinne, würde selbst durch das eindringendste Verständnis ursprachlicher Worte nicht gefördert."

Als Ergänzung dazu einiges aus Wilamowitz (S. 292): „Pl.s Meinung . . ist . . offenbar, daß der Sprachschöpfer, wer er auch war, mit dem Klange irgendwie dasjenige kenntlich zu machen

versucht hätte, was die Wörter bezeichnen. Soviel ich sehe, sind wir auch nicht klüger geworden.“ (286 f.:) „Pl. hatte . . einst den Kratylos zum Lehrer gehabt, also selbst diese Lehre“ — daß die Etymologie ein unfehlbares Mittel zur Begriffsbestimmung sei — „als tiefe Weisheit überkommen. Der Einfluß des Sokr. hatte das zurückgedrängt, aber einigen Reiz hatte es für ihn doch behalten, und selbst im Alter machte es ihm Freude, mit Etymologien zu spielen, auch wenn er ihren Wert für die Erkenntnis des Begriffes noch viel geringer anschlug als in seinem Cra. Der ist geschrieben, um sich selbst und seine Schüler von dem Wahne gründlich zu heilen, daß in den Buchstaben oder dem Klange eines Wortes sein Sinn zu finden wäre; er erklärt diesen Weg für ungangbar, aber er tummelt sich zum Vergnügen so lange auf ihm, wie es nur einer tut, der sich weit auf ihn vorgewagt hatte, ehe er sich überzeugte, daß es ein Holzweg war.“ (285) Es herrscht, wie im Eus, „eine geradezu übermütige Laune: nie wieder ist Pl. sich seiner Überlegenheit so freudig bewußt gewesen, niemals hat er seiner Lust und seinem Geschick zu scherzen und zu spotten so freien Lauf gelassen, so daß er dem Leser den seltenen Genuß bereitet, herzhaft lachen zu können, und wir freuen uns mit ihm, daß er die hoffnungsvollen Jahre erlebt hat, deren Niederschlag Eus und Cra sind.“ (293) „In der Tat ein lustiges Buch. Wir können . . nicht anders als lachen und wissen sofort, woran wir sind, wenn wir als erstes hören, daß Hermokrates, der Unterredner des Sokr., gar nicht so hieße, weil er arm ist und ihm nicht glückt, die Armut loszuwerden; ein Name, der den Hermes, den Geber des Gewinnes, einschließt, paßt nicht auf ihn. Da wäre es auch kein Name, sondern ein sinnloser Klang. Und bald geht ein wahres Feuerwerk des tollsten Witzes los, ein Sprühregen von mehr oder weniger geistreichen Etymologien prasselt auf uns nieder, und das Hübsche ist, daß wir zuerst gläubig zuhören, bald aber irre werden, Scherz und Ernst nicht mehr scheiden, bis wir gar von wirklichen Namen auf das Schöne und Schlechte . . und Gerechte geraten, also Begriffe, um die sich die Untersuchung in Pl.s Schule zu drehen pflegt, die aber kaum noch als Namen gelten können.“ . . (295) „Die dramatische Anlage des Dialoges ist kunstlos.“

Dann aus Bonhöffer: „In dem Ringen nach einer Lösung spricht Pl. . . eine Reihe der fruchtbarsten und genialsten Gedanken aus, die ihn als den eigentlichen Begründer der Sprachphilosophie erscheinen lassen. So scharfsinnig er den wirklichen Einklang der sprachlichen Laute mit den durch sie bezeichneten Vorstellungen

aufzuzeigen vermag . ., so klar erkennt er die Unzulänglichkeit dieses Erklärungsprinzips und kommt schließlich darauf hinaus, daß das Wort kein eigentliches *δήλωμα πράγματος*, sondern nur ein *μίμημα* sei, daß die Dinge nicht durch die Worte, sondern durch die *ἀλήθεια τῶν ὄντων* (38 d), d. h. durch die Ideen, erkannt werden. Dieser Begriff der Idee, durch welche allein eine *βεβαιότης τῆς οὐσίας* (86 a) und gegenüber dem heraklitischen Fluß aller Dinge eine Erkenntnis gewährleistet wird, tritt in diesem Dialog erstmals in höchst bedeutsamer Weise hervor und verleiht ihm neben der Wichtigkeit und Originalität des Hauptthemas noch einen besonderen Wert."

Die große Bedeutung des Cra als eines Marksteins für die Entwicklung der philosophischen Gedanken Pl.s und namentlich für seine logischen Untersuchungen tritt bei Lutoslawski in helles Licht (S. 221 f.): „Die Existenz von Dingen wird behandelt als unabhängig von den Wörtern, mit denen wir sie definieren, und es wird ihnen ihr selbständig beharrendes Wesen zugeschrieben (86 a und 23 d) . . . Was dieses Wesen oder diese Substanz der Dinge und sogar der Handlungen (87 d) sei, macht Pl. noch nicht völlig klar. Sein erster Schritt ist nur, daß er versichert, sie müsse beharren, während die Erscheinungen wechseln. Die Beständigkeit des Wesens der Dinge folgt aus der Möglichkeit des Wissens, die, nachdem der Me sie festgestellt, niemals mehr in Zweifel gezogen wird und hier als die Grundlage denkender Betrachtung gilt. Blieben die Dinge niemals dieselben, dann wäre nichts in ihnen, wovon ein Sein ausgesagt werden könnte (39 e). Wenn ein Ding dem Wechsel unterliegt, wird es ein anderes und entspricht nicht länger dem Begriff, den wir zuerst von ihm bildeten. Bei solch beständigem Wechsel wird Wissen unmöglich, weil Wissen sich auf ein bestimmtes Sein bezieht, und wenn dieses Sein ein anderes wird, dann kann sich unser Wissen nicht mehr darauf beziehen, weil Wissen kein unbestimmtes Objekt haben kann (40 a). Das Wissen selbst muß, um Wissen zu sein, unverändert und wandellos bleiben. Denn wandelt es sich und entspricht nicht länger dem Begriff des Wissens, dann hört es schlechterdings auf, Wissen zu sein (40 a b). Dieser Gedankengang ist von grundlegender Bedeutung für Pl.s Logik und für den Ursprung der Logik überhaupt. Er wiederholt sich manchmal in späteren Schriften; die Tatsächlichkeit eines von wahrer Meinung verschiedenen Wissens ist ein Axiom und Voraussetzung der Wissenschaft. Aber Wissen kann sich nicht mit ewig veränderlichen Objekten befassen. Das Ziel ist Beständigkeit in

seinen Gegenständen zu entdecken, und diese, die Begriffe unseres Verstandes, können, wenn sie von wirklichem Wissen erfaßt sind, keinen Wandlungen unterliegen. Wandeln sie sich, dann waren sie von Anfang an nicht durch Wissen, sondern durch irriges Meinen gewonnen." (224:) „Pl. ist wirklich vorsichtig mit seinen ersten Schritten in der Logik und gesteht, daß die endgültige Lösung dieser Probleme" (die im Verhältnis des allgemeinen Wesens zu den Einzeldingen liegen) recht schwierig ist (40 c), doch ermuntert er seine Leser zu beherztem tüchtigem und unablässigem Nachforschen (40 d). Er scheint eine spätere Ausführung damit in Aussicht zu stellen, daß Sokr. und Kratylos am Ende des Dialogs sich gegenseitig ans Herz legen, die Sache zu erwägen. Das ist in vollem Einklang mit der Stelle, die der Dialog als Einführung in Pl.s besondere logische Studien einnimmt." (227:) „Anzugeben was für eine Methode angewendet werden solle, um sich der Wahrheit zu versichern, lehnt Pl. ab (39 b), aber er betont, daß Wissen nicht von Wörtern aus zu gewinnen ist (39 b)." Er „beansprucht für seine philosophischen Zwecke über die Richtigkeit der Wörter zu entscheiden (25 a), ihre Bedeutung abzuändern und neue Wörter zu bilden in Übereinstimmung mit den Anforderungen seiner Dialektik. Von dieser Freiheit hat er in seinen späteren Werken ausgiebig Gebrauch gemacht, während uns nur wenige neue Wörter in den sokratischen Dialogen begegnen."

Auch Natorp verdient zum Wort zu kommen. (121 ff.:) „Sachlich interessieren uns aus den Erörterungen des Cra hauptsächlich folgende Punkte: 1.] (85 ff.) Wahr heißt der Satz, welcher von dem was ist (d. h. stattfindet, der Fall ist) aussagt daß es ist, falsch, welcher (von demselben) aussagt daß es nicht ist. Dies Sein und Nichtsein aber muß einen in sich gegründeten, objektiven Sinn haben . ., eine gewisse Festigkeit oder Gewißheit . . . (Der Begriff, der zum Prädikat in einem wahren Urteil dient, muß gegründet sein und kraft der Begründung mit identischem Sinn feststehen.)" Die „Sachen (πράγματα)" — auch Handlungen werden zu ihnen gerechnet — werden als Gegenstände des Begriffs, als der Inhalt des Gedachten, vom Subjektiven des Denkvorgangs unterschieden und mit eigener, fester Wesenheit oder eigener Gesetzlichkeit ausgestattet, der gemäß sie richtig sind oder richtig geschehen. „In diesem Merkmal des richtigen geht der Begriff der 'Natur' einer Sache schon in den teleologischen Nebensinn über: eine Handlung geschieht ihrer Natur gemäß, wenn sie geschieht wie sie soll, wie der Zweck es vorschreibt . . Das überträgt sich . . auf das Werk-

zeug, das der Ausübung einer gewissen Handlung dient; auch bei diesem besteht die 'Natur' in der Gemäßheit zu der Absicht. So gibt es also (worauf die ganze Betrachtung zielte) einen objektiven Sinn und Zweck der Benennung und des Namens, eine dabei leitende 'Idee', was 'es selbst' die Benennung ist; so wie der Holzschnitzer, wenn er für das zerbrochene Weberschiff ein neues machen soll, hinzublicken hat auf das Musterbild (εἶδος) eben dessen, was 'es selbst', das Weberschiff, 'ist' (was seinen Begriff ausmacht 89 b), oder seine Natur, was es von Natur oder wie es naturbeschaffen ist; dafür dann (90 in.): 'dieselbe Idee', das heißt hier: die identische Grundgestalt der Sache; und wiederum gleichbedeutend (93 d) das Wesen (οὐσία) der Sache, dann die Bedeutung (Sinn, δύναμις)," — ich glaube, damit ist das griechische Wort mißdeutet; es steht wohl auch im Cra in demselben Sinn, wie bei der Erklärung der οὐσία in So 47 e (48 c) durch δύναμις τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν — „und wieder Natur (φύσις, 93 c und ferner) . . . Wir haben hier . . ein sehr deutliches Zeugnis für die ganz schlichte Abkunft der 'Idee' vom Begriff, von dem sie hier kaum unterschieden ist. Aber doch ist bemerkenswert, daß die Identität des Begriffsinhalts gestützt wird auf die notwendige Bestimmtheit des Sinns der Aussage und die unanfechtbare objektive Bedeutung der dieser zugeschriebenen Wahrheit und Falschheit. Und so entbehrt auch nicht der tieferen Tendenz der Hinweis auf den Dialektiker als den, der allein den Gebrauch, weil den Begriff, die 'Idee', das Gesetz der Benennung versteht, also auch über die Namengebung selber die Aufsicht zu führen hat (90 c) . . . 2.] Die Natur der Sachen . . ist schließlich nicht aus den Namen zu schöpfen . ., sondern aus sich selbst sind die Sachen, die 'Naturen' der Dinge zu erkennen (38 e) . . Es gibt ein 'Schönes selbst', ein 'Gutes selbst', und so jedes einzelne von dem was 'ist', d. h. im Urteil prädiziert wird . . . Es wäre gar nicht möglich, etwas als schön usw. zu benennen, wenn uns auch eben dies beständig unter den Händen entginge, 1. daß es, und 2. daß es ein solches (d. h. 1. daß das Subjekt der Aussage ein identisches, und 2. daß der Sinn des Prädikats ein identischer ist) . . . Es wäre dann überhaupt die Aussage unmöglich, daß es (dies und dies bestimmte) das und das (bestimmte) ist . . Ja man könnte von Erkenntnis überhaupt nicht reden, wenn schlechthin . . nichts beharren sollte" . . . (125) „Jedenfalls ist diese so kurze wie radikale Deduktion eine Wirkung der fortgeschrittenen Klarheit über die Erfordernisse der deduktiven Begründung der Wissenschaften überhaupt. Denn es wird . . nur ganz kurz nebenher, aber in aller

Bestimmtheit ausgesprochen (36 d): um das Prinzip (ἀρχή) einer jeden Sache hat ein jeder die gründlichste Erörterung und die gründlichste Untersuchung anzustellen, ob es recht oder nicht recht zugrunde gelegt ist (ὑπόκειται). Ist das Prinzip zulänglich geprüft, so wird sich zeigen, wie alles übrige dem folgt. Er beruft sich auf das Beispiel der Geometrie, wo der unscheinbarste Fehler in den Voraussetzungen oft die ungeheuerlichsten Konsequenzen nach sich zieht. — Hier finden wir uns bereits dicht an der Schwelle des Werks, welches zum erstenmal eine vollständige wissenschaftliche Durchführung der Ideenlehre erbringen wird, ja dieser Aufgabe wesentlich gewidmet ist, des Phn."

Die wichtigsten Gedanken der Schrift sind in ihrem Schlußkapitel zusammengedrängt. Ich habe dessen Inhalt (Pl. I S. 472 f.) mit folgendem widergegeben: „Wenn wir von einem Schönen oder Guten an sich reden oder von irgend etwas wirklich Bestehendem an sich (ἓν ἕκαστον τῶν ὄντων), so meinen wir damit ein immer Gleichbleibendes; und wenn es nicht schon ein Fehler sein soll, daß wir irgend etwas als dieses und so und so Beschaffenes bezeichnen[1]), so darf das Ding nicht, während wir unsere Worte auf es anwenden, sich verändern und in fließendem Übergange befinden, sondern es muß seine bestimmte Form (ἰδέα) unterdessen beibehalten. Nur so kann die Erkenntnis von objektiven Eigenschaften eines Dinges zustande kommen. Und auch die Erkenntnis oder das Erkennen selbst als Tätigkeit des Subjekts muß, während sie sich vollzieht, eben ihre Art und Bestimmtheit beibehalten, in ihrem εἶδος sich erhalten. Wenn aber ein Subjekt der Erkenntnis besteht und ein Objekt derselben besteht, ferner das Schöne, das Gute und jegliches Wirkliche besteht, so sind diese Begriffe, von denen wir da reden, offenbar nicht dem Strom und der Bewegung irgend ähnlich."

Bei Prächter scheint mir einiges der Verbesserung zu bedürfen. Nicht jeder Leser wird verstehen, was es heißen soll: „Wenn man auf dem Gebiete der Gesichtswahrnehmung den Dingen nicht entsprechende graphische Abbilder zuteilen, d. h. (fälschlicherweise) für ihnen entsprechend erklären kann, muß das Gleiche auch auf dem Gebiet der Gehörswahrnehmung für lautliche Abbilder gelten." In engerem Anschluß an den Text möchte ich dafür einsetzen: „wie es unter den Malern gute und schlechte gibt, so unter

[1]) d. h. daß wir überhaupt irgend etwas Bestimmtes prädizieren — mit andern Worten: wenn irgendwelcher Satz, den wir aussprechen, streng richtig und wahr sein soll.

den Wortbildnern. Beide wollen ein *μίμημα τοῦ πράγματος*, eine Nachbildung von Wirklichkeiten, geben, je mit ihren Mitteln. Dem einen gelingt es, dem andern nicht.“ — Ferner sagt P.: „Die tatsächliche Sprachbildung ist vom Heraklitismus beherrscht: sie verfährt so, als ob die Dinge in beständigem Fluß wären, und entbehrt in ihrer Namengebung einer beharrlich durchgeführten Norm und Konsequenz.“ Ich würde sagen: „Die tats. Spr. scheint nur bei oberflächlicher Betrachtung vom Her. beherrscht, als ob d. D. i. best. Fl. wären, aber auch die entgegengesetzte Auffassung, daß sie ruhend beharren, läßt sich ebenso leicht darin finden.“ — Unverständlich ist mir die Behauptung, Pl. habe sich den „Paralogismus“, den „logischen Fehler der Äquivokation“ zu Schuld kommen lassen, indem er die Sprache als Werk eines *νομοθέτης* (eines Gesetzgebers oder auch von einer Mehrzahl solcher) behandle, nachdem er vorher gezeigt, daß sie als Werkzeug der Belehrung uns vom *νόμος* (Brauch) übergeben sei. Der *νόμος* muß ja doch wirklich einen menschlichen Urheber und Begründer haben. Die Sprache ist doch nicht, wie das Denken selbst, beim einzelnen Menschen *αὐτοφυές*. Ebenso unverständlich ist mir hier A. Kiock, der (S. 20) von einer „metaphysica legislatoris persona“ spricht und sich dabei auf Deuschles Platon. Sprachphilosophie S. 48 und auf Susemihl beruft.

Noch einige weiteren Worte über die Dissertation von Kiock. Sie kündigt sich an als Vorarbeit einer editio critica et exegetica und beginnt mit Aufzählung der subsidia interpretationis potiora: 85 Arbeiten von fast ebenso vielen Verfassern, von denen nur 5 von K. nicht in Augenschein genommen werden konnten. K. wendet sich mit erfreulicher Entschiedenheit gegen die Mehrzahl der philologischen Erklärer, die die Etymologien des Cra als ernste Versuche Pl.s hingenommen haben, vor allem gegen Schäublin (üb. den plat. Dialog Cra, Basel 1891, Diss.), den er (S. 11 A. 2) gut kennzeichnet und abfertigt mit den Worten: „Sch. p. 71: ‘Pl. übt redlich (!) das etymologische Verfahren, so gewissenhaft, als es die damaligen Mittel und Einsichten gestatteten’ . . — Quis tibi talem largitus est licentiam?“ Er selber will beweisen (S. 11 f.): „Pl^{m} eo consilio dialogum scripsisse, ut linguam hominum ad res ipsas cognoscendas maxime inutilem atque inertem esse ostenderet.“ Mit Recht betont er auch, daß der Cra darin mit Eus und Th verwandt sei, daß er sich um die Erkenntnistheorie bemühe. Doch scheint er mir daneben getroffen zu haben mit der Erklärung, daß Pl. dabei die Theorie Heraklits vom Fluß der Dinge völlig verwerfe und die des

Parmenides von der Unveränderlichkeit des Seienden sich aneigne, indem er auf sie seine Ideenlehre gründe und von dieser aus die Möglichkeit der Erkenntnis entscheide. Die Wörter der Sprache seien etwas Veränderliches und schon deshalb zur Vermittlung der Erkenntnis des Bleibenden in den Dingen nicht geeignet. Nützlich ist die Übersicht, die K. über die scherzhaften Worterklärungen des Dialogs, nach Gruppen gesondert, S. 23—35 gibt. Im Gegensatz zu mir (Pl. I S. 470) hält K., wenn ich ihn recht verstehe (S. 38 f.), die Cr 24 ff. über die einfachen Wörter der Sprache, die allen Abteilungen und Zusammensetzungen zugrunde liegen, gegebenen Bemerkungen, daß sie wohl lautsymbolischer Bedeutung seien, auch für ironisch. Im Schlußkapitel verliert er sich in den Irrwegen der „Maskenforschung", wie ff. Sätze zeigen (S. 45): „cuncta verisimillimum reddunt Antisthenem praecipue a Platone peti . . Praeterea Prodicus (84 b et passim) lepidissima ironia perstringitur, qui teste Galeno naturalem nominis et rei conexum non nisi usu depravatum esse putavit. Verisimillimum est Antisthenem discipulum vel sectatorem fuisse Prodici non minus austero atque tristi ingenio praediti;" — diese Charakteristik, die allem, was wir wirklich von dem Mann wissen, namentlich aus Athenaios und Philostratos (bei Diels V. I, 298, 33 und II, 563), geradezu ins Gesicht schlägt, ist wohl von Gomperz I, 343 ff. entlehnt? — „hoc quidem hodie constat Plm saepenumero iis locis, quibus Prodicum ridet, Antisthenem petivisse." Natürlich können alle diese Behauptungen mit Namen wie Schleiermacher, Winckelmann, Hermann, Reinhardt, Usener, Natorp, Diels, Gomperz, Dümmler, Joël usw. gedeckt werden und K. versäumt nicht, sie anzuführen. Geradezu spaßhaft, aber für eine ganze Richtung gelehrter Philologen bezeichnend finde ich die Anmerkung auf der letzten Seite: „(Inde a pagina 11 d Socr. bonas ac salubres res ex motu, malas ac perniciosas ex quiete et constantia derivat.) Videamus quid ex *ἐπειδήπερ τὴν λεοντὴν ἐνδέδυκα* (11 a) colligatur. Haud dubie locus Aesopi fabulam asini leonis pelle induti reddit . . . Plane frigidus locus videretur, si Adamium sequeremur ratum nullam nisi 'Herculis laborem suscepi' vim in hisce verbis inesse. Sed Herculem nihilosecius respici apparet. Quisnam leonis pelle indutus est? Hercules et asinus! Antisthenem constat Herculem exposuisse omnes virtutes Sapientis Cynici exhibentem. Acerbissima igitur ironia Sapiens ille Cynicus comparari videtur — cum asino! Sed unum non praetermittendum est. Heracliti ratione originationes proferuntur inde a p. 11. Licetne ex hoc loco colligere Plm illum Sapientem Cynicum

risisse, quod sensualismo cynico propinquus videtur esse Heraclito? Heraclitum saltem cum Hercule comparatum esse nummi docent Heraclitum clavam sinistra tenentem exhibentes necnon Heracliti Stoici locus: Quaest. Hom. 34 (= p. 50 Bonn.) cf. Dielsium, Herakl. 1909². p. 83." — Wie sagt doch Herakleitos selber? *πολυμαθηίη νόον οὐ διδάσκει.* Und auch an das Wort Acta 26, 24 darf erinnert werden. Freilich genügt Adams Erklärung für den bildlichen Ausdruck nicht ganz. Aber mehr wird man nicht darin suchen dürfen als: 'nachdem ich einmal die stolze fremde Maske vors Gesicht genommen', und zur Vergleichung mag man 86 d und Phs 62 d heranziehen.

Noch toller als Kiock treibt's freilich E. Höttermann in seinem oben schon (S. 145) angeführten Aufsatz, aus dem nun hier eine Kostprobe gegeben werden soll: (S. 82) „Wie ist es zu erklären, daß gerade Pl.s Lehrer es ist, der im 1. Teil den kynischen Standpunkt gegenüber Hermogenes verficht? oder vielmehr den jungen Mann zum Kynismus zu bekehren versucht? Wir erinnern hier zunächst an die Beobachtung, die wir im Anfange machten: Hermog. ist so gezeichnet, wie Pl. auch sonst kynische Jünger zu charakterisieren liebt. [Außer Apollodoros seien noch genannt Phaidros und Euthyphron in den gleichnamigen Dialogen]" — also „kynische Jünger" wären das?! — „Ferner lernen wir im Cra noch eine in kynischen Kreisen bekannte Figur in der Person des Sehers Euthyphron kennen, der, wie Joël mit guten Gründen" — ? — „vermutet, eine stehende Dialogperson des Antisthenes war . . . Man sieht also . . das Milieu des ganzen 1. Teiles ist kynisch. Das Gespräch zwischen Sokr. und Hermog., das wir oben als eine Unterrichtsstunde kennzeichneten, stellt sich jetzt deutlicher als eine kynische Lehrstunde heraus." Ja wirklich, es „kann über die Absicht dieses 1. Teils kaum mehr ein Zweifel sein. Wie im Eus, so wird auch im Cra die Antisthenische Lehrmethode persifliert." Und was den Hermog. betrifft, der damit genarrt wird, „daß er trotz seiner reichen Herkunft kein Geld hat, um an den Brüsten der Weisheit schlürfen zu können"? „Diese Anspielung erhält u. E. nur dann eine Spitze, wenn man annimmt, Hermog. ist ein Kyniker, der im Übereifer auf sein Erbteil verzichtet hat. Mit grimmem Scherze wird ihm nun die scheinbare Torheit vorgehalten, die er mit jenem Verzicht begangen hat." . . Der „Dialog gibt sich ganz anspruchslos. Aber wieviel Interessantes und Amüsantes muß er in der Zeit seiner Entstehung gehabt haben, in der man die Schriften des Antisthenes, denen der Angriff gilt, und in der man vor allem die Persönlichkeit dieses Philosophen genau kannte! Was wir hier

mühsam auf dem Wege eingehenden Nachdenkens mit Leben erfüllen müssen, das war für die Zeitgenossen ja lebendig; und mit verständnisinnigem Schmunzeln wird der gebildete Athener die Persiflage 'Antisthenes als Lehrer' gelesen haben." — Ist das Spaß oder ist es Ernst? Jedenfalls mir graut vor solchen Offenbarungen.

Aus der auf den Cra bezüglichen, in den letzten Jahrzehnten erschienenen Literatur führe ich noch die Titel an:

D. Heath, On Plato's Cr. Journal of Philology 1888 p. 192—218.

H. Kirchner, Die verschiedenen Auffassungen des plat. Dialogs Cra. Prg. Brieg I—IV 1891/2—1900/1.

P. Rosenstock, Pl.s Cra und die Sprachphilosophie der Neuzeit. Prg. Straßburg W.-Pr. 1893.

Schäublin s. oben (S. 280).

Schitetzky, Der plat. Cra. Petersburg 1890 (Journ. f. wissensch. Volksaufkl. S. 307—18).

A. Steiner, Die Etymologien in Pl.s Cra. Arch. f. G. d. Ph. 1917 S. 109—32.

K. Urbanek, Die Bedeutung des plat. Cra. Prg. Krumma (Böhmen) 1912, 22 S.

Das Chronologische haben wir schon mehrfach gestreift. Es war ein grober Irrtum von mir, daß ich in den Unters. von 1888 mit dem Eus auch den Cra wegen des übermütigen Spottes, den beide treiben, glaubte zum Pr stellen zu dürfen. Der reiche philosophische Gehalt und die engen Beziehungen, die Eus und Cra zusammen zum Th haben und die der Eus zu Rp und Po, der Cra zum Phn hat, treffen zusammen mit den sprachstatistischen Zeugnissen dafür, daß Cra wie Eus ihre Stelle zwischen G und Phn, genauer wohl zwischen dem jenem nachfolgenden Me und dem diesem wahrscheinlich vorausgehenden Sy haben.

Und der Eus scheint vor dem Cra geschrieben zu sein. Freilich den Beweis, den einige aus der Stelle Cra 86 d ableiten wollen, erkenne ich nicht an. Dort sagt Sokr.: „Auch des Euthydemos Meinung teilst du wohl nicht, daß allen alles in gleicher Weise zugleich und immer zukomme." Dazu bemerkt Natorp (S. 121): „Natürlich ist es keinem Philosophen oder 'Sophisten' jemals eingefallen, dergleichen, wie hier dem 'Euthydem' nachgesagt wird, im Ernst verteidigen zu wollen. Sondern der Euthydem, von dem Pl. spricht, ist kein anderer als der Euthydem seines so benannten Dialogs." (Ich weiß nicht, ob Lutoslawski, S. 222, und Räder, S. 148, dasselbe meinen mit der Erklärung: „wenn wir die Stellen

Cr 86d und Eus 94e f. vergleichen, scheint sich der Cra auf den Eus zurückzubeziehen“ und „man ist berechtigt, an dieser Stelle einen Rückblick auf Eus 94e ff. zu erkennen.“) Daraus folgert dann N. weiter: „Wenn das im Cra von Euthydem Gesagte auf den Dialog Eus zurückweist, so ist um so mehr, der Analogie nach, das gleich Vorausgehende über Protagoras auf den Th zu deuten . . ., wodurch vollends die Reihenfolge Th—Eus—Cra sich bestätigt.“ — Wenn nun aber der Th einer späteren Zeit angehört als Eus und Cra miteinander, und demgemäß das im Cra über Protagoras Gesagte sich schlechterdings nicht auf den Th beziehen kann? Dann wäre „der Analogie nach“ auch die Bezugnahme des Cra auf den Eus zu leugnen. Doch ist die Analogie nicht zwingend.

Pfleiderer S. 318 f. schließt den Cra an den Th an und erklärt: „Über diesen Ort des Cra in der Reihe der platonischen Dialoge kann kaum ein Zweifel sein, da er gerade mit dem Th handgreiflich zusammenhängt. Beiden gemeinsam ist die vorwiegende Auseinandersetzung mit den Lehren des Protagoras und Heraklit . . . Ebenso findet sich in beiden als ein ganz besonders wichtiger Punkt die Erörterung über die Urbestandteile oder *πρῶτα* und *στοιχεῖα*, im Th 21e ff. ausgehend von dem Verhältnis der Buchstaben, Silben und Worte als Beispiel für das Reale, im Cra 24f. eigentlicher sprachlich. In diesem Zusammenhang streift der letztere 30f. kurz auch die ausführliche Irrtumslehre des Th.“ Beide stammen demnach „aus derselben Gedankenphase“. Auch der Anklang von Cra 39c *πολλάκις ὀνειρώττω* an Th 01d *ὄναρ ἀντὶ ὀνείρατος* (und 08b *ὄναρ ἐπλουτήσαμεν*) ist von Bedeutung. Lutoslawski, S. 224, beruft sich auf Pfleiderer. Er mahnt jedoch, „wir müssen mit solchen Schlüssen vorsichtig sein, weil Pl. in seinen Schriften nicht eine lückenlose Reihe von Handlungen geben wollte, deren jedes den ganzen Inhalt der vorher erschienenen voraussetzt. Eine Anspielung auf häufige Erörterung eines besonderen Gegenstands mag mit viel größerer Wahrscheinlichkeit auf Pl.s mündliche Lehrtätigkeit Bezug nehmen, als auf seine vorausgehenden Schriften.“ Weiter meint er, gegen Peipers polemisierend: „der Gebrauch von *οὐσία* in der Bedeutung des wahren Wesens eines Dings im Gegensatz zur äußeren Erscheinung findet sich noch nicht in den ethischen Dialogen, die dem Cra vorausliegen, und begegnet hier zum erstenmal . . . Aber im Licht einer vorurteilsfreien Erklärung ist die Ideenlehre im Cra erst vorbereitet, noch nicht formuliert.“ — Ich meinesteils heiße keine Vorbereitung mehr was am Schlusse des Cra über die wahren, dem Wechsel der Erscheinungen enthobenen *ὄντα* gesagt ist. In

Übereinstimmung jedoch mit L. bin ich in der hohen Wertschätzung des Cra. Und ich bezweifle, ob es mehr als eine den Wünschen des Diederichsschen Verlags angepaßte Verlegenheitsauskunft war, die M. Wundt S. 61 A. seines Platon gegeben hat, der Eus und Cra seien „beiseite gelassen, weil für die platonische Lehre von geringerem Belang". Eine neue gründliche Bearbeitung nach dem Vorbild der englischen Einzelausgaben platonischer Werke möchte ich gerade dem Cra recht herzlich wünschen. Wer sie unternimmt, wird mit Nutzen lesen und vergleichen, was Neuere über die Entstehung und Entwicklung der Sprache zu sagen wissen. Unter anderem möchte ich zur Vergleichung auch den Aufsatz „Was heißt Sprachexistenz?" von Bernhard Witties in Fleischers Deutscher Revü, 1908 (23) S. 368 ff. empfehlen.

Hippias maior (= Hp I): behandelt von Räder S. 102—06, Ritter S. 359—62, 459 ff., 567, M. Hoffmann Zt. f. G.Ws. 1904 S. 283—8, Pohlenz S. 123—28 (unter dem Titel „Unechtheit des Hp I"), Prächter S. 270 f.

Das Beste über ihn hat Apelt gesagt, in seinen Platon. Aufs. S. 222 ff. und neuerdings (1921) in der Einleitung zu seiner Übers. Diese ziehe ich hier aus: Man versteht den Hp I am besten, wenn man zuvor den gleichnamigen kleineren Dialog, den Hp II (s. oben S. 103 ff.) liest und sich Rechenschaft darüber gibt, wie dieser auf den Leser wirken mußte. Ein solcher wird, verwirrt und verblüfft, ärgerlich sein „nicht nur über Sokr., der so verdächtige dialektische Ware auf den Markt zu bringen wagt, sondern auch über sich selbst, nämlich über sein Unvermögen, in dies dialektische Dunkel sogleich Licht zu bringen". Nun: „War der Verfasser dem irregeführten Publikum eine Aufklärung nicht geradezu schuldig, nicht am wenigsten auch im Interesse seiner eigenen Sache, die leicht in ein ganz falsches Licht kommen konnte? Es drängt sich also die Frage auf: Ist der größere Dialog nicht vielleicht bestimmt, das Rätsel zu lösen, das der kleinere Dialog dem Leser aufgibt? Ist die Aufmerksamkeit einmal nach dieser Seite hingelenkt, so wird man bald Anlaß finden, den damit eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Denn wenn der größere Dialog sich auch weder direkt als Ergänzung des kleineren ankündigt noch die Lösung der Aporie uns fix und fertig auf dem Präsentierteller entgegenbringt, vielmehr auch seinerseits vielfach ein neckisches Spiel mit uns treibt, so hat es doch der Verfasser für den, der sehen will, nicht an Andeutungen fehlen lassen." .. Worin liegt das Eigentümliche

des Beweises, durch den Sokr. dem Sophisten seine Niederlage beibringt? „Darin, daß der von Haus aus moralisch gemeinte Begriff des 'Besseren' auf das Gebiet des technischen Wissens und Könnens hinübergespielt wird . . . Nichts konnte der Eitelkeit des Sophisten mehr schmeicheln als die Vorspiegelung, das Fachwissen sei maßgebend für den Wert der Persönlichkeit überhaupt," und so „schlägt Sokr. den Sophisten mit dessen eigenster Waffe." . . „Die ganze Mystifikation geht darauf zurück, daß nicht unterschieden wird zwischen 'tun können' und 'tun wollen', zwischen dem bloßen Tun als solchem und dem, was man in eminentem Sinn handeln nennt, d. h. der sittlichen Bestimmung des Tuns." Die wahre Meinung Pl.s ist uns aus manchen Ausführungen über das (Schöne und) Gute, das, sobald es von dem Menschen wirklich klar erkannt ist, auch die größte Anziehungskraft für ihn hat, genugsam bekannt. Nun ist eben dieser Begriff des Guten und Schönen im Hp II ganz im Dunkeln gelassen worden. Dagegen bildet er im Hp I „den eigentlichen Gegenstand der Erörterung". „Schon dies deutet mit einiger Sicherheit darauf hin, daß zwischen den beiden gleichnamigen Dialogen auch ein gewisser innerer Zusammenhang besteht." Und in der Tat, der aufmerksame Leser bemerkt auch bestimmte Einzelheiten, die er „sich nicht anders zu deuten vermag denn als Anspielungen auf den Hp II. Das Eigentümliche nämlich der Darstellungsform im Hp I liegt in der Einführung und dem Auftreten eines Ungenannten, der sich sehr bald als Doppelgänger des Sokr. entpuppt — er ist, wie es scherzhaft heißt (04 d), sein nächster Verwandter und wohnt sogar in demselben Hause —, als sein besseres Ich, das seinem schlechteren Ich den Prozeß macht. Denn Sokr. hat eine schwere Sünde auf dem Gewissen. Er hat über das Schöne und Häßliche kurz vorher (also kurze Zeit vor dem Hp I) unverantwortliche Dinge gesagt und sich dadurch an dem sittlichen Gefühl seiner Mitbürger vergangen. Man höre, was der Dialog selbst (86 c) darüber sagt: 'Jüngsthin hat mich jemand in rechte Verlegenheit gesetzt, als ich im Verlaufe eines Gespräches, das ich nicht näher zu bezeichnen brauche (*ἐν λόγοις τισίν*), einiges als häßlich tadelte, andres als schön lobte; er richtete nämlich in recht hochmütigem Tone an mich die Frage: Woher Sokr., hast du denn deine Kenntnis über die Schönheit und Häßlichkeit der Dinge und Handlungen? Kannst du mir denn vor allem sagen, was das Schöne eigentlich ist? Da geriet ich denn durch meine Unzulänglichkeit in arge Verlegenheit und war außerstande, ihm eine schickliche Antwort zu geben usw.' Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu,

um in dieser Stimme des eigenen Gewissens des Sokr. zugleich die Stimme desjenigen Teils des ehrsamen Publikums zu erkennen, dem der veröffentlichte kleinere Hippiasdialog etwa in die Hand gekommen war, woraus sich denn unmittelbar die Bestimmung des Hp I als einer aufklärenden und zugleich beschwichtigenden Ergänzung zu dem Hp II ergibt. Pl. wäre nicht Pl. geblieben, wenn er die Rückweisung auf seinen früheren Dialog in einfach und trocken berichtender, aktenmäßiger Form gegeben hätte: seiner ganzen künstlerischen Darstellungsart nach konnte er diese Rückweisung nur in verhüllender Form geben, und diese Form besteht eben in jener Verdoppelung des Sokr., die dem einigermaßen achtsamen Leser anzeigen soll, daß Sokr. eine begangene Schuld wieder gut machen will." Und gerade im bedeutsamsten Zusammenhang „tritt uns eine ganz unverkennbare Beziehung des größeren auf den kleineren Dialog entgegen, die . . auch schon von anderen erkannt, wenn auch in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht erfaßt worden ist. Denn nicht um ein Plagiat handelt es sich, wie man gemeint hat . ., sondern um nichts anderes als um eine Kritik an den Aufstellungen des Hp II. Man überblicke nur den Gedankengang von 95e—96e. Die Worte des Hp I 'das Vermögen ist Schönheit, das Unvermögen aber Häßlichkeit' geben zunächst deutlich den Standpunkt des Hp II wider, dessen Unzulässigkeit sich indes aus der unmittelbar folgenden Betrachtung auf das Klarste ergibt . ." „Hat man den Zweck und Sinn des Werkchens richtig erfaßt, so verwandeln sich seine angeblichen Mängel in ebensoviele Tugenden. Aufbau und Gliederung verraten eine ebenso sichere wie kunstgeübte Hand; die Art der Ausführung mit ihrer neckischen Verschleierung des gewonnenen Resultats trägt durchaus das Gepräge des platonischen Geistes. . . Wenn der Spott hier zuweilen über das Maß dessen hinausgeht, was Sokr. sonst in seiner Ritterlichkeit einzuhalten pflegt, so ist es ja eben der Fiktion nach nicht Sokr. selbst, sondern der große Unbekannte, der nur durch den Mund des Sokr. dem Sophisten die Leviten liest . . Hat man nun gerade diese . . Verdopplung des Sokr. . . für einen plumpen Mißgriff ausgegeben, so wird man angesichts der erkannten Bedeutung des Dialogs nicht umhin können, diese Verdopplung des Sokr. gerade als einen sehr glücklichen Kunstgriff anzuerkennen . . Die gewählte Maske ist das treffende künstlerische Bild für die wahre Situation."

Während ich bisher immer noch, wie keinem anderen Dialog gegenüber, schwankte mit meinem Urteil über die Echtheit des Hp I,

dessen frische Art und kecke Erfindung ich keinem bloßen Nachahmer platonischer Kunst zutrauen mochte, dessen ungewöhnlich derber Spott und ganz eigenartige Verdopplung des Sokr. mich aber doch stark befremdete[1]), bin ich durch diese Darlegungen Apelts so gut wie vollkommen überzeugt worden.

Was Pohlenz gegen dieselben vorbringt, hat nicht genug Gewicht. Er erklärt u. a.: „Ich halte es für unmöglich, daß ein Mann, der Sokr. und Hippias persönlich kannte, beide in dieser Weise zeichnete. Vollkommen verständlich wird die Schilderung dagegen in einer Zeit, wo man sich für die χαρακτῆρες interessierte . . Damals konnte es für einen Platoniker, der wie Aristoteles 1025 a b die Trugschlüsse des Hp II richtig stellen wollte, nahe liegen, Sokr. im Dialoge als den εἴρων zu schildern und ihm den ἀλαζών Hippias gegenüberzustellen . . . In aristotelische Zeit weisen uns aber auch andere Momente. Der Dialog beginnt mit einer scharfen Scheidung der jüngeren Sophisten von der älteren Generation . . Die historische Betrachtungsweise ist hier mit Händen zu greifen.“ Man vergleiche dazu Apelt S. 12. Nicht übel sind dort auch folgende Sätze: „Wenn P. den Spott und das Burleske des Dialogs so weit getrieben glaubt, daß er in ihm nur ein Effektstückchen sehen zu müssen glaubt . ., — klingt nicht die Derbheit des Spaßes noch fast wie Höflichkeit im Vergleich zu dem, was z. B. Luther seinen Gegnern bietet? Sind die grotesken Masken, deren sich Luther im Streit mit seinen Gegnern bedient, etwa ein Grund, seine Autorschaft zu bestreiten? . . Auch Pl. war nichts weniger als ein Phlegmatiker.“ Und gar was P. Sprachstatistisches vorbringt, von der angeblich „berüchtigten Formel ἀλλὰ τί μήν; usw. hätte er im allgemeinen besser für sich behalten. Nur die Verwendung von οὐσία in 01 b, e und 02 c kann wirklich befremden. R. Hirzel, der die Bedeutungsgeschichte dieses Worts im Philol. 1913 (72) untersucht hat, schreibt darüber (S. 57), Pl. habe sich häufig „des Wortes οὐσία in seiner terminologischen Bedeutung“ als eines

[1]) In meinen „Untersuchungen“ von 1888 habe ich mich möglichst zurückhaltend ausgedrückt: (S. 90) „Die Sprache . . ist . . ganz dieselbe, wie in den anerkannt echten Werken aus früherer Zeit“ — dabei mußte ich aber auf verschiedene Wörter und Wendungen hinweisen, die sonst den Schriften mittleren Alters eigen sind; (S. 123) „Den Hp I möchte ich schon wegen der etwas derben Behandlung, welche darin dem aufgeblasenen Sophisten widerfährt, für ein jugendliches Werk erklären.“ In meinem Platon habe ich dem Dialog, weil ich ihm noch nicht recht traute, nur 2 Seiten (I 359 ff.) eingeräumt und ihn wohl etwas zu früh, zwischen Ch und Eu, angesetzt.

„Schulausdrucks“ der philosophischen Sprache, um das Wesen einer Sache zu bezeichnen, bedient. „Wie abgegriffen das Wort in dieser Bedeutung wurde, zeigt namentlich der Hp I, ein Werk wohl erst der platonischen Schule, nicht bloß in der Art, wie es diesem Sinn entsprechend ohne weiteres verwandt wird, sondern auch dadurch, daß es wie ein bereits unentbehrliches Wort der Philosophensprache ohne weiteres dem Sophisten Hippias in den Mund gelegt wird.“

Wie Apelt urteilt auch Prächter (S. 271): „Die Echtheit wird . . bestritten . . Für entscheidend vermag ich“ die dagegen angeführten Tatsachen „weder im einzelnen noch in ihrer Vereinigung zu halten, und der Dialog erscheint mir in seiner bei allem Burleskenhaften doch feinen Satire, in seiner Gesamttendenz und in seiner dialektischen Methode so platonisch wie nur möglich.“

Ernste Zweifel hege ich nur noch bezüglich des zeitlichen Ansatzes. Prächter geht vom Hp I sofort zum Cra über, läßt freilich den Hp II unmittelbar vorausgehen. Apelt will beweisen (S. 10), daß er als Berichtigung diesem „ziemlich bald“ nachgeschickt sein müsse. „Diese Annahme liegt nahe. Und doch ist sie für mich kaum brauchbar. Denn die (oben S. 105 ff.) begründete Überzeugung lasse ich mir nicht erschüttern, daß der Hp II zu den allerfrühesten Jugendschriften gehöre. Dagegen zeigt der Hp I einzelne Züge der Verwandtschaft mit Dialogen erheblich späterer Zeit. Auf eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Eus macht Apelt selber (S. 11 u. Einl. zum Eus S. 18) aufmerksam. Und Prächter bemerkt: „Es gilt wieder, wie in den begriffsethischen Jugenddialogen, eine Definition, und wie dort spielt sich die Verhandlung in Aufstellung, Prüfung und Verwerfung einer Reihe von Versuchen ab und endigt ergebnislos. Aber gerade diese parallele Anlage läßt um so deutlicher die verschiedene Orientierung der Jugenddialoge einer- und des Hp I andererseits zutage treten. Dort fehlte jede persönliche Spitze und das Gespräch diente nur der sachlichen Klärung: hier tritt die Darstellung der philosophischen Unzulänglichkeit des Hippias und Seinesgleichen neben der dogmatischen Absicht gleichwichtig in den Vordergrund. Zu dieser Schilderung sind wie im Eus die Farben dick aufgetragen . . . Eine ähnliche Unkenntnis des Gesprächspartners ist uns . . im Eu und im Me begegnet. Aber Hippias stellt doch seine Vorgänger in diesen Dialogen weit in den Schatten.“ . . Dazu nehme man noch Räders Sätze (S. 102 ff.:) „Wir erklären seine Schwächen“ — die nach Apelt gar nicht vorhanden sind — „durch die Jugendlichkeit des Verfassers und weisen ihm eine Übergangsstelle zwischen den

sokratischen und den eigentlichen Sophistendialogen an . . . In philosophischer Hinsicht steht er einigen der vorher erwähnten Dialoge recht nahe, wenn auch der Standpunkt etwas vorgerückter ist . . . Zum erstenmal begegnet uns hier (89 d) das Wort *εἶδος*, das später so ungemein bedeutungsvoll wird. Es bezeichnet hier das den Begriff feststellende Merkmal oder gewissermaßen den Begriff selbst . . Hierin birgt sich aber nur ein Keim der Ideenlehre." Eine Vergleichung zwischen 96 e ff., Hp II 76 a und G 74 c ff. legt den Schluß nahe, daß Hp I in der Mitte zwischen den zwei anderen liege . . (105 A.:) Horneffer allerdings hat beweisen wollen, daß Hp I 98 d mit gedankenloser Umbildung aus G 74 e geschöpft sei. „Die Stelle des G versteht sich dagegen am besten als eine Rekapitulation der . . hier (und 95 d) gemachten Definitionsversuche. Im G liegt die Definition des Schönen, die eben auf dem Hp I aufgebaut ist, schon fertig vor. Vgl. H. Gomperz im Arch. f. G. d. Phil. 16 S. 132 ff." Also (S. 106): Der Hp I „bezeichnet einen Schritt auf dem Wege vom La und Ch zum G und zur Rp." — Der Gebrauch, der im Hp I von den Wörtern *εἶδος* und *ἰδέα* gemacht wird, ist jedenfalls von Bedeutung. Dem Ausdruck nach sind Stellen aus Eu und G am nächsten verwandt, wie man aus der Zusammenstellung im Schlußkapitel meines Platon I S. 567 ff. und dem Aufsatz über *εἶδος*, *ἰδέα* usw. in meinen N. Unters., besonders S. 256 ff., ersehen mag.

Auch den mathematischen Ausführungen, die der Hp I enthält, müssen wir noch Beachtung schenken. Sie sind erörtert von H. Vogt in einem Aufsatz über „die Entdeckungsgeschichte des Irrationalen nach Plato und anderen Quellen des 4. Jahrhunderts", in der Bibl. math., 3. Folge X (1909/10) S. 104 ff., 138, 150. Die Hauptstelle, 03 b c, übersetzt V. folgendermaßen: „Wenn die aus zwei Zahlen zusammengefügte Zahl gerade ist, so können die Teile sowohl ungerade wie gerade sein und anderseits, wenn die beiden Einzelgrößen irrational sind, so können sie zusammengefügt bald eine rationale, bald eine irrationale Größe liefern." Griechisch lautet die 2. Hälfte des Satzes: *ἀρρήτων ἑκατέρων ὄντων τάχα μὲν ῥητὰ τὰ συναμφότερα εἶναι, τάχα δ᾽ ἄρρητα.* Zur Auslegung sagt V. u. a.: „Die Zusammenfügung der beiden irrationalen Größen, natürlich sind Linien vorgestellt, kann nicht reine Addition sein, denn zwei einfache irrationale Linien, z. B. $\sqrt{2}$ und $\sqrt{3}$, geben addiert niemals eine rationale, sondern stets wieder eine irrationale Linie (Euklid, Elemente X, 16, 36) . . . Bedeutet *συναμφότερα* aber nicht eine reine Addition, so kann der Sinn nur aus der Figur und der Zu-

sammenfügung entnommen werden, welche für die Bildung des Begriffs der irrationalen Linien die bestimmende ist, nämlich aus der Figur des rechtwinkligen Dreiecks und der Zusammenfügung nicht der Katheten selbst, sondern ihrer Quadrate zum Quadrat der Hypotenuse gemäß dem Pythagoreischen Lehrsatz. Zwei irrationale Katheten können eine irrationale Hypotenuse liefern . ., oder auch eine rationale.“ Aus dem Wortlaut aber gewinnt er einen bedeutsamen chronologischen Schluß. Die weitere Untersuchung nämlich zeigt ihm (S. 143): „In Pl.s Terminologie [1]) lassen sich drei Schichten erkennen: die älteste, die pythagoreische, welche *ῥητόν* und *ἄρρητον* nur in Beziehung auf die Quadratdiagonale verwendet; die jüngste, welche wie jene nur einmal auftaucht, indem sie die Klassifikation Theätets durch die Worte *μῆκος* und *δύναμις* andeutet, und zwischen beiden die Ausdrücke, welche sich an Theodors Entdeckung des allgemeinen Irrationalen anlehnen. Der Standpunkt des Wissens, den Pl. bei seinen Hörern und Lesern voraussetzen durfte, war offenbar der Theodorische; auf ihm bewegt er sich ausschließlich, mit Ausnahme jener beiden ganz besonderen Zwecken dienenden Stellen. Ihm gehören die zum allgemeinen Gebrauch erweiterten Worte *ῥητόν* und *ἄρρητον*, ihm die von Theodor selbst gebrauchten Grundbezeichnungen *σύμμετρον* und *οὐ σύμμετρον*, ihm die umschreibenden Synonyma wie *προσήγορον*, *μετρητόν*, *ἔμμετρον*, *δυνατὸν μετρεῖν*, *δυνατὸν μετρεῖσθαι* und ihre Gegensätze an. Pl.s Terminologie zeigt eine große Beweglichkeit . . . Diese Erscheinung weist darauf hin, daß die Lehre vom Irrationalen selbst zu dieser Zeit neu und in der Entwicklung war . . . Das später als Gegensatz von *ῥητόν* gebrauchte *ἄλογον*, dessen Übersetzung unser ‘irrational = verhältnislos’ ist, kommt bei Pl. nie vor . . . (189) Aristoteles . . gebraucht es einmal . . . Die Pythagoreisch-Theodorisch-Platonischen Worte *ῥητόν* und *ἄρρητον* fehlen bei Arist. vollständig.“ Seine Terminologie lehrt, „daß er . . sich zwar dem Theodorischen Standpunkt des Lehrbuchs und seiner Schüler anpaßt, daß er selbst aber darüber hinausgewachsen ist und die Klassifikation Theätets wohl kennt“. So kennzeichnet sie (150) „deutlich einen Übergangszustand; sie ist ein Kompromiß zwischen den Elementen und der Wissenschaft, zwischen Theodor und Theätet. Auch der umgekehrte Schluß führt zu einem beachtenswerten Resultat: Wenn im Dialoge Hp I *ῥητόν* und *ἄρρητον* im allgemeinen Sinne gebraucht

---

[1]) Die außer dem Hp I in Betracht kommenden Stellen sind Rp 546 b c. Th 47 d—48 b, N 819 d—820 d.

werden, so muß diese Schrift zu einer Zeit verfaßt sein, als die Theätetische Terminologie entweder noch nicht aufgestellt oder in weiteren Kreisen noch unbekannt war. Deshalb gehört der Dialog in die Zeit des voraristotelischen Sprachgebrauchs, also in Pl.s Zeit. Man ist neuerdings geneigt, den Hp I für einen echt platonischen Dialog zu halten, aus dem Jahrzehnt 399—390. Der Gebrauch von *ῥητόν* und *ἄρρητον* ist geeignet, diese Ansicht zu stützen.“ Auch ich betrachte das als ein neues gutes Zeugnis der Echtheit, und daß die Frage nach irrationalen Größen den Verfasser beschäftigt, scheint mir zugleich zu beweisen, daß der Hp unter den platonischen Schriften nicht sehr früh angesetzt werden darf. Er wird der Rp nicht eben sehr weit vorausliegen.

Menexenos (= Mx): behandelt von Räder S. 125—27, Ritter S. 485—496, Windelband-Bonhöffer S. 157, Pohlenz S. 256—309 u. 244 ff., Wilamowitz I S. 265—7, II S. 126—43, Prächter S. 274 f., Bruns Liter. Portr. S. 356—60, Wendland, Die Tendenz des platon. Mx, Herm. 1890 S. 171—95, M. Hoffmann Zt. f. d. Gy.Ws. 1905 S. 328—33, Ad. Trendelenburg, Erläuterungen zu Pl.s Mx, Berlin, Pgr., 1905.

Beim Mx ist es kaum mehr nötig, für die Echtheit zu streiten. Als ich meine ersten Untersuchungen schrieb, behandelte ich sie noch als zweifelhaft. Genaueres Studium hat mir über alle Zweifel längst weggeholfen. Und ich meine, für jedermann sollte überzeugend sein, was Wendland, Trendelenburg, Pohlenz zum Beweis der Echtheit vorgebracht haben[1]). Einiges davon sei hier wiedergegeben. Da Pohlenz besonders ausführlich ist, halte ich mich hauptsächlich an ihn. Er geht aus von einer Vergleichung der Leichenrede des Perikles bei Thukydides mit der im Mx. Er findet deutliche satirische Beziehungen. (S. 245:) Daß im Mx „die Durcheinanderwirblung der staatsrechtlichen Begriffe, die Berufung auf die monarchische Institution der *βασιλῆς*, auf die Beständigkeit der

---

[1]) Bruns blieb gegenüber der Echtheitsfrage schwankend. (S. 357 f.:) „Die Themastellung hat in der sonstigen platonischen Sokratescharakteristik ihresgleichen nicht .. Andrerseits wäre es sehr falsch zu leugnen, daß die Sokratescharakteristik des Mx mit einer Reihe von unzweifelhaft platonischen Mitteln und Gedanken gearbeitet hat.“ (S. 360:) „Mit Machtworten ist einem so rätselhaften Werk wie dem Mx gegenüber wenig geholfen .. Ich .. will aber das persönliche Bekenntnis nicht unterdrücken, daß ich vorläufig“ (!) „an seine Echtheit nicht zu glauben vermag.“ — Ed. Schwartz hat noch 1900 im Hermes (S. 124 f.) den Mx mit Bestimmtheit dem Pl. abgesprochen als seiner durchaus unwürdig.

Verfassung, die ganze Bezeichnung der athenischen Verfassung als Aristokratie nicht ernsthaft gemeint sein kann, ist klar." Auch (246) die Ausführungen über die ἰσονομία und die Besetzung der Ämter sind als „blutige Satire auf die tatsächlichen Zustände" aufzufassen. Man versteht alles einzelne besser, wenn man darin eine Kritik der von Thukydides widergegebenen Grundgedanken des Perikles erblickt. ἰσότης und ἐλευθερία sind die auch dort verwendeten Schlagwörter der Demokratie. Mx 61 e und c und 63 a klingt auch im Wortlaut an Thuk. II, 41, 1 an. Außerdem erinnert 60 d an Thuk. III, 82, 4, 46 d an Thuk. II, 42, 4. (S. 251:) „Pl. hat also bei seiner Satire auf die athenische Demokratie es nicht versäumt, die einzige literarische Darstellung des perikleischen Ideals, die wir kennen, in einem Bilde widerzugeben, das freilich wie ein Zerrbild anmutet, aber nur zu sehr der Wirklichkeit platonischer Zeit entsprach. Auf einen Gegensatz zu Thukydides braucht man darum nicht zu schließen; denn daß dieser selber den Widerspruch zwischen Ideal und Erfüllung empfunden hatte, wird Pl. natürlich gewußt haben." — Weiterhin bemüht sich P. (257:) „durch eine allseitige Betrachtung den platonischen Ursprung des Mx zu beweisen und seine Tendenz klarzustellen". Er findet (S. 260): Die Technik, die wir im Mx beobachten, ist dieselbe wie im Phs, an den viele Anklänge vorkommen. „Und schwerlich wird man behaupten können, daß im Mx dabei Nachahmung fühlbar wird." Freilich wird im einzelnen manches anstößig gefunden, so namentlich die Rolle, die Aspasia spielt. Schwartz stellt die Frage: 'Sollte Pl. eine so dumme Erfindung sich erlaubt haben wie die, daß Perikles' Maitresse dem Sokr. im Jahre 386 eine Rede hält?' Jedoch „die scheinbar so dumme Erfindung kann durch aktuelle Beziehungen bedingt sein" . . „Wir wissen, was Aspasia in der sokratischen Literatur für eine Rolle spielt. Aischines hat die Aspasia . . in seinem gleichnamigen Dialog zur Lehrerin des Sokr. gemacht" und erzählt, wie dieser andere ihr als Schüler zuwies. Das ging anderen Sokratikern zu weit. Antisthenes hat dagegen Verwahrung eingelegt in seiner bekannten groben Weise, indem er die Aspasia beschimpfte. Der Verfasser des Mx verfährt feiner. Er greift das durch Aischines gebotene Motiv auf, aber in ironisierend übertreibender Weise, so daß man sieht, die Sache sei nicht ernst zu nehmen. Ganz ähnlich benützt er (wie im Eus) den von der Komödie verurteilten und zum Lehrer des Sokr. gemachten Konnos. Jedenfalls führt er diesen Mx 35 extr. nur ein, um das Aspasiamotiv lächerlich zu machen.

Was die Form des Epitaphios im Mx anlangt, so liegt auf der

Hand, daß er „die rhetorischen Mätzchen, namentlich die gorgianischen Figuren, imitiert und übertreibt". Das wird, mit Verweisung auf Berndt, De ironia Menexeni (Münster 1881), S. 264—67 ausgeführt. — Die eingehaltene Disposition „entspringt aus der Natur der Epitaphioi", die ihr Schema von dem des früher ausgebildeten Enkomion übernommen haben. Dieses Schema ist mit großer Geschicklichkeit, aber für den feineren Beobachter unverkennbarer Ironisierung angewandt. Was dabei von Kritikern seit alter Zeit, so schon von Dion. Hal., bezüglich der Behandlung des zwischen Athene und Poseidon um Athen geführten Streites getadelt worden ist, sind mit bewußter Absicht begangene Verstöße gegen die übliche Weise der Darstellung, „die uns die Kritik nahelegen" und uns namentlich zur Vergleichung mit den sonst von Pl. ausgesprochenen Grundsätzen mahnen sollen. — Vor allem in Behandlung der Großtaten Athens offenbart sich ein Meister der alles weniger Rühmliche in satirischer Absicht verhüllenden Darstellung. Alle Einwendungen gegen Einzelheiten werden hier in einer überschauenden „Kritik der auswärtigen Politik Athens" mit Recht von P. abgewiesen. Z. B. die belächelte Erzählung von der Einkreisung der flüchtigen Eretrier durch die persische Streifmannschaft 40 a folgt einem Berichte Herodots, hat aber außerdem ihre genaue Parallele an N 698 c, und wieder wird man — bei „engster Berührung zwischen dem Mx und einer Schrift Pl.s" (S. 280) „schwerlich eine Nachahmung im Mx nachweisen können." Oder (284) „Schwartz hat an der Aufzählung der Ereignisse (in 41 d) Anstoß genommen, weil nicht deutlich werde, wie oft die Athener nach Cypern und Ägypten gegangen seien und ob wir an die Züge von 459 oder die von 449 zu denken haben." Aber es „kann Pl. hier auf eine genaue Angabe der historischen Ereignisse nach dem Zusammenhang überhaupt nicht ankommen. Er will zeigen, wie die Athener das ganze Meer von den Barbaren gesäubert haben" . . . „Geographisch, nicht chronologisch ist in erster Linie diese Aufzählung", und gerade so wird sie besonders wirkungsvoll und „rundet" den ganzen Abschnitt über die Perserkriege „zu einem künstlerischen Ganzen ab". Nachher kommt in der Tat „ein grober chronologischer Verstoß" vor. Aber auch der zeugt nicht gegen Pl. Denn daß der Verfasser „überhaupt bewußt im Tone der tendenziösen Geschichtsfärbung redet, das ist ohne weiteres klar".

Zwischen hinein sei auf einige feinen Bemerkungen (von S. 288 f.) aufmerksam gemacht: „Wenn Pl. im Mx an die strenge Beobachtung der Amnestie erinnerte (44 a), so mochte er dabei noch besondere

Absichten haben. 'Wir wollen auch der Toten jener Zeit gedenken und sie miteinander durch Opfer und Gebete versöhnen, wie wir versöhnt sind' — ist es ein trügliches Gefühl, wenn man bei diesen Worten den Neffen des Charmides heraushört, der den Athenern zuruft: 'Laßt doch endlich die Amnestie auch dem Andenken der Dreißig zugute kommen! Ihr mögt verurteilen was sie getan haben, aber sie haben doch auch in ihrer Weise das Beste des Landes gewollt, sind doch auch Söhne unseres Vaterlandes gewesen (*οὐ γὰρ κακίᾳ ἀλλήλων ἥψαντο οὐδ' ἔχθρᾳ ἀλλὰ δυστυχίᾳ*).' Und wenn dann Pl. von der Gegenwart sagt: *οἱ αὐτοὶ γὰρ ὄντες ἐκείνοις γένει συγγνώμην ἀλλήλοις ἔχομεν ὧν τ' ἐποιήσαμεν ὧν τ' ἐπάθομεν* (44 b), so mögen uns leicht die gewissenlosen Hetzereien der radikalen Demokratie, für die Lysias schreibt, einfallen. Für die radikale Politik Athens gilt aber Xenophons Anerkennung, daß der Demos die Amnestie, die er geschworen, treulich 'noch heute' hält (Hell. II extr.), und so mochten Pl.s Leser wohl weniger eine Satire auf die Radikalen und Geschäftsadvokaten als den warmen Appell an das Gemeinschaftsgefühl vernehmen."

Bemerkenswert findet P. die genaue Kenntnis des korinthischen Kriegs. (S. 291:) „Sollen wir wirklich glauben, ein Nachahmer hätte 50 Jahre später die Ereignisse so genau gekannt und dann nur (45 b) mit einem *οὐκ ἐτολμήσαμεν ὀμόσαι* auf den fast perfekt gewordenen Friedensschluß angespielt? . . . Wie am Schluß des 4. Jahrh. ein Rhetor seine Unkenntnis des korinthischen Krieges hinter nichtssagenden Phrasen zu verstecken sucht, zeigt Ps. Lysias ep. 67. 8. Im Mx redet ein Mann, der die Dinge selbst erlebt[1]) hat, äußerlich wie innerlich." — (S. 292 A. 1:) „Ganz vortrefflich ist es, wie Sokr. zwischen die Verhandlungen von 392/1 und die von 386 die lange Periode *οὕτω δὴ — φύσεως* einschaltet, die den harmlosen Leser den Gegensatz zwischen beiden weniger fühlen läßt und die Pause zwischen den Ereignissen ausfüllt wie ein Chorlied in der Tragödie." — Abschließend meint P. (S. 296 f.): „Wenn wir nicht alle Stellen befriedigend erklären konnten, so ist soviel wohl gesichert, daß daran nicht die Unklarheit eines rhetorischen Nachahmers schuld ist — die pflegen ihre Plattheiten nur zu ver-

---

[1]) Vgl. Wilamowitz II S. 135: „Ganz unverkennbar ist, daß diese Partie" — von der oligarchischen Revolution und der nach ihrem Scheitern gestifteten Versöhnung — „nur bald nach den Ereignissen und zwar von einem, der sie durchlebt hatte, geschrieben ist . . . Die Beurteilung der letzten Geschichte bis zum Königsfrieden ist vollends die eines Zeitgenossen."

ständlich vorzutragen —, sondern daß aktuelle Beziehungen und Anspielungen vorliegen, die wir nicht mehr voll verstehen. Aber was wir verstehen das ist genug um sagen zu können: Pl. ist es, der die Schrift verfaßt hat, und sie ist eins der wertvollsten Dokumente zu seiner Beurteilung."

Schließlich sucht P. noch zu ergründen, wie Pl. dazu kommen mochte, seinen satirischen Dialog zu schreiben. Er findet die Erklärung in der Stimmung, die sich der besten Männer Athens nach dem Königsfrieden bemächtigt hatte — in seiner Beurteilung ist auch Isokrates mit Pl. einverstanden. (S. 302:) „Wenn nun in Athen bei der Leichenfeier für die Gefallenen der Redner sich hinstellte, die Segnungen dieses Friedens in den Himmel hob, im Brusttone der Trivialität die Großtaten der Ahnen pries und die uneigennützige, womöglich panhellenische Politik rühmte, die Athen von jeher und auch in diesem Kriege wieder befolgt habe, dann mochte es einem Hörer wie Pl. wohl schwer werden, auf eine Satire zu verzichten." Und der Gedanke an eine solche wurde dann wohl vollends gezeitigt durch den Eindruck, den die wohl nicht lange vorher erschienene Aspasia des Aischines bei ihm hinterlassen hatte, die ihrerseits auch zu satirischer Bezugnahme herausforderte. „Bei Aischines lernte Sokr. von Aspasia gorgianische Figuren und erzählte davon, auch Perikles habe in seiner Redekunst vieles der Aspasia zu danken gehabt. Konnte man dann in seiner Karikatur nicht Sokr. eine regelrechte Rede, einen Epitaphios in den Mund legen? Freilich mußte das dann ein Epitaphios werden, den Sokr. 13 Jahre nach seinem eigenen Tode hielt. Aber bei Aischines hatte Perikles ja auch die Künste des Gorgias gelernt, der erst 2 Jahre nach Perikles' Tod in Athen erschienen war, und zu dem übermütigen *παίγνιον*, zu dem allein der Stoff sich eignete, paßte es ganz gut, wenn man diesen Anachronismus noch übertrumpfte." Auch die zeitgenössische Komödie hat Einfluß geäußert. Nach ihrem Vorbild mag Pl. (S. 305:) „sich wohl auch berechtigt geglaubt haben . ., auf die volle künstlerische Geschlossenheit zu verzichten, wenn ihm dafür die Gelegenheit geboten war, alles was er auf dem Herzen hatte in dieser Gelegenheitsschrift zusammenzudrängen und als Lehrer des Volkes ausgelassenen Scherz mit herber Satire und tiefernsten Mahnungen zu verbinden."

Die zahlreichen Berührungen teils sachlicher, teils sprachlicher Art, die zwischen dem Mx und anderen platonischen Schriften bestehen — sie sind zum größten Teil schon von anderen, wie z. B. von Berndt und Trendelenburg, vermerkt worden —, dürfen auch

nicht außer Acht gelassen werden. Man vergleiche außer dem, was schon oben zusammengestellt ist, Mx 41 a c mit N 699 a, 49 a mit N 947 e, 37 c mit Rp 380 a, 42 c f. (und a) mit Rp 470 c ff., 47 c (und 48 b c) mit Rp 604 d (387 d f.), 48 a mit Rp 387 d, 48 c mit Rp 603 e, 604 b, 34 a mit G 85 a, 46 c f. mit G 52 e, 47 a c mit Hp II 65 e, 46 a c mit Sy 96 b, 36 c mit Phs 34 e und beachte auch die klaren Züge, die der Inhaber der Titelrolle des Mx mit dem Menexenos im Ly, der dort noch ein paar Jahre jünger zu denken ist, gemein hat.

Sobald die Echtheit des Mx als einer platonischen Schrift anerkannt ist, kann über die Zeit der Abfassung kaum mehr Streit sein. Der feste terminus post quem, der mit Verfolgung der geschichtlichen Ereignisse bis aufs Jahr 386 herab gegeben ist, genügt so ziemlich. Denn auch damit wird Pohlenz Recht haben (S. 305): „Eine solche Gelegenheitsschrift kann nur in unmittelbarem Zusammenhang mit den Ereignissen entstanden sein.“ — Wenn auf diese Weise der Mx in die Nachbarschaft des Cra gerät, der ja allemnach ziemlich weit gegen das Ende der ersten Schriftengruppe vorzurücken ist, so scheint das ganz in Ordnung zu sein: „lustig“ und einzigartig ist er nicht weniger als dieser.

Daß Pohlenz' Auffassung des Mx im ganzen übereinstimmt mit der, die ich mir selber gebildet und in meinem Platon I vorgetragen habe, erhellt wohl aus folgenden Sätzen (S. 494 ff.:) „Wie im Eus und Cra sind auch im Mx Ernst und ironisierender Scherz in fester, nicht aufzulösender Verklammerung verbunden. Deswegen ist auch die merkwürdige Rede so vielfach und so gründlich mißverstanden worden, wobei die einen sie für Platons unwürdig hielten und zum Beweise etwa auf die groben geschichtlichen Verstöße und Unklarheiten sich beriefen, die anderen bei der Beurteilung Platons die Fehler in Anschlag brachten, die er selber hier lächerlich macht. Das Merkwürdigste ist, daß die Rede später dazu auserkoren wurde . . den regelmäßigen Festvortrag beim staatlichen Totenfeste zu bilden . . Dabei genossen also die Athener dann mit Behagen das Lob, das ihrer Stadt hier gespendet wird, um eben nach Anhörung desselben „für einige Tage sich selbst besser und edler vorzukommen, als sie eigentlich waren,“ und sich etwas einzubilden auf die Reinheit ihres mit barbarischem völlig ungemischten Blutes . ., wohl ohne im geringsten zu ahnen, wie gründlich der Urheber der Rede eben eine solche eitle Aufgeblasenheit verachtet hatte. Sie stießen sich nicht an den Verdrehungen der Tatsachen, mit denen Platon ein Beispiel von dem gewöhnlichen Verfahren der Lobredner

geben wollte . .; sie stießen sich auch nicht an den Mängeln der Form, dem in der Einleitung so aufdringlich und hart hervortretenden Dispositionsschema und den geschraubten Wendungen und hohl tönenden Phrasen, deren der erste Hauptteil manche enthält und die mit allem Recht von dem Stilkritiker der augusteischen Zeit, Dionysius von Halikarnassos, getadelt worden sind — nur daß dieser verkannt hat . ., daß Platon beabsichtigt hat, damit die gewöhnlichen Fehler einer dem herrschenden Geschmacke huldigenden Rede zu kennzeichnen und unter anderem deutlich zu machen, wie es sich in einzelnen Abschnitten dieser angestaunten Leistungen um gar nichts anderes als um überall anzubringende auswendig gelernte Schemata handle. Wer die Einführung und das Nachwort der Rede beachtet, hat darin den Schlüssel für das Verständnis der rhetorischen Einlage. Und sobald diese richtig verstanden wird, liegt nicht der geringste Grund vor, den Mx dem Platon abzusprechen. Daß er etwa um dieselbe Zeit entstanden sein muß wie das Sy, dafür zeugen nicht bloß die geschichtlichen Anspielungen, sondern auch die einzelnen Züge der Sprache. Und seinem Ton und Inhalt nach paßt er auch gerade hierher. Mehrere Einzelheiten, namentlich in dem über Aspasia Gesagten sind uns heute nur noch halb verständlich. Es ist kein Zweifel, daß in diesen Sätzen literarische Anspielungen stecken, die dem zeitgenössischen Leserkreis ohne weiteres erkenntlich waren. Kein anderes platonisches Stück ist so sehr Gelegenheitserzeugnis und *παίγνιον*, wie der gewiß rasch hingeworfene Mx. Gerade wegen seiner Eigenart ist er wertvoll . . In dem zweiten, ermahnenden Teil der Rede ist Platon zwar auch bei dem rhetorischen Schema geblieben, aber er hat dieses wirklich großartig ausgeführt. . . Hier liegt seine echte sittliche Überzeugung zugrunde und deshalb spricht uns hier eine zu Herzen dringende Beredsamkeit an. Um dieses Abschnitts willen war es nicht so leicht, die Rede durch eine besser zu dem Zwecke passende zu ersetzen. Die Rhetoren hatten Anlaß genug, alle ihre Kunst aufzubieten, um diese Leichenrede der Milesierin Aspasia auszustechen und durch eine andere im Gebrauche der Stadt zu ersetzen. Warum ist dazu keiner imstande gewesen?“

Auch mit Prächter und Bonhöffer sehe ich mich in Übereinstimmung in allem Wesentlichen. Dagegen geht die Auffassung, die Wilamowitz uns vorträgt, so ganz und gar gegen mein Gefühl, daß ich noch eher die Unechtheit gelten ließe, als ihr mich fügte. W. scheint den stark ironischen Klang ganz zu überhören, der dem rhetorischen Pathos vielfach beigemischt ist. Erstaunlicher-

weise findet er in der ganzen nach dem gebräuchlichen Rhetorenrezept gestalteten Festrede die ernste politische Absicht Pl.s, dem athenischen Volk, mit dem er durch den G sich entzweit hatte, nach der Rückkehr in die Heimat sich höflich zu empfehlen und die verlorene Fühlung, deren er bedurfte, damit seine Schule gedeihen könne, wieder herzustellen. „Das Auffälligste," lesen wir (I, 265, 267), „ist, wie er sich aus der Affäre zieht, als er das unvermeidliche Lob der Demokratie singen muß." — Auch Pohlenz als Kritiker in den Gött. gel. Anz. 1921 S. 14 setzt zu 'unvermeidlich' ein Fragezeichen — . . . „Konnte er es verantworten über die Verfassung zu sagen" was er tatsächlich sagt? . . Ja, „wenn wir genau zusehen, kann Pl. seine Worte verantworten". — Offenbar ist es W. bei dieser Auslegung selber nicht ganz wohl. Denn er findet, daß in der eigentümlichen Schrift „zu wenig von dem Pl. darinsteckt, den wir lieben"; aber er beruhigt sich über die bekundete „Weltklugheit" — *πανουργία* würde Pl. selbst sie nennen! — mit den Sätzen: „Die Erfahrungen der Reise haben ihn gereift; er muß Wasser in den Feuertrank des G gießen," — das hat er, wie Pohlenz richtig erinnert, im Me getan; und zwar, meine ich, auf anständige und voll genügende Weise — „denn er will in der Heimat wirken. Ob dies Auftreten dazu geholfen hat, fragen wir vergebens, aber gehindert hat ihn niemand: er konnte seine Lehrtätigkeit beginnen." Die Entschuldigung, die W. hier gelten läßt, ist verdammt ähnlich der, mit welcher einst Christ die Echtheit des 2. Briefs trotz seines schmählichen Inhalts verteidigt hat. Aber einen solchen Pl. würde ich eben nicht „lieben". In der Tat nicht. — Auch alles Gerede, mit dem W. in seinem 2. Band die Anstöße zu beseitigen sucht, scheint mir sehr unglücklich. — In gleichem Sinn haben sich als Rezensenten Pohlenz (a. a. O.) und Nestle (in d. B. Ph. W.-Schr. 1920 S. 961 ff. u. d. W. Korr.-Bl. 1920) vernehmen lassen. Von P. höre man noch ff. (S. 14): „'Heute,' so schließt der Redner (46 a), 'gedenken wir derer, die in Hellas gefallen sind, aber auch derer, die den Großkönig befreit haben.' Soll das wirklich eine loyale Anerkennung für Athens Politik in der letzten Zeit sein? Mir klingt es, als wenn heute eine Gedächtnisrede auf unsere Gefallenen damit abschlösse, sie hätten das Verdienst Polen befreit zu haben."

Wegen ihrer Bedeutsamkeit will ich aus Wilamowitz noch eine gegen Pohlenz gerichtete Bemerkung herausholen (II, 127): „Ich bestreite jede Beziehung auf Thukydides bei Pl. überhaupt." Ein eigenes Urteil über diese Streitfrage maße ich mir nicht an. Trendelenburg stimmt hier mit Pohlenz überein (vgl. S. 13 zu 36 e,

S. 14 zu 37a, S. 15 zu 38d: „in diesem Abschnitt ist die Anspielung auf Thukydides II, 37, 1 besonders deutlich").

Erst nachträglich habe ich die Aufsätze von Wendland und von Trendelenburg gelesen. Sie sind aber beide so gehaltreich und bedeutsam, daß ich ihre Hauptgedanken noch mitteilen muß. Zunächst höre man Wendland: (S. 173:) „Es braucht nur kurz daran erinnert zu werden, daß die Rednerschulen des Isokrates und des Alkidamas, die beide von Gorgias ausgegangen waren, zur Zeit der Abfassung des Mx . . sich rivalisierend in Athen gegenüberstanden." Aus der Zeit heraus, in die die Programmreden der beiden Schulhäupter fallen, „aus der Richtung und den Wegen, die damals gerade die Rhetorik einschlug, . . läßt . . die Vorrede des Mx sich am besten begreifen" . . Ja, (S. 178:) „die Schrift paßt nur in die Zeit, in welche die Programmreden des Isokrates und Alkidamas fallen". (181) Bedeutsam für den zeitlichen Ansatz ist auch, daß der Mx noch keine Rücksicht auf den Hiatus nimmt. (S. 174): „Pl. tut den panegyrischen Rednern keineswegs Unrecht. Nicht nur ihre bekannte Praxis gab ihm ein Recht, so zu urteilen wie er urteilt, sondern es ist gerade das Prinzip, welches sie ohne Scheu aufstellten, die Anweisung, die sie ihren Schülern für die Lobreden gaben, gegen die der Spott des Philosophen gerichtet ist . . Die echt platonische Anschaulichkeit der Schilderung und plastische Gestaltungskraft läßt sich . . in der Art, wie Sokr. die hinreißende Wirkung der Grabreden auf sich schildert, ebensowenig verkennen wie die feine Ironie, welche das Behagen und die innere Befriedigung persifliert, mit der der athenische Philister die auf die niedrigen Reize der Menge berechneten und ihrer Eitelkeit schmeichelnden Reden aufnimmt." — (178:) Es „läßt sich wohl nicht bestreiten", daß Isokrates Paneg. 23 gegen Mx 44e polemisiert. — (181:) „Pl. ahmt die in der epideiktischen Beredsamkeit herrschende gorgianische Manier mit ihrer aller geschichtlichen Wahrheit Hohn sprechenden panegyrischen Tendenz und ihrem rhetorischen Flitterschmuck nach, er sucht sie vielleicht in manchen Punkten noch zu überbieten. Die Rhetoren mochten immerhin diese Nachbildung für ernst nehmen, ja sie mußten es wohl, weil sie darin Fleisch von ihrem Fleisch erkannten, ähnlich wie die Dominikaner ihr leibhaftiges Ebenbild in den Briefen der Dunkelmänner fanden, und sollten es vielleicht nach Pl.s Absicht. Jedem, der Pl. und sein Sokratesideal kannte, mußte die Rede wie die bitterste Satire und Ironie, wie eine Parodie auf die zeitgenössische Rhetorik klingen. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich die Form, die gesamte Anlage und der

Inhalt der Rede." — (S. 182:) Manche Einzelheiten in der Nachbildung des gorgianischen Stils „lassen sich nur zu einer Zeit begreifen, die noch unter dem lebendigen Eindrucke seiner politischen Reden stand und die Anspielungen auf die bekannten Vorbilder verstehen konnte". Sicher die meisten der geschichtlichen Unwahrheiten des Mx hat Pl. einfach von seinen Vorgängern übernommen, z. B. (S. 188:) „Die Hilfeleistung der Platäenser bei Marathon wird ebenso keck abgeleugnet (40 c *ἐβοήθησεν Ἑλλήνων οὐδείς*) wie bei Lysias (24; auch Is. IV 87 erwähnt sie nicht) . . . Die Schlacht bei Tanagra wird wie bei Diod. (nach Ephorus) XI, 80; Justin. III, 11; Aristid. I 253 d als unentschieden hingestellt." — (185:) „Ich glaube, daß es noch einigermaßen möglich ist, aus den Produkten der Panegyrik, namentlich dem Mx, Lysias, den isokratischen Reden, Hyperides, auch den auf die isokratische Schule zurückgehenden Geschichtsquellen einen geschlossenen Kreis von Gedanken und Kunstformen herauszustellen, der schon Isokrates und Pl. vorgelegen haben muß. Die bisherigen zahlreichen Untersuchungen auf diesem Gebiete leiden fast alle an der Einseitigkeit, daß man wenige, meist nur zwei Vergleichungsobjekte isoliert hat und so zu einer oft sehr bedenklichen Annahme eines Abhängigkeitsverhältnisses gelangt ist." — (S. 193:) Auf Grund der aristotelischen Zeugnisse über den Mx „wird sich kaum eine Einigung in der Echtheitsfrage erzielen lassen". — (S. 192) Für die Abfassungszeit darf 387, der Abschluß des antalkidischen Friedens, als terminus post quem, das Erscheinen des Panegyricus, 380, als terminus ante quem gelten. Fast sicher haben wir auch in Xen. Mem. III 5 eine Bezugnahme auf den Mx.

Bei Trendelenburg befremdet mich, daß er seine Auffassung zu der von Wendland in Gegensatz bringt. „Viel eher könnte man die Tendenz des Schriftchens dahin bestimmen, daß es zeigen solle, wie man einen Epitaphos nicht machen müsse . . Die Nachahmung ist . . von Anfang bis zu Ende ein Pasquill." Anders, meine ich, hat sie auch Wendland nicht verstanden trotz seiner Erklärung, Pl. habe den Rhetoren zeigen wollen, daß er, wenn er nur wolle, ohne große Mühe eine epideiktische Rede verfassen könne, die sich vor den ihrigen nicht zu verstecken brauche." Allerdings die ermahnenden Worte der Grabrede nimmt W. viel ernster als T. Er sagt (S. 192): „Der ernste und warme Ton der Ermahnungen . . erweckt entschieden den Eindruck, daß Pl. hier aus eigenster Überzeugung redet und sich über das Niveau der gewöhnlichen Grabreden erhebt. Aber eine solche Mischung von

Ernst und Scherz scheint mir doch nicht unplatonisch zu sein . . und seiner polemischen Tendenz bleibt doch . . Pl. treu, wenn er die weichlichen Klagen verwirft und, freilich nicht mehr der mimischen Ironie, sondern direkter Polemik sich bedienend, gegen die unmoralische Tendenz der Rhetoren sich richtet.“ T. will auch in den Ermahnungen und Tröstungen nur salbungsvolle Phrasen und frostige Künsteleien finden und erklärt, auf das Ganze blickend: „So führt Pl. die Rolle des Satirikers folgerichtig bis zum Schlusse durch.“ Hier kann ich mich ihm nicht anschließen. Aber trefflich ist fast alles was er sonst ausführt. Als Beispiel gebe ich folgendes (S. 8): „Für die Wertung des geschichtlichen Teiles . . wird man sich mit Nutzen der Stellung erinnern, die die Redekunst nach der Lehre des G zum positiven Wissen einnimmt. ‘Von den tatsächlichen Verhältnissen selbst’ — so folgert Sokr. 59 b — ‘braucht die Redekunst nichts zu wissen; sie braucht nur ein Mittel der Überredung ausfindig gemacht zu haben, um bei Nichtwissenden den Anschein zu erwecken, mehr zu wissen als die Wissenden. Die Nichtwissenden aber sind die große Masse’ . . Demnach ‘wird der Nichtwissende bei Nichtwissenden überzeugender wirken als der Wissende . . Man braucht also nur diese eine Kunst gelernt zu haben, um den Fachmännern in nichts nachzustehen’. Mit solcher Vorstellung von der Allmacht der Redekunst ließe sich eine noch ‘affentheuerlichere Geschichtsklitterung’ rechtfertigen, als sie der antike Fischart in usum delphini et in maiorem Atheniensium gloriam hier vorlegt.“ — Besonders wertvoll sind die ausführlichen Erklärungen einzelner schwieriger Stellen des Textes, vielfach mit wohl gelungener Übersetzung. Auch die Mahnung möchte ich nicht verschweigen, die T. in seinem Vorwort gibt, es möge der Mx unter die Schriften aufgenommen werden, die man im Gymnasium zu lesen pflegt. T. selbst kann von einer voll befriedigenden Probe erzählen, die er bei einer tüchtigen Obersekunda gemacht hat. „In dem Wunsche, den Fachgenossen, die ihren Schülern mit der Lektüre des Mx eine Freude machen möchten, das Material zur Vorbereitung in bequemer Weise darzubieten,“ hat er seine Bearbeitung dem Druck übergeben. Er scheint mir Recht zu haben mit dem Urteil, daß „die Schrift in hohem Grade die Eigenschaften besitze, die sie für Schüler mit Nutzen verwendbar erscheinen lassen.“ Nämlich „sie ist von geringem Umfange — in der kleinen Ausgabe von M. Schanz füllt sie 16 Seiten —, übersichtlich in ihrer Gliederung, gewählt, doch nur vereinzelt dunkel im Ausdruck und äußerst anregend durch ihren Inhalt. Freilich wird dieser Schülern

erst dann recht nahe gebracht werden können, wenn sie einerseits mit der griechischen Geschichte, andrerseits mit der rhetorischen Sprache sich vertraut gemacht, also eine Rede des Lysias oder Isokrates gelesen haben. Dann aber wird der Mx ihr Interesse in ganz ungewöhnlichem Maße erregen, denn Geschichte, Kulturgeschichte, Antiquitäten und sprachliche Probleme kommen bei ihm gleichmäßig zu ihrem Rechte". T. weist auch darauf hin, daß in Frankreich die kleine Schrift „seit einer Reihe von Jahren zum eisernen Bestand der Schullektüre gehört, ähnlich wie bei uns die Anabasis" und daß es demgemäß gute und billige französische Ausgaben gibt.

Noch einige Einzelheiten. 35 e *Ἀσπασίαν . . καὶ Κόννον γε τὸν Μητροβίου· οὗτοι γάρ μοι δύο εἰσὶ διδάσκαλοι, ὁ μὲν μουσικῆς, ἡ δὲ ῥητορικῆς.* Dazu bemerkt Bruns (S. 358): Sokr. „improvisiert die Leichenrede. Denn es ist wohl ohne weiteres klar, daß es nur eine Umschreibung hierfür ist, wenn er behauptet, eine Rede der Aspasia zu reproduzieren. Aber auch diese Umschreibung ist platonisch, denn mit einer ähnlichen wird die Improvisation des Phs eingeführt. Was er jetzt sagen wolle, heißt es dort (35 c), müsse er wohl von irgend jemand gehört haben, er wisse nur im Augenblick nicht, von wem. Daß wir aber im Mx den Scherz mit der Aspasia nicht als Ernst nehmen, ist — wiederum durch ein speziell platonisches Mittel — noch besonders verhindert worden. Wir kennen es aus dem Eus. Jedesmal wo Sokr. dort den ironischen Wunsch äußerte, bei dem närrischen Euthydemos in die Schule zu gehen, war hinzugefügt, er sei ja auch Schüler des Konnos. Genau so dient im Mx das gleiche Zitat aus Ameipsias' Komödie als Fingerzeig, daß man die Schülerschaft bei der Aspasia als einen Witz auffassen solle". Wendland (S. 176 f.): Die Erwähnung des Konnos „ist richtig mit dem musikalischen Tonfall und Rhythmus der Rede von Berndt, De ironia Mx[i] S. 21 in Zusammenhang gebracht . . Und Dümmler hat wohl . . Recht, wenn er Sokr.' Aussage, er habe beim Lernen der Rede ⟨von Aspasia⟩ beinahe Schläge bekommen, auf die 'gorgianische Drillmethode' bezieht". (S. 180) Im übrigen deutet Pl. damit, daß er Sokr. die Rede von Aspasia lernen läßt, an, daß er nicht in seinem eigenen Sinne redet. — Trendelenburg: „Das Verständnis der Stelle hat bisher darunter gelitten, daß man *Κόννος* mit dem aus Aristophanes . . bekannten *Κοννᾶς* zusammengeworfen hat. . . Konnus muß . . ein Zitherlehrer für Kinder gewesen sein, bei dem angeblich auch Sokr. im Alter die Lücken in dieser Kunst auszufüllen suchte. In Übereinstimmung

hiermit scherzt Sokr. Eus 95 d, daß Konnus jedesmal, wenn er sich ihm nicht füge, böse werde und sich dann um ihn, der doch nichts lerne, weniger kümmere. Das ist das vollkommenste Gegenbild zur Aspasia, die Sokr. prügelt, wenn er etwas verschwitzt hat (Mx 36 c). Damit aber ist der Scherz erklärt. Um Athener vor Athenern zu loben, dazu bedarf es keiner Kunst und Unterweisung. Das bringt jeder, auch der größte Dilettant, fertig. Nun ergibt sich der Sinn des Folgenden von selbst. Wessen Mund den Elementarlehrer und die Hetäre als aller Weisheit Urquell preist . ., der muß folgerichtig, wie es Sokr. tut, Lamprus, den berühmtesten Musiker seiner Zeit, und Antiphon, τὸν μελίγηρυν Ἄδραστον (Phs 69 a), als minderwertige Lehrer ausgeben. Also: Wie Antiphon und Lamprus die berühmtesten, so sind Aspasia und Konnus die lächerlichsten Vertreter ihrer Kunst. Wenn Sokr. sich für deren Schüler ausgibt, so sagt er damit, daß der Sprecher am Grabe eine gründliche Vorbildung nicht nötig habe; was er für seine Zwecke braucht, kann er jedem Stümper abgucken. Der Musik aber kann er nicht entbehren, weil seine Mittel — Wohlklang, Reim, Eurhythmie, — wie sein Zweck, das κηλεῖν und γοητεύειν des Hörers, wesentlich musikalischer Art sind. — Die römischen Schriftsteller haben die Kunde von Connus als nobilissimus fidicen aus Cicero ep. fam. IX, 22, 3, dieser wieder aus Pl., ein Beweis, wie früh das Gefühl für den Humor Pl.s abhanden gekommen ist."

Zu 36 d bemerkt Trendelenburg: „Die Antithesen: ἔργῳ—λόγῳ, κοινῇ—ἰδίᾳ, ὑπὸ τῆς πόλεως—ὑπὸ τῶν οἰκείων gehören zu den allergewöhnlichsten; nebenher gehen gesuchte Ausdrücke: πορεύονται τὴν εἱμαρμένην πορείαν, τὸν λειπόμενον κόσμον ἀποδοῦναι, deren Gespreiztheit durch die Banalität der Gegensätze in um so helleres Licht gerückt wird. Diesen Charakter wahrt Pl. in der ganzen Rede. Man wird aufs lebhafteste an die Bestrebungen der französischen Preziösen erinnert. . . Es ist ein wundervolles Mosaik von Gesuchtheit und Plattheit, und je länger man sich damit beschäftigt, desto bewunderungswerter erscheint Pl.s Kunst in der Verarbeitung so auseinanderstrebender Dinge zu einem in seiner Art harmonischen Ganzen." — Zu 38 a: „μόνη γὰρ . . . καὶ πρώτη τροφὴν ἀνθρωπείαν ἤνεγκεν. Man hat sich Mühe gegeben, das unsinnige 'allein und zuerst' als rednerische Fülle zu erklären, statt anzuerkennen, daß es sich auch hier um eine absichtliche Verdrehung handelt, und zwar wiederum einer lysianischen Phrase. Epit. 18 heißt es von 'unseren Vorfahren', sie hätten πρῶτοι καὶ μόνοι die Tyrannen vertrieben und die Demokratie eingesetzt. In

dieser Reihenfolge läßt der Ausdruck die Erklärung zu: ‘zuerst und (für lange Zeit) allein’. So aber, wie Pl. die Worte umstellt, haben sie keinen Sinn. Bewundernswert, wie scharfsinnig die Schwäche der Phrase herausgefühlt und mit wie leichter Hand sie ins Unsinnige verkehrt ist.“

Zu 45 b schlägt T. vor *ὑπὲρ Παρίων* abzuändern in *ὑπὲρ Πιράων = Πειραιῶν*. Dann wäre damit auf die Vernichtung der spartanischen Mora durch die Peltasten des Iphikrates angespielt, „und man müßte sich billig wundern, wenn unser Redner sich diesen Waffenerfolg der Athener, der zu seiner Zeit einen ganz unglaublichen Eindruck machte, hätte entgehen lassen“. *οἱ ἐν τῷ Πειραίῳ* heißen ja bei Xenophon Hell. IV, 5, 5 die Leute, über die Agesilaos Gefangenenschau hält, als ihm das Unglück gemeldet wird. — Das scheint mir sehr beachtenswert. Doch ziehe ich auch dieser Vermutung die Abänderung vor, die ich früher vorgeschlagen habe und die mir sachlich besser in den Zusammenhang zu passen scheint: *ὑπὲρ Ἰώνων*. Graphisch erkläre ich mir die Sache so, daß die zweite Silbe der Präposition versehentlich doppelt geschrieben und dann das Zeichen, das die Tilgung der überschüssigen Buchstaben verlangte, fälschlich auf die Silbe *ΩΝ* bezogen wurde. Dann ergab sich *ὙΠΕΡΠΕΡΙΩΝ* und von da durch Konjektur unser *Παρίων*. Nur nachsprechen aber kann ich die angehängte Bemerkung T.s: „Daß der Redner selbst das heikle Thema vom Antalcidischen Frieden zu einer Verherrlichung Athens benutzt, ist natürlich nur bei starker Korrektur der Tatsachen möglich. Wenn aber Pl. diese sogar an Ereignissen vornehmen läßt, die . . frisch in aller Gedächtnis sein mußten, so zeigt er damit, was er den Rednern an Schönfärberei, den Hörern an Gedankenlosigkeit zutraute.“ Dagegen muß ich zu dem was er zu 49 b bemerkt, wieder Zweifel äußern: „Dies ist vermutlich die Stelle, die der Nachricht bei Cicero orat. 151 zugrunde liegt, die Grabrede im Mx sei alljährlich bei den Epitaphien vorgelesen worden.“ Dieser Nachricht wäre also kein Glauben zu schenken? Und doch findet T. selbst in seinem letzten Satze es begreiflich, „daß Jahrhunderte das Pasquill nicht nur ohne Argwohn, sondern mit derselben Ehrfurcht lasen, wie die ernsten Schriften Pl.s.“

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

A. Körte.

Hundertzweiundneunzigster Band.

Achtundvierzigster Jahrgang 1922.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE AUTOREN.



LEIPZIG.

O. R. REISLAND.

1922.

Altenburg, S.-A.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis

des hundertzweiundneunzigsten Bandes.

Jahresbericht über Plautus 1912—1920.

Von

Oskar Köhler in Dresden.

Der letzte von W. M. Lindsay verfaßte Bericht über die Fortschritte der Plautusstudien reicht bis 1911. Die Länge der Berichtszeit und der hinter uns liegende Krieg machen es überaus schwierig, die Literatur, vor allem die ausländische, vollständig zu beschaffen, und es wird im nächsten in hoffentlich nicht zu ferner Zeit erscheinenden Bericht manches Nachtrags bedürfen.

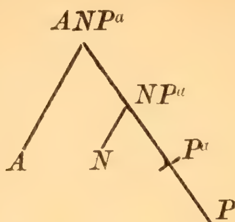
I. Handschriften und Orthographie.

H. Degering, Über ein Bruchstück einer Plautushandschrift des 4. Jahrhunderts. Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1919, 468 ff.; 497 ff.

Degering hatte das Glück, ein Bruchstück einer bisher unbekannten alten Handschrift des 4. Jahrhunderts, das Cist. 123—147 und 158—182 enthält, für die Preußische Staatsbibliothek (Ms. lat. 784) zu erwerben. Es stammt aus dem Besitz des Leipziger Antiquars K. W. Hiersemann und diente in einem Ovidkodex des 12. Jahrhunderts als Verkleidung der Innenseite des Holzdeckels. Da die Verse 148—157 und die Szenenüberschrift, zusammen also 11 Zeilen, fehlen, die der Buchbinder unten abgeschnitten hat, betrug die Gesamthöhe des Schriftspiegels 205 mm bei einer Breite von 175 mm, während sich die Blattgröße auf 290 × 255 mm berechnen läßt. Das Format ähnelte also stark dem des Ambrosianus; die Zeilenzahl aber ist fast doppelt so groß wie in *A* (36 : 19). Von der Vorderseite des Blattes gibt Degering einen guten Lichtdruck bei. Selbst auf diesem ist noch zu erkennen, daß die Buchstaben in echter Purpurtinte geschrieben sind, wofür es bisher kein Beispiel gab. Es handelt sich also um einen Luxuskodex — Degering bezeichnet ihn mit *N* — der, wie Klotz (Berl. phil. Wochenschr. 1919, 1225 ff.) wahrscheinlich macht, dem oströmischen Kaiserhause gehört hat.

So haben wir jetzt drei alte Handschriften: *A* und *N* in der Schriftform des 4. Jahrhunderts und *P*, den erschlossenen Arche-

typus von *BCDT*; ihr Verhältnis zueinander verdeutlicht Degering durch folgenden Stammbaum:



Tatsächlich steht *N* näher an *P* als an *A*: er hat die Verse 126/9, die in *A* fehlen, liest 132 perdita est, *A* deperit, 144 suppositionem eius rei, *A* suppositionemque eius, 145 solae scimus, *A* scimus solae; aber er ist auch kein bloßer Vertreter der palatinischen Rezension, da er bei Abweichungen von *P* in den meisten Fällen die grammatisch, sachlich oder metrisch richtigere Lesart hat, z. B. 123 illanc ego (schon von Pareus erschlossen), *P* illam ego; 126 quia sum onusta (bereits von Camerarius eingesetzt), *P* quasi sum honesta; 139 puellam eam a me accepit, *P* eam puellam a me | accepit. Ein gemeinsamer Fehler von *NPA* ist 143 aiebat für aibat. Leider fehlt das Zeugnis von *A* für 159 und 168, die in *NP* fragmentarisch überliefert sind; wären sie es auch in *A*, so wäre Leos (Forschungen [2] 1912, 1 ff.; vgl. besonders 58 ff.) Nachweis, daß *A* und *P* Abschriften eines Kodex sind, urkundlich.

So widerspricht Lindsay (Class. Rev. 33 [1919], 152) der gemeinsamen Spitze des von Degering angesetzten Stammbaums, wie er auch in seinen Notes on Plautus, Class. Quart. 7 (1913), 1 ff. gegen Leo erneut betont, daß *A* als Gelehrtenausgabe auf Varro oder Flaccus zurückgehe und die 'ipsa verba' des Plautus biete, *P* aber und Nonius auf die Sammlungen des Probus; die *A* und *P* gemeinsamen Fehler seien „unvermeidliche Irrtümer". Auch den Truculentus, von dem er eine Ausgabe in Aussicht stellt, kann er nicht als Beweis dafür ansehen, daß es in Hadrianischer Zeit nur den einen verdorbenen Text gegeben habe.

Dagegen führt Ch. Exon, Apriorism and Some Places in Plautus, Hermath. 38 (1912), 52 ff. eine große Reihe von Beispielen an, in denen *A* klarste Modernisierung, *P* die echte, altertümliche Lesung zeigt; so nimmt auch er, wie Leo, einen gemeinsamen späten Archetypus an, von denen *A* und *P* — jetzt müssen wir sagen NP^a — verschiedene Ausgaben darstellen. Das letzte Wort hierüber ist offenbar noch nicht gesprochen.

Die Frage nach der Stellung des Nonius, den Leo (Forsch.[2] S. 16) zwischen *A* und *P* setzt, Lindsay a. a. O. aber als bloßen Nachbar von *P* und Gegner von *A* ansieht, findet erwünschte Klärung durch

J. Mussehl, Bedeutung und Geschichte des Verbums cēvēre. Herm. 54 (1919), 387 f.

Er weist mit Sicherheit nach, daß das Wort cevere Nonius 84, 17 (Pseud 864 conquiniscito *A*, conquiniscito simul *P*, ceveto simul Non.) allerfrühestens um 200 n. Chr. in den Plautustext eingedrungen sein kann, in einer Zeit, als die Überlieferung *AP* schon bestand, und daß nichts als ein Fehler in *P* (das aus 863 eingedrungene simul) in dieser späten Zeit die Einschmuggelung von cevere als vermeintlichem Synonymum von conquiniscere ermöglicht hat. Es darf sich also niemand mehr auf diese Noniusstelle berufen, um alte, von *AP* unabhängige Überlieferung zu erweisen.

Zur Orthographie des Plautus liegen folgende Arbeiten vor:

1. R. G. Kent, Dissimilative Writings for ii and iii in Latin. Trans. Amer. Philol. Assoc. 43 (1912), 35 ff.
2. R. G. Kent, Ei-Readings in the Mss. of Plautus vs. Mathematics. Class. Philol. 9 (1914), 199 f.
3. E. H. Sturtevant, Dissimulative Writing in Republican Latin and uo in Plautus. Class. Philol. 11 (1916), 202 ff.
4. W. Nieschmidt, Quatenus in scriptura Romani litteris Graecis usi sint. Diss. Marburg 1913.

Die Ergebnisse von 1. sind:

a) Zu allen Zeiten wurde nach Vokalen einfaches i geschrieben statt -ji in Wörtern wie Pompei, reicio, und nach Konsonanten in Wörtern wie abicio, ebenso intervokalisch im Werte von ij in Wörtern wie aio.

b) Zur Zeit der Republik wurde ii zur Bezeichnung von zweisilbigem i-ī vermieden durch den Gebrauch von iei oder ie.

c) Zur Zeit der Republik und in einiger Ausdehnung auch später wird einfaches a e o u geschrieben statt zweisilbigem a-a, e-e, o-o, u-u.

d) ov und v wird gebraucht für uv und v für vu, ebenso wie vo für vu und uu.

e) ii und uu mied man nicht, weil man Doppeldeutigkeit fürchtete, sondern weil man einen einmal geschriebenen Buchstaben nicht gern wiederholte.

f) Das Vermeiden von ii für ī in den Regeln des Accius er-

klärt sich daraus, daß man Verwechslung mit zweisilbigem i-ī verhüten wollte.

g) Der Gebrauch von ei nach i in den Pluralendungen der io-Stämme war der Grund für das Vorwiegen von ei in der Endung der reinen o-Stämme.

h) Für zweisilbiges ain, das überall trochäisch gemessen werden kann und immer vor Konsonanten steht, können wir aine schreiben; der Dativ ei hat ebenso wie huic und quoi dreifachen Wert: –, ◡–, – –; die normale phonetische Entwicklung gab einsilbiges ei; ēī ist in Wirklichkeit eji, zurückgebildet nach Analogie von ejus; ĕī ist eine Rückbildung nach dem Vorbild von eum, eam, eo. Die normale Schreibung für alle drei ist ei.

2. Für die Zeit des Plautus ist die Schreibung ei nur korrekt für klassisches ī, das früher Diphthong war, Diese Lesungen treten in beiden Handschriften auf, aber auch für ĭ und ī, und zwar hat *A* 182, *P* 48 richtige Beispiele. Daß *A* und *P* nur ein einziges Mal übereinstimmen (Pseud. 349), hält Kent für Zufall und betont gegen Anderson, wie auch schon Lindsay im letzten Bericht S. 6, mit Recht die Möglichkeit, daß die richtigen ei-Lesungen auf Plautus selbst zurückgehen. Doch stimmt er Anderson zu in der Ansicht, daß man in den Ausgaben ei nur Truc. 262 schreiben sollte, wo es durch Wortspiel (eiram) gesichert ist, da man es sonst folgerichtig in alle Wörter einführen müßte, in denen es sprachlich gerechtfertigt ist.

3. Sturtevant weist gegen Kent (1) darauf hin, daß die lateinische Rechtschreibung ebenso wie die anderer Sprachen nicht der Aussprache gefolgt sei, daß also kein Streben nach Dissimilation vorlag, wenn man im Ausgang der Republik quom, ingenuos, adicio, inferis schrieb statt quum ... inferiis, wie man sprach. Bei Plautus ist die Schreibung ădiceret noch phonetisch richtig. Als man aber das i aus ieci, iactum ins Praesens einschleppte, behielt man trotzdem die alte Schreibung bei und ersann dann zur Erklärung die Theorie vom Abscheu vor der Doppelschreibung ii. Hierzu halfen auch Schreibungen wie socieis, die anfangs mit der Aussprache übereinstimmten, aber auch blieben, als der Unterschied der Aussprache von ei und ī geschwunden war. Quom, servos u. ä. kann noch nicht zu cum, servus geworden sein, als dolos zu dolus wurde; wahrscheinlich dauerte der phonetische Unterschied nicht lange; es ist möglich, daß bereits in plautinischer Zeit servos wie servus gesprochen wurde; aber die Schreibung blieb. Ebenso ist voltis, da bei Plautus noch der Aussprache entspricht, wie Amph. 14 vol

voluptatem zeigt, später zu vultis geworden als moltus zu multus. Neben voltis haben wir bei Plautus sultis = si voltis, ein untrüglicher Beweis dafür, daß der Wechsel von -ol- zu -ul-, außer nach v, vor Plautus fällt, nicht nach Plautus, wie Anderson annahm. Die Konjunktion quom wurde kurz nach Terenz' Tode so gesprochen wie die Präposition cum; wenn es auch möglich ist, daß cum durch tum bewirkt wurde, bevor equom zu equum wurde, so ist es doch wahrscheinlich, daß das unbetonte -quom aller Wörter in dieser Zeit zu -quum überging.

4. Nieschmidt stellt fest, daß in der Schreibung griechischer Wörter sich *A* ebensowenig zuverlässig erweist wie *P*, und daß wir mit Hilfe der Spuren in den codd. nicht auf Plautus' eigenen Brauch kommen, sondern nur auf Varros Zeit. Ähnlich dem Zustand der Cicerohandschriften sind auch in denen des Plautus die griechischen Wörter teils in griechischen, teils in lateinischen Buchstaben wiedergegeben. Beispielsweise hat Pseud. 443 *A* OZEU *P* ωZEY, dagegen Cas 731 *A* ωZEY, *P* OZEU, während andererseits Trin. 669 *A* schreibt MωPωC für (mores) moros.

II. Komposition und Aufführung der Stücke. Realien.

1. W. Schwering, Die sogenannte Kontamination in der latein. Komödie. Neue Jahrb. 37 (1916), 167 ff.
2. A. Körte, Contaminare. Berl. phil. Wochenschr. 1916, 979.
3. B. Prehn, Quaestiones Plautinae. Diss. Breslau 1916.
4. Kroll-Skutsch, Gesch. d. röm. Literatur I (1916), 175 f.
5. H. W. Prescott, An Introduction in Studies in Roman Comedy.
   I. The Interpretation of Roman Comedy. Class. Philol. 11 (1916), 125 ff.
   II. The Antecedents of Hellenistic Comedy. Class. Philol. 12 (1917), 405 ff., 13 (1918), 113 ff., 14 (1919), 108 ff.
6. H. W. Prescott, Inorganic Rôles in Roman Comedy. Class. Philol. 15 (1920), 245 ff.
7. P. E. Sonnenburg, Plautus und seine Originale. Wochenschr. f. klass. Philol. 1917, 623 ff.
8. W. M. Blancké, The Dramatic Values in Plautus. Diss. Philadelphia 1918.
9. C. Langer, De servi persona apud Menandrum. Diss. Bonn 1919.
10. K. Kunst, Wo hat die Betrachtung der attischen Neuen Komödie literarhistorisch anzuknüpfen? N. Jahrb. 1920, 355 ff.

Die seit Leos Untersuchungen fast zum Glaubenssatz gewordene Ansicht von der „Geschlossenheit des Stiles der νέα“ ist in der Berichtszeit stark ins Wanken geraten. Zuerst wies Schwering (1) nach, daß contaminare gar nicht heißt ‘miscendo depravare’ (Thes. ling. Lat.) oder ‘ex multis unam facere’ (Schol. zu And. 16), sondern wie das stammverwandte contingere nur „anrühren“, „antasten“ (Körte) und lediglich vom griechischen Stück gesagt werden kann, wie besonders Körte (2) hervorhebt. Der fabula contaminata steht gegenüber die integra, d. h. unangetastete, unkontaminierte, unverändert übertragene, wie es nach prol. 4 der Heautontimorumenos ist. Da nun bei Terenz, der sich zur Rechtfertigung seines Verfahrens ausdrücklich auf seinen älteren Kunstgenossen beruft, die Kontamination sich immer nur auf unbedeutende Nebenrollen erstreckt, die entweder aus einem anderen Stücke übernommen oder, was Körte hervorhebt, aus eigener Erfindung eingefügt sind — wie Antipho im Eunuchus und Charinus und Byrria in der Andria —, während die ganze Anlage des übertragenen Stückes erhalten bleibt, so kann Plautus kaum wesentlich anders zu Werke gegangen sein.

Wenn trotzdem die meisten Stücke des Plautus sehr viel derber in den Motiven und viel lockerer im Aufbau sind als die des Terenz, so genügt es nicht, zur Erklärung dieses starken Stilunterschieds mit Schwering auf die in Rom allmählich eintretende Verfeinerung in der Geschmacksrichtung hinzuweisen. So groß auch der Anteil ist, den der übersprudelnde Witz und die Sprachgewalt des Plautus an dem Gegensatz zum Stile des Terenz hat, der Unterschied, wie ihn Prehn (3) an der Verwendung der possenhaften Züge, die altererbter Besitz der Komödie von Epicharm, dem Satyrspiel und der ἀρχαία her sind, nachweist, kann nur auf die Auswahl der Originale zurückgeführt werden: Plautus folgt dem jugendlichen Menander, der die Perinthia, die derbe Vorgängerin der Andria, und den Stichus (Adelphoe α′) schuf mit seiner potatio am Schluß, die dem Gelage am Ende des Persa so sehr ähnelt, ferner dem Diphilus, der den skurrilen Zechmotiven noch näher steht, dem Philemon und anderen uns unbekannten Dichtern; Terenz dagegen übersetzt ausschließlich den auf der Höhe seiner Kunst stehenden Menander und seinen Nachahmer Apollodor.

Damit soll nicht „jede Kontamination geleugnet“ werden, wie R. Fraenkel in der Rez. Prehns (D. Lit.-Ztg. 1917, 1035 ff.) meint, sondern das Beispiel des Terenz, dessen Arbeitsweise wir ohne die Angaben in den Prologen und ohne Donat nie ergründen könnten, soll zu größerer Vorsicht mahnen. Auch Prescott (5, I)

sieht in der Mannigfaltigkeit des Plautus das Abbild der verschiedenen Originale und warnt, alle Mängel, die Reste der zusammenhangloseren älteren Komödienform sein können, ohne weiteres als römisch zu bezeichnen: Fehlende Motivierung darf so lange nicht auf Rechnung von Kontamination gesetzt werden, als nicht die gesamte Tragödien- und Komödienliteratur daraufhin untersucht ist; die antiken Zuschauer nahmen keinen Anstoß daran, daß im Persa die Abfindung des Parasiten nicht vorgeführt wird; Menander läßt im Stichus, dessen lose, drei ganz verschiedene Elemente umfassende Komposition sehr wohl griechisch sein kann, und Philemon in der Mostellaria, die Leo (Lit.-Gesch. 110 ff.) als eine im ganzen genaue Wiedergabe des griechischen Stückes bezeichnet, Personen fallen, die in der Exposition eine wichtige Rolle spielen; die Casina ist nichts als eine breit angelegte Farce. So zeigt eine unbefangene Analyse einer ganzen Reihe von Stücken, daß es eine vorgefaßte Meinung ist, wenn man sie mit dem Maßstab euripideischer Geschlossenheit im Aufbau mißt.

Den umgekehrten Weg schlägt Kroll (4) bei der Analyse des Pseudolus ein. Er weist auf die Schwierigkeit der Aufgabe hin, die dem schnell arbeitenden Plautus durch das Zusammenschweißen mehrerer Stücke erwachsen wäre, und nimmt deshalb an, daß bereits der griechische Dichter verschiedene Motive ineinandergearbeitet hat, ein Ergebnis, zu dem ich auch für den Miles (Brix-Niemeyer[4] 1916, S. 18) gelangt bin.

Prescott (5, II) unterschätzt nicht den Einfluß des Euripides auf die neue Komödie, wie ihn Leo (Forschungen[2], 113) festgestellt hat, aber er wendet sich gegen die Annahme einer zu weit- und tiefgehenden Wirkung, wie sie z. B. zum Ausdruck kommt in der Ansicht Körtes (Die griech. Kom., Lpzg. 1914, 69 f.), daß auch das Liebesmotiv der Tragödie entstamme; vielmehr hat es die Komödie ebenso wie die Tragödie unmittelbar aus dem wirklichen Leben geschöpft. (Daß dabei der Realismus in der *νέα* nicht überschätzt werden darf, weist nach G. Thiele, Plautusstudien, Hermes 48 [1913], 540). Neben der Aristophanischen Komödie, auf deren Zusammenhang mit der jüngeren Schwester vor allem in den Exodoi schon Süß (Rh. Mus. 65, 1910, 441 ff.) hingewiesen hat, ist der Einfluß der megarisch-sizilischen nicht zu unterschätzen; doch reicht die Überlieferung nicht aus, eine lückenlose Darstellung vom Werden der hellenistischen Komödie zu geben. Diese steht auch in ihrer vollkommensten Form immer in lebhafter Beziehung zum Publikum und ist Einflüssen ausgesetzt, die Augenblicks-

schöpfungen veranlassen; man muß sich also hüten, sie zu ernst zu nehmen.

Die auffallendste Abweichung von der Tragödie ist die Verwendung kurzer, mit der Gesamthandlung nur lose verknüpfter Rollen, wie des Lucrio im Miles, des Gripus im Rudens, des Callipho und Charinus im Pseudolus. Prescott (6), der diese Rollen einer eingehenden Betrachtung unterwirft, gelangt zu folgenden Ergebnissen: Sie dienen meist ökonomischen Zwecken; so vertritt der Choragus im Curculio gewissermaßen den Chor, insofern er den Zwischenakt ausfüllt; andere helfen zur Charakteristik der Hauptpersonen oder erleichtern den Rollenwechsel, indem sie zum Ergötzen der Zuschauer die Zeit mit bloßen Witzeleien füllen; ferner ermöglichen sie den Dialog, tragen zur lebhaften Entwicklung der Handlung bei und zur Lösung von Verwicklungen; meist erfüllen sie mehrere Zwecke auf einmal; bisweilen erscheinen sie erst am Schluß, wie Callidamates in der Mostellaria als homo ex machina, bisweilen nur in der Exposition. Der Grund für die vielen kleinen Rollen ist darin zu sehen, daß es sich in der Komödie meist um drei, in der Tragödie aber nur um eine Familie handelt. Der dadurch sich ergebende lose Aufbau stört zwar den sorgfältigen Leser, nicht aber die Zuhörerschaft, die nur auf die wesentlichen Züge einer rasch verlaufenden Handlung gerichtet ist.

Ebenso hält Sonnenburg (7) die bisherige Vorstellung von den Stücken der *νέα* für zu eng. Das Fehlen des *ὀνομαστὶ κωμῳδεῖν* bei Terenz und seine Scheu, Götter einzuführen, beweist nichts für die Originale. Die Zusammenhänge zwischen Elegie und neuer Komödie, die Leo aufweist, erklären sich viel einfacher und natürlicher aus dem gleichen Hintergrund des Hetärenlebens als durch literarische Beeinflussung.

Blancké (8) weist nach, daß Plautus eine Vereinigung von Komödie, Schwank und Posse bietet: Die begleitende Musik soll die komische Wirkung erhöhen; es ist reine Unterhaltungsliteratur, und ihr einziger Zweck ist, Lachen zu erregen. Wird diese Wirkung erreicht, so darf man aus anderen Gründen keine Kritik üben. Legt man an diese Augenblickskunst den Maßstab des ernsten Dramas, so hat man eine eigenwillige Masse dramatischer Unmöglichkeiten in der Hand. Der Zufall bewegt alles; aber all die Zufälligkeiten sind ein bewußtes Mittel für komische Wirkung.

Langer (9) stellt dar, wie sich bei Aristophanes die Sklavenrollen immer mehr ausbreiten, und wie die Menandrischen Sklaven, die Individuen, nicht Typen verkörpern, die Mitte halten zwischen

aristophanischen und euripideischen Zügen. Den servus currens führt er gegen Weißmann mit Prehn und Schild (s. S. 11) auf die griechischen Vorbilder zurück; ebenso schließt er sich Prehn an in dem Nachweis der inneren Entwicklung Menanders von der Derbheit der Jugendstücke Perinthia, Adelphoe α′ und Samia zu Terenzischer Feinheit.

Kunst (10) führt aus, daß die Annahme einer natürlichen Entwicklung der attischen Lustspiele der hypothetischen Vergewaltigung durch die Tragödie nicht geopfert werden dürfe. Diese mußte erst selbst durch Euripides ein gut Stück der *νέα* entgegengeführt werden. Das Schmaus-, Zech- und Prellthema wirkt aus der *ἀρχαία* nach. In der Gestaltung des komischen Sklaven und des schmeichlerischen Parasiten scheint gerade die alte Komödie sogar zwischen der sizilischen Posse Epicharms und der neuen Komödie vermittelt zu haben. Weder gibt es einen Beweis dafür, daß Menander sich gleich blieb, noch daß Philemon und andere ihn in der Geschlossenheit des Aufbaus erreichten.

Den Anteil des Plautus an den erhaltenen Stücken suchen zu sondern:

H. E. Wieand, Deception in Plautus (A Study in the Technique of Roman Comedy) Bryn Mawr 1920.

K. M. Westaway, The Original Element in Plautus, Cambridge 1917.

M. Richter, Priscorum poetarum et scriptorum de se et aliis iudicia. Diss. Jena 1914 (Comm. philol. Jen. XI).

Wieand geht von der Feststellung aus, daß die allermeisten Stücke des Plautus darauf hinauslaufen, durch Intrigen in den Besitz der Geliebten zu kommen. Verlauf der Täuschung, Charaktere der beteiligten Personen und Helfershelfer, Mittel der Durchführung (Lüge, Verkleidung, falsche Briefe, Diebstahl u. ä.), Beziehung zwischen Plan und Erreichtem werden vergleichend untersucht. Dabei ergibt sich, daß auf klares Herausarbeiten der Intrige die größte Aufmerksamkeit verwendet ist, Genauigkeit in Nebendingen aber nicht gesucht wird. Der Endzweck ist lediglich Unterhaltung der Zuschauer.

Westaway untersucht eingehend die erhaltenen Stücke nach folgenden Gesichtspunkten: geschichtliche Anspielungen, Geographisches, Kriegswesen, Politik und Rechtsgebräuche, Alltagsleben, Religion, Münzwesen, Sprache und kommt zu dem Ergebnis, daß sich auf all diesen Gebieten beträchtliche selbständige lateinische

Zutaten finden, die aber nicht auf alle Stücke gleichmäßig verteilt sind. Auf Grund dieser Beobachtungen glaubt er, eine chronologische Reihe der plautinischen Stücke aufstellen zu können: das älteste soll neben der Cistellaria der Mercator (gegen Marx, der ihn bekanntlich nach dem Rudens setzt; doch vgl. dazu Leo, Forsch.[2] 162 ff.) sein, da in ihm alle örtlichen Anspielungen und sonstigen römischen Zutaten fehlten; daran reihten sich Asinaria, Mostellaria, Menaechmi, die schon mehr dem römischen Geschmack angepaßt seien. Danach sei Plautus zur Kontamination übergegangen im Poenulus und Miles gloriosus, der seine endgültige Fassung um die Wende des Jahrhunderts erhalten habe. (Auch Marx, Naevius. Sitz.-Ber. d. Sächs. Ak. 1911, 46 ff. setzt ihn ins Jahr 201.) Daß für einen solchen Versuch unsere Kenntnis der plautinischen Arbeitsweise nicht ausreicht, ist klar; richtig aber ist die Feststellung, daß ein Mann, der sich in so entgegengesetzte Stücke wie Mercator und Pseudolus, Captivi und Amphitruo hineinversetzen konnte, große Anpassungsfähigkeit, bedeutende Schöpferkraft und dramatischen Sinn besessen haben muß.

Richter S. 10 ff. stellt fest, daß Plautus nur zweimal persönlich hervortritt: As. 13 f. lobt er dieses Stück wegen seiner komischen Wirkung, und Bacch. 214 f. drückt er seine Vorliebe für den Epidicus aus. Urteile über bestimmte zeitgenössische Dichter und Dichtungen finden sich nicht, nur, dem Stile der νέα entsprechend, der Tragödie entlehnte Ausdrücke, um komische Wirkung zu erzielen.

Den Gebrauch der Eigennamen behandeln:

Fr. Poland, Zur Charakteristik Menanders. Neue Jahrb. 33 (1914), 585 ff.

B. L. Ullman, Proper Names in Plautus, Terence and Menander. Class. Philol. 11 (1916), 61 ff.

Poland macht folgende Beobachtung: Von den 55 in den menandrischen Stücken des Terenz vorkommenden Namen ist nahezu die Hälfte bei Menander belegt, von den etwa 280 Personennamen des Plautus etwa nur 21 oder, bei Beschränkung auf die als Menandrisch anzusprechenden Stücke Cistellaria, Stichus, Bacchides und Aulularia, gar nur 7. Ferner wiederholt sich bei Terenz nahezu ein Drittel der Namen, bei Menander selbst sogar zwei Drittel, bei Plautus aber nur ein Viertel. Daraus ist zu schließen, daß Plautus die in den Originalen stehenden Namen änderte.

Ullman vergleicht die Namen von Hetären bei Plautus,

Terenz und Menander: Namen auf -ium sind bei Plautus sehr häufig, bei Menander vereinzelt, bei Terenz nicht zu finden. Von 72 verschiedenen Namen in den Fragmenten des Menander stehen 23 in den 6 Stücken des Terenz und nur 14 in den 20 Stücken des Plautus. Da Plautus wahrscheinlich die gleiche Zahl von Stücken wie Terenz dem Menander entlehnt hat, müßte auch die Übereinstimmung in den menandrischen Namen etwa die gleiche sein.

Mit der Motivierung befassen sich folgende Arbeiten:

C. Harms, De introitu personarum in Euripidis et novae comoediae fabulis. Diss. Göttingen 1914.

M. Brasse, Quatenus in fabulis Plautinis et loci et temporis unitatibus species veritatis neglegatur. Diss. Breslau 1914.

W. Koch, De personarum comicarum introductione. Diss. Breslau 1914.

Harms will an der Art, die Personen auftreten zu lassen, den Zusammenhang der neuen Komödie mit der Tragödie aufweisen: Das Auftreten wird motiviert durch Affekte (Schmerz, Erregung, selten Freude); zwei Personen treten heraus, um eine im Hause begonnene Unterhaltung fortzusetzen; die heraustretende Person will eine andere, von deren Ankunft sie gehört hat, treffen; auch unverhofftes Auftreten, wie das der prologsprechenden Götter, wird nach Möglichkeit kunstvoll erklärt. Dagegen liegt Aristophanische Technik vor, wenn sich die Personen erst auf der Bühne überlegen, was sie tun wollen.

Brasse führt alle die Stellen auf, in denen die Einheit des Ortes und der Zeit den Dichter zwingt, gegen die Wahrheit zu verstoßen; er geht aber zu weit, wenn er das zum altererbten Rüstzeug niederer dramatischer Dichtung gehörende Beiseitesprechen, Nichtsehen auf der Bühne anwesender Personen u. a. dazu rechnet.

Koch behandelt die Formeln, die sich auf das Anklopfen und die Wörter foris und foras beziehen, und erörtert alle Möglichkeiten der Annäherung zwischen Personen, die bereits auf der Bühne stehen, und solchen, die dazutreten.

Wichtige Beiträge zur Komödientypik liefern:

E. Schild, Die dramaturgische Rolle des Sklaven bei Plautus und Terenz. Diss. Basel 1917.

O. Stotz, De lenonis in comoedia figura. Diss. Gießen 1920.

Schild untersucht eingehend die Verwendung der Sklavenrollen in der Exposition und im Verlauf der Handlung und entwickelt die ihnen beigelegten Charakterzüge. Es ergibt sich, daß

die Sklaven die innere Einheit der Persönlichkeit vermissen lassen, daß sie sich unbeständig und unaufrichtig zeigen, und daß sie nicht verstehen, Maß zu halten entsprechend ihrem Mangel an edler Anlage und freier Erziehung.

Stotz schildert die Aufgabe des Kupplers in der griechisch-römischen Komödienliteratur und gibt eine eingehende Darstellung der Charaktereigenschaften der plautinischen Vertreter dieser Rolle. Das Ergebnis ist das erwartete: Bei Plautus sind sie derb, lebensprühend, die Farben sind im Verhältnis zu den griechischen Vorbildern dick aufgetragen, die Züge vergröbert, während bei Terenz auch diese Rolle verfeinert und abgeblaßt ist.

Die Technik behandeln auch folgende Arbeiten:

E. Fraenkel, De media et nova comoedia quaestiones selectae. Diss. Göttingen 1912.

J. Wagner, De nuntiis comicis. Diss. Breslau 1913.

F. Schmidt, De supplicum ad aram confugientium partibus scaenicis. Diss. Königsberg 1911.

H. Otter, De soliloquiis, quae in litteris Graecorum et Romanorum occurrunt, observationes. Diss. Marburg 1914.

M. Forberg, De salutandi formulis Plautinis et Terentianis. Diss. Leipzig 1913.

Fraenkel untersucht die Botenberichte bei Plautus und weist den darin erkennbaren Einfluß der Tragödie nach.

Wagner betont mehr die Bedeutung, die die Boten bei Plautus für die Entwicklung der Handlung haben, und das Streben des Dichters, die Berichte leicht verständlich und lebhaft zu gestalten.

Schmidt sucht auf Grund von Haut. 975 zu erweisen, daß das dem Leben entnommene Motiv, Sklaven am Altar Zuflucht suchen zu lassen, das wir Most. 1094 und Rud. 706 ff. finden, in der Spätzeit Menanders verbraucht gewesen sei.

Otter, S. 66 ff., weist darauf hin, daß Plautus die Monologsprecher ohne weiteres zum Zwiegespräch mit sich selbst übergehen läßt, während Terenz in solchem Falle Wendungen wie atqui aliquis dicat, roget quis einführt.

Forberg gibt eine sorgfältige Darstellung des Gefühlswertes aller Stellen, die Gruß und Gegengruß enthalten: Plautus zeigt, dem Gebrauch der Volkssprache entsprechend, großen Reichtum an mannigfachsten Begrüßungsformeln; die Stellen, an denen der Gruß fehlt, lassen besondere Erklärung zu. Ganz anders ist es bei Terenz, bei dem überhaupt viel weniger gegrüßt wird.

Über Akteinteilung und Aufführung liegen folgende Arbeiten vor:

F. M. Foster, The Divisions in the Plays of Plautus and Terence. Studies in Lang. and Lit. I (1913), Nr. 3.

C. C. Conrad, The Technique of Continuous Action in Roman Comedy. Diss. Chicago 1915.

E. F. Rambo, The Significance of the Wing-Entrances in Roman Comedy. Class. Philol. 10 (1915), 412 ff.

K. Rees, The Function of the πρόθυρον in the Production of Greec Plays. Class. Philol. 10 (1915), 117 ff.

E. Fiechter, Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters. München 1914.

J. Steinthal, De interpolationibus Plautinis. Diss. Berlin 1918.

Foster weist nach, daß weder Plautus noch Terenz von der üblichen Akteinteilung etwas weiß. Auch die Szeneneinteilung mit den Überschriften, die oft nicht stimmen, kann nicht ursprünglich sein, da die Schauspieler selbst ihr Auftreten und ihren Abgang ausdrücklich angeben. Vielmehr wurden die Stücke ohne Unterbrechung zu Ende gespielt. Selbst das Leerwerden der Bühne, der einzige natürliche Grund für eine Akteinteilung, berechtigt nicht zu der Annahme einer Pause, die etwa durch Auftreten eines Chors oder durch Flötenspiel ausgefüllt wurde, ganz abgesehen davon, daß dadurch nur in wenigen Fällen die Fünfzahl der Akte herauskommt, sondern eine Mannigfaltigkeit, die zwischen 3 (Mostellaria) und 7 (Bacchides) Akten schwankt.

Hierauf baut Conrad weiter: Es ist unmöglich, wie es Leo, Der Monolog im Drama, versuchte, aus den erhaltenen lateinischen Stücken den Brauch der Griechen zu erkennen. Die äußere Überlieferung bietet nicht die geringste Handhabe, die Akteinteilung des Donat auf Terenz selbst zurückzuführen. Erst Varro versuchte unter dem Einfluß hellenistischer Philologie, die der späteren griechischen Tragödie eigene oder zugewiesene Einteilung in 5 Akte auf die lateinische Komödie zu übertragen. Historisch betrachtet kann Leersein der Bühne die Stelle ehemaliger Chorlieder bezeichnen, aber aus den vorhandenen Stücken ergibt sich keinerlei Notwendigkeit, mit Rücksicht auf den Unterschied zwischen idealer Zeit- und wirklichem Verlauf längere Pausen anzunehmen. Vielmehr ist gerade bei weit auseinanderliegenden Teilen der Handlung der Wille erkennbar, den Zusammenhang dadurch fühlbar zu machen, daß eine Person auf der Bühne zurückbleibt. Selbst wirkliches Leersein bedeutet nur ganz kurze Unterbrechung, keine Pause, und

berechtigt nur in den seltensten Fällen zu der Annahme, daß im Griechischen χοϱοῦ stand. Auch der tibicen (Pseud. 573) bedeutet keine Akteinteilung. Sein Hereinziehen in die Handlung geht auf die alte Komödie zurück, und sein Spiel bildet nur die Einleitung zur folgenden Monodie. Wenn aber, wie Leo annimmt, die Monodien von Plautus selbst gedichtet sind an Stelle der griechischen Chorgesänge, so ist gerade das ein Beweis für ununterbrochenes Spiel.

In diesem Zusammenhang wendet er sich mit Recht gegen die seit Leo (Hermes 46 [1911], 292 ff.; vgl. auch Plaut. Forsch.[2] 227 Anm. 3 und Lindsays Bericht, Bursian 167 [1914], 14 ff.) allgemein angenommene Auffassung, daß Bacch. 107 das Vorhandensein des Zwischenchors auch bei den Römern beweise (vgl. auch R. C. Flickinger, Nochmals Bacch. 107. Berl. philol. Wochschr. 32 [1912], 1299), indem er unter Beibehaltung der handschriftlichen Lesart schreibt:

105. Ba. Aqua calet: eamus hinc intro ut laves.
107. Simul huic nescioqui turbare qui huc it, decedamus ⟨hinc⟩,
106. Nam uti navi vecta's, credo, timida's. So. Aliquantum, soror.
108. Ba. Sequere hac igitur me intro in lectum, ut sedes lassitudinem.

Er streicht also nach 105 den in den Handschriften doppelt erscheinenden Vers 106, da die darin ausgesprochene Begründung nur zu 107 recht paßt. Als die Schwester bejaht, mahnt Bacchis, vor dem Bade erst auszuruhen. Zur Erklärung des turbare genügt es anzunehmen, daß Bacchis die Stimme des ihr unbekannten Lydus hört (nescioqui), der 109 ff. spricht, oder an die 114 erwähnte pompa zu denken. (In diesem Falle ist auch die Lindsaysche Lesung turbae [vgl. S. 38] möglich; im übrigen erinnert diese pompa an die plus decem ancillae der Bacchis im Heautontimorumenos [739]; für einen besonderen, mit dem Stück nicht zusammenhängenden κῶμος bietet die Stelle jedenfalls keinerlei Anhalt.) Ferner ist der Dialog der Schwestern (101—108) typisch und kennzeichnend für ununterbrochenes Spiel; denn durch ihn wird die Zeit zwischen dem Abgang und dem Wiederauftreten des Pistoclerus ausgefüllt.

Damit fällt zugleich auch ein willkommenes Licht auf das völlig Willkürliche der für den Leser hergerichteten Szeneneinteilung; treten doch Cas. 814 und Truc. 914 neue Personen mitten im Verse auf, und Cas. 279 unterbricht die Szenenüberschrift den Redefluß des Lysidamus oder die Antwort des Chalinus, worauf Lindsay, Class. Rev. 33 (1919), 26 hinweist.

Rambo untersucht die Palliatkomödie auf die Bemerkung des Vitruv (de archit. V, 6, 8) hin, daß von den beiden Seiteneingängen des römischen Theaters der eine a foro, der andere a peregre bedeute, und findet, daß in 20 von den erhaltenen 26 Stücken der Markt rechts vom Zuschauer, Hafen und Fremde links zu suchen sind, während in den übrigen Markt und Hafen auf derselben Seite liegen.

Rees schließt aus As. 880 ff., Most. 157 ff., 817, Pers. 757 ff., Stich 683 ff., daß das Prothyron (vestibulum, ambulacrum Most. 817), wofür Plautus ante ostium, ante ianuam, ante aedes braucht, im Gegensatz zu in via, architektonisch ein unerläßlicher Bestandteil des griechischen Hauses war, der den üblichen Raum für Innenszenen in der klassischen Zeit wie zur Zeit der νέα darstellte, mit dem ἐκκύκλημα aber nichts zu tun hatte.

Fiechter, S. 68 ff., vertritt die gegenteilige Ansicht, daß solche Szenen sichtbar gemacht wurden durch Öffnen der großen Türen der Bühnenwand, wodurch eine Art Hinterbühne „außerhalb des Hauses“ entstanden sei.

Steinthal löst die vielbehandelte Sitzplatzfrage: Zu Plautus' Zeit saßen alle Zuschauer in der an einen Hügel angelehnten cavea, ob auf dem Erdboden oder auf mitgebrachten Schemeln, bleibt dahingestellt. Wer keinen Sitzplatz fand, mußte umkehren (Capt. 10 ff., Mil. 79 ff.). Dagegen werden Amph. 65 f. und Poen. 19 f. feste Sitzplätze (subsellia) erwähnt, und die Zuspätkommenden brauchen das Theater nicht zu verlassen, sondern erhalten Stehplätze. Wann diese für die Aufführung jedesmal gezimmerten Sitzplätze aufgekommen sind, wissen wir nicht; fest steht, daß sie im Jahre 154 abgeschafft wurden und die Zuschauer während der nächsten Jahre stehen mußten. Amph. 1—96 und Poen. 1—49 sind aus einem Gusse, aber nachplautinisch; sie gehören zusammen mit der Erweiterung des Casinaprologs (5—20) in die Zeit 159/4.

Damit ist F. Hornstein, Die Echtheitsfrage der plautinischen Prologe. Wien. Stud. 36 (1914), 104 ff., überholt.

Ch. Knapp, References to Painting in Plautus and Terence. Class. Philol. 12 (1917), 143 ff.

—, References to Literature in Pl. and Ter. Am. Journ. of Philol. 40, (1919), 231 ff.

—, References in Pl. and Ter. to Plays, Players and Playwrights. Class. Philol. 14 (1919), 35 ff.

gibt eine sorgfältige Sammlung aller der Stellen, die sich auf Malerei,

Literatur, Schauspieler und Dichtkunst beziehen. Wenn er schließt, daß zu Plautus' Zeit von den Zuschauern die Anspielungen auf Fresko- und Tafelgemälde verstanden wurden, so ist das für die oft sehr abgelegenen Beispiele aus der griechischen Mythologie und Geschichte wohl nicht anzunehmen. Im übrigen ist die Frage, ob Most. 832 ff. die gegen zwei Geier loshackende Krähe gemalt oder in Mosaik dargestellt war, überflüssig, da das ganze Gemälde nur in der Phantasie des Tranio vorhanden ist. Ob aus Stellen wie Pseud. 338 sat sic longae fiunt fabulae auf eine Normallänge von etwa 1000 Versen geschlossen werden darf, ist zweifelhaft. Was sonst an Anspielungen auf Schauspieler und Publikum gegeben wird, ist sehr lehrreich, z. B. der Hinweis, daß das plaudite viel tieferen Sinn erhält, wenn man sich vergegenwärtigt, daß bei schlechtem Spiel die Schauspieler geprügelt wurden, daß die Zuschauer schon früh am Morgen eintrafen (Poen. 5 ff.), daß Frauen, sogar infantes und nutrices (ibid. 28 ff.) und auch Sklaven da sind (ibid. 23 ff.).

In das Gebiet des Religiösen führen:

H. Mende, De animarum in poesi epica et dramatica ascensu. Diss. Breslau 1914.

S. G. Oliphant, The Use of the Omen in Pl. and Ter. Class. Journ. 7 (1911/2), 165 ff.

R. Staehlin, Das Motiv der Mantik im antiken Drama. Gießen 1912 (Religionsgesch. Untersuchungen XII).

Mende zieht S. 20 den Traum des Philolaches in den Kreis seiner Betrachtung, in dem diesem die Gestalt des toten Gastes erschienen sein soll.

Oliphant findet bei Plautus 23 Beispiele von Vorbedeutungen, während bei Terenz, der auch sonst Volkstümliches meidet, kein einziges steht: sie bilden einen bedeutungsvollen Zug in der Technik der Stücke und tragen nicht wenig zur komischen Wirkung bei.

Staehlin weist im Kap. 6 darauf hin, daß die bisher gefundenen Fragmente des Menander das Motiv der Mantik nicht haben. Bei Plautus ist es zu finden in Amph., As., Aul., Bacch., Curc., Men., Merc., Mil., Most., Poen., Rud., Stich. Die Fragen nach dem griechischen oder römischen Ursprung finden eingehende Beantwortung.

W. Chislett, Three Ancient Critics of Modern Education. Class. Journ. 9 (1913/14), 399 f.

setzt die Kritik, die Lydus Bacch. 437 ff. an der attischen Erziehung übt, in Parallele zu Aristophanes, Wolken 1321 ff.

Das Bankwesen des Altertums behandeln:

F. Pringsheim, Der Kauf mit fremdem Geld. Romanist. Beiträge z. Rechtsgesch. 1916, 34 ff.

J. Hasebroek, Zum griechischen Bankwesen. Herm. 55 (1920), 113 ff.

Pringsheim schließt aus der Handlung des Curculio und Pseudolus, daß das Surrogationsprinzip auch im hellenistischen Recht wirksam war. Im Curc. wird der Gauner nicht Eigentümer, weil er mit fremdem Gelde bezahlt hat; im Pseud. wird er es, weil er mit eigenem Gelde, d. h. dem seines Herrn, bezahlt hat. Die Sache ist Surrogat des Geldes. Weil diese Rechtsanschauung für den römischen Hörer ziemlich versteckt liegt, sah sich Plautus nicht genötigt, die Vorlage zu ändern.

Hasebroeck (S. 125) vergleicht die Geschäftshandlungen, die in den Stücken des Plautus mit Hilfe des Bankiers vollzogen werden: Die Zahlung geschieht Curc. 345 ff. auf Grund einer auf den Inhaber lautenden Anweisung, ohne daß der Bankier die Berechtigung zum Abheben nachzuprüfen braucht; Bacch. 325 ff. tritt ein Siegelring an deren Stelle. Daneben blieb mündliche Anweisung das Übliche: As. 436 ff. geht der Schuldner mit seinem Bankier persönlich in das Haus des Gläubigers, während Capt. 449 ff. Gläubiger und Schuldner zusammen die Bank aufsuchen.

Die einzelnen Stücke.

Eine kritische Behandlung aller Stücke bieten:

Fr. Leo, Plautinische Forschungen [2] 1912, Kap. III und Römische Literaturgeschichte I, 1913, 109 ff.

K. Kunst, Studien zur griech.-röm. Komödie, Wien und Leipzig 1919.

Amphitruo: Gegen die von Leo (vgl. Forsch. [2], 185 Anm. 2) vertretene Kontamination wendet sich Kunst S. 174, der sich für die Annahme einer „Zusammenschweißung verschiedener Sagenmotive im Original" entscheidet; ebenso H. W. Prescott, The Amphitruo of Plautus. Class. Philol. 8 (1913), 14 ff., der während der „langen Nacht" Szenenwechsel zwischen der Straße vorm Hause des Amphitruo und dem Hafen annimmt und in dieser mythologischen Travestie neben dem Persa das wichtigste Stück sieht, um die mittlere Komödie lebendig zu machen (vgl. hierzu Leo, Litg. 132, Anm.); ferner Schwering 184, Prehn 81 ff., Wieand 156. Die Rolle des

Sosia behandelt J. Zoccoli, Un gabbato fra gli intriganti di Plautus, Riv. d'It. 16 (1913), 601 ff.

Asinaria: K. Meister, Das Original der Asin. des Plautus. Festschrift für Ad. Bezzenberger, Göttingen 1921, 1 ff. weist als griechischen Titel das in BD erhaltene Onagros 'Wildesel' nach: Da das Tier 20 Minen einbringt, muß es ein wertvoller Zuchthengst gewesen sein; Plautus verwandelte ihn, weil der gemeine Esel für seine Späße sich besser eignete (341 f., 500) als das exotische, vielen seiner Hörer vielleicht unbekannte Tier. — Das Gelage am Schluß geht nach Kunst S. 156 im Hause der lena vor sich, so daß es vom Parasiten und Artemona beobachtet werden kann; 828 f. teilt er mit Weise einer anderen Bearbeitung zu.

Aulularia: A. Krieger, De Aululariae Plautinae exemplari Graeco. Diss. Gießen 1914, kommt zu folgenden Ergebnissen: Das Urbild ist ein Stück Menanders, wahrscheinlich sein *Θησαυρός*; der Schauplatz ist Athen; den Bühnenhintergrund bilden das Haus des Euclio, das fanum Fidei und das Haus des Megadorus, in dem auch Eunomia und Lyconides wohnen. Strobilus, der Sklave des Megadorus und des Lyconides, ist dieselbe Person; aus inneren Gründen, und weil die Athener einen Tempel der *Πίστις* nicht kannten, sind starke Änderungen durch Plautus anzunehmen. Auch Kunst S. 118 ff. sieht das Stück als kontaminiert an. G. Jachmann wendet sich in der Besprechung Kriegers (Berl. phil. Wochenschr. 35 [1915], 1010 ff.) mit Recht gegen die Gleichsetzung der Sklaven, und Enk, De Aulularia Plautina, Mnemos. 47 (1919), 84 ff. nennt den Sklaven des Megadorus Philodicus, der überall statt Strobilus in den Text paßt, und behält den Namen Strobilus nur für den pedisequos des Lyconides bei; er sieht einen Retraktator am Werke, der nicht bloß die beiden Sklaven durch einen Schauspieler darstellen lassen wollte, sondern auch glaubte, das Stück humoristischer zu machen, wenn er Oheim und Neffe als Rivalen im gleichen Hause wohnen ließ. Ihm sind demnach die irreführenden Worte 727 aute aedes nostras zuzuschreiben, während 145 advento zeigt, daß Eunomia ihren Bruder nur besucht. Auch Foster a. a. O. S. 11 weist völlig überzeugend nach, daß 361 ff. kein neuer Sklave eingeführt werden kann; Sprecher ist der Sklave des Megadorus; ebenso nennt A. Funck in seiner Übersetzung „Der Geizige und sein Schatz", Berlin 1914, den Sklaven des Megadorus Philodicus, Strobilus nur den des Lyconides. Prescott, Inorganic Rôles 252 rechnet die Aulularia zu den lose komponierten Stücken.

Bacchides: Prehn S. 62 hält das Stück für reine Über-

setzung; er setzt das Original zwischen 317 und 307, aber näher an 307, da die Rolle des Miles und des Parasiten bereits abgenutzt ist. Wieand S. 148 sieht in den Bacch. ein gutes Beispiel dafür, wie Plautus alles auf die Hauptintrige anlegte, weniger wichtige Verbindungsteile wegließ. Ähnlich urteilt Kunst S. 106: „Sehe ich recht, hat Plautus nicht die menandrische Intrige an sich, sondern nur ihre Auffassung durch besagte tripartitio (953 ff.) etwas modifiziert“, während Fraenkel, S. 100 ff., und Leo, Lit.-G. 119 f. das Stück als kontaminiert erweisen zu können glauben.

Captivi: Aus Prolog 55 ff, schließt Kunst S. 176, daß das Stück, dessen Ethos Philemon verrate, unmittelbar nach Zama fällt, während es Westaway a. a. O. für undatierbar hält. — G. Albini, Note di estetica Plautina: Captivi e Trinummus. Atene e Roma 17 (1914), 1 ff., rühmt die Einfachheit der Handlung und die edle Menschlichkeit des Stückes.

Casina: Kunst S. 139: Plautus beschneidet den Ranken zuliebe den Stamm und hat nun Zeit, die derbe Schlußfarce entsprechend herauszuarbeiten. Ob er in den Schlußszenen das Original noch vergröbert hat, ist nicht zu sagen. Der Schluß weist auf die *ἀρχαία*.

Cistellaria: Prehn a. a. O. 10, Anm. 1 nimmt die *Συναριστῶσαι* als Original an (vgl. v. 10). — Kunst S. 115, An. 1, sieht in 126/9 eine Parallelfassung: Leo-Lindsays Bezeichnung amplificatio hält er für irreführend.

Curculio: C. C. Conrad, The Rôle of the Cook in Pl. Curc. Class. Philol. 13 (1918), 389 ff., glaubt, daß die Annahme einer Lücke bei 273 vermieden werden kann. Die Einführung des Kochs, der in der Traumdeutung die Stelle des Palinurus vertritt, scheint ihm den Zweck zu haben, daß der Schauspieler aus der Rolle des Palinurus in die des Curculio schlüpfen kann. Da ferner der Koch nicht stillschweigend verschwinden, noch weniger Palinurus so unmotiviert wiedererscheinen kann, und da 277/9 in den Handschriften teils dem Koch, teils Palinurus zugeteilt sind, so schließt er, daß 274 ff. und die in der nächsten Szene dem Palinurus zugeschriebenen Worte dem Koch zu geben sind.

Epidicus: A. L. Wheeler, The Plot of the Epidicus. Amer. Journ. of Philol. 38 (1917), 237 ff. folgt mit Leo, Lit.-G. 133 dem Nachweis Dziatzkos, daß das griechische Stück mit der Hochzeit eines Bruders mit seiner Halbschwester endete; aber er bezweifelt, daß das Stück in der erhaltenen Form plautinisch ist, und sieht 87/8 die Spur davon, daß es zusammengeschnitten wurde, noch

während es sich auf der Bühne hielt. Auch den fehlenden Hinweis, daß Periphanes die Philippa heiratet, legt er dem Zusammenstreicher zur Last, da Plautus sonst die Züge der Intrige ganz klar herausstellt. Zusammenfassend sagt er: In seiner gegenwärtigen Gestalt ist der Epidicus kurz, verwickelt und dunkel, mit augenscheinlicher Absicht, die bloßen Hauptsachen der Handlung darzubieten, besonders die komischen Stellen. Es ist eine Art „Auszug", und das ist eine Kompositionsform, die dem Plautus fremd ist. — Kunst S. 168 dagegen ist der Meinung, daß Plautus selbst nicht allein den römischem Empfinden als Inzest erscheinenden Schluß, sondern auch die auf analogen Grundsätzen fußende erste List des Epidicus (87 ff.) aus der Handlung in die Vorgeschichte abgedrängt habe.

Menaechmi: Kunst S. 171 f. wünscht bereits von 1100 ab Verteilung der Verse auf beide Menächmen und sieht in der ganzen Stelle bis 1110 eine Schauspielern zuliebe gemachte Einlage. — Auf den novellistischen Gehalt der Menächmenfabel weist hin G. Thiele, Plautusstudien. Herm. 48 (1913), 536 An. 1. — E. Cuq, Revue des Études anciennes 21 (1919), 249, gibt eine Interpretation der Verse 590/3. Er zeigt, daß Menächmus alles daran setzt, den bei den Ädilen anhängigen Kriminalprozeß seines Klienten nicht zum Austrag kommen zu lassen, um zu seinem Liebchen eilen zu können. Es gelingt ihm auch, zu erwirken, daß sein Klient sich zur Zahlung einer bestimmten Summe Geldes verpflichten darf (sponsio), d. h. einen Zivilprozeß daraus zu machen. Aber die Summe muß, wie jede dem Staat gegenüber eingegangene Verpflichtung, durch einen besonderen Bürgen sichergestellt werden. Mit dem Suchen dieses Bürgen vergeht aber so viel Zeit, daß Menächmus trotz aller aufgewendeten Mühe doch das prandium versäumt. Dieser Gedanke muß in dem um einen Fuß zu kurzen Vers 593 ausgedrückt gewesen sein.

Mercator: Kunst S. 142 ff. weist auf die seltsame Verschmelzung des Typs der nova nupta mit dem der matrona hin, den Dorippa darstellt. Den Schluß hält er für verkürzt.

Miles gloriosus: J. Mesk, Die Komposition des Plautinischen Mil. glor. Wien. Stud. 35 (1913), 211 ff., schließt sich Leos Kontaminationstheorie an. Demgegenüber kommt O. Köhler in der Einleitung zu Brix-Niemeyers Ausgabe[4] 1916, S. 13 zu folgendem Ergebnis: Das uns vorliegende Stück stellt den Versuch dar, die der Weltliteratur angehörenden märchenhaften Entführungsgeschichten ins Dramatische überzuführen und damit den Charakter eines mit

Frauengunst prahlenden Menschen zu verbinden. Das ist aber eine Aufgabe, die sich nur ein wirklicher Dichter stellen kann, nicht ein zusammenschweißender Bearbeiter zweier bereits vorhandener Bühnenwerke. Nur die Szene III, 2, die C. Marchesi, Note Plautine e Terenziane. Studi Ital. di filol. class. 19 (1912), 274 ff. als ein Stück selbständiger Poesie des Plautus ansieht, macht als bloße Episode den Eindruck, als ob sie mit Hilfe von Vers 585 aus einem anderen Stücke durch Kontamination ganz im Sinne des Terenz eingeführt sei. Jetzt aber weist Prescott, Inorganic Rôles 265, nach, daß auch das Episodenhafte wohl zum Stil der νέα paßt und nicht auf Kontamination zurückgeführt zu werden braucht. Auch Prehn S. 34 nennt diese Szene embolium spectatorum gratia insertum, glaubt aber, am Ende des zweiten Aktes die Arbeit eines Retraktators zu erkennen, der III, 2 habe überflüssig machen wollen.

Mostellaria: Prescott a. a. O. S. 283 weist darauf hin, daß Scapha nur eingeführt ist, um ihre Herrin zu charakterisieren.

Persa: Prehn S. 6 gegenüber, der dem Parasiten 844 f. heus vos! und hicin Dordalus est leno? geben will, bemerkt Kunst S. 61 mit Recht, daß auch ohnedies Saturio beim Schlußgelage nicht zu fehlen braucht.

Poenulus: W. Schwering, De Ovidio et Menandro. Rhein. Mus. 69 (1914), 233 ff., führt Szene I, 2 auf Menanders Carchedonius zurück. Gegen die Kontaminationshypothesen, die alle verschieden ausfallen, wendet sich Kunst S. 124 ff.: Plautus habe barbare vertendo manche Feinheit des Vorbildes seinem Publikum zuliebe vergröbert; offenbar habe er eine comédie larmoyante zu einer derben Burleske umgeändert. — Viele Anstöße erklären sich auch aus der starken nachplautinischen Überarbeitung, die zugleich ein Zeichen für die große Beliebtheit des Stückes ist. — Über den Prolog vgl. S. 15; über die beiden Schlüsse handelt W. M. Lindsay, Adnotatiunculae Plautinae. Class. Quart. 14 (1920), 49 ff.: Wie in den altenglischen Komödien am Schlusse der Geldleiher schachmatt ist, so ist das entsprechende Ende der römischen Komödie Pers. 858 Leno periit. Plaudite! In dem einen der beiden Schlüsse des Poenulus, dem in trochäischen Septenaren, dem gewöhnlichen zum Beifall ermunternden Metrum, geschriebenen erfährt der Kuppler eine mildere Behandlung als gewöhnlich; in dem anderen heißt es in üblicher Weise 1368 Multum valete, malum omne ad lenonem reccidit. Offenbar hat die Kritik an der Behandlung des Kupplers und an der Länge des Stückes Anstoß genommen und dadurch den ersten Schluß veranlaßt. Erwähnung verdient auch, daß in der

trochäischen Szene über eine dicke Flötenspielerin gespottet wird, ähnlich wie Aul. 332 at nunc tibi dabitur pinguior tibicina.

Für das Datum des Stückes erhalten wir möglicherweise einen Hinweis durch 524 Praesertim in re populi placida atque interfectis hostibus. So scheint das Ende des zweiten punischen Krieges Plautus Gelegenheit gegeben zu haben, ein Stück zu übertragen, in dem ein Karthager im Mittelpunkt steht. Den Titel Poenulus hat das Stück erst später erhalten; Plautus selbst nannte es Vers 54, d. h. in dem echten Teile des Prologs, Patruos, da Hanno der Oheim des Agorastokles ist.

Pseudolus: J. v. Harrer, Die Kompos. des Plautin. Pseudolus. Progr. d. Sophiengymn., Wien 1912, macht einen neuen Versuch zu erweisen, daß Plautus das Stück aus zwei griechischen Vorlagen zusammengeschweißt habe. — Demgegenüber weist Kroll, Teuffels Lit.-Gesch. [6], 175 f., mit Recht auf die Möglichkeit hin, den griechischen Dichter für die Mängel des Stückes verantwortlich zu machen. — Kunst S. 160 ff. möchte mit Dietze das Original dem Philemon zuschreiben; das gäbe einen Grund weniger, alle Schwierigkeiten des lockeren Aufbaues dem Übersetzer zuzuweisen. Die Unrast des Sklavenspiels zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem Heautontimorumenos.

Rudens: C. C. Coulter, The Composition of the Rudens of Plautus. Class. Philol. 8 (1913), 54 ff., sucht zu erweisen, daß nur der erste Teil des Stückes Züge des Diphilus zeige, der der *μέση* nahestehe, während Akt 4/5 einen anderen Autor und Schauplatz verrate. Mit Recht verweist dagegen Kunst S. 136 auf Leo, Forschungen [2] 160: „Der Rudens hat eine zwar innerlich einheitliche, aber äußerlich zweigeteilte Handlung.“ — G. Thiele, Plautusstudien, Hermes 48 (1913), 522 ff., hebt die starke Lokalfarbe des Stückes hervor, die durch den Seesturm bedingt wird, ein Motiv, das nicht der Tragödie, sondern den vom Epos abhängigen Romanen und Novellen eigen ist. Mit dem romantischen Charakter des Stückes hängt es zusammen, daß keine bestimmte Zeit vorausgesetzt wird. Die eigentlich komischen und schwankhaften Züge finden sich im Rudens ebenso wie im Trinummus nur an einzelnen Stellen und zwar scharf gesondert von der Haupthandlung. Trotzdem hat in beiden Stücken Plautus absichtlich den Titel der schwankhaften Nebenhandlung entlehnt, was der Absicht der griechischen Dichter widerspricht. — E. A. Housman, Jests of Plautus, Cicero and Trimalchio. Class. Rev. 32 (1918), 162 ff., erklärt die Worte des Daemones 767 quin inhumanum exuras tibi?

aus den mythologischen Kenntnissen der beiden Unterredner (vgl. 489 f., 509, 604): Wie Herkules den menschlichen Teil seines Wesens im Feuer ablegt und zum Gott wird, so soll Labrax durch das reinigende Feuer aus dem inhumanus erst ein richtiger Mensch werden. — Lindsay, Adnot. Plaut., Class. Quart. 14 (1920), 49 ff., vergleicht mit dem Prolog Amph. 91 f. Etiam, histriones anno quom in proscaenio hic Iovem invocarunt, venit, auxilio is fuit und schließt daraus, daß der Rudens das Stück war, für das die Schauspieler Jupiters Hilfe erflehten, und daß er ein Jahr vor dem Amphitruo aufgeführt wurde.

Stichus: Leo vertritt auch Lit.-G. 128 f. den Standpunkt, daß Plautus jeden der drei Akte einem anderen Original entlehnt habe. — P. J. Enk, De Stichi Plautinae compositione. Mnemos. 44 (1916), 18 ff., verteidigt die Zusammengehörigkeit der beiden ersten Akte und sieht nur den Schluß, als zu lose angeknüpft, für unmenandrisch an, obwohl auch er Adelphoe α′ in die Frühzeit Menanders setzt. Aber die frühe Entstehungszeit (um 317) und die Ähnlichkeit mit dem Persa lassen die Annahme Schwerings S. 184, Prehns S. 52 ff. und Langers S. 46 und 81 völlig berechtigt erscheinen, daß dieses lose Gefüge von unterhaltenden Szenen tatsächlich vom jungen Menander stammt, der die spätere Geschlossenheit seines Stils durch die schöne Exposition vorausahnen läßt.

Trinummus: Kunst S. 143 führt die Unklarheit in der Charakteristik des Stasinus auf Philemon zurück.

Truculentus: Kunst S. 158: Plautus scheint seine Titelperson einer weiteren Typenkomödie entlehnt zu haben.

Vidularia: Thiele S. 537 setzt das Original des Rudens früher an, da aus diesem der Venustempel beibehalten ist.

III. Prosodie.

Die Iambenkürzung haben folgende Arbeiten zum Gegenstand:

1. G. Jachmann, Studia prosodiaca. Habilitationsschrift, Marburg 1912.
2. —, Zur altlateinischen Prosodie. Glotta 7 (1916), 39 ff.
3. W. Kroll, Iambenkürzung. Glotta 7 (1916), 152 ff.
4. G. Jachmann, Bemerkuugen zur plautinischen Prosodie. Rhein. Mus. 71 (1916), 527 ff.
5. Fr. Vollmer, Iambenkürzung in Hexametern. Glotta 8 (1917), 130 ff.

Jachmann weist nach, daß in der vorletzten Hebung iambischer Senare und vor der Diärese asynartetisch gebildeter Septenare und Oktonare die Iambenkürzung sehr selten ist. Tritt an dieser Versstelle Auflösung der Länge ein, so sind es entweder pyrrhichische und solche iambische Wörter, die bereits pyrrhichisch empfunden wurden, wie male, quasi, ego, tibi, cave, abi, modo, oder Pronominalformen von meus, tuus, suus, is, die mit Synizese zu lesen sind, da sie auch in Totalisation vorkommen. Denn der Rhythmus des Verses sollte am Schluß nicht durch iambisches Wort verdunkelt werden. Formen wie quís illic, quíd istuc hat schon Plautus nicht mehr als Iambenkürzung empfunden (vgl. Vollmer, S. 25), calefacit aber, patefacit, videlicet sollen durch Proklisis schon vor Plautus gekürzt gewesen sein, ebenso sei diutius, diutinus bereits bei den Szenikern prokeleusmatisch gewesen.

Diesen Standpunkt nimmt auch ein:

J. P. Postgate, Atnotanda in Latin Prosody. Class. Quart. 11 (1917), 169 ff.,

indem er Rud. 93 eo vos, amici, detinui diutius hinter amici ⟨tum⟩ einschiebt.

Dagegen verteidigt

W. M. Lindsay, The Prosody of diutius. Class. Quart. 12 (1918), 47

die handschriftliche Lesung und weist mit Recht darauf hin, daß vereinzelte Proben alter Aussprache bei Plautus nicht selten sind; so wird die ältere Form diūtius gestützt durch diūtine Rud. 1241 und diūtinus Mil. 503. Die phonetische Entwicklung ist: diūtius, di͡ūtius, dĭūtius.

Ebensowenig wird man glauben müssen, daß Versschlüsse wie suom patrem immer mit Synizese zu lesen seien; vielmehr ist bei Emphase auch dort die zweisilbige Form des Pronomens anzunehmen.

Im zweiten Aufsatz stellt Jachmann fest, daß in Kretikern und Bakcheen die Iambenkürzung sich in denselben Grenzen hält wie in der vorletzten Hebung iambisch schließender stichischer Verse, d. h. daß eigentliche Iambenkürzung ihnen fremd ist. Ebenso werden Silbenfolgen, die entweder an sich den Wert eines Iambus haben oder ihn durch Verwendung einer altertümlichen Lautgestalt (siet, torquier, danunt, gegen deren Beschränkung auf iambischen Versschluß er sich mit Recht wendet) oder bei der *σύνθεσις ὀνομάτων* (satís, magís mit positionsbildendem s) erhalten können, in

diesen Versen im allgemeinen oder wenigstens mit Vorliebe iambisch gebraucht.

Richtig ist die Feststellung, daß die Iambenkürzung eine phonetische Eigenschaft der Umgangssprache ist, zu der der (daktylische) Dichter nach Belieben Stellung nehmen kann; unannehmbar aber die, daß sie im allmählichen Absterben begriffen und zur Zeit Ciceros erloschen war und dafür eine andere Kraft lebendig wurde, die Endsilbenkürzung. Ich führe hierzu Lindsays Worte an (Schulausgabe der Captivi [2], Oxford 1921, S. 11): These pronunciations are unfamiliar to us merely because the dramas of the Augustan age have been lost. They would be used by Augustan comedians as well. The belong not to early comedy, but to all comedy; the are the pronunciations of everyday talk.

Kroll betont vor allem, daß es sich bei den Kretikern und Bakcheen weniger um ein Meiden der Iambenkürzung handelt, als daß diese Maße in ihrer ursprünglichen Gestalt gar keinen Platz dafür haben, daß es vielmehr im Lateinischen einen großen Vorrat an Wörtern gibt, die sich bequem dem bakchisch-kretischen Rhythmus fugen, der deshalb so häufig im römischen Drama zu finden ist. Daß es überflüssig war, sich dabei auf das sogenannte Exonsche Gesetz zu beziehen, gibt er selbst zu (Wissenschaftl. Forschungsberichte II, Latein. Philologie. Gotha 1919, S. 30).

In seiner Entgegnung auf diesen Erklärungsversuch hebt Jachmann mit Recht hervor, daß die Betonung fácilius nicht ohne weiteres als Rest von Anfangsbetonung erklärt werden kann, da die Fälle, in denen facílius betont wird, immerhin zahlreich sind (vgl. Sturtevant, S. 29).

Gegen die Ansicht, daß Iamben- und Endsilbenkürzung zwei verschiedene, zeitlich getrennte Vorgänge seien, wendet sich auch Vollmer: Der bakchisch-kretische Rhythmus zerstört ebenso wie der daktylische den üblichen Fluß lateinischer Rede; da die Iambenkürzung viel mehr auf die Teile der Rede wirkt, die durch scharfe Satzakzente verflüchtigt sind, als auf einzelne Wörter, so begreift man, daß durch andere λέξις die Allegrowirkung einfach aufgehoben wird. Die natürliche Iambenkürzung verflüchtigte die Sprache viel mehr, als im Vers zu finden ist. Unter griechischem Einfluß wurde die Sprache allmählich konventionell; daher blieb die Iambenkürzung nur noch da fühlbar, wo sie die Endsilben der Wörter traf; und gelegentlich konnten Wörter wie rogăs aus der Alltagsrede in den Hexameter eingeführt werden.

Gegen diese wohl ziemlich allgemein angenommene Erklärung des I.K.G. wendet sich in Anlehnung an E. A. Sonnenschein.

The Law of Breves Breviantes in the Light of Phonetics. Class. Philol. 6 (1911), 1 ff., R. Kauer, mit dem ich in schriftlichen Gedankenaustausch über die ganze Frage getreten bin. Wenn ich auch glaube, daß Kauer trotz Berufung auf die Phonetik die Verse, die eben nur fürs Ohr bestimmt waren, doch zu wenig hört und zu sehr sieht, daß er die Versmelodie zerstört, wenn er Eun. 8 liest Ex Graécìs bonís Latínas fécit nón bonás, um bónĭs aus dem Wege zu gehen, und daß er das rasche Leben der Umgangssprache vergißt, wenn er der Verteilung der an der Kürzung beteiligten Silben und Wörter auf verschiedene Sprecher zu großes Gewicht beilegt — nimmt ja auch bei eintretender Elision ein Schauspieler dem anderen das Wort aus dem Munde —, so führe ich doch um der Wichtigkeit der Sache willen seine Zuschrift, deren weitere Ausführung an anderem Ort er sich ausdrücklich vorbehält, hier im Wortlaut an:

„Die Hauptschwierigkeit bei dem I.K.G. bildet für Sonnenschein die angenommene Kürzung positionslanger Silben, namentlich in Fällen wie z. B. *quíd ĕxprobras*, *quíd ăpstulisti*, *quíd ĭgnáve*, *nŏuo ŏrnátu* usw., wo auch ein Hinüberziehen der Konsonanten zur folgenden Silbe ganz unmöglich ist.

Von entscheidender Bedeutung scheint mir aber folgende Beobachtung zu sein. Nach den bisher angenommenen Formulierungen durch Skutsch und Lindsay tritt die Kürzung *eo ipso* ein, bzw. wird die Kürzung aus der Umgangssprache herübergenommen. Nun finden wir aber eine ganz erkleckliche Anzahl von Stellen, sowohl bei Plautus als bei Terenz, wo das Wort, das die *brevis* und *brevianda* enthält und in der Senkung steht, von dem Schauspieler *A* gesprochen wird, während das Wort mit der betonten Silbe, die als *brevians* die Kürzung erst bewirken soll, vom Schauspieler *B* gesprochen wird, wobei es keinen Unterschied macht, ob die *brevianda* *natura* oder *positione* lang ist. Kann man sich vorstellen, daß eine lange Silbe durch den Hochton, den ein anderer ausspricht, gekürzt wird? Ist da die Berufung auf die Umgangssprache möglich?

An drei Stellen wird die *brevians* vom Schauspieler *A* gesprochen, die *brevianda* dagegen vom Schauspieler *B*. Soll die lange Silbe im Munde des zweiten Sprechers durch die angeblich stark betonte Silbe des ersten Schauspielers gekürzt werden? Das ist doch ganz unmöglich.

Und schließlich ein ganz singulärer Fall. Stich. 660: *Stiche * Hem * quid uis?* spricht die *brevis* der Schauspieler *A*, die *brevianda* der Schauspieler *B* und die folgende *brevians* wieder der Schauspieler *A*, so daß auch *brevis* und *brevianda* von verschiedenen

Personen gesprochen werden. In diesem Falle von einer Kürzung, die aus der Umgangssprache aufgenommen wurde, zu sprechen, ist eine reine Unmöglichkeit. Hier tritt überhaupt nie eine Kürzung ein, wenn wir den Vers nicht für das Auge, sondern für das Ohr berechnet betrachten; denn *Hem* ist natürlich kurz, und die Positionslänge entstünde erst, wenn wir den Vers nur als für das Auge berechnet ansähen.

Ich glaube, daß diese Stellen geradezu beweisen, daß von einer ausnahmslosen Herübernahme der Kürzungen aus der Umgangssprache überhaupt nicht die Rede sein kann, daß somit Sonnenschein mit seiner Annahme dieser Irrationalität wirklich recht hat. Es wäre jetzt nur noch die Frage zu erörtern, ob durch schnelleres Sprechen diese Überzeitigkeit beseitigt werden konnte, woran ja schon Bentley gedacht hat; denn es ist ja doch kein Zufall, daß diese Erscheinung sich nur in solchen Versen findet (z. B. auch in den sortes), die lediglich für das Sprechen berechnet waren. Dies ist in gewissen Fällen (naturlange Vokale) zweifellos möglich. Aber für das Auge wird dadurch die Unregelmäßigkeit nicht beseitigt. Und für eine Sprache, die die Quantität berücksichtigt, bleibt Positionslänge immer lang, wenn man auch noch so schnell spricht. Es fragt sich nur, ob diese Annahme einer irrationalen Hebung oder Senkung für alle Fälle des I.K.G. notwendig ist, oder ob sich da nicht ein Mittelweg herausstellt. Ich glaube nämlich, daß wir es bei den Erscheinungen, die gegenwärtig als Fälle des I.K.G. bezeichnet werden, mit einem Komplex zu tun haben, indem nämlich in einer Reihe von Fällen tatsächlich bereits wirkliche Kürze vorliegt, andererseits durch Synizese, die auch Kroll noch nicht für abgetan hält, eine Anzahl ausscheidet, während in einer großen Anzahl (Positionslänge oder Fälle wie *tĭbi aŭt* usw.) mit der Irrationalität gerechnet werden muß.

Zu der ersten Kategorie gehören alle jene Fälle, wo neben dem langen Vokal auch der kurze vorkommt (z. B. *mihi*, *tibi* usw.) *ego*, *uolo* usw., *caue* und dergleichen, vgl. auch *sīquidem* neben *sĭquidem* usw. Hier konnte der Dichter nach Bedarf entweder die kurze oder lange Messung annehmen. Nur bezüglich einer Gruppe von Erscheinungen möchte ich nur kurz das Nebeneinandervorkommen kurzer und langer Silben hervorheben, nämlich bei den Formen des Pronomens *ille*, die ja sehr oft durch das I.K.G, getroffen werden. Nur in ungefähr 30 Prozent der Fälle muß die erste Silbe lang gemessen werden. Das scheint mir ein deutlicher Hinweis darauf zu sein, daß hier das Nebeneinandervorkommen kurzer und langer

Messung anzunehmen ist (vgl. Marx, Leipz. Sitzungsberichte 1907 S. 129 ff.). Dadurch ist auch die Frage entschieden, welche Skutsch noch Kopfzerbrechen gemacht hat. Da er nämlich bei *ille*, wenn es zweimorige Geltung hat, Abwurf des *e* annahm, kam er natürlich ins Gedränge, wo andere Formen, wie z. B. *illa*, ebenfalls nur zweimorig bemessen werden können. Mit der Annahme der doppelten Quantität ist natürlich diese Schwierigkeit behoben, und eine Anzahl von Versen wird keiner Änderung bedürfen. Bezüglich der Fälle, wo naturlanger Vokal ohne nachfolgende Positionslänge bildende Konsonanten steht, möchte ich die Frage noch offen lassen. Nehmen wir aber nur solche Fälle, wo auch im besten Falle eine Vokalkürzung nicht zulässig ist, z. B. *tibi ait*, dann ergeben sich eben mit der großen Anzahl der Beispiele mit Positionslänge die Fälle der Irrationalität.

Halten wir an diesem Ergebnis fest, dann ist wirklich nicht einzusehen, weshalb nicht auch ein Trochäus an Stelle einer Hebung oder Senkung stehen kann, und damit wäre an einer Reihe von Stellen, wo ein solcher überliefert ist, wozu auch die Fälle mit *unde, nempe, quippe, omnis,* vielleicht auch *ipse, iste* usw. kommen, die Heilung ohne weiteres gegeben; doch gehört dies nicht mehr zur Frage des I.K.G.

So viel scheint mir aber festzustehen, daß der Ausdruck I.K.G. nicht mehr paßt. Denn betrachtet man seine Erscheinungen als solche der Umgangssprache, so hat das Gesetz nichts mit der Metrik zu tun, und sofern die Metrik in Betracht kommt, hat es nichts mit dem nur angenommenen Vorgang der Kürzung zu tun. Die Metrik verwendet nur kurze oder lange Silben, kürzt aber nicht.

Praktisch bringt die Sache keine großen Veränderungen mit sich. Höchstens daß wir einen Vers wie Eun. 233 nicht mit *quíd ínterest*, sondern mit *quid ínterest* beginnen, was vielleicht ein Licht auf die so häufig vorkommenden einzelnen iambischen Verse in trochäischen Reihen oder umgekehrt werfen kann. Mir handelte es sich um den Versuch einer Erklärung, der man seit C. F. W. Müller eigentlich aus dem Wege gegangen war. Daß durch Sonnenscheins Erklärung die Beschränkung auf iambische Silbenfolge, worauf mich Maas aufmerksam machte, noch nicht erklärt ist, gebe ich ohne weiteres zu, kann aber vorderhand nichts dazu sagen."

Über die wichtige Frage nach der Übereinstimmung von Wort- und Versakzent handeln zwei Arbeiten:

G. Hoischen, De verborum accentu in versibus Plautinis observato quaestiones novae. Diss. Münster 1914.

E. H. Sturtevant, The Coincidence of Accent and Ictus in Plautus and Terence. Class. Philol. 14 (1919), 234 ff.

Hoischen gibt eine kritische Übersicht über die Ansichten, die die Gelehrten seit Bentley über diese Frage entwickelt haben, und wendet sich dann der Betrachtung der einzelnen Wortklassen zu: 1. Tribrachysche Wörter werden nie auf der Pänultima betont, daktylische selten und nur im ersten Fuß iambischer Verse und im fünften der Oktonare, während in Anapästen hostíbus u. ä. zugelassen ist. Die verschiedene Behandlung der beiden Wortklassen erklärt sich daraus, daß die daktylischen Wörter einen Nebenakzent auf der letzten Silbe hatten: pérditè. Die Griechen haben keine der beiden anstößigen Betonungen gemieden. 2. Die Proceleusmatiker verwendet Plautus so, daß sie dem Prosaakzent (wozu H. auch die Anfangsbetonung fácilius rechnet!) entsprechen; sequimíni läßt er nur dort zu, wo corpóra stehen kann. 3. Anapästische und spondeische Wörter sind im zweiten Fuße des Senars nur oxytoniert, wenn Monosyllabon folgt, im dritten Fuße nie wegen der Zäsur, die als Ergebnis der Wortstellung zur Wahrung des Prosaakzents streng eingehalten wird, während bei Menander ein Fünftel, bei Aristophanes ein Zehntel der Verse zäsurlos ist. Im trochäischen Septenar werden vor der Diärese iambische Wörter von enklitischem Monosyllabon begleitet, wodurch die falsche Betonung aufgehoben wird. So zeigt sich überall, auch aus den im folgenden behandelten Enklitizä und doppeliambischen Schlüssen, die Ansicht von Bentley und Ritschl bestätigt, daß starke Übereinstimmung zwischen Vers- und Satzakzent vorhanden ist; völlig widerlegt aber wird das Meyersche Dipodiengesetz.

Den umgekehrten Weg schlägt Sturtevant ein. Er will die Behauptung widerlegen, daß Übereinstimmung zwischen Wort- und Versakzent mehr das zufällige Ergebnis sei des gleichen Gesetzes, nach dem in der Sprache wie in der Metrik der Ton auf der Länge oder der ersten von zwei Kürzen liegen müsse. Zu diesem Zwecke untersucht er den natürlichen Fluß des Verses und vergleicht die daraus sich ergebende Betonung von Silbengruppen mit der der entsprechenden Einzelwörter. Das Ergebnis ist folgendes: Die Silbengruppe – ⏓ ist auf der Pänultima betont bei Plautus in 58 %, bei Terenz in 56 % der Fälle, die entsprechenden trochäischen Wörter aber in 83 % bei Plautus, in 86 % bei Terenz; die Silbengruppe ⏑ ⏓ hat Pänultimabetonung bei Plautus in 32 %, bei Terenz in 26 %, die entsprechenden Wörter aber in 42 % bei Plautus, in 35 % bei Terenz. In derselben Weise verfährt er bei drei- und

mehrsilbigen Wörtern und den entsprechenden Silbengruppen; immer ist bei den Einzelwörtern der Prozentsatz der natürlichen Betonung größer. Eine Ausnahme macht nur die Silbengruppe ⏑⏑⏑⏓ und die entsprechenden Wörter wie facilius; hier ist auf der drittletzten betont die Silbengruppe in 30 % bei Plautus, in 37 % bei Terenz, die entsprechenden Wörter aber nur in 9 % bei Plautus, in 12 % bei Terenz, während sie Anfangsbetonung zeigen in 91 % bei Plautus und in 88 % bei Terenz. Von dieser Ausnahme abgesehen, die ein Rest der ursprünglichen Anfangsbetonung sein mag oder nicht, läßt sich überall eine starke Neigung erkennen, den Wörtern ihren Prosaakzent zu lassen. Dabei bleibt der Satzakzent außer Betracht, dessen Berücksichtigung noch manche anscheinend abweichende Betonung erklären würde. Dies ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß der Dreisilbenakzent stark expiratorisch war.

Die „Kürzung durch Tonanschluß im alten Latein“ behandelt eingehend F. Vollmer in den Sitz.-Ber. d. Bayr. Akad. 1917. 9. Abhdlg.:

Wir dürfen aus dem Gesetz vom zerrissenen Anapäst schließen, daß Wörter wie sĭ́quidem, tĕ́quidem die erste Silbe kurz haben, außer wenn sie die erste oder fünfte Hebung trochäischer Langverse bildet. Nirgends ist sī quídem zu betonen; wohl aber findet sich 82 mal bei Plautus sicheres síquidém, 31 mal sĭquĭdém, dazu noch 15 mal in Anapästen. An anderen enklitischen Verbindungen steht trochäisches ecquis (über 90 mal) neben ĕcquis, siquis neben sĭquis, nequis neben nĕquis, quisquis neben quĭsquis, numquis neben nŭmquis (Men. 548). Bei Zusammensetzungen mit -que, -ne, -ve erscheint es zweifelhaft, ob an Tonkürzung oder Endsynkope wie bei ac, seu zu denken ist. Die von Skutsch angenommene Synkope von illic, illa, illud, istic hat keine Wahrscheinlichkeit; deshalb ist für ille und iste neben der trochäischen Messung auch pyrrhichische (vgl. Kauer, S. 28) vorauszusetzen. Dieses Nebeneinander von ĭlle und ille, ĭste und iste erscheint begreiflich, wenn man sĭquidem neben sī quidém stellt. Kürzung durch Tonanschluß liegt auch vor in hŏdie, sĭne, nŭdius, quăsi, ŏmitto, prŏficiscor neben prōficio, prŏfanus neben prō fāno. Die Kraft dieser Kürzung durch Enklise ist offenbar ebenso groß wie die Iambenkürzung; sie bewirkt sogar nŏsquidem, meăequidem, meăsquidem, hĭquidem aus hŏquidem. Kürzung von ŏ zu ĭ liegt möglicherweise auch in ille vor: *ōlse > *olle > *ulle, dies in Anlehnung an is zur Unterscheidung von ullus zu ille; so würde die doppelte Messung des Stammes ī̆l- bei den Szenikern die einfachste Erklärung finden.

Auch das Nebeneinander von ĭmmo und ĭmmo spricht dafür, daß das Wort unter Tonanschluß gefallen ist.

W. Lieben, De verborum iambicorum apud Plautum synaloephis. Diss. Marburg 1915,

weist nach, daß iambische Wörter nicht unterschiedslos elidiert werden; mehr als die Hälfte aller Elisionen fällt auf auslautendes o. Darunter sind Substantiva sehr selten; am häufigsten ist die 1. Pers. Sing. Ind. Praes. solcher Verba elidiert, die dem Volksmund geläufig sind, woraus deutlich hervorgeht, daß die Synalöphe aus der Umgangssprache stammt. Vor langer Silbe ist Verschleifung häufiger als vor kurzer (4 : 1). Im letzten Fuß des Senars und im 4. und letzten des trochäischen Septenars kommt Synalöphe nur vor Interjektionen vor. Hiat in iambischem Wort findet sich an denselben Stellen, an denen Jacobsohn Diärese annimmt; daneben bleiben 22 Hiate unerklärt. Die von Lachmann aufgestellten Regeln finden also keine Bestätigung.

IV. Metrik.

W. M. Lindsay, Class. Rev. 32 (1918), Aug./Sept. unterzieht Stich. 1 ff., das Eingangsduett der Schwestern Panegyris und Pamphila, einer neuen Behandlung, um zu zeigen, daß Plautus ein viel größerer Verskünstler war, als man gewöhnlich annimmt, und daß man ein Canticum weder willkürlich ändern noch unmögliche Messungen wie amăbo, opŏrtet, verberări, martmis, amisha für amicitia einführen darf: Man soll einfach anerkennen, daß gewisse metrische Typen des Plautus noch nicht entdeckt sind. Wenn „Des Mädchens Klage“ vermuten ließ, daß Plautus seine musikalischen Vorbilder im Tingeltangel suchte, weil ihm die neue griechische Komödie keine liefern konnte, so erinnert jetzt Marx, Stobaeus von O. Hense V, praef. 28 daran, daß von Diphilus fr. 12 K. das berühmte Maß des Archilochus, fr. 89 K. einen Wechsel von Kretikern und Choriamben wie Cas. 628 f., As. 132 f., Most. 700 ff. enthält. (Doch vgl. dagegen Wilamowitz, Die Samia des Menandros. Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1916, 85 f.)

Den Grundton des ersten Teils des Canticums gibt die Zeile crēdo ĕgō mĭsĕrăm, ein in den glykoneischen griechischen Chören oft gefundenes Metrum, z. B. Eurip., Alc. 990. Die nächsten vier Zeilen haben dasselbe Metrum mit Auftakt; dieser ist dreimal kurz, einmal lang: quae tām dĭū vĭdŭā: Synaphie ist ausgeschlossen, weil

das a in vidua bereits zu Plautus' Zeit kurz war. Diese fünf Zeilen behandelt Lindsay im Oxford-Text noch als Dochmien.

Die sechste Zeile nām nōs eīus (einsilbig) ănĭmūm ist ein Kolon Reizianum: Diese werden bei Plautus so variiert wie im Griechischen die Dochmien; hier bildet es den Übergang vom Glykoneus zu drei iambischen Dimetern mit Kolon Reizianum.

Es folgen zwei anapästische Dimeter als vorläufiger Hinweis auf 24 ff., hierauf 8 und 8 a: Nĕque īd măgīs făcĭnūs Quăm nōs mŏnēt pĭĕtās als Glykoneen wie 1 a, dann wieder iambische Dimeter mit Kolon Reizianum.

10 Lŏquí dḗ rḗ vĭrí mit Synkope wie Eurip., Hipp. 532.

11—14 folgen Variationen von 1 a mit Kolon Reizianum, 15 zweimaliges Kolon Reizianum, 16 und 17 Übergang zu den folgenden Anapästen; dabei klingt in 27 noch einmal das Echo des glykoneischen Teils an mit folgendem anapästischem Metron: fắc quōd tĭbĭ tŭōs pătḗr făcĕrḗ mĭnātŭr, ebenso 50, nur mit sīt als Länge.

Die Monodie der Alkmene Amph. 633 ff. behandelt C. Lindström, Eranos 11 (1911), 125 ff.

F. W. Hall, Nuances in Plautine Metre. Class. Quart. 15 (1921), 99 ff., stellt fest, daß, abgesehen von dem Verse des Phädrus 'Palám muttíre plébeió piáculúmst', der ein molossisches Wort vor dem letzten Metron des Senars hat, da er dem Telephus des Ennius entlehnt ist, weder bei Seneca noch sonst bei Phädrus sich ein Beispiel dafür findet. Ebensowenig kommt es vor in den Langversen des Varro Reatinus und Lucilius, die zum Lesen, nicht zum Aufführen bestimmt waren. In der Tragödie aber des Livius Andronicus und des Ennius war es gebräuchlich.

Bei Plautus finden wir 20 unzweifelhafte Beispiele dafür, und zwar wird in Versen mit dieser Besonderheit Zusammenfall von Wort und Versakzent in den übrigen Füßen gesucht; in den letzten beiden Füßen geschieht dies durch vier- oder fünfsilbiges Wort; spondeische und anapästische Wörter dagegen werden an dieser Versstelle gemieden, da sonst im fünften Fuße Widerstreit zwischen Iktus und Betonung eintreten würde. Wahrscheinlich ist dieser Rhythmus ursprünglich tragisch und von Plautus übernommen, 1. um zu parodieren: Amph. 407 Et clandestina ut celetur consuetio; 2. um der Steigerung willen: Aul. 95 cultrum securim pistillum mortarium; 3. des Gegensatzes wegen: Curc. 380 qui homo mature quaesivit pecuniam Nisi eam nature parsit; 4. um hervorzuheben: Capt. 192 ibo intro atque intus subducam ratiunculam, d. h. das Abzählen des Geldes zu kennzeichnen.

In ähnlicher Weise bewirken dramatische Emphase die choriambischen Wörter wie Bacch. 152 magistron quemquam discipulum minitarier?

Bei Terenz ist von solcher Stimmungsmalerei so gut wie nichts zu finden.

V. Wortschatz (Lexikographie) und Formenlehre.

G. Lodge, Lexicon Plautinum I, fasc. 7 (Fabula-Hercle), Leipzig 1914.

Eine wertvolle, von Lindsay angeregte Vorarbeit für dieses allzu langsam erscheinende unentbehrliche Hilfsmittel bieten:

J. T. Allardice and E. A. Junks, An Index of the Adverbs of Plautus, Oxford 1913.

W. Kahle, De vocabulis Graecis Plauti aetate in sermonem Latinum vere receptis. Diss. Münster 1918,

behandelt die zu Plautus' Zeit im Lateinischen vorhandenen griechischen Lehnwörter, die völlig lateinische Lautgebung und Endung zeigen, wie purpura, sona, fucus, mina, und deren Ableitungen und zeichnet an Hand dieser Wörter ein Bild davon, wie die Römer von den Griechen kulturell beeinflußt sind in Nahrung, Kleidung, Wohnung, Handelsverkehr, Kriegswesen, Kunst und Wissenschaft, Religion und Kultur, Kenntnis des Tier- und Pflanzenreichs. Hierauf führt er noch die griechischen Fremdwörter bei Plautus an, die man einerseits durch die in Rom lebenden Griechen kannte, und die andererseits aus den Originalen stehengeblieben waren und in den Handschriften zum Teil in griechischen Buchstaben überliefert sind (vgl. S. 5 Nieschmidt). Ein sehr sorgfältiger Index, in dem die Fremdwörter besonders bezeichnet sind, erhöht die Brauchbarkeit der wertvollen Abhandlung.

C. C. Coulter, Compound Adjectives in Early Latin Poetry. Transact. Amer. Philol. Assoc. 47 (1916), 153 ff.:

Die zahlreichen zusammengesetzten Adjektiva bei Plautus, von denen 30 % ἅπαξ εἰρημένα sind, sind im allgemeinen häufiger in den lyrischen Teilen als in den Senaren. Sie sind sehr ungleich über die 20 Stücke verteilt; vergleichsweise wenig finden sich in Men., Merc., Rud. und Stich., eine sehr große Zahl im Pseud. und Trinummus. Terenz hat dagegen verschwindend wenig. Beigegeben ist ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Verzeichnis.

A. Gagnér, De hercle, mehercle ceterisque id genus particulis priscae poesis Latinae scaenicae. Greifswald 1920,

untersucht Ableitung ([o] Hercle von einem o-Stamm herclos; me, Hercle, iuvato! me Dius Fidius iuvet! e Castor! e de Pol!), Prosodie (vgl. hierzu Klotz, Philol. Wochenschr. 1921, 392 ff.) und Verwendungsart der ursprünglichen Götteranrufungen hercle, pol, medius fidius, ecastor: Sie sind zu bloßen Beteuerungspartikeln geworden; die Männer schwören nicht bei Castor, die Frauen nicht bei Hercules; im Munde von Kupplern und Parasiten sind diese Formeln verhältnismäßig selten; auch hier zeigt Terenz, gemessen an dem Reichtum des Plautus, Zurückhaltung gegenüber dem volkstümlich Derben. Eingehende Indizes erleichtern den Überblick über die umfangreiche Arbeit.

A. Müller, Die Schimpfwörter in der römischen Komödie. Philol. 72 (1913), 492 ff.,

sammelt die reiche Fülle der Verschimpfungen bei Plautus und ordnet sie unter folgenden Gesichtspunkten: Herren gegen Sklaven, Sklaven gegen Herren, Sklaven untereinander, Sklaven gegen Kuppler usw.

M. Reichenbecher, De vocum, quae sunt scelus, flagitium, facinus apud priscos scriptores usu. Diss. Jena 1913:

Scelus heißt ursprünglich „unglückselige Sache", dann jedes Handeln gegen die guten Sitten, die Gesetze und die Religion (verwandt mit impietas); ferner wird es als Schimpfwort auf den Menschen übertragen und schließlich als Ausruf gebraucht. Die Bedeutung „boshafte Gesinnung" wird erst in späterer Zeit mit dem Worte verbunden. — Scelestus heißt „verbrecherisch", von Sachen „durch Verbrechen befleckt", von sich selbst gesagt „elend". — Scelerosus fehlt bei Plautus; sceleratus heißt „zu Verbrechen geneigt"; es findet sich nur zweimal bei Plautus. — scelerus als Adj. nur Pseud. 817 sinapis scelera, während es in Wendungen wie scelerum caput als von scelus gebildet aufzufassen ist.

Flagitium ist abzuleiten von flagellum, bedeutet also ursprünglich „Auspeitschen", dann „übles Gerede in der Öffentlichkeit, Schande, Freveltat".

Facinus bezeichnet leichteren Frevel, doch nie ohne Adjektiv; es wird auch als Ausruf gebraucht; facinus committere gebraucht Plautus ebensowenig wie scelus committere, wohl aber facinus facere.

L. Gurlitt, Plautinische Studien. Philol. 72 (1913), 225 ff., gibt dadurch, daß er asta den Nebensinn φαλλός unterlegt, Most. 323 ff., As. 713 ff., Mil. 1011 ff. eine stark obszöne Deutung.

J. Köhm, Der ursprüngliche Sinn von animum despondere und die zugrunde liegende Vorstellung. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteskrankheiten besonders bei Plautus. Indog. Forsch. 31 (1912/13), 286 ff.

Animum despondere heißt bei Plautus ohnmächtig werden, die Besinnung verlieren, weil der in Ohnmacht fallende Mensch sein Bewußtsein wie ein Opfer der Gottheit hingibt, die ihn ergreift und seinen Geist beherrscht. Capt. 547 ff. wird Geisteskrankheit vorgetäuscht. Den Wutanfall in den Menächmi vergleicht Köhm mit dem Botenbericht im Hercul. fur., der mit Absicht travestiert sei; da die mittlere Komödie besonders mit dem Mittel der Travestie arbeite, ist er geneigt, die Menächmi dazu zu rechnen.

W. Schwering, Deus und divus. Indog. Forsch. 34 (1914/5), 1 ff.

Beide Wörter stammen von *deivos. Deus ist der Gottesbegriff, die himmlischen und niederen Gottheiten umfassend, so schon Capt. 313, Aul. 737 und 742, divus das Gottindividuum: Amph. 52 ff. deus sum, commutavero . . . sed ego stultior, quasi nesciam vos velle, qui divos siem, oder logisch ausgedrückt: Divus ist das konträre, deus das kontradiktorische Gegenteil von homo. Welcher Gott? kann heißen: Quis deum? Quis deorum? Quis deus? aber nur: Quis divum? (As. 716). Die Lyrik liebt mehr das vielgestaltige deus. Zu neuem Leben wurde das altertümliche Wort divus erweckt durch die zu den Göttern erhobenen Kaiser. Aus dieser Verwendung erwuchs dann erst in christlicher Zeit der adjektivische Gebrauch.

E. A. Sonnenschein, Tam . . . quam. Class. Rev. 30 (1916), 158 f. bespricht Most 809 und Pers. 851.

W. Coulin, Plautus Rud. 826. Hermath. 17 (1912/13), 178:

Controversiast heißt nicht: „Ich stimme nicht zu“, sondern: „Hier liegt eine Verwandlung vor“, was apage bestätigt: Palästra ist zum Mann geworden wie der Tempel der Venus zu dem des Herkules.

VI. Sprachgebrauch (Phraseologie) und Syntax.

E. A. Sonnenschein, Ego Emphatic and Unemphatic, in Rises and Falls of old Latin Dramatic Verse. Class. Philol. 16 (1921), 231 ff.,

weist nach, daß zum Verbum gesetztes ego keineswegs immer emphatisch ist, daß im Gegenteil die Fälle, in denen das Pronomen

nur der Deutlichkeit dient und nicht anders gebraucht ist als in den modernen Sprachen, überwiegen, und zwar im Verhältnis 95 : 74.

J. A. Wartena, De geminatione figura rhetorica omnibus exemplis illustrata, quae e fabulis Plautinis et Terentianis afferri possunt. Diss. Groningen 1915,

will die „bisher vernachlässigte“ psychologische Betrachtungsweise auf die Gemination anwenden. Vgl. die Rez. von Köhm, Berl. philol. Wochenschr. 1916, 168 ff.

E. Lenz, De P. Terenti Afri et T. Macci Plauti figurarum phoneticarum usu. Programm Horn 1911,

zieht von Plautus nur Capt., Men., Mil.. Most., Pseud. und Trin. in den Kreis seiner Betrachtung. In diesen sechs Stücken kommen 1076 Fälle von Paronomasie vor, in denen des Terenz 728, während in den Figuren, die es mit Wiederholung desselben Wortes zu tun haben, Übereinstimmung herrscht. Bei beiden ist in den Cantica die Zahl der phonetischen Figuren um mehr als ein Drittel größer als in den Senarszenen.

E. Linpinsel, Quaestiones Plautinae. Plautus qua ratione verba temporalia in versibus collocaverit atque praedicata obiecta subiecta per binos versus distribuerit. Diss. Münster 1918,

stellt dar, wie bei Plautus bereits der Satz über den Vers hinausgewachsen ist. Die verba finita stehen am Versende oder -anfang oft so, daß der Vers von zwei Verben eingeschlossen ist, oder vor und nach Zäsur und Diärese. Subjekt oder Objekt ist somit oftmals durch Versschluß vom Verbum getrennt.

H. Odenthal, De formarum faxo faxim similium in enuntiatis secundariis condicionalibus positarum usu Plautino. Diss. Münster 1916.

Zugegeben ist, daß die optativischen und potentialen Formen auf -sim und -rim aoristisch sind; daß dies bis auf Plautus auch mit den Formen auf -so und -ro der Fall war, und wie sie allmählich in Fut. I und II übergegangen sind, wird an den kondicionalen Nebensätzen nachgewiesen.

E. H. Heffner, The Sequence of Tenses in Plautus. Diss. Pennsylvania 1917,

weist nach, daß Plautus die consecutio temporum beachtet; wo Ausnahmen vorliegen, läßt sich bis auf ganz wenig Fälle eine Erklärung dafür geben.

E. Kiekers, Zur direkten Rede bei Plautus und Terenz. Glotta 10 (1920), 210 f.,

macht die Beobachtung, daß der „unechte" Schaltesatz und die Ellipse des Verbum dicendi in dem die direkte Rede vorbereitenden Satze schon bei Plautus vorkommt: Mil. 61 Pulcher est, inquit mihi, et liberalis und Trin. 245 f. Atque ibi ille cuculus: o ocelle mi, fiat!

Ch. E. Bennett, Syntax of Early Latin II. The Cases. Boston 1914. Rez. von Schmalz, Berl. phil. Wochenschr. 1915, 559 ff.

E. Löfstedt, Sprachliche und epigraphische Miszellen. Glotta 4 (1913), 253 ff.,

erklärt Poen. 659 tu si te di amant, agere rem tuam occasiost. Es liegt Ineinanderfließen zweier Vorstellungen vor: tu agere potes und te agere occasiost.

VII. Ausgaben und Textverbesserungen.

1. Captivi[2] ed. J. P. Waltzing, Lüttich und Paris 1920.
2. Menaechmi[5] ed. M. Niemeyer, Leipzig 1912.
3. Miles[4] ed. O. Köhler, Leipzig 1916.
4. Trinummus[2] ed. J. P. Waltzing, Löwen 1913.
5. V. C. Lindström, Plautina. Eranos 11 (1911), 107 ff.
6. E. Wallstedt, Spicilegium Plautinum III, ibid. 145 ff.
7. E. Löfstedt, Zu Plautus. Eranos 11 (1911), 240 ff.
8. J. Postgate, Plautine Conjectures. Hermath. 138 (1912), 115 ff.
9. W. M. Lindsay, Notes on Plautus. Class. Quart. 7 (1913), 1 ff.
10. Ch. Exon, Apriorism and some Places in Plautus. Hermath. 38 (1912), 52 ff.
11. W. M. Lindsay, Adnotatiunculae Plautinae. Class. Quart. 14 (1920), 49 ff.

Amph.

626 ita nugas blatis Septenarende = Curc. 452 Senarende: Die 1. Person heißt blato, nicht blatio, wie der Thesaurus mit Hosius annimmt. Lindsay (11).

Asin.

10 Huic Graece nomen Onagrost fabulae. Meister, Festschr. f. Bezzenberger, Göttingen 1921, S. 1.

77 Volo amari obseculum (codd. obsecutum) illius, volo amet me patrem. Lindström (5).

343 sedebam e me statt des überlieferten sedebam me me. Löfstedt (7).

534 hic dies summus ⟨quom est⟩ apud me inopiae exusatio. Löfstedt (7).

Aul.

471 Si id palam fecisset: ⟨fecisset, set⟩ exemi ex manu manubrium. Lindström (5).

Bacch.

51 Die Interjektion perî = perii wird elidiert wie Cist. 287. Lindsay (9).

107 Simul huic ⟨nos⟩ nescio quoi turbae, quae huc it, decedamus ⟨sis⟩. Havet. Simul huic nesciŏquoi turbae, quae huc it, decedamus ⟨hinc⟩. Pl. zieht keine scharfe Grenze zwischen nesciŏquis irgendeiner und nesciōquis ich weiß nicht wer. Lindsay (11).

495 f. Serva tibi sodalem ⟨una⟩ et mihi filium. || Factum volo. || Melius esset multo, me quoque si cum illoc relinqueres. Wallstedt (6).

544 Sed sibi ne invideatur, ipsi ignavia recte cavent und

546 Atque etiam unum hoc: Wallstedt (6).

673 Quid ⟨malum⟩ igitur. Wallstedt (6).

738 At quidem hercle ad rem perdundam. Wallstedt (6).

797 Bene navis agitatur: pulchre haec confertur ratis soll navis mit Leoscher Verschleifung zu lesen sein und an navē = naviter anklingen. Lindström (5).

856 Dixin tibi ego illum te inventurum qualis sit. Wallstedt (6).

950 dolĭs ego deprensus ändert *A* zu dolis ego prensus. Exon (10).

963 f. Ab Helena cognitum esse proditum Hecubae; sed ut olim ille se Blanditiis ⟨vix⟩ exemit et persuasit sé ut amitteret. Wallstedt (6).

966 Post cum magnifico milité, urbis inermus qui capit. Wallstedt (6).

1068 f. Hoc est incepta efficere: evenit mihi,
Ut praeda onustus veluti ovans incederem.
Wallstedt (6).

1106 Lindsay (11) läßt den anstößigen Vokativ Philŏxene weg und liest mit zweimaligem Hiat vor Personenwechsel: Salvé. || Et tú. || Unde ágis? || Unde hómo? Dagegen verteidigt Sonnenschein unter Berufung auf den anapästischen Rhythmus mit Recht die handschriftliche Lesung (Class. Quart. 14 [1920], 81).

Capt.

69 f. Iuventus nomen indidit 'Scorto' mi eo
Quia invocatus soleo esse in convivio. Lindsay (9).

102 Quod quidem ego nimis quam cupio eum impetrassere. Wallstedt (6).

280 Túm igitúr ei quom tanta gratia est, ut praedicas. Wallstedt (6).

826 proprius (pro-prīvus) hat in der religiösen Bedeutung „fehlerlos" die ursprüngliche Quantität erhalten. Waltzing (1). Vgl. Havet, Acad. Inscr., Compt. Rend. 1918, 161.

Cas.

23 Eicite ex animo curam (fraglicher Hiat) atque alienum ahes. Da bronzen im Altlatein dreisilbiges aheuus und viersilbiges aheneus ist und nicht zweisilbiges aenus und dreisibiges aeneus, so ist hier vielleicht zweisilbiges ahes anzunehmen, und die feierliche Anrufung der Fides mag die alte Form erhalten haben. Lindsay (11).

126 Post autem nisi ⟨si⟩ tu ervi acervom ederis. Wallstedt (6).

416 Jamne mortuo's? || Ostende. Mea ⟨ea⟩ est. || Malacruciast quidem. Da mala crux praktisch ein Wort war, gab es vielleicht auch ein Kompositum malacrucia; vgl. Pers. 574 I sis [in] malum cruciatum. || I sane tu — hanc eme; ausculta mihi. Steckt auch hier in malacruciam? Lindsay, Class. Rev. 33 (1919), 26.

523 Sed facito dum, per viam puer versus quos cantat, colas. Wallstedt (6).

536 Sed eccum egreditur ⟨vir⟩ senati. Wallstedt (6).

Cist.

5 f. Nescio . . . arbitror; it(a) Omnibus . . . dedistis. Lindsay (9).

7 Eo ego vos amo et eo magnam á me iniistis gratiam. Wallstedt (6).

88 Neque pudicitiam meam mihi alius quisquam imminuit. || Opsecro: Wegen der Prosodie von pudícítia (vgl. amĭcítia, verĕbamini) hat *A* redigiert zu nec pudīcitiam imminuit meam mihi quisquam alius. Exon (10).

524 Lies gnatam für filiam. Wallstedt (6).

531 Sed tamen ibo et persequar, amens quid faciat: cauto opust? Wallstedt (6).

Curc.

44 Nempe huic lenoni qui hic habet mit Bothe Lindsay, Journ. of Philol. 34, 262.

Epid.

15 scurra ist militärischer Fachausdruck für Stubenhocker. In Trin. 202 Urbani assidui cives, quos scurras vocant ist Anspielung auf assiduus = As-Geber und assiduus = seßhaft zu wittern. Lindsay (11).

65 deperit. || ⟨perii⟩ degetur. Löfstedt (7).

353 meis his zu lesen für manibus his, da haec für haec manus stehen kann (Ep. 10) und Leos Theorie von der us-Elision unhaltbar ist. Lindsay (9).

541 Plane hícinest qui mihi in Epidauro primus pudicitiam pepulit ist anapästischer Septenar. *A* ändert, um die durch Amph. 930, Ep. 405, Merc. 846 gesicherte Lösung von pudícitia zu beseitigen. Exon (10).

Merc.

598 f. = 842 f. Die Verse sind ein wohlbekanntes Zitat aus einer der Tragödien des Naevius oder Livius Andronicus, das eine Mal von Eutychus, das andere von Charinus gebraucht, also an beiden Stellen stehen zu lassen. In spĕratrix ist altlateinische Form für prosperatrix zu sehen. Lindsay (11).

Mil.

1138 *P* neminem pol video nisi hŭnc quem adeo olfacio, *A* streicht pol wegen der Prosodie von hŭnc. Exon (10).

1255 will Klotz, Philol. Wochschr. 1921, 392 ff. lesen quisvis? || Scio.

Most.

156 nunc postquam nili sum — id vero meopte mit Aposiopese nach sum. Löfstedt (7).

740 Qui? || Quia venit navis nostra⟨m⟩ nave (= naviter) quae frangat ratem. Lindström (5).

871 Malum quom impluit ceteros, ne impluat me, da der Dativ mi, den hier die Mss. haben, emphatisch mihi heißen müßte. Lindsay (5).

992 Mihi nisi erum ut mit *P* zu schreiben, da erum hervorgehoben werden soll. Lindsay (9).

Pers.

57 Patĕ́r avos proavos abavos atavos tritavos. Plautus liebt es nicht, iambische Verse mit Tribrachys anzufangen, dessen Auflösung verschiedenen Wörtern angehört; er meidet also itá făcit; daher scheint hier, wie 355 und Mil. 373 die Skansion patēr mit ursprünglicher Länge vorzuliegen; ebenso Poen. 1137 tua pīetas. Lindsay (9).

Poen.

1168 Thraecae sunt: in celonem sustolli solent: nach Art eines Zuchthengstes pflegen sie sich zu erheben; *κήλων*: *ὁ ἐπιβαίνων ἵππος*, admissarius, Anspielung auf die thrakischen Pferde; vgl. die Geschichte von Diomedes und Herkules. Damit schwindet wieder

ein Beispiel der von Leo angenommenen gemeinsamen Korruptelen; denn *A* hat in celonem, *P* celumne. Lindsay, Class. Quart. 12 (1918), 140.

1317 Cur non adhibuisti, dum istaec loquere, tympanum? mit viersilbiger Messung von adhibuisti. Lindsay (9).

1366 *P* ut hŭnc festum diem, *A* tilgt hunc wegen seiner Prosodie. Exon (10).

Pseud.

51 vendidit volŭptas mea ändert *A* zu mea voluptas vendidit. Exon (10).

146 f. Ut ne peristromata quidem: Stich. 378 Tum Babylonica et peristroma (Plur.) tonsilia et tappetia und Trin. 247 Ibi illa pendentem ferit: iam amplius orat: non satis mit Choriamb im 3. Metrum lassen folgenden iambischen Oktonar mit Choriamb im zweiten Fuß annehmen: Ut ne perīstrōmă quĭdem āeque picta sint Campanica. Lindsay (11).

371 cassa nux = gefallene (taube) Nuß; cassus Part. Perf. Dep. von cadere; cf. occaso sole; also incassum vergeblich = in casum. Lindsay (11).

743 meo me ludo lamberas. In Rücksicht auf Poen. 296 meo me lacessis ludo ist lambero der Sinn von lambo zu geben, ebenso Lucilius 585 lamberat placentas. Eine falsche Interpretation des Lucilius war der Grund von Paul. Fest. 105, 19 lamberat = scindit ac laniat. Lindsay (11).

805 Nemo illum quaerit, qui optimus carissimust = qui, cum sit optimus, carissimust. Lindsay (9).

997 Propera pellegere epistulam ergo. || Id ago, tacitus sis modo mit *A* zu lesen; *P* hat si taceas modo. Lindsay (9).

1276 Plaúdúnt, 'parúm' clámitánt út revórtár palimbacchisch zu lesen. Lindsay (9).

Rud.

86 Non ventus fuit, verum Alcumena Euripidi. Die Lesung interpretiert und verteidigt Sonnenschein, Class. Rev. 28 (1914), 40 f.

150 credo ⟨e⟩laverunt heri. Postgate (9).

601 vidĕbatur ad me simia adgredirier. *A* hat wegen der Iambenkürzung im 1. Fuß in videtur modernisiert. Exon (10).

829 Utpote sunt ignavi homines. Lindsay (11).

1003 arbitratu. || abi. || ita enim vero. Löfstedt (7).

1141 non feret, nisi ver⟨o e⟩a dicet: nequiquam hariolabitur. Postgate (8).

Stich.

4 apsentem ut ĕst aequom, *A* ita ut aequomst beseitigt die Iambenkürzung. Exon (10).

9 sed hĭc mea soror, *A* läßt mea weg, um hīc zu messen. Exon (10).

27 tamĕn si faciat, *A* modernisiert zu tametsi faciat. Exon (10).

44 tamen pol, *A* quia pol ändert die plautinische Skansion Exon (10).

92 salsura evanescit. Postgate (8).

167 Audititavi saepe hoc volgo dicier mit dem Frequentativum audititare. Lindsay (9).

213 quot aŭtem potiones, *A* ändert diese Prosodie. Exon (10).

237 quis hăec est, diese Iambenkürzung tilgt *A*. Exon (10).

256 negăto esse quod dem nec mihi nec mutuom, *A* hat wegen der Kürzung des elidierten negato in nega geändert. Exon (10).

339 Nimio in parti multo tanta plus quam speras. || Salva sum. Die Überlieferung ist zu halten. Lindsay (9).

451 ĕa ĭbo opsonatum ändert *A* fälschlich zu ibo opsonatum atque; vgl. Capt. 90 vel ĭre extra portam. Exon (10).

597 qui malŭm tibi ändert *A* zu quid malum. Exon (10).

632 *P* quid ĕs capturus consili, *A* beseitigt den indirekten Fragesatz und die Lesung ĕs. Exon (10).

636 *P* ut périere ist die bessere Lesung, *A* hat ut perierint. Exon (10).

696 Ámĭcam uter utrubi accumbamus? || abi tu sane superior. Diese Lesung von *P* ist zu halten, da gegen die Kürzung von elidiertem amĭc(am), zumal im 1. Fuß, nichts einzuwenden ist. Der Herausgeber von *A*, dem diese Kürzung nicht einleuchtete, setzte Mulierem ein. Exon (10).

Trin.

188 *P* nihil est qui respondeam, *A* modernisiert zu quod respondeam. Exon (10).

293 Hisce égo te (de Bothe) artibus gratiam facio, ne colas neve imbuas ingenium. Lindsay (9) hält te, da es sich durch die Schmiegsamkeit der plautinischen Ausdrucksweise erklären läßt.

328 *P* ego ĭlli facere, si tu non nevis, *A* mit klarster Modernisierung illi facere, nisi tu non vis. Exon (10).

495 Ah!

Mirum quin tú illo tecum divitias feras. In den codd. sind auch die außerhalb des Metrums stehenden Ausrufe an den Zeilenanfang gesetzt. Lindsay (9).

538 Magis 'apage' dicas, si omniá mĕ audiveris. Jacob-

sohns Hiat und Syllaba anceps vor letztem Metrum ist unbewiesen; me ist kennzeichnend für die Biegsamkeit plautinischer Ausdrucksweise. Lindsay (9).

768 Ignota facies quae non visitata sit. Die Überlieferung ist zu halten, da Plautus vorschwebte quae ignota facies. Lindsay (9).

Truc.

2 Die Schreibung deum eris für de vostris läßt sich datieren: Die Abkürzung ūeris für vestris findet sich nicht vor dem 9. Jahrhundert. Es zeigt sich das Ungeschick des Schreibers von *B*, der ungetrennte Majuskel vor sich hatte. Lindsay (9).

105 Scistis ist zu halten, da Löfstedt wahrscheinlich gemacht hat, daß nach Analogie von novi auch scivi = scio und nescivi = nescio gebraucht wurde (Capt. 265, Poen. 629). Lindsay (9).

181 Amantes si qui non danunt — non didici fabulari. ||

181 a Amans si qui 'quod non est, dabo?' — non didici fabulari. Lindsay (9).

363 Velim, si fieri possit *P* ist die bessere Lesung, *A* hat Vellem . . . posset. Exon (10).

695 f. Iamne autem ut soles? | Iamné? || Nil dico. || I íntro. Bei solcher Verteilung entschwindet die letzte Stütze für nihil, und Syllaba anceps vor Personenwechsel ist gesichert, ein großer Fortschritt gegenüber griechischer Eintönigkeit. Lindsay (11).

942 Campans dicit 'acceptavi' consultum istuc, mi homo Lindsay nach brieflicher Mitteilung. Class. Rev. 31 (1917), 132 The Festus Glosses in a Monte Cassino Ms. (Nr. 90) hatte er auf Grund der falschen Lesung Apaavi vorgeschlagen: 'abaavi'. ⟨i⟩ consultum, mi homo; jetzt hat eine genauere Vergleichung des *AA*-Glossars aptavi ergeben, worin Lindsay acceptavi vermutet.

VIII. Nachleben.

W. Heyl, De Querolo comoedia. Diss. Gießen 1912.

P. Dittrich, Plautus und Terenz in Pädagogik und Schulwesen der deutschen Humanisten. Diss. Leipzig 1915.

C. C. Coulter, The Plautine Tradition in Shakespeare. Journ. of Engl. and Germ. Philol. 19 (1920), 1 ff.

L. Havet, Plaute Asinaria 540/2. Rev. de philol. 37 (1913), 191.

W. Martini, Die große Episode in Lessings dramatischer Technik. Neue Jahrb. 1920, 341 ff.

A. Denecke, Goethe und Plautus. Lit. Echo 14 (1911/12), 1034 ff.

Heyl handelt über die Abfassungszeit des Querolus: Er ist

in rhythmischer Prosa geschrieben, wie vor allem der Schluß der Sätze zeigt. Der Dichter glaubte damit die Verse des Plautus und Terenz nachzuahmen. So erklärt sich die Überschrift: Aululariam hodie sumus acturi non veterem, at rudem, investigatam Plauti per vestigia. Die Aulularia also wird nachgeahmt; aber nicht bloß an Plautus und Terenz finden sich Anklänge, sondern auch an Cicero, Virgil, Juvenal, Martial, Petron und Horaz. Der Verfasser ist kein archaisierender wie Fronto und Apuleius; er ist, wie die Untersuchung seines Wortschatzes ergibt, in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts zu setzen.

Dittrich weist nach, daß in Deutschland im 16. Jahrhundert Plautus vernachlässigt wurde zugunsten des Terenz; vier Übertragungen des ganzen Terenz im 15./16. Jahrhundert stehen von Plautus nur Bacchides und Menächmi 1511, Aulularia 1535, Menächmi 1570 und Captivi 1582 gegenüber; eine Gesamtübersetzung erscheint erst Ende des 18. Jahrhunderts. In den maßgebenden Schulordnungen der Zeit werden überall Aufführungen von Komödien vorgeschrieben, die freieres Auftreten der Schüler hervorrufen sollen. In dieser szenischen Verwertung der Dramatiker beruht die Stärke der Pädagogik des 16. Jahrhunderts. Von der Lektüre läßt sich weniger sagen. Erst ganz allmählich drang die Erkenntnis vom wirklichen poetischen Wert der antiken Stücke durch, und langsam bildete sich durch Nachahmung neues Schaffen.

Coulter verfolgt die Züge in Shakespeares Dramen, die seine Bekanntschaft mit Plautus beweisen. Sie finden sich besonders in den früheren Stücken und betreffen die Inszenierung, den Prolog und Epilog, das Wiederfinden verlorener Kinder, Verwechslungen, gewisse Charaktertypen, Prügelszenen.

Havet erinnert an eine Stelle in Balzacs Médecin de campagne, die den an As. 540/2 anklingenden Vergleich des Geliebten mit einem Lamm enthält, das der Hirt besonders ins Herz geschlossen hat.

Martini stellt fest, daß Lessing, der schon auf der Schule den Plautus eifrig las und ihn den Vater aller Komödienschreiber nannte, an der Technik der Alten nie ernstlich gerüttelt hat. Wohl aber ist es eine wesentliche Abweichung vom französischen Brauch, daß in Minna (Riccaut), Emilia (Orsini) und Nathan (Patriarch) im vierten Akt stets eine neue, wichtige Person auftritt, die nur an dieser Stelle erscheint. Diese Episoden gleichen ihrer Stellung uud ihrem technischen Zwecke nach durchaus denen im vierten Akt des Trin., Truc., Merc., Poen., Pseud. und der Most.: Bei Plautus gibt

die im vierten Akt in die Verwicklung eintretende Person den Anstoß zur schließlichen Lösung, indem sie entweder Geheimnisse ausplaudert oder andere Personen zu Geständnissen veranlaßt. Zugleich dienen diese Episoden dazu, den vierten Aufzug zu füllen, dramatisch zu beleben und komische Wirkung zu erzielen. Dieselben Zwecke verfolgt Lessing mit seinen Episoden, nur daß er viel persönlicher und weniger gleichförmig verfährt.

Denecke weist darauf hin, daß Goethe schon in früher Jugend den Plautus nachahmte. 1806/7 machte er den Versuch, ihn auf die Weimarer Bühne zu bringen. In einem Briefe an Salzmann vom 6. März 1773 zeigt er, mit welchem Eifer er Lenz' Bearbeitungen von Asinaria (Väterchen), Aulularia (Aussteuer), Miles (Entführungen), Truculentus (Buhlschwester), Curculio (Türkensklavin) verfolgte. Die Gretchentragödie, die in die Zeit von 1773/83 fällt, ähnelt in ihrem äußeren Verlauf den Intrigenstücken des Plautus, und zwar besonders dem Curculio; auch der Brudersoldat tritt dort am Schlusse auf. An den Prolog zum Poenulus klingen die Worte des Direktors im Vorspiel zum Faust an.

Bericht über die Literatur zu Sallust aus den Jahren 1919—1922[1].

Von

A. Kurfeß in Charlottenburg.

Zum Besten, was über Sallust geschrieben worden ist, gehört der tiefschürfende Aufsatz der für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Lotte Alheit. Besondere Hervorhebung verdient die kritische Handausgabe von Axel W. Ahlberg, die die unzulängliche von H. Jordan ersetzen soll. Die von dem um Sallust hochverdienten Herausgeber Hans Wirz noch in Angriff genommene

---

[1]) Zum letzten Berichte (1899—1918) ist nachzutragen:

Zu **I:** *1. René de Nack, Les préfaces de Salluste. Revue de Fribourg. 28. Jahrg. (1907), S. 499—513.

2. R. Laqueur, Ephoros. Hermes (1911), S. 347 ff. L. glaubt, Sallust sei durch die *ἐπιδείξεις* des Ephoros, die auf Isokrates zurückgingen, beeinflußt; daraus erkläre sich auch die Vernachlässigung der Chronologie.

Zu **IIa:** 3. Rob. Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. Bd. II. München 1903 (S. 479—486).

4. Münzer, Die Todesstrafe politischer Verbrecher in der späteren röm. Republik. Hermes XXXXVII (1912), S. 161 ff. (zu Cat. 50/51).

*5. Hermann B. G. Speck, Catilina im Drama der Weltliteratur. Ein Beitrag zur vergleichenden Stoffgeschichte des Römerdramas. Leipzig 1906 (Breslauer Beiträge zur Lit.-Gesch. hg. von Max Koch und G. Sarrazin). Vgl. J. Ziehen, WS. f. kl. Phil. 1906, S. 1196.

Zu **IIb:** 6. E. Müller-Graupa, Mapalia. Philol. LXXIII (1914), S. 302 ff. (zu Jug. 18).

7 a). *A. Winkler, La bataille du Muthul. Revue Tunésienne 1907, S. 493—503.

b) R. Oehler, Neue Forschungen zur Schlacht am Muthul. Jahresh. des österr. arch. Inst. XII (1909), S. 327—340.

8. D. Detlefsen, Zu Charisius. Hermes XL (1905), S. 318 f. Danach findet sich Exc. Bobiensia p. 552, 37 ein Sallustzitat (Jug. 89). Das hat schon Goetz, Ind. lect. Ien. 1888, IX (vgl. C. Gl. L. VII 260) verbessert, wie P. Weßner, BuJb. **139** (1908 II, S. 119), gezeigt hat.

Zu **III:** 9. Pubblicazioni della società italiana per la ricerca dei Papiri greci e latini in Egitto. Vol. I. Florenz 1912. Dort finden sich S. 180 f. (Nr. 110) Bruchstücke aus Sall. Cat. 10 und 11 mit darübergeschriebenen griechischen Glossen: über *venalia* (10, 4): *πρασιμα*, *subegit*

11. Auflage der erklärenden Ausgabe hat A. Kurfeß zu Ende geführt.

Die Echtheit der unter Sallusts Namen erhaltenen Epistulae ad Caesarem de re publica scheint durch die Dissertation von Otto Gebhardt und die Klauselmethode Novotnýs erwiesen. Von diesen interessanten Dokumenten liegt jetzt auch eine kritische Sonderausgabe von A. Kurfeß vor.

Was endlich die Invektive gegen Cicero betrifft, werden neuerdings immer mehr Stimmen laut, die für die Echtheit eintreten, bzw. dafür, daß das Schriftstück, wie Reitzenstein nachgewiesen hat, im Jahre 54 verfaßt ist, während Ed. Schwartzens Piso-Hypothese wohl endgültig aufgegeben ist.

I. Sallusts Leben und Werke.

In erster Linie sei auf den ausführlichen und im ganzen über das Problem gut orientierenden Artikel „Sallustius“ von Funaioli in Pauly-Wissowas Realencycl. 2. Reihe I, 2 (Sp. 1913—1955) [Stuttgart 1920] verwiesen. Gleichzeitig hat der Referent seine

---

(10,5): *κατηναγκασεν*, *in* (om. codd.) *promptum* (ibid.) *εν τω προχίρωι*, *privatim* (11, 6): *ϊδια*, *profanaque* (ibid.): *τα μικρα ϊερα*. Für die Überlieferung bietet dieser Papyrus (saec. IV) nichts Wesentliches: er schreibt *puplice* (11, 6) *igitur* (*ei* om.) *milites*.

Zu **VI:** 10. Kurt Lerche, De quippe particula. Bresl. philol. Abh. 41. Heft. Breslau 1910. (Vgl. Schmalz, BphWS 1912, S. 1323).

11. W. Havers, Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen. Straßburg 1911. Sie erstrecken sich auf den sog. Dat. sympatheticus, mit dem der Gen. abwechselt. Im Gegensatz zu Cicero, bei dem dieser Dat. hauptsächlich auf das Pron. der 1. und 2. p. beschränkt ist, halten sich bei Sallust Gen. u. Dat. die Wage (Anlehnung an archaische Muster): Vgl. W. Kroll, Glotta V, 340 ff.

12. Kurt Cybulla, De Rufini Antiochensis commentariis. Diss. Königsberg 1907. Nach den Besprechungen von I. K. Wagner, WS. f. kl. Phil. 1907, 1168 ff., nimmt C. über Pompeius Messalinus mit Unrecht an, dieser habe einen *proprium libellum de Sallustii sermone* geschrieben; vielmehr sei aus den Worten *nunc, si videtur, Sallustianae periodi numeros inspiciamus* (wo *Sallustianae* betont sei), nur zu schließen, daß Pomp. vorher eine Stelle aus einem Rhetor analysiert habe und nun, um zu zeigen, daß die Gesetze der rhythmischen Prosa auch für andere als rednerische Prosa gelten, eine Stelle aus einem Geschichtsschreiber vorgenommen habe. Als Beispiel habe ihm der Anfang von Sall. Historien am nächsten gelegen. Damit falle auch der Hauptgrund für die Identifikation des Pomp. Messalinus mit dem bei Sueton. de gramm. 15 erwähnten Lenaeus, dem Freigelassenen des Pompeius.

Vgl. auch S. 49 W. Jaeger und K. Strenger.

„Einleitung“ für die 11. Auflage der Jacobs-Wirzischen erklärenden Ausgabe [s. unten **IV** 2 b] fertiggestellt. Einen kurzen Überblick über Sallusts Leben gibt A. Rosenberg, Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte, Berlin 1921 (S. 173 f.). Auch sei hier verwiesen auf Franz Kramer, Der lateinische Unterricht, Berlin 1919 (S. 448 – 451)[1]. Über das Nachleben Sallusts gibt eine gute Zusammenstellung Schanz, Gesch. d. röm. Lit. IV (Index).

Im einzelnen kommen folgende Schriften in Frage:

1. Lotte Alheit, Charakterdarstellung bei Sallust. Neue Jahrb. 43 (1919), S. 17—53.
2. Otto Gebhardt, Sallust als politischer Publizist während des Bürgerkrieges. Diss. Halle 1920 [vgl. unten **VII**, 3].
3. K. Münscher, Xenophon in der griechisch-römischen Literatur, Leipzig 1920 (= Philologus, Suppl. XIII, 2).
4. Ed. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania Leipzig-Berlin 1920.

Nach L. Alheit (1) ist Sallust weniger Historiker als Parteischriftsteller, der seine Feder ganz in den Dienst der praktischen Politik stellt. Er charakterisiert die Menschen als Typ, als Angehörige einer Partei. So behandelt die Verfasserin zunächst den Nobilis, dann den Demokraten. Die Nobilität verfolgt nur egoistische und parteipolitische Ziele und ist darum vom ethischen Standpunkt aus zu verwerfen. Im Catilina führt uns Sallust die verrottete Nobilität vor Augen, im Jugurtha zeigt er sie auf dem Weg des Verderbens in den Historien, die übrigens einen ruhigeren Ton zeigen, legt er die Zerrüttung des Staates durch die Adelsherrschaft klar. Die Gesellschaft ist schuld an den Fehlern des Individuums, bei dessen Charakterzeichnung sich im Jugurtha im Vergleich zum Catilina ein gewaltiger Fortschritt feststellen läßt. A. sucht nun klarzustellen, wie S. es erreicht, durch Lob und Tadel die Nobiles als staatsverderblich hinzustellen. Die drei Haupttypen des Nobilis sind Catilina, die hervorstechendste Hauptfigur der Epoche, die er der Figur des Sulla nachgebildet hat, der „dämonische“ Sulla, dessen Bedeutung er trotz seines Hasses anerkennt, und Pompejus, ein Epigone, aber glühend vor Herrschsucht. — Die typische Demokratie

[1] Gefreut habe ich mich, bei Ed. Spranger, Humanismus und Jugendpsychologie, Berlin 1922 (S. 35), zu lesen: „Ich erinnere mich, daß mir in Obersekunda an Sallust zum erstenmal aufging: das ist ein Mensch. Von Stund an begann mir das Altertum etwas zu sein. Der Anstoß ging aber von dem mehr modernen Typus aus.“

bildet für Sallust die Verkörperung der Gesellschaft. Im Catilina ist Cäsar (im Gegensatz zu Cato) der Hort der Freiheit und des Volkes; den Höhepunkt des Jugurtha bildet die Persönlichkeit des Marius, der glänzendste Typ der Demokratie; in den Historien war Sertorius als möglichst tadelloser Charakter geschildert. Diese parteipolitische Einstellung hinderte den Sallust, ein großer Historiker zu sein, ein großer Künstler war er doch.

Gebhardt (2) zeigt im Schlußkapitel, daß Sallust auch in seinen historischen Monographien Tendenzschriftsteller geblieben ist. Er wollte in seinen Geschichtswerken keineswegs bloß sagen, „wie es eigentlich gewesen sei"; er wollte vielmehr auf seine Zeit politisch wirken (ähnlich wie Heinrich v. Treitschke). „Sallust hatte sich dem Eroberer Galliens aus reinem Egoismus angeschlossen, geradeso wie Curio. Beide sind an dieser Allianz zugrunde gegangen. Curio fiel als tapferer Offizier auf dem Schlachtfeld; Sallust erlebte vor Gericht seinen politischen Bankrott. Aber dieser Zusammenbruch vermochte den Kampfesmut des genialen Taugenichts nicht zu dämpfen. Er vertauschte nur das parlamentarische Schlachtfeld mit dem der politisch-historischen Publizistik. Die politische Leidenschaft ist ihm bis zu seinem Tode treu geblieben; sie ist es auch, die, unterstützt von packender Darstellungskraft, den Leser seiner Schriften noch heute in seinen Bann zwingt."

Was nun Sallusts Vorbilder anlangt, so weist Münscher (3) drei Stellen aus Xenophon nach. Cat. 13, 3 = Mem. II 1, 30, Jug. 107, 1 = Cyrup. III 3, 45, Jug. 10, 4 = Cyrup. VIII 7, 13—14. — Auf das Verhältnis des Sallust zu Poseidonios kommt Norden (4) S. 145 [2] zu sprechen: „Auf die reflexionsmäßige Haltung der Proömien — von ‚Philosophie' zu reden, wäre doch eine zu große Ehre — ist in diesem Sinne oft hingewiesen worden, zuletzt wohl von W. Jäger, Nemesios v. Emesa (Berlin 1914) 130 f. Eine bisher meines Wissens übersehene wichtige Ergänzung bietet ein Vergleich des langen Exkurses *de moribus mutatis* Cat. 5, 9 — c. 13 mit dem großen Proömium, mit dem Poseidonios die Erzählung des Marsischen Krieges einleitete (bei Diodor XXXVII 3); die Kongruenz der Betrachtungsweise ist hier besonders augenfällig." Dagegen erscheint Norden die Benutzung des Poseidonios für die Geschichtserzählung im Jugurtha nicht erweisbar trotz der auffallenden Kongruenz zwischen Strabo XVII 831 (= Poseid.) *ἦν δὲ ἡ πρὸς τῇ Μαυρουσίᾳ (χώρα) προσοδικωτέρα τε καὶ δυναμικωτέρα* und Sall. Jug. 16, 5 *quae pars Numidiae Mauretaniam attingit agro virisque opulentior* [K. Strenger, Strabos Erdkunde von Libyen (Berlin 1913),

S. 12]. Jedenfalls geht der ethnographische Exkurs Jug. 17 ff. nicht auf Poseidonios zurück. — Auch auf das Nachleben Sallusts kommt Norden a. a. O., S. 411 [2] und 471 zu sprechen. Prokopios hat schwerlich von dem berühmten Exkurs über den Pontos im III. Buch der Historien Kenntnis gehabt. Sein Zeitgenosse Laurentius Lydus (de mag. prooem. p. 1, 15 III p. 93, 22 Wünsch) verdankt sein Zitat aus dem I. Buch der Hist. den Vergilscholien. „Wo spätere lat. Autoren Geographisches über den Pontus berühren, pflegen sie ihre Kenntnis dem Exkurs im III. Buch der Hist. zu verdanken. Da nun von 19 uns erhaltenen Fragmenten dieses Exkurses nicht weniger als 10 dem Servius verdankt werden, so wird die Vermutung, daß er ihm auch seine Kenntnis der pontischen Herculessäulen entnahm (zu Aen. XI 262), um so mehr erlaubt sein, als Sallust in dem Exkurse über Sardinien in B. II auf die Wanderungen des Hercules im Westen zu sprechen kam, wobei er auch die spanischen „Säulen“ erwähnt haben muß (vgl. fr. 4, 5 Maur.).

Interessant ist es auch, zu sehen, wie Sallusts historische Erkenntnis fortschreitet. Vgl. Th. Birt, BphWS. 1920, S. 670, Anm. 9: „Bei Sall. Jug. 114 sind die Cimbern und Teutonen noch Galli; die Historien schrieb er später, und da erscheinen die Germanen. Die Unterscheidung, die Cäsar in seinem VI. Buch vollzog, setzte sich eben nicht gleich durch; erst in Anlaß des Sklavenkrieges gab Sallust ihr Folge.“

II. Die einzelnen Schriften.

a) Coniuratio Catilinae.

1. A. Rosenberg, Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte. Berlin 1921 (56. C. Sallustius Crispus: Bellum Catilinarium, S. 174—177).
2. O. Gebhardt, Diss. Halle 1920 [S. VII, 3].
3. W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. 2. Aufl. hg. von P. Groebe. 5. Bd.: Pomponii, Porcii, Tulli. 3. Teil (Schluß des Bandes). Leipzig 1919.
4. F. Münzer, Römische Adelsparteien und Adelsfamilien. Stuttgart 1920.

Rosenberg (1) läßt Sallust die Aufgabe übernehmen, der Wirkung der nach Ciceros Tode im Jahre 42 herausgegebenen Schrift *de consiliis*, in der Cäsar rücksichtslos als Anstifter der

Catilinarischen Verschwörung bezeichnet war, kraftvoll entgegenzutreten. Dieser tat das nicht in der Form des schlichten *commentarius*, sondern schuf ein voraussetzungsloses Kunstwerk, als ob der Stoff nur künstlerisches und ethisches Interesse hätte. „So trägt das Bellum Catilinarium seinen merkwürdigen Zwittercharakter zwischen Geschichtswerk und politischer Broschüre. Mit der letzteren hat es den kleinen Umfang gemein sowie die schlichte Erzählung der Tatsachen; die dramatische Ausmalung der Einzelszenen, wie sie der künstlerischen hellenistischen Geschichtschreibung eigen war, fehlt durchaus. Dagegen mahnt an ein Geschichtswerk die kunstvolle, durch alle Effekte eines vollendeten Redners gehobene Sprache sowie die Einlegung von Reden und Charakteristiken der Hauptpersonen. Seine stilistischen Muster suchte Sallust in Thukydides und Cato, aber von den jüngeren römischen Historikern hat er sich, wie es scheint, keinem so verwandt gefühlt wie dem Fannius. Mit ihm trifft er zusammen in der durchaus politischen Färbung der Darstellung, die bei beiden sich gegen die Nobilität richtete, ferner in der Aufnahme großer Parteireden und eindringlicher Charakteristiken. Es scheint sogar, daß auch Fannius seinem Werke ein Proömium allgemeinen, philosophischen Inhalts vorausgeschickt hat, so wie es Sallust zu tun pflegt. — Eine ‚catilinarische Verschwörung' im gewöhnlichen Sinne des Wortes hat es nie gegeben. Tatsächlich war Catilina in den Jahren 63—66 nur ein Gehilfe der Popularpartei und ihrer Führer Cäsar-Crassus im Kampf gegen die Optimaten und Pompejus. Indessen hatte Cicero in seinen ‚Catilinarischen Reden' eine andere Auffassung vertreten. Er kämpft äußerlich nur gegen Catilina und dessen sozialrevolutionäre Freunde . . . Zweitens hatte Cicero in einer Taktik, die dem Parteikampf aller Zeiten eigen ist, den Gegensatz vom politischen auf das moralische Gebiet hinübergespielt und seine Gegner als Lumpen und Verbrecher schlimmster Art hingestellt. Dagegen in der Schrift *de consiliis* brauchte Cicero keine Rücksicht zu üben . . . Sallust appelliert nun gewissermaßen von dem Cicero der ‚consilia' an den Cicero der ‚Catilinarischen Reden' . . . Im ganzen genommen ist freilich das ‚Bellum Catilinarium' eine wenig erfreuliche Arbeit; denn Sallust hat hier mit vollem Bewußtsein die Geschichte der Jahre 64 und 63 verfälscht und aus Catilina einen Romanhelden gemacht."

Gebhardt (2) glaubt (S. 19f.), Sallust habe sich für die Angriffe Ciceros, der sich auch in dem Sensationsprozeß, der nach Ablauf seiner Statthalterschaft in Afrika gegen Sallust angestrengt wurde, als Redner beteiligt habe, in feiner, geistvoller Weise, die

alle plumpen Schmähungen geschickt gemieden habe, gerächt: „im Catilina. der Anklageschrift gegen die verrottete Nobilität, die ihn gestürzt hatte. In der Darstellung des Anarchistenputsches der sechziger Jahre billigte er dem Konsul des Jahres 63 v. Chr., dem die Aufdeckung und Unterdrückung jener Verschwörung der Stolz seines ganzen Lebens war und blieb, nur eine kümmerliche Statistenrolle zu und umgab auf dem Höhepunkt der Catilinatragödie, in der Senatssitzung vom 5. Dez., den strengen Moralisten Cato, der nur designierter Volkstribun war, mit allem Glanz des Siegers, der die Mehrheit des Senates durch seine Rede, die über die Verschworenen das Todesurteil aussprach, mit sich fortriß. Aus Ciceros eigenen Briefen wissen wir, wie bitter er eine Schmälerung seiner Verdienste, die ihm den Ehrentitel ‚Vater des Vaterlandes' eingebracht hatten, gerade in diesem Punkte empfand. So sprach er Atttikus unverhohlen seine Entrüstung aus, daß Brutus in seiner Lobschrift auf Cato ihm, dem Helden des 5. Dezember, nur die dürftige Rolle eines Berichterstatters und willenlosen Gefolgsmannes Catos zuerkannt hatte. Cic. ad Att. XII 21, 1 (17. März 45 v. Chr.) *me autem hic laudat, quod rettulerim, non quod patefecerim*, Worte, die Sallust boshaft in seine Darstellung übernimmt: Cat. 50, 3 *consul . . . convocato senatu refert, quid de eis fieri placeat.* Brutus hatte dem Retter des Vaterlandes nur das Lob ‚optimus consul' zugebilligt, und Sallust hatte nichts Eiligeres zu tun, als seinen Feind gleichfalls mit diesem nichtssagenden Prädikat in seiner Darstellung zu beehren: Cat. 43, 1 *bellique gravissumi invidiam optumo consuli imponeret.* Das alles spricht dafür, daß Sallust einen Lebenden, keinen Toten damit treffen wollte; er konnte von Ciceros Unwillen über die Herabsetzung seiner Verdienste durch Brutus bei dem Mitteilungsbedürfnis des Redners gegenüber andern wissen. Dann wäre der ‚Catilina' noch zu Lebzeiten Ciceros, etwa im Jahre 43 v. Chr., als dieser als Vorkämpfer der Nobilität auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, nicht erst nach seinem Tode erschienen."

Drumann-Groebe (3) suchen auf S. 517 ff. auf Grund des gesamten historischen Materials eine ausführliche Darstellung der Verhandlungen im Senat am 5. Dez. 63 zu geben. Über Cäsars Gutachten S. 520 ff., über Catos Gutachten S. 533 ff.

Münzer (4) schließt sich S. 272 f. der Ansicht von Ed. Schwartz (Hermes 32, 564. 570) an, daß Sallust in Sempronia den Sohn, den Cäsarmörder Dec. Brutus, den die Getreuen Cäsars als Verräter am bittersten haßten, habe treffen wollen, und vermutet, daß diese

Frau „von hohem Adel und hohem Reiz, von feinster Bildung und glänzendster Begabung, von kühnem Ehrgeiz und zügelloser Leidenschaft“ das Kind der alten Stiefschwester ihres Mannes gewesen sei, d. h. „die echte und rechte Tochter eines Vaters, dessen Cicero und seine Altersgenossen mit einer Mischung von Ehrfurcht und Schauder gedachten, des großen Tribunen G. Gracchus. In Geist und Wesen war jedenfalls die Sempronia Sallusts diesem größten Träger des Semproniernamens nicht unähnlich“. — (S. 349.) Silanus mußte sich in der Senatssitzung vom 5. Dez. 63, in der er als designierter Konsul, zuerst um seine Meinung gefragt, die Todesstrafe für die Catilinarier beantragt hatte, als er unter dem Eindruck von Cäsars Ausführungen den Antrag mit einer gewundenen Erklärung zurückzog, von seinem Schwager Cato eine scharfe öffentliche Zurechtweisung gefallen lassen, die allerdings Sallust in seiner Rede (Cat. 51) gestrichen hat (doch vgl. Plut. Cat. min. 23, 1).[1])

b) Bellum Jugurthinum.

Nach A. Rosenberg (a. a. O., S. 177—179, § 57: C. Sallustius Crispus: Bellum Jugurthinum) ist auch diese Schrift eine „Tendenzarbeit, die die Unfähigkeit des Nobiles, den Staat zu regieren, zeigen soll. Auf der anderen Seite konnte in C. Marius ein Heros der Popularpartei gefeiert werden . . . Weil Sallust selbst Politiker durch und durch war, konnte er der größte politische Historiker werden, den Rom hervorgebracht hat. Die Darstellung ist zwar einseitig nach dem Parteistandpunkt des Verfassers orientiert, aber Geschichtsfälschungen wie im ‚Catilina‘ sind hier nicht nachgewiesen“. [Doch sind die Ereignisse in tendenziöser Absicht stilisiert; vgl. die Diss. von C. Lauckner, Leipzig 1911 (Jb. 1920, II, S. 140 ff.), die merkwürdigerweise Rosenberg nicht zitiert]. Für die Urgeschichte Libyens hat Sallust eine punische Schrift benutzt, die er während seines dienstlichen Aufenthaltes in Afrika sich hat übersetzen lassen. Mit Recht weist R. die Historien des Sisenna als Quelle des b. J.

[1]) Vgl. auch W. Schönbrunn, Erziehung zum kritischen Denken bei der Lektüre lat. Klassiker (Cic. I. Catil.). Berlin 1921. — Durch die Lektüre Sallusts erhalten wir das Bild eines sehr nervösen und reizbaren aber außerordentlich stark empfindenden Menschen; Catilina ist ein Idealist und Schwarmgeist, der sich zur Rettung und Befreiung des geknechteten Volkes berufen fühlte. Sch. zeigt nun, wie es dem „Streber“ Cicero gelungen ist, „diesen Schwärmer zum größten Schweinehund und Verbrecher zu stempeln, zum Vaterlandsverräter, zum sinnlosen Mörder und Mordbrenner, zum schamlosen Räuber und Totschläger“.

zurück; die polemischen Worte (c. 95) beziehen sich nur auf Sisennas Äußerungen über die Persönlichkeit Sullas.

c) Historiae.

A. Rosenberg, a. a. O., S. 179—181: „Sallust ist allmählich vom Parteijournalisten zum wirklichen Geschichtschreiber emporgestiegen . . . Daß die Historien gar keine politische Tendenz haben sollen, ist bei dem Charakter ihres Verfassers gerade nicht anzunehmen. Zunächst wurden wieder die Fehler der Nobilität gegeißelt. Sodann war das Buch ein Protest gegen den pompeianischen Gedanken . . . Sallust suchte zu zeigen, daß der alte Pompejus weder ein ‚großer' noch ein sympathischer Mann gewesen ist. In Spanien habe er trotz aller Anstrengungen den wirklichen Helden Sertorius nicht überwinden können, und die Hauptarbeit gegen Mithradates habe Lucullus geleistet, den nur die Intrigen seiner Feinde um die Frucht seiner Siege gebracht hätten. Pompejus habe nur in maßloser Eitelkeit seine eigene Persönlichkeit überschätzt und durch Renommierberichte den Senat zu täuschen gesucht; einen solchen Mann als ‚römischen Alexander' hinzustellen, sei geradezu lächerlich." — Über den Vorkämpfer der Popularpartei und Historiker C. Licinius Macer vgl. Rosenberg, a. a. O., S. 136 f. — Über Lepidus und seine Rede vgl. Münzer, a. a. O., S. 311.

III. Überlieferung.

A. Kurfeß, Zu Sallust III. BphWS. 1920, S. 1172 ff. gibt die 'Lesarten eines alten Leipziger Druckes' der *orationes et epistolae*, auf den L. Lange (Leipz. Stud. 2 [1879] S. 290) aufmerksam machte, ohne eine Kollation mitzuteilen. Es ist die einzige Sonderausgabe, die wir haben; Jahr und Druckort sind nicht beigefügt. Die Lesarten schließen sich eng an die Editio princeps (Rom 1475) an. Archaische Formen sind nur überliefert: (Ahlberg 1919), p. 149, 20 *pessume*, 152, 21 *novos*, 156, 2 *advorsa*, 157, 38 *quamvis* (= quom vis), besonders auffallend p. 153, 1 und 155, 2 *queis*. 153, 11 findet sich bereits die Verbesserung *sumptuum* (*sumptum* V).

* B. L. Ullman, The Vatican Manuskript of Caesar, Plinius and Sallust and the Library of Corbie. (Reprinted fr. Philol. Quaterly I, [1922], S. 17—21.)

IV. Ausgaben.

1. C. Sallusti Crispi Catilina, Jugurtha, orationes et epistulae excerptae de Historiis. Recognovit Axel W. Ahlberg. Leipzig

1919 (Teubner). [Vgl. A. Klotz, BphWS. 1919, S. 1204 bis 1210; A. Kurfeß, Sokrates 1920, S. 318—320].

2 a. C. Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber. Erklärt von Rudolf Jacobs, 11. verb. Aufl. von Hans Wirz [hg. von A. Kurfeß]. Berlin 1922.

2 b. C. Sallusti Crispi de coniuratione Catilinae liber, orationes et epistulae ex Historiis excerptae. Erklärt von Rudolf Jacobs, 11., z. T. veränderte und verb. Aufl. von Hans Wirz und A. Kurfeß. Berlin 1922 (Weidm.).

3 a. C. Sallusti Crispi bellum Catilinae. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von J. H. Schmalz. 10. Aufl. (Bibl. Gothana). Gotha 1919.

3 b. C. Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber. Von demselben. 10. Aufl. Ebd. 1920.

4 a. Des C. Sallustius Crispus bellum Catilinae. Herausgegeben von Carl Stegmann. Text. 5. Aufl. Leipzig und Berlin 1920 (B. G. Teubners Schülerausgaben).

4 b. Des C. Sallustius Crispus bellum Jurgurthinum. Herausgegeben von demselben. 4. Aufl. Ebd. 1920.

*5. Sallust. With an English translation by F. C. Rolfe. London-NewYork (Loeb Classical library) [Vgl. Class. Review XXXV (1921), S. 79].

*6. C. Sallustio Crispo. *La congiura di Catilina* commentato da G.B. Cammozzi (Nuova collezione di classici latini commentati ed illustrati ad uso delle scuole. Firenze 1918. [Vgl. Boll. di Fil. cl. XXVII (1920/1921), S. 45 f.]

Ahlbergs Teubnerausgabe (1) ist eine bequeme Handausgabe, die in knapper Form, doch in zuverlässiger Weise über die Überlieferung (auch die indirekte) Auskunft gibt. Im Vergleich zur großen Ausgabe ist die Zahl der im Apparat vermerkten Hss etwas kleiner; zum Teil ist auch eine andere Bezeichnung gewählt, so *A* statt P^1, C statt P^2, *M* statt M^2, so daß sich jetzt das Stemma folgendermaßen darstellt (vgl. Jb. 1920 II, S. 158):



Die Abweichungen der Lesarten von denen der Editio Upsaliensis sind nicht wenige (vgl. meine ob. a. Besprechung). Neu hinzugekommen sind die 'orationes et epistulae excerptae de Historiis'. Während Maurenbrecher durchweg die modernen Formen einsetzte, verfällt Ahlberg ins andere Extrem und setzt überall die archaischen Formen ein. Im ganzen ist die Ahlbergsche Ausgabe verläßlicher als die von Maurenbrecher[1]). Or. Phil 19 schrieb Maur. mit einer Hs des Nonius *obrepsit*, Ahlberg wieder mit den Sall.-Hss *oppressit*. Als Druckfehler blieb bei Ahlberg, p. 150, 32 *bonis* (statt *bonus*) stehen. Ep. Mithr. 7 (p. 160, 7) war *Eumenen* (statt *Eumenem*) zu schreiben (vgl. vier Zeilen vorher oben *Persen*). P. 151, 23 hätte im Apparat angemerkt werden können ⟨*plebei*⟩ *trib. pot.* Prisc. gramm. I 243. Or. Lep. 17 (p. 147, 30) halte ich das überl. *parata* für möglich (vgl. Jug. 31, 17). Ep. Pomp. 9 (p. 155, 23) liest Ahlberg *sumptui onerique sunt*; das geht nicht an: entweder ist *sumptui onerique* (V) zu lesen oder *sumptui aerique sunt* (A); das letztere ist erlesener. Or. Macri eb (p. 159, 5) setzt Ahlberg vor *quia* ⟨*scilicet*⟩ mit Servius ein; ich halte die Stelle ohne das ironische *scilicet*, das dem ernsten Macer (im Gegensatz zu Lepidus) wenig liegt, für wirksamer.

Das bellum Jugurthinum hat Wirz (2) noch druckreif hinterlassen; der Kenner wird viele feine Bemerkungen darin finden. Keine Seite ist unverändert geblieben. Von 134 ist die Schrift auf 150 Seiten angewachsen. Der Ref. hat nur die Abweichungen von der Ahlbergschen Ausgabe (1915) am Schluß verzeichnet, desgl. einige neue Literatur im Anhang nachgetragen. Vom Catilina sind die ersten 20 Kapitel noch in Wirz bearbeitet; außerdem finden sich im Nachlaß zahlreiche Bemerkungen zu or. Lep. und Phil., die am stärksten umgearbeitet wurden. Im übrigen wurde die neuere Literatur der letzten 25 Jahre sorgsam benutzt. Die Einleitung ist neu geschrieben.

Die Ausgabe von Schmalz (3) ist ein unveränderter Abdruck der 9. Aufl. Die Schulausgabe von Stegmann (4) legt bereits die Ausgabe von Ahlberg (1919) dem Text zugrunde; an zirka 35

[1]) Durch Vergleich der beiden Ausgaben haben sich bei Maurenbrecher folgende Versehen herausgestellt: or. Lep. (I 55) 9 *sceleris* (statt *scelerum*) *et contumeliarum* [*omnium* om. Mb.] *finis est. Quorum* [*adeo* om. Mb.] *Sullam* etc.; 21 *bonorum* (statt *honorum*) or. Cott. (II 47) 5 *fama et fortuna* (statt *fortunis*); ep. Pomp. (II 98) 2 *vicem me* (statt *me vicem*), 10 *transgradientur* (statt *transgedientur*); or. Macr. (III 48) 15 *tolerate* (statt *toleratis*) ep. Mithr. (IV 69) 2 *liceret* (statt *licet*).

bzw. 50 Stellen ist der Text geändert. Vielfachen Wünschen entsprechend, ist jetzt die Einleitung dem Text vorangestellt.

V. Erklärung einzelner Stellen (Textkritik).

[Einige Stellen sind auch unter VI (Sprachliches) behandelt.]

Von vielen Seiten in Angriff genommen wurde Jug. 38, 10 *quia mortis metu mutabantur.* A. Kunze (BphWS. 1919, S. 140 bis 144) rollt das ganze bis dahin bekannte Material auf; er ändert *mortis metu movebantur.* F. Krohn (ebd. S. 501) schlägt vor: *iugulabantur,* M. Wallies (ebd. S. 983) *motabantur.* Im Gegensatz dazu erklärt A. Kurfeß (ebd. S. 983) mit J. Fuchs, ohne den Text zu ändern: „Die drückenden und schmachvollen Bedingungen erfuhren durch die Todesfurcht in den Augen der Römer eine wesentliche Änderung, sie erschienen in milderem Lichte." Unabhängig davon kam W. A. Baehrens zu derselben Auffassung. A. Schöne endlich (ebd. 1920, S. 862—64) vermutet: *quia atrocissima metuebantur* [vgl. auch A. Klotz, ebd. 1919, S. 1205].

Einige Vermutungen von Hans Wirz (erkl. Ausg. des bell. Jug., 11. Aufl. 1922, Anhang S. 153—156) verdienen Erwähnung. Jug. 16, 3 verteidigt er mit den Hss *in amicis* (statt des bisher üblichen *in inimicis*), 52, 2 *nam ⟨pro⟩ Metello virtus militum erat*, 110, 5 *⟨alii⟩ a pueritia . . . habuisse*, 114, 1 *Cn. Mallio.* — Kurfeß liest (ebd.) Cat. 35, 5 *sicuti esset effeta partu.*

L. Vallmazzi, Appunti I (Boll. di filol. class. 27 [1920], S. 13) hält die bisher übliche Interpretation von Cat. 12, 2 *pudorem pudicitiam, divina atque humana promiscua habere* 'non fare distinzione tra pudore e pudicizia', vielmehr ist *promiscuus* im Sinn von *communis* 'gewöhnlich' zu fassen: vgl. Tac. Ann. XI 25, 18 *promiscum patris patriae cognomentum*, Germ. 5 Schl. *promiscua et vilia mercantibus* [vgl. dazu Gudeman 1916; schon Wirz[10] 1894 faßte es im Sinne von *vilia* u. verglich or. Cottae 3].

*E. Bolaffi, Note a Sallustio [Cat. 19, 1; 35, 5; Jug. 42, 3] Rivista indo-greco-italica di filologia, lingua, antichità IV (1/2).

VI. Sprachliches.

1. F. Harder, Zu der Mischkonstruktion. Glotta X (1919) S. 141.
2. K. Löschhorn, Kleine grammatische und kritische Bemerkungen zu Sallust. BphWS. 1919, S. 45—48.
3. A. Kunze, Zu Sallust. BphWS. 1919, S. 860—864.

4. A. Kurfeß, Zu Sallust I. II. BphWS. 1919, S. 692—694, 959—960.

5. A. W. de Groot, De numero oratorio Latino. Diss. Groningen 1919. [Vgl. G. Ammon, BphWS. 1920, S. 244 ff.]

6. A. Reinert, Zum kritischen Infinitiv im Lateinischen. Wiener Blätter I 3 (1922), S. 20—22.

Harder (1) vergleicht zur Konstruktion nach Art von *metus, maeror* — *pars dolere, pars timere* Sall. Jug. 39, 1; 21, 4; Cat. 6, 1 (ab — ba). Die logische Anordnung der Gedanken ist aufgegeben und wird freier und willkürlicher angeführt (ab — Chiasmus). Noch künstlicher Cat. 3, 3 : abc — acb; 14, 2 a (= αα) b — b (ββ) a. — Löschhorn (2) rennt offene Türen ein, indem er darauf hinweist, daß Sallust nach *quippe qui* stets den Indikativ setzt und *quippe* häufig im Sinne von „nämlich" gebraucht, ebenso, daß Sallust statt *loca* im Jug. öfter *locos* setzt. Ferner glaubt er, es entspreche nicht sallustischem Sprachgebrauch *dehinc* in der Aufzählung zu gebrauchen, darum sei Cat. 3, 2 *deinde* zu lesen. Endlich sei nach der Schreibweise Sallusts *die* für *diei* zu lesen (Jug. 21, 2). Die übrigen kritischen Anmerkungen gibt er — man staune — zur erkl. Ausgabe von Jacobs, 3. Aufl. 1858!! — Mit Recht wendet sich A. Kunze (3), der Herausgeber des Lexicon Sallustianum, gegen diese unzulänglichen Ausführungen und ergänzt die Ausführungen über *quippe*, *locos* statt *loca* auf Grund des ihm zu Gebote stehenden vollständigen Materials, wendet sich mit Recht gegen die Uniformierung der Formen wie *die*; auch *dehinc*, glaubt er mit Karl Nipperdey, dürfe, obwohl es höchst auffällig in der Aufzählung sei, gegen alle Hss nicht geändert werden. — Kurfeß (4) faßt Cat. 37, 5 das überlieferte *alii qui* jetzt im Sinne von *ἄλλοι τινές* und vgl. Jug. 45, 2 *aut quem alium cibum* (*ἤ τινα ἄλλον σῖτον*; Jug. 17, 6 *haud saepe quem* (Fronto) [vgl. bes. or. Macri 15 *aut alium quem deum*]. Schon Jb. des Phil. Ver. (Sokrates 1916) S. 205 las er Jug. 3, 1 mit den führenden Hss *quibus per fraudem iis fuit uti* und faßte *esse* im Sinne der griech. *ἔστι* (*licet*). Daß diese Auffassung für Sallust möglich ist, bestätigt A. Kunze, BphWS. 1919, S. 622 mit dem Hinweis auf Hist. II 77 *cuius erat de nomine exaudiri sonores*. Endlich macht K. darauf aufmerksam, daß der Wechsel zwischen Praes. und Perf. hist. bei Sallust nicht willkürlich ist; Jug. 104, 1 ist *rediit* (nicht *redit*) zu lesen; Cat. 70, 1 schreibt Ahlberg mit Recht *secedit* (Jordan *secessit*). Im zweiten Aufsatz behandelt K. die Cons. temp., beim Praes. hist. Jug. 103, 3 glaubte Tosatto *placeat* in *placeret* ändern

zu müssen; K. hält an der Überlieferung fest, *delegit* ist nicht Perf., sondern Praes. [Diese Stelle hatte schon A. Kunze Sallustiana III 1 (1897), S. 27 und 28 ausführlich besprochen]. Darnach ist endlich Jug. 75, 5 mit Gruter *praesto forent* zu schreiben. — Nach Groot (5) vertreten Sallust und Livius im Gegensatz zu Cicero den echten lateinischen Rhythmus; nach der Silbengruppierung kann man diese beiden geradezu als metrische Prosaiker bezeichnen. Sie bevorzugen Zäsuren wie *urbibus essent* – ⏑⏑ | – ⏓, meiden *esse liceret,* wodurch der Versausgang ohrenfälliger wird. — Reinert (6) greift vier Beispiele aus Sallust heraus (Cat. 6, 3 f., 13, 3; 31, 2. Jug. 39, 1), die dadurch bemerkenswert sind, daß mehreren erzählenden Infinitiven ein Substantiv vorausgeht, das einen Erregungszustand bezeichnet. Am bedeutungsvollsten aber ist die Verwendung des Inf. hist. in der Charakteristik Caesars (Cat. 54, 4) und Sullas (Jug. 96, 2). Daraus schließt er: „Für die antiken (und auch modernen) Schriftsteller ist der Infinitiv in der Form des Selbstbefehls ohne Bezeichnung der Person der gegebene Ausdruck für lebhafte Darstellung seelischer Vorgänge“.

Von A. Kunze, Sallustiana II (Leipzig 1893) ist demnächst, wie mir der Verf. in liebenswürdiger Weise mitteilt, ein anastatischer Neudruck zu erwarten. [Vgl. hierüber Schlee, Jb. d. Phil.-Ver. zu Berlin 1895, S. 110 ff.]

VII. Die strittigen Sallustiana.

1. Jos. Klek, Symbuleutici qui dicitur sermonis historia critica per quattuor saecula continuata. (Rhet. Stud. hg. v. Drerup. 8. Heft) Paderborn 1919. [Vgl. F. Levy, BphWS. 1920, S. 577 ff.]
2. F. Novotný, Nová klausulová methoda a pochybná Sallustiana. Listy filol. XLV (1918), p. 257—264.
3. O. Gebhardt, Sallust als politischer Publizist während des Bürgerkrieges. Zwei offene Briefe an Cäsar. Diss. Halle 1920.
4. F. Levy, Sallust ad Caesarem II 13. BphWS. 1920, S. 1198 f.
5. C. Sallusti Crispi ad Caesarem senem de re publica epistulae. Recensuit A. Kurfeß. Leipzig 1921. [Vgl. A. Klotz, Lit.-Z.-Bl. 1921, S. 421; F. Levy, Phil. WS. 1921, S. 945 ff.]
6. A. Kurfeß, Zu Sallust IV. Phil. WS. 1921, S. 527.
7. A. Kurfeß, Zur Frage der Echtheit der Epistulae ad Caesarum senem de re publica. Phil. WS. 1922, S. 165 f.

8. A. Kurfeß, Die Invektive gegen Cicero, ein echtes Stück Sallust. Jahresb. des Phil. Vereins zu Berlin 48 (1922), S. 66 ff.
9. A. Kurfeß, Zu Sall. inv. in Cic. Phil. WS. 1922. [Erscheint demnächst.]
10. A. Kurfeß, Zu Ps.-Cic. inv. in Sall. 7, 19. BphWS. 1920, S. 168.

Klek (1) analysiert p. 106—113 ('De Sallustii qui ad Caesarem senem inscribuntur symbuleuticis') die 'oratio' und 'epistula' und findet zwar ähnliche Gedanken in beiden, doch verschiedene *περίστασις*. Im Anschluß an R. Pöhlmann [das Buch von Ed. Meyer hat er noch nicht benutzt] tritt er für die Autorschaft Sallusts ein (S. 112 f.): „Adeo autem inter se similes sunt symbuleutici Sallustio tributi, ut aut unius auctoris opera eos dicas aut auctorem, qui alterum conscripsit, priorem imitatum esse sumas. Si vero eum, qui symbuleuticum alterum scripsit, alterius exemplum secutum esse ponimus, fieri non potest, quin praeclari alicuius scriptoris hoc exemplum fuisse censeamus, quoniam utrumque scriptum rhetorum commentum putare mihi quidem absurdum esse videtur. Cuiuslibet enim rhetoris opus vix imitatus esset alter. Ego tamen unius viri esse scripta putare malim, et quamquam Sallustium auctorem esse certissimis argumentis comprobari posse vix confido, tamen veri simillimum duco illius esse scripta . . . Symbuleutici autem speciem utramque scriptum totam praebet: ostendunt prooemium symbuleutico accomodatum, consilium universum, praecepta singula cum admonitione et dehortatione coniuncta, exemplorum usum, cohortationem. De negotiis autem veris imprimis est consilium, ita ut scripta symbuleuticis deliberativis, non suasionibus iure subiciamus.

Mit Benutzung der in der BphWS. 1917, 217 ff. dargestellten Methode weist Novotný (2) als charakteristischen Unterschied zwischen Sallusts und Ciceros Stil das Verhältnis zur daktylischen Silbenfolge in der Klausel nach: bei Cicero wird diese gemieden, bei Sallust gesucht; dagegen die Verbindungen . . – ◡, – – ◡ oder . . . – ◡, ◡ ◡ – ◡, die bei Cicero einen hohen Klauselwert haben, erscheinen als Klauseln bei Sallust relativ selten. Die so gefundenen Kriterien des sallustianischen Stils, verglichen mit Ergebnissen der analogen Analyse der drei strittigen Stücke, zeigen bestimmte Verwandtschaft des Stiles der beiden Suasorien mit dem echten Sallust; das Material der Invektive ist zwar gering, aber auch so kann man wenigstens sagen, daß es keine positiven Merkmale des sallustianischen Stiles enthält.

Gebhardt (3) fügt dem bereits von Ed. Norden [bei Ed. Meyer, Cäsars Monarchie etc., S. 582, 2] beigebrachten Zeugnis Gell. XVII 18, wo die *seria et severa oratio* Sallusts nur die Schrift vom J. 46 gemeint sein kann, die das ganze Altertum als „Rede" galt, ein bisher noch nicht verwertetes Zeugnis bei Cassius Dio XLIII 9, 2 bei; die Worte *τοιαῦτα συγγράμματα* (plur.!) *συγγράψας* können nach dem Zusammenhang nur auf die beiden politischen Broschüren vom J. 49 und 46 gehen. Die zweite, zeitlich frühere Schrift, die als „Brief" hinter der „Rede" steht gemäß der sonstigen Anordnung der Reden und Briefe aus den Historien, läßt sich noch näher datieren: 21.—23. Februar 49. Eine eingehende Analyse der beiden „Programmschriften" und ihre Vergleichung mit Cäsars Reformbestrebungen lassen auf überraschend intime Kenntnis auch der geheimsten politischen Absichten des Diktators schließen. Sallust hat sein Talent bewußt in den Dienst der Sache Cäsars gestellt, der dafür den aus dem Senat Gestoßenen wieder rehabilitierte und ihm schließlich die Statthalterschaft von Africa nova übertrug. Die Notiz von Lenaeus (Suet. gramm. 15) ist nach Gebhardt nicht auf die Historien, sondern auf diese beiden offenen Briefe zu beziehen. [Die etymologisierende Form" *viritute* (II, 8, 7) ist zu streichen, da sie nicht überliefert, sondern auf einem Versehen Jordans beruht.] Über weiteres vgl. meine Besprechung Phil. WS. 1921, S. 52—55. In einer Anmerkung am Schluß (S. 45 f.) behandelt G. die schwierige Stelle II 4, 2.

Levy (4) ist gleichfalls von der Echtheit der Epistulae überzeugt. Mit dem Schlußkapitel der zweiten Schrift (c. 13) vergleicht er Plat. Crit. 50 a — e. Doch ist die Anlehnung nur eine äußerliche. Sallust klammert sich nicht eng an sein Vorbild, sondern ist bemüht, trotz der fremden Form etwas Eigenes zu geben.

Die bisherigen Ergebnisse der Forschung sucht die kritische Ausgabe von Kurfeß (5) zusammenzufassen. Im Apparat werden sämtliche Abweichungen des cod. V gegeben, in einem zweiten Apparat die wichtigsten Parallelen aus Sallust. Für das übrige ist zu vergleichen Index IV: Congruentiae Sallustianae. Dazu gibt er (6) die genaue Kollation aus einem alten Leipziger Druck (Phil. lat. 74 = l der Ausgabe, ein Apographon der Editio Romana 1475). Endlich greift er (7) eine für die „Mentalität" des Verfassers charakteristische Stelle heraus II, 7, 4 ff. = I 7, 2 f. und vergleicht sie mit Cat. 10, 2 und 12, 7.

Was nun die Invektive gegen Cicero betrifft, so tritt

Kurfeß (8) neuerdings für die Autorschaft Sallusts[1]) ein. Die politische Gesinnung entspricht durchaus der des jungen Sallust, dem der Schwätzer Cicero von Anfang an ein Greuel war. Hervorgerufen ist das Pamphlet durch Ciceros politische Schwenkung im J. 54, nicht zuletzt auch durch seine Selbstverherrlichung in seinen Epen, von denen das eine (*de temporibus*) gerade im J. 54 abgefaßt zu sein scheint. Darum das zweimalige Zitat, das andere Mal sogar parodiert. Der Stil ist nicht sallustisch; vielmehr sucht der Verfasser Cicero nachzuahmen, doch so, daß die z. T. wörtlich herübergenommenen Stellen und die vielen sonstigen Anklänge geradezu sarkastisch wirken. Und doch lassen sich nicht unwesentliche Parallelen aus dem echten Sallust beibringen. Ja, sogar die Solöcismen lassen sich aus Sallust erklären (9). Natürlich ist das Schriftstück kein Exzerpt aus einer wirklich oder angeblich gehaltenen Rede, sondern als Ganzes genommen ein politisches Flugblatt, das eben durch seine Kürze besonders wirksam war. Das Pamphlet wurde selbstverständlich anonym herausgegeben und verbreitet. (Zu der Praxis solcher Pamphlete vgl. Cic. ad Att. III 12, 1). Aber Quintilian war Kenner genug, um dieses Produkt für sallustisch zu halten.

„Es wäre geradezu unbegreiflich“, meint Gebhardt (a. a. O., S. 17), wenn Cicero die überaus günstige Gelegenheit, seinen Widersacher vernichtend zu treffen [bei dem Sturm auf Sallusts gesellschaftliche und politische Stellung anläßlich des Skandalprozesses nach seiner Provinzialverwaltung], hätte unbewußt vorübergehen lassen, er, der so gern seine Wut an den verhaßten Handlangern Cäsars ausließ, da es gefährlich war, den noch verhaßteren Meister selbst anzugreifen.“ Cicero brauchte nur in einer Rede im Senat

---

[1]) Des Referenten frühere Auffassung hat A. Rosenberg, Einleitg. usw. zur röm. Gesch. (1921) S. 72 angenommen: „Die Invectiva ist die Arbeit eines — wenn auch kundigen — cicerofeindlichen Literaten der frühen Kaiserzeit, der für seinen Angriff die Maske des Sallust vornahm. Die Invektive ist nämlich gutenteils ein Flickwerk aus ciceronischen Phrasen, die in gewandter Weise gegen Cicero selbst ausgespielt werden.“ — Funaioli tritt a. a. O. für die Echtheit der Epistulae und der Invektive ein. Zu inv. 2, 2 bemerkt er (S. 1934): „Das Haus war ja nach der Zerstörung neu errichtet worden und von Cicero wieder bewohnt. Die Pointe der Anspielung liegt eben nur darin, daß jenes Haus früher einem Crassus gehörte, ob in jetzigem Zustande oder nicht, das ist eine Sache, die die Gelehrten angeht, nicht aber einen Menschen, der unter dem brennenden Druck des Hasses im Kampf des Tages *maledicta* schleudert. Gerade hier sprudelt das Leben.“ — Auch Groebe (Drumann V², 551) scheint für die Echtheit der Invektive zu sein.

nach bewährter Methode auf den grellen Widerspruch zwischen seinen hohen Worten und seinen schändlichen Taten hinzuweisen. Dafür spricht inv. in Cic. 1, 1 und 1, 3; mit *oratione* kann nur die zur Zeit der betr. Senatssitzung gerade aktuelle „Rede" des J. 46 gemeint sein. — Inv. in Cic. 7, 19 verteidigt K. (**10**) die Überlieferung *tamquam somno* (statt *somnio*) *beatus*.

[Abgeschlossen am 1. Juli 1922.]

Bericht über die Literatur zu Varro aus den Jahren 1909—1918.

Von

Karl Mras in Graz (Wien).

Dieser Bericht schließt sich in seiner äußeren Form sowie in der inneren Ausgestaltung an meinen ersten Varrobericht (Bu 143. Bd. 1909, S. 63—111) an. Auch diesmal habe ich auf Übersichtlichkeit und zusammenhängende Darstellung Wert gelegt. Die Schrift De lingua Latina ist hier nicht berücksichtigt. In dem Zeitraum, der dem Berichte zugrunde liegt, hat sich die Forschung besonders mit Varros Werk über die Landwirtschaft befaßt; auch die Frage des Ursprunges und der Entwicklung der Satire ist viel behandelt worden. Zu meiner großen Freude habe ich die ausländische Literatur fast vollständig in meine Hände bekommen. Für besonderes Entgegenkommen schulde ich Herrn Prof. Dr. Plinio Fraccaro in Pavia großen Dank.

Übersicht.

Allgemeines.

M. Schanz, Geschichte d. röm. Literatur (Handb. d. kl. Altertumswiss. VIII. Bd., 1. T., 2. Hälfte), München 1909[3], S. 422 bis 450.

W. S. Teuffels Geschichte d. röm. Literatur, 6. Auflage. I. Bd., Leipzig 1916, S. 321—344.

E. Martini, Grundriß d. Gesch. d. röm. Literatur, I. Teil. Münster 1910, S. 192—206.

W. Kopp, Gesch. d. röm. Liter., 9. Aufl., Berlin 1913, S. 48—51.

E. Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft (herausg. v. A. Gercke u. E. Norden), I. Bd., Leipz. 1910, S. 481 ff. u. 548 ff., 2. Aufl. 1912, S. 347 ff. u. 416 ff.

Fr. Leo, Die Kultur d. Gegenwart (herausg. v. P. Hinneberg), T. I, Abt. VIII, II 1, 3. Aufl. 1912.

C. Bardt, Röm. Charakterköpfe in Briefen. vornehml. aus Cäsar. u. Trajan. Zeit, 1913, S. 216 ff.

F. Lübkers Reallexikon d. kl. Altertums, 8. Aufl. 1914 (Terentius Nr. 21).

E. Zeller, Die Philosophie der Griechen, III. T., 1. Abt., 4. Aufl. (herausg. v. E. Wellmann), 1909, S. 692 ff.

A. Lebouton, Poesie u. bildende Kunst im Zeitalter des Augustus, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 66 (1915), S. 111.

C. Morawski, De contentionibus litterariis apud Romanos, inprimis apud Ciceronen, Eos XIX (1913).

In der neuen Auflage von Schanz sind Varro neun Seiten mehr gewidmet als in der zweiten Auflage; ganz umgearbeitet ist der jetzt „Charakteristik Varros" betitelte § 193 a. In der neuen Bearbeitung der Literaturgeschichte Teuffels sind die allgemeine Charakteristik und die Stilcharakteristik des Autors neu hinzugekommen. Vollständig neu ist gegenüber der Darstellung M. Zoellers die E. Martinis. Auch im neuen „Lübker" ist der Abschnitt

über Varro ganz umgestaltet, der biographische Teil gekürzt; dafür sind Literaturangaben dazugekommen. Bardts Charakteristik ist ebenso ausführlich als wohl abgewogen. Die Widersprüche in Varros Wesen und in seiner Schriftstellerei werden von Norden, Martini und Bardt gut hervorgehoben: Jst Varro einerseits als Forscher (d. h. in rein wissenschaftlichen Werken) formlos, so ist er anderseits als Schriftsteller (d. h. in Werken der schönen Literatur) formgewandt. Als Gelehrter läßt er es oft an dem nötigen Scharfsinn fehlen, auch mangelt ihm die Fähigkeit, das Quellenmaterial zu durchdringen und zu verarbeiten; andererseits ist er aber doch ein scharfsichtiger Beobachter. Ein Fehler ist auch seine Vorliebe für allzu schablonenhafte, pedantische Gliederung. Mit Recht heißt er bei Teuffel einer der größten Kompilatoren aller Zeiten. Diese Schattenseiten werden aber durch schwerwiegende Vorzüge aufgewogen: sein kernrömisches Wesen (Martini), die sein ganzes Wirken beherrschende Liebe zu seinem Volke (Schanz), seinen warmherzigen Patriotismus (Teuffel). Mit einer auf J. Geffcken, Hermes 27, S. 388 zurückgehenden Bezeichnung wird er von Norden, Schanz und Martini ein Romantiker genannt. Lebouton weist kurz darauf hin, daß damals Literatur und Kunst aus denselben Gründen gleichzeitig retrospektiv geworden sind. Interessant ist der Vergleich — den Norden und Bardt ziehen — zwischen Varro und Cicero, zwischen dem schwerfälligen Gelehrten und dem beweglichen Künstler, wie sich Norden ausdrückt. Das Verhalten Ciceros gegenüber dem Reatiner ist von Eifersucht auf dessen, dem seinigen weit überlegenes Wissen nicht frei. Im Einklang mit der Forschung der letzten Jahrzehnte, die — m. E. allzusehr — die Persönlichkeit des Posidonius in den Vordergrund geschoben hat, betonen Norden und die Herausgeber der Werke von Teuffel, Kopp und Zeller (s. Zeller[4] S. 699, Anm. 1) den Einfluß des pythagoreisch gefärbten Stoizismus des Posidonius auf Varro. Auch Leos sonst nur wenig veränderte Ausführungen a. a. O. haben in der neuen Auflage bezeichnenderweise gerade in dieser Hinsicht eine bedeutendere Veränderung erfahren: man vergleiche S. 341f. der 1. Auflage mit S. 439 der dritten: S. 440f. steht ein in jener Auflage gänzlich fehlender Abschnitt über den mächtigen Einfluß des Posidonius auf Mit- und Nachwelt, Griechen und Römer. Varros Einfluß auf die Nachwelt war unzweifelhaft größer als der des Posidonius; seine Wirkung auf die nachfolgende literarische Produktion bezeichnet Martini mit vollem Recht als enorm.

Morawski untersucht die Art und Weise der philosophischen und literarischen Polemik bei Cicero, Lucrez und Varro, wobei der Hauptteil der Arbeit Cicero gilt und Varro mit Lucrez am Schluß kurz abgetan wird (S. 15f.).

Erstes Kapitel.

Der Katalog der varronischen Schriften.

A. Klotz, Der Katalog der varron. Schriften, Herm. 46 (1911), 1—17.

G. L. Hendrickson, The Provenance of Jerome's Catalogue of Varro's Works, Classical Philology VI (1911), 334—343.

Die Geschichte der Entdeckung dieses Kataloges, die in jeder Literaturgeschichte nachgelesen werden kann, setze ich als bekannt voraus. Kaum entdeckt, wurde er von Ritschl in einem Aufsatze (Rh. Mus. N. F. VI 481—560 = Opusc. III 419—505) einer eingehenden Behandlung unterzogen. Bezüglich des Ursprunges des Verzeichnisses nahm dieser an, daß es offenbar auf Varro selber zurückgehe, jedenfalls nicht erst von Hieronymus zusammengestellt worden sei, da er seine Liste mit den Worten schließt: *et alia plurima, quae enumerare longum est. vix medium descripsi indicem et legentibus fastidium est.* Hier knüpft Klotz an und meint, daß die Liste aus der Einleitung zu den Imagines stamme, wo Varro von der Bedeutung der Siebenzahl (vgl. den Nebentitel Hebdomades) gesprochen und sich dabei über sich selber folgendermaßen geäußert hat (Gell. III 10, 17): *se quoque iam duodecimam annorum hebdomadam ingressum esse et ad eum diem septuaginta hebdomadas librorum conscripsisse*, also 490 Bücher, genau so viele, wie das Verzeichnis des Hieronymus umfaßt. Da bekannte Werke, wie De gente pop. R., fehlen, nimmt Kl. an, daß Hieronymus, dem es nur auf die Zahl der Bücher angekommen sei (bekanntlich vergleicht er die umfangreiche wissenschaftliche Tätigkeit des Origenes mit der Varros), in den Titeln mehrfach eine Zusammenziehung vorgenommen habe, so gleich unter Nr. 1 XLV (statt XLI) *libros antiquitatum*, wo sich die Zahl 45 durch Hinzufügung der vier Bücher De gente p. R. ergebe. Dagegen nimmt Hendrickson mit Recht Stellung. Mahne schon die Tatsache zur Vorsicht, daß Hieronymus der naheliegenden Versuchung widerstanden sei, 13. *De scaenicis actionibus* III und 14. *De actis scenicis III* unter einer Nummer anzuführen, so sei es vollends unwahrscheinlich, daß unter den

λογιστορικῶν LXXVI (Nr. 4), wie Kl. S. 8 meint, Werke wie De antiquitate litterarum ad Accium und De utilitate sermonis inbegriffen seien. M. E. erklärt sich XLV statt XLI (unter Nr. 1) einfach als Verschreibung und ist vor Nr. 2 (IIII de vita populi Romani) das bis auf ein Wort gleichlautende ⟨IIII de gente p. R.⟩ ausgefallen. Klotz' Ansicht, daß der Katalog aus der Vorrede der Imagines stamme, lehnt H. ab; er läßt die Alternative gelten, daß Varro entweder in seiner Autobiographie am Schluß seines Lebens eine vollständige Liste seiner Werke mitgeteilt oder aber solche Informationen gegeben habe, daß sie die Grundlage für einen von einem späteren Gelehrten verfaßten Katalog bilden konnten[1]) (wenn er für den zweiten Teil seiner Alternative die Bezeichnung satirarum l. und satirarum Menipp. l. ins Treffen führt, so geht er dabei von einer falschen Voraussetzung aus; s. unten, Drittes Kapitel, 1). Allein H. möge bedenken, daß die Gleichheit der Zahl (490 Bücher nach Varros Angabe in der Vorrede der Imagines und ebensoviele in Hieronymus' Verzeichnis) die Möglichkeit eines bloßen Zufalls übersteigt. Auch irrt er, wenn er Kl.' Auslegung des duodecimam annorum hebdomadam ingressum bekämpft: in der Tat konnte Varro auch in seinem 80. Jahre noch sagen, er stehe im Beginn seiner 12. Lebenshebdomade. Trotzdem glaube ich nicht an die Herkunft des Verzeichnisses aus der Vorrede der Imagines. Nicht nur daß Varro dort gar keinen Anlaß hatte, eine genaue Liste zu entwerfen, spricht auch der Umstand dagegen, daß nicht bloß *imaginum* XV (Nr. 3), sondern auch eine *ἐπιτομή ex imagin. l.* XV (Nr. 27), in vier Büchern, im Katalog genannt wird, was zu der ganz unwahrscheinlichen Annahme nötigen würde, daß Varro seine Vorrede zu den Imagines erst nach Vollendung des Auszuges aus diesem Hauptwerk niedergeschrieben habe. Die Sache dürfte sich m. E. so verhalten: Varro hat wahrscheinlich in seiner Autobiographie (De sua vita l. III), wie bereits Ritschl annahm, Rh. Mus. a. a. O., S. 551, d. h. offenbar in seiner letzten Lebenszeit, eine Liste seiner Werke gegeben [vielleicht hat er sie nach der Plünderung seiner Bibliothek zur Zeit der Proskriptionen begonnen, um den Bestand des ihm verbliebenen Restes neu aufzunehmen[2]).

[1]) Letzteres nimmt auch W. A. Baehrens an, Herm. 50 (1915), S. 264, Anmerk. 1.

[2]) Darauf scheinen mir seine Worte bei Gellius a. a. O. hinzuweisen: . . . ex quibus aliquam multos (sc. libros), cum proscriptus esset, direptis bibliothecis suis non comparuisse.

und später die Neuerscheinungen nachgetragen], die Zusammenstellung aber nach der Siebenzahl vorgenommen (man denke an seine Vorliebe für pythagoreische Zahlenspielerei und schablonenhafte Systematisierung!); dabei machte er natürlich nach 7 × 70 Hebdomaden (= 490 Büchern) einen bedeutungsvollen Einschnitt. Wenn Hieronymus sich äußert „vix medium descripsi indicem", so hat er außer den 39 Nummern, die er anführt, noch ungefähr ebensoviele vorgefunden (aber natürlich mit weit geringerer Büchersumme, denn Ritschl hat die Gesamtzahl der Werke des Polyhistor auf etwa 620 veranschlagt). Was das Ordnungsprinzip der Liste betrifft, so wird sie weder von einem chronologischen noch von einem sachlichen Prinzip beherrscht; wohl aber sieht man, daß die Hauptwerke an die Spitze gerückt sind, die belletristischen Werke (hauptsächlich Dichtungen) an den Schluß (in der vollständigen Liste mußten sie in der Mitte ihren Platz haben). S. 9 f. und S. 12 bespricht Kl. Differenzen zwischen dem Katalog und sonstigen Zitaten.

Zweites Kapitel.

R. R. libri III.

1. Allgemeines.

G. Ferrero, Grandezza e decadenza di Roma, vol. III (Mailand 1904), S. 400—408.

F. gibt a. a. O. eine wundervolle Charakteristik[1]), voll tiefer Gedanken, von Varros Werk über die Landwirtschaft, das er in politisch-sozialer und nationalökonomischer Hinsicht würdigt, und damit auch von Varros Persönlichkeit selber. Varro steht inmitten des Kampfes zwischen den alten bäuerischen Traditionen und dem merkantilen Geist der neuen Zeit. Sein zwiespältiges Wesen macht sich auch in dieser Schrift bemerkbar: er betrachtet die großen Städte als Pflanzschulen der Verderbtheit, des Müßigganges und der Verschwendung, preist die strenge Reinheit des Landlebens — und schreibt doch das III. B., um den Landwirten Anweisungen zur Ausnützung der Laster der Großstädte, besonders Roms, zu geben (Vorschriften über die Zucht von Drosseln, Gänsen, Tauben, Hühnern, Pfauen und anderen Kleintieren, deren Fleisch als Leckerbissen galt).

---

[1]) 1909 war sie noch nicht zu meiner Kenntnis gelangt; ich trage ihre Besprechung daher jetzt nach.

2. Ausgabe.

G. Goetz, M. Ter. Varr. rer. rust. l. tres. Post H. Keil iterum ed., Leipzig 1912.

Nach seiner eigenen Praefatio (S. III f.) wiederholt G. S. IV bis X die Keils von 1889, woran er S. X—XVI eine textkrit. Besprechung zahlreicher Stellen schließt. Von derselben Voraussetzung wie Keil ausgehend (alle Hss. gehen auf den verlorenen Marc. zurück), will G. pietätvoll seine Ausgabe nur als eine Erneuerung der Keilschen betrachtet wissen, obwohl sehr viel eigene Arbeit — entsagungsvolle und wertvolle zugleich — in ihr steckt. Die Zweiteilung des Apparates hat er mit Recht aufgegeben und in orthographischen Dingen die Schreibweise des Archetypus trotz aller Schwankungen abgedruckt. S. 2 steht jetzt eine (in Keils kleiner Ausgabe fehlende) Übersicht über die hs. Überlieferung (die dort gegebene Erklärung von v = lectiones eiusdem ed. correctae a Politiano ist die richtige, s. Keils große Ausgabe S. XV, S. 2 u. 112; daher hätte G. S. VIII die damit in Widerspruch stehende Erklärung dieser Sigle aus seines Vorgängers kleiner Ausgabe nicht übernehmen sollen: über G. Merulas Vorgehen vergleiche man die große Ausgabe, S. XIV). Mit eigenen Konjekturen ist er sparsam (z. B. II 1, 10 *alia multa* sc. cognomina, für *alii multi*, sehr wahrscheinlich; III 10, 1 *nomine* ⟨*alieno*⟩ [Keil ⟨*graeco*⟩ *nomine*] *chenoboscion appellatis:* m. E. ist *nomine* prägnant gebraucht und ein Zusatz daher unnötig). An zweifelhaften Stellen hat er sich noch viel öfter als K. an die Lesart des Archetypus angeschlossen, so I, 34, 1 *putescere* (semina soleant; K. *putrescere*) wie *macescit* I, 55, 1 (sc. olea; *marc.* K.) und *macescat* III, 16, 9 (*marc.* K.), wo übrigens die Überlieferung auf *maciscat* weist, wie schon Scaliger geschrieben hat; I, 55, 6 *in acervis* (von K. getilgt) *iactando ventilare oportet* (sc. oleas: solange sie in Haufen beisammen sind, s. S. XII); 57, 1 *parietes et solum* . . . *loricandi* (Keil — um); II 5, 7 *leviter*, sc. spina remissa (K. *leniter*); 9, 2 *diversos* (von Schörl in seinem im 4. Abschnitt zu erwähnenden Aufsatz S. 100 gut verteidigt; Keil *adversos*). Die Überlieferung hätte noch an einigen anderen Stellen gehalten werden können, z. B. III 16, 30 *quae* (apes) *primo cum* (G. wie K. *quae primum*) *exierunt*. Die von mir, Varrobericht, Bursian 143, 66 (s. auch G.' Praef. XIV) verbesserte Konjektur von Ellis zu II, 8, 4 *ut cibo suffundemus vires* besteht auch jetzt noch zu Recht. Denn was soll das heißen: vires suffundere (sc. asinis admissariis)? Dagegen gibt suffundare (stützen) den verlangten Sinn;

zudem ist es aus den Sat. Men. (524 B.) bezeugt. Im Index nominum ist unter Diophanes Bithynus (p. 158) ein Versehen aus Keils Ausgabe übernommen: nicht dieser wird „81. 2“, d. i. II 1, 27 erwähnt, sondern Cassius Dionysius. Ein Verzeichnis der Autoren, die Varro zitiert, oder auf die er anspielt, wird schmerzlich vermißt (so zu III 17, 10 endo suam domum). Es ist sehr zu bedauern, daß G. zu H. Schörls wichtigem Aufsatz (s. weiter unten, 4. Abschnitt) nicht mehr in seiner Ausgabe Stellung nehmen konnte.

3. Übersetzungen.

Lloyd Storr-Best, Varro on Farming. The three Books Rer. rust. translated with Introduction, Commentary and Excursus, Londo. 1912.

Roman Farm Management. The Treatises of Cato and Varro, done into English with Notes of Modern Instances by a Virginia Farmer. New York 1913.

Von diesen beiden Werken, die mir nur aus den erschienenen Besprechungen bekannt sind (W. Warde Fowler, Classical review 27, S. 105f.; F. F. Abbott, Classic. philology 9, S. 450f.; W. Becher, Berl. philol. Wochenschr. 34, S. 278f.), scheint das zweite das bedeutendere und interessantere zu sein. An beiden Übersetzern rühmen die englischen Kritiker, daß es ihnen gelungen sei, eine Vorstellung von Varros eigenartigem Wesen zu geben. Beide kennen das heutige Italien und ziehen moderne Verhältnisse zur Erklärung antiker Erscheinungen heran. Mit dem Text gibt sich nur der erste Mühe, der auch gelegentlich Verbesserungen vorschlägt. Seine Übessetzung scheint genauer zu sein, während es sich beim zweiten um eine Umsetzung in modernes Denken handelt, wie die originelle Übertragung von Cato 5 bei Abbott anschaulich zeigt. Dafür liegt ihr Hauptwert in den Anmerkungen, die auf ausgebreiteter Lektüre, persönlicher Erfahruug, weiten Reisen und guten Fachkenntnissen beruhen (Abbott). Der Verfasser, der mit F. H. zeichnet, ist nach Abbotts Vermutung Fairfax Harrison, ein in Amerika wohlbekannter Finanzmann und Eisenbahnpräsident, der — wofür sein Werk Zeugnis ablegt — für die antike Literatur warme Begeisterung hegt.

4. Textkritik.

H. Schörl, Textkrit. Untersuchungen zu Varros Büchern von der Landwirtschaft, Wien. Stud. 35 (1913), 75—112.

W. A. Baehrens, Beiträge zur lat. Syntax, Philol. Suppl. Bd. XII, (1912).

W. Bannier, Wiederholungen bei älteren griech. und lat. Autoren, Rh. Mus. 69 (1914).

J. van Wageningen, Ad Varronem, Classical Quarterly VI (1912), 206.

E. Kalinka, Partitives ab, Berl. phil. Wochenschr. 37 (1917), 572 ff.

O. Keller, Zu Varro rer. rust. II 1, ebenda, 1252 f.

L. Havet, La note L dans Varron, Rer. rust. libri, Revue de phil. N. S. 37 (1913), 131 f.

V. Lundström, Småplock ur Columellas språk, Eranos 15 (1915), S. 202, Anmerk. 1.

Im I. Abschnitt seiner Arbeit („Über unsere Überlieferung und insbesondere über den Wert des Cod. Vindob. 33", S. 75—79) nimmt Schörl Stellung gegen die zuerst von A. Schleicher, Meletematon Varronian. specimen I (1846) S. 15 vermutungsweise, dann von Keil mit Bestimmtheit vorgetragene Ansicht, daß alle Hss. der landwirtschaftlichen Werke Catos und Varros aus einem Kodex stammen, der sich noch im 16. Jahrh. in der Markusbibliothek in Florenz befunden hat, seitdem jedoch verschollen ist. Er macht besonders auf den Cod. Vindob. Latinus 33 aufmerksam, von dem er vermutet, daß er nicht auf den Marc. zurückgehe, sondern aus derselben Quelle wie dieser stamme. Wirklich schlagende Beweise für seine Ansicht hat Sch. nicht beigebracht, er darf aber das Verdienst für sich beanspruchen, zu erneuter Untersuchung der Hss. Varros angeregt zu haben. Da über das Alter des Kodex weder Keil noch Sch. sich äußern, habe ich ihn selber eingesehen. Der erste Blick ließ erkennen, daß er dem 15. Jahrh. angehört und aus Italien stammt (Humanistenhs.). Er erhält (fol. 1^r — 29^v) die drei Bücher Varros[1]), ist aber am Anfang durch Ausfall von Blättern so verstümmelt, daß er jetzt erst mit I 48, 1 *pro inde ut* beginnt; darauf folgt Columella, doch ist dessen letztes Buch ebenfalls verstümmelt. Jedenfalls könnte der Vindob. aus dem Marc. nicht nach dessen Verstümmelung abgeschrieben sein, da in ihm der Schluß, von III, 17, 4 *gregatim* an, vorhanden ist. Um den Kodex zu qualifizieren, bespreche ich einige Stellen, aus deren Tat-

[1]) Die Bemerkung im Katalog der National- (früher Hof-) Bibl., Tabulae codd. mss. . . . . in Bibl. Palat. Vind. asservat. vol. I p. 5, daß bloß zwei Bücher enthalten seien, ist falsch.

sachenmaterial ich einen ganz anderen Schluß als Sch.[1]) ziehe: II 2, 11 *quaad refrigeratu aere vespertino rursus pascunt* (sc. oves) Cod. Marc., *quoad refrigerato* e. q. s. A m. 1 corr., Vind., Edit. I: Gerade die Parallelität zu dem vorhergehenden *dum defervescant* (sc. meridiani aestus) spricht nicht gegen (wie Sch. S. 93 meint), sondern für *quaad refrigeratur* (Keil), das auch durch *aere vespertino* gesichert ist (neben *vespert.* wäre doch *refrigerato* überflüssig, ja unhaltbar). Also hat der Vindob. hier keine ursprünglicha Lesart, sondern eine Konjektur. II 4, 12 *scio me isse spectatum suem*] *esse* Marc., *isse* Vind., Ursinus „ex vetere codice", wie unzweifelhaft richtig ist und auch Keil (desgleichen Goetz) schreibt. *Isse* war leicht durch Konjektur zu finden. II 5, 10 *quod — non tam frequentes quam in Thracia*] *quamquam* cod. Marc., *quam qui* v, *quam* (richtig!) Vind. (allein, Sch. S. 99): einfache Konjektur (*quamquam* Dittographie). Um die Beseitigung einer Dittographie handelt es sich auch II 8, 4 *cum peperit equa* (*peperit* v Vind., *pepererit* PAB). III 16, 22: die hs. Lesart (PA^1B) ist *sed et transiturae sint.* An *et* ist wegen des folgenden *et*, das damit korrespondiert, nicht zu rütteln; *sed si* (A^2 v Vict.) ist jedenfalls eine Humanistenkonjektur, die durch einige vorhergehende si nahegelegt worden ist. Da nun der Vind. ebenfalls *sed si* bietet (Sch. S. 112), haben wir darin wohl einen Fingerzeig zu erblicken für unser Urteil über die Herkunft und das Wesen dieser Hs. Daß sie mit A (einem Paris. s. XII XIII) und besonders mit B (Laurent. 51, 4, s. XV) übereinstimmt. hebt Sch. S. 78 hervor.

Von Schörls Vorschlägen zur Textgestaltung sind einige evident richtig, andere sehr beachtenswert. Ich mache besonders auf folgende aufmerksam: I 45, 3 hat Goetz Keils *coguntur* mit Recht wieder aufgegeben (er schreibt + *tinguntur*); vom Zusammenziehen, Gefrierenlassen ist hier ja nicht die Rede. Da nun an der zugrundeliegenden Theophraststelle (De caus. pl. I 12, 3) es heißt *διὰ τὸν πέριξ ἀέρα ψυχρὸν ὄντα* (Gegensatz *τὰ δὲ κάτω . . . . ὑπὸ τ. θερμοῦ συγκατακλειόμενα*) ist Schneiders Konjektur *cinguntur* (nach einem Cod. Venetus), die Schörl S. 82 wieder aufnimmt, sehr wahrscheinlich. I 55, 2 hat *quae* mit Keil auch Goetz; überliefert ist jedoch *qui* (sc. rami), woran man festhalten muß (Sch. S. 88), wenn auch im folgenden zu *adversam* wieder *oleam* zu denken ist. III 16, 11 *cum dicerent velle expectare* (Keil und Goetz)] *cum eis*

[1]) Im II. Abschnitt, Textkrit. Besprechung einiger Stellen aus Varros landwirtsch. Werke.

et (Vind. *ex*) *velle expectare* Codd. Mit Keil einen Ausfall von *dicerent* anzunehmen, ist sehr unwahrscheinlich. Ich stimme Sch. (S. 111) bei, der *cum ci vellent expectare* vorschlägt, erkläre aber die Entstehung der Korruptel anders: *et* vor *velle* ist m. E. die ursprünglich am Rande stehende Emendation — *ēt* (also *vellent* für *velle*). Über *eis* als Angleichung an die vermeintliche Präposition cum brauche ich kein Wort zu verlieren.

Baehrens' Untersuchungen ziehen auch zahlreiche Stellen von Varros R. R. l. in ihren Bereich. In manchen Stücken hat er unzweifelhaft recht; z. B. darf an Wiederholungen von Konjunktionen (wie im Griech. ὅτι) nach längerem Einschub kein Anstoß genommen werden, I 1, 2 das *ut* vor *ipse*, das nach sechs Wörtern wieder aufgenommen wird, nicht getilgt werden (B. S. 407; III 16, 32 dagegen ist eine ganz verderbte Stelle)[1]. *Et* zur Einleitung eines Hauptsatzes bei vorangehendem Nebensatz ist Erbgut aus alten Zeiten, wo Koordination und Subordination noch nicht geschieden waren, darf also z. B. II, 7, 9 vor ille nicht gestrichen werden (S. 427). Manchmal (vor Konjunktionen) bedeutet et ,und zwar', ist also nicht überflüssig: II 7, 15 et ideo (B. S. 428) und III 12, 7 et quod (S. 406, wo B. noch andere Belege aus anderen Autoren beibringt). Anderseits geht aber B. entschieden zu weit, wenn er die hs. Überlieferung auch in solchen Fällen verteidigt, wo Präpositionen fehlen, Wörtchen, die doch aus paläographischen Ursachen oder infolge Mißverständnisses einer Konstruktion leicht ausfallen konnten, wie I 15 ⟨*de*⟩ *terrae* (*de* ist doch nicht aus dem vorhergehenden *de* und den beiden nachfolgenden zu ergänzen, sondern vor *te-* ausgefallen); er kann mir auch nicht einen bloßen Akk. der Richtung in Prosa bei Verben wie conicere, addere, adferre glaubhaft machen, auch nicht die Annahme, daß III 9, 9 (B. bietet fälschlich III 8) *aequinoctio verno ad autumnale*, weil durch *ad* die 'Richtung wohin' angedeutet ist, infolgedessen *aequinoctio* als Ablat. separ. eindeutig bestimmt ist und der Präposition entbehren kann (daran glaubt auch Kroll nicht, Glotta VI 350).

Bannier beleuchtet durch beweiskräftige Belege die bekannte Tatsache, daß die Alten gegen Wiederholungen derselben Wörter wenig empfindlich waren. Damit entfällt der Anlaß, III 1, 4 *quod*

---

[1]) Auch A. Klotz, Zur Kritik einiger ciceronischer Reden, Rh. Mus. 68 (1913), S. 501 und Anm. 1 hält R. R. I 1, 2 das doppelte ut für richtig unter Hinweis auf Stellen aus Plautus u. Terenz, so Trin. 141, ebenso wie er Cic. Verr. V 73 das doppelte se bewahrt.

et in pace a rusticis Rom. alebantur et in bello ab his alebantur das zweite alebantur zu ändern, in *allevabantur* mit Gemoll (der Wochenschr. f. klass. Philol. 29, S. 978 f. die Priorität dieser Konjektur für sich reklamiert) und Ellis, oder mit Schoell in *al ⟨ae sum⟩ ebantur* oder gar mit Keil in *ducebantur*, zumal da Bannier aus Catos landwirtschaftlichem Werk — dessen Sprache, wie ich bemerke, auf Varros Werk infolge weitgehender Benutzung stark abgefärbt hat — ähnliche Beispiele beibringt (S. 497): 83 coicere — coicere, 134, 4 dato — dato, 157, 1 habet — habet.

J. van Wageningen schlägt zu R. R. I 13, 2 vor: *ut sit ⟨soli⟩ admota* (sc. culina), weil man einen Dativ vermisse und es von der Küche bei Vitruv VI 6, 1 heiße: in corte culina quam calidissimo loco designetur. Zunächst ist die Konjektur bestechend, allein sieht man näher zu, so muß man sie ablehnen: gemeint ist ja admota ad cellam vilici (s. Keil, Kommentar S. 46), von der unmittelbar vorher die Rede ist. Ich bemerke, daß, da der vilicus, was in der Küche vorgeht, zu beaufsichtigen imstande sein muß, deshalb diese ihren Platz in nächster Nähe seiner cella hat. Daß es heißt . . . quod ibi hieme . . . aliquot res conficiuntur usw. ist ganz natürlich, denn im Sommer ist das Gesinde auf den Feldern, ich verweise auf I 36 cum in agris opus fieri non potest, quae sub tecto possunt tunc conficienda antelucano tempore hiberno, wo auch die Beaufsichtigung dieser häuslichen Arbeiten durch den vilicus ausdrücklich erwähnt wird: quae dixi scripta et proposita habere in villa oportet, maxime ut vilicus norit.

II 1, 5 *etiam nunc in locis multis genera pecudum ferarum sunt aliquot, ab ovibus, ut in Phrygia; ubi greges videntur complures, in Samothrace caprarum quas latine rotas appellant*, nehmen Kalinka und Keller an *ab ovibus* Anstoß, aber während sich dieser damit begnügt, durch ein + eine Korruptel andeuten zu wollen, sucht Kalinka, unter Ablehnung partitiver Bedeutung des ab sowie der Auffassung, diese Präposition könnte hier den Ursprung oder den Ausgangspunkt bezeichnen, ab ovibus als eine in den Text eingedrungene Randbemerkuung zu dem unmittelbar vorhergehenden Satz zu erklären . . . a vita pastorali ad agri culturam descenderunt (nach Varro gründete sich die vita pastoralis wesentlich auf den Besitz gezähmter Schafe). M. E. liegt hier ein schönes Beispiel der bei Varro häufigen variatio vor: *ab ovibus* = *auf dem Gebiete, im Bereiche der Schafe* (wie πρός mit Genet) ist selbständig, dagegen hängt caprarum wohl eher von greges als von genera ab. Kellers Vorschlag, für *rotas* zu lesen *r⟨upicapr⟩as*, ist wenig wahr-

scheinlich, *strepsicerotas* (Schneider; nach Keller eine afrikanische Antilopenart) und *platycerotas* (Turnebus und Scaliger; nach Keller Damhirsche) sind gänzlich abzulehnen.

An mehreren Stellen der R. R. l. finden wir die Sigle . l . oder einfach l, mitten im Text, manchmal sogar mitten in einem Wort (z. B. I 55, 4 *bi*[*l*]*vium*). Havet möchte — wenig wahrscheinlich — L als mißverständliche Umgestaltung eines Z auffassen, der Abkürzung einer Form von *ζητεῖν* (aber wie sollten wir uns die Verwendung dieses griech. Zeichens in einer latein. Hs. erklären?)[1]). M. E. ist es sicher ein kritisches Randzeichen, dafür spricht ja der Umstand, daß es fast nur im ersten Buch vorkommt (außerdem schwache Spuren im zweiten)[2]), begreiflich, wenn wir uns vorstellen, daß ein Gelehrter die Schrift von Anfang an durchging. Bedeuten wird es „laudabilem locum", wie schon Scaliger vermutet hat (vgl. Keil a. a. O.) und wie das Zeichen schon in unserer hs. Überlieferung des Werkes gelegentlich aufgelöst worden ist: I 55, 1 [*laudabilior* L] und 59, 2 [L *laudabiliter*]; besonders verweise ich auf den dramatischen Abschluß dieses Buches, wo nach den Worten des Freigelassenen, der von dem eben vorgefallenen Messerattentat auf den Tempelhüter erzählt, . . . *tamen putare*[*t*] *se fecisse recte*, steht: L. Dann würde L etwa dem ὡρ = *ὡραῖον* der griechischen Hs. entsprechen. Möglicherweise hat es, später mißverstanden, dann eine weitere Verwendung gefunden und bezeichnete nun, wie Keil a. a. O. meint, „emendationem corruptae lectionis vel adnotationem aliquam in margine adscriptam". Für ganz ausgeschlossen halte ich es endlich nicht, daß es nichts weiter als ein mißverstandenes Verweisungszeichen ist. Aber für die Annahme, daß L laudabiliter u. dgl. bedeute, finde ich eine starke Stütze in der Tatsache, daß der Cod. Vind. III 16, 4 zu dem Vers *ἵππων — μέλισσαι* den Vermerk hat (unmittelbar nach *melise*): iocande = scherzend, witzig (Schörl a. a. O., S. 77).

Wie sich Lundström an zwei Stellen Columellas (I, 3, 1 und im Inhaltsverzeichnis nach dem 11. Buch) für die Beibehaltung der hs. Überlieferung *inspiciendo agro* (ohne *in*) einsetzt, so verwirft er auch bei Varro I 2, 8 *duo in primis spectasse videntur Italici homines colendo* die von Keil vorgenommene und von Goetz bei-

---

[1]) Heräus in seiner neuen Petronausgabe (von der weiter unten die Rede sein wird) hält z in einem Kodex des Nonius für ein Fehlerzeichen (zu Sat. Men. 320 B).

[2]) S. die Liste bei Keil, Komm. S. 18.

behaltene Einschiebung des *in* vor *colendo*, unter Hinweis auf Kühner-Stegm. Lat. Gr. II 1, 752 f. (modal-temporaler Ablat. des Gerundiums). Dazu bemerke ich, daß hier offenbar jene Verwendung des Gerund. vorliegt, die sich später in der Volkssprache so ausgebreitet hat, daß dadurch das Particip. praes. verdrängt wurde (übrigens könnte an unserer Stelle auch das *in* von *in primis* nachwirken).

5. Quellenfrage.

a) Die Quellen für R. R. l. III.

O. Hempel: De Varronis rer. rust. auctoribus quaestiones selectae. Dissert. Leipzig 1908.

M. Waehler: De Varronis rer. rust. fontibus quaestiones selectae. Diss. Jena 1912.

Hempels in schlechtem Latein (Si enim qua, certe haec conclusio est iusta, S. 62) geschriebene Dissertation, deren Stil durch das für das genus tenue einer Dissertation höchst unpassende Lieblingswort des Verfassers autumare nicht gehoben wird, noch weniger durch exorditus S. 20, befolgt den in vielen Dissertationen üblichen Grundsatz, einen erhaltenen Autor zugunsten eines verlorenen herabzusetzen. Hier ist Varro der „homo neglegens", Cassius Dionysius, von dem wir nichts besitzen, der „homo diligens" (S. 61). Eigentlich soll aber Varro sein Wissen nicht einmal dem Cass. Dionys., sondern dem Epitomator Diophanes verdanken (s. S. 83) — eine Annahme, die sich schon dadurch als unstichhaltig erweist, daß Varro I 9, 7 nicht wie sonst den Cass. Dionys., sondern den Diophanes zitiert, also beide Autoren auseinanderhält. Daß Varro Aristoteles und Theophrast bloß indirekt benutzt haben soll, ist ganz unrichtig; darüber habe ich ausführlich im letzten Varrobericht S. 68 gehandelt, in der Besprechung der ausgezeichneten Arbeit von G. Gentilli (De Varron. in l. R. R. auctoribus, Stud. ital. di filol. cl. XI 99—163). Die Untersuchung der Geoponika wird, davon abgesehen, daß es noch keine moderne textkrit. Ausgabe derselben gibt, dadurch erschwert, daß Varro selber (zum Teil mit Nennung seines Namens) in sie verarbeitet ist. Was übrigens die gelegentlichen Mißverständnisse betrifft, die Varro bei der Benutzung seiner Quellen unterlaufen, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir das Werk eines Achtzigers vor uns haben. Eine wichtige Quelle lassen sowohl Hempel als auch die anderen Varrokritiker fast ganz außer Betracht: seine eigene landwirtschaftliche

Praxis [1]); welche Bedeutung diese für die l. R. R. hat, erhellt schon aus der Häufigkeit, mit der Varro auf seine Heimat (wo er auch dieses Werk schrieb), Reate und Umgebung, zu sprechen kommt (s. den Index bei Goetz-Keil). Seine Vorlagen las er mit dem kritischen Blick des Fachmannes und paßte ihre für nichtitalische Länder bestimmten Vorschriften den Verhältnissen Italiens an (siehe meinen Varrobericht 1909, S. 69).

Fachkenntnisse Varros nimmt auch Waehler an (S. 62), dem natürlich Hempel, sein Rezensent, widerspricht, Berl. ph. Wochenschr. 33 (1913), 777 f.. W. geht in seiner Dissertation mit trefflicher Methode vor: Indem er zunächst das Verhältnis zwischen Varro und Columella untersucht (S. 8—42), konstatiert er, daß dieser jenen noch weit öfter benutzt hat, als er ausdrücklich sagt (charakteristisch besonders Colum. V 1, 5 die auffallende Bezeichnung eines Feldmaßes acnua, die er offenbar aus V. R. R. I 10, 2 hat, ohne daß er ihn nennt); manches varron. Gut verdankt er Zwischenquellen, Celsus, Hygin u. a. Die nach Ausscheidung dieser Stellen verbleibenden ähnlichen, aber keineswegs identischen Abschnitte beider Werke werden auf eine gemeinsame Quelle, Magos Epitome (Cass. Dionys.), zurückgeführt. Im 2. Kapitel wendet sich der Verfasser der Untersuchung der varron. Schrift zu. Stoff und Form der l. R. R. sind echt römisch; römische Schriftsteller zitiert Varro und verquickt ihre Ansichten mit seinen eigenen, zieht aber auch seine eigenen früheren Werke (so die Antiquit.) zur Illustrierung und Belebung des spröden Stoffes heran, zum Teil aus dem Gedächtnis, wie W. mit Recht bemerkt (S. 51 f.). Wie steht es nun mit Varros nichtrömischen Gewährsmännern? W. prüft S. 66—70 die in Betracht kommenden Aristotelesstellen und S. 71 bis 75 die Stellen aus Theophrast. Durch diese Untersuchung werden Gentillis Ergebnisse (s. oben) im wesentlichen betätigt. Von vornherein hätte man nicht daran zweifeln sollen, daß der ausgezeichnete Kenner der griech. Philosophie, dem selbst Cicero ein Kompliment macht (vgl. Acad. I 1, 3), seine Schrift auf dem Grunde der genauen Kenntnis der Werke beider Philosophen aufgebaut hat. Das richtige Urteil über Theophrast (I 5, 1 f.) kann nur auf eigener Lektüre beruhen; die Ähnlichkeit zwischen Varro und Theophrast (Histor. plant. u. De caus. plant.) ist oft so

[1]) Die auch Norden zu wenig würdigt (Einleit. in d. Altertumswiss. I S. 482 [1] = 349 [2]): „. . . deren (R. R. l.) Stoff er mehr aus griech. und lat. Büchern als aus eigener Erfahrung nahm, obwohl die Resultate dieser nicht ganz fehlen.“

groß, daß sich Varros Worte wie eine Übersetzung ausnehmen. Die Benutzung des Mago (Cass. Dionys.) schränkt W. gegenüber Hempel stark ein (4. Kapitel, S. 77—79).

b) R. R. l. III als Quelle.

E. Weiss, De Columella et Varrone rer. rust. scriptoribus. Dissertation, Breslau 1911.

C. Engelke, Quae ratio intercedat inter Vergilii Georgica et Varronis rer. rust. libros. Leipziger Dissertation (Blankenburg) 1912.

G. Wissowa, Das Prooemium von Vergils Georgica, Herm. 52 (1917).

Weiss' Vorgehen ist analog dem von Hempel, von Varro auf Columella umgesetzt (begreiflich also, daß es Hempels vollen Beifall gefunden hat, Berl. phil. Wochenschr. 32 [1912] S. 368f.). Weil von allen landwirtschaftlichen Autoren Celsus von Columella am häufigsten genannt wird (S. 3), sucht er zu beweisen, daß auch Columella nur eine Hauptquelle gehabt habe, nämlich Celsus, der seinerseits als Hauptquelle Dionysius-Diophanes benutzt habe. Trotz der handgreiflichen Übereinstimmungen zwischen Columella und Varro und ausdrücklichen Zitate — bes. instruktiv ist in dieser Hinsicht Columellas Vorrede zum VI. B. (s. die Zusammenstellung S. 31ff.) — geht er so weit, Columella die direkte Benutzung der R. R. l. des Reatiners abzustreiten (S. 40)! Wenn man sich nun vor Augen hält, daß Celsus' Werk über die Landwirtschaft bloß fünf Bücher umfaßte, das des Columella hingegen zwölf hat, muß man sich erstaunt fragen, woher dann C. diesen großen Überschuß bezogen haben soll. Selbst Hempel muß (in der oben erwähnten Besprechung von Waehlers Dissertation [S. 777]) zugeben, daß dieser die Kraft einiger Beweise von Weiss wesentlich geschwächt hat.

Engelkes Dissertation ist hauptsächlich gegen P. Jahn gerichtet, der in verschiedenen Schriften (s. meinen Varrobericht 1909, S. 70ff.) Abhängigkeit Vergils in den Georgika von Varros R. R. l. annahm. Von vornherein aber ist — was E. statt am Schluß, S. 52, an der Spitze seiner Arbeit hätte hervorheben sollen — die Wahrscheinlichkeit höchst gering, daß Vergil, der 37 v. Chr. mit der Abfassung seiner Georg. begann, Varros in demselben Jahre erschienenes Werk benutzt habe, zumal da jener in Neapel lebte. E. prüft zunächst (Pars I, p. 10—38) das Verhältnis des vierten Buches der G. (Bienenzucht) zu Varros R. R. III 16: nirgends

resultieren zwingende Beweisgründe dafür, daß Vergil den Varro benutzt habe. Auch im III. B. der Georg. (Pars II, p. 38—48) findet sich durchaus nichts, was mit zwingender Notwendigkeit auf Varro als Quelle hinweisen würde; z. B. ergibt die Beschreibung der Merkmale einer guten Kuhrasse bei Varro II 5, 7, verglichen mit der bei Vergil, Georg. III 51 ff. bemerkenswerte Unterschiede, ja Gegensätze (S. 39 f.). Auch in der Beschreibung des Fohlens, dessen Merkmale zu guten Hoffnungen berechtigen (Verg. G. III 72—94 ∾ Varro II 7, 5) ist Varro als Hauptquelle für Vergil ausgeschlossen (S. 41 f.). Hier wie dort bringt Vergil Merkmale vor, die bei Varro fehlen. Für das 2. Buch nimmt nicht einmal P. Jahn Varro als Quelle für Vergil an (sondern Theophrast) und für das 1. Buch kommt Varro ebensowenig in Betracht (Pars III, p. 48 ff.). Während O. Güthling (Wochenschr. f. kl. Philol. 29 [1912[1373 f.) mit Engelkes Resultat durchaus einverstanden ist (nur tadelt er sein schwerfälliges und oft nicht einwandfreies Latein), wendet sich Jahn in seiner Kritik (Berl. philol. Wochenschr. 33 [1913] 551—557), die eher als Selbstverteidigung zu bezeichnen ist, heftig gegen ihn.

Auf Varro führt Wissowa, wie schon andere vor ihm, bei Vergil die Anregung zurück, das Prooemium seiner Georgica in Form einer Anrufung von zwölf ländlichen Gottheiten abzufassen. Das sei keineswegs gewöhnlich, wie Varro selber hervorhebe (I 1, 4), der diesen Rahmen (die Zwölfzahl) römischem Kultbrauch entlehnt, die Götter selbst aber nach eigenem Gutdünken zusammengestellt habe (S. 95 ff.); wie willkürlich und schrullenhaft er dabei vorging, könne man daraus ersehen, daß die wichtigen agrarischen Gottheiten Saturn und Consus fehlen. Was nun Vergil betrifft, so gibt W. selber zu, daß er nicht die varronische Auswahl übernommen habe. Sehr besonnen urteilt über diese Frage (S. 50—52) Engelke (gegen ihn Wissowa a. a. O. S. 95, Anm. 2): Vergil zählt gar nicht gerade zwölf Gottheiten auf, von denen bloß fünf beiden gemeinsam sind, Sol, Luna, Liber, Ceres, Minerva (daß beide diese Götter anrufen, darf uns bei ihrer Bedeutung für die Landwirtschaft nicht wundern); Varro führt sechs Paare an, Vergil ordnet sie nicht paarweise; Vergils Götter stehen zu den einzelnen Teilen seines Werkes in Beziehung, Varro ruft nur Götter an, die den Ackerbau, den Gartenbau und die Ölgewinnung beschirmen. Mit Recht weist er ferner darauf hin, daß Vergil sich hier der typischen Gepflogenheit der Verfasser von Lehrgedichten anschloß (also keine Anregung von anderer Seite brauchte), man denke an

Arat (Zeus), Lucrez (I 21 Venus, „quae . . . rerum naturam sola gubernas"), Grattius (Diana), Manilius (Merkur).

6. Sachliches.

A. Geiss, Die politio in der röm. Landwirtschaft. Dissertation, Freiburg i. B. 1910.

J. Kromayer, Die wirtschaftliche Entwicklung Italiens im II. u. I. Jahrh. v. Chr. Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. 33. Bd. (1914), 145—169.

J. Curtis, The Double Flutes. Journ. of Hellenic Stud. 34 (1914), 89—105.

E. Fehrle, Die Heuschrecke im Aberglauben. Hessische Blätter f. Volkskunde, Bd. 11 (1912), 211.

W. Vollgraff, Ad Callimachi hymnum in Cererem. Mnemos. N. S. 42 (1914), 410 ff.

W. Soltau, Roms Gründungsjahr bei Ennius. Philol. 71 (1912), 317—319.

V. Lundström, Nya Enniusfragment. I. Eranos 15 (1915), 2 f.

Kurz erwähnt seien hier einige allgemeine Darstellungen, die für die sachliche Erklärung in Betracht kommen: der gut orientierende Artikel über Landwirtschaft im neuen Lübker (S. 577 bis 579), der an die Stelle des ganz ungenügenden Artikels über Ackerbau (7. Aufl.) getreten ist; der Abschnitt über Getreide (von Orth) in Paulys neu bearbeiteter Real-Encyclopädie, 13. Halbband (1910), S. 1336—1352; die Artikel über Düngung und Obstbau von J. Hoops im Reallexikon d. germanischen Altertumskunde.

Geiss behandelt einen terminus technicus der röm. Landwirtschaft, der nur selten vorkommt: bei Cato de agri cultura 136 (die Hauptstelle), ebendort 5 und einmal in den Digesten; ferner gibt es noch einige wenige Stellen, an denen ganz kurz von (de)politio oder (de)polire in landwirtschaftlichem Sinne die Rede ist, darunter Varro, Sat. Menipp. 589 B. Ich mache auf eine bisher übersehene Stelle, R. R. I 2, 10 aufmerksam (Cn. Tremelium Scrofam, virum omnibus virtutibus politum, qui de agri cultura Romanus peritissimus existimatur . . . fundi enim eius propter culturam iucundiore spectaculo sunt multis quam regie polita aedificia aliorum), wo jetzt klar ist, daß Varro ein Wortspiel beabsichtigt hat und beide Varrostellen einander illustrieren: aus jener [1]) folgt, daß Varro hier

[1]) Quid mirum? ex agri depolitionibus eiciuntur, hic in cenaculo polito recipiuntur.

auf die politio agri anspielt, und umgekehrt aus dieser, daß dort der Gegensatz zwischen agri cultura und städtischer Kultur vorliegt. Über die Bedeutung von politor und politio gibt es zwei Hauptansichten: 1. Der politor ist ein gewöhnlicher landwirtschaftlicher Arbeiter, der aushilfsweise bei der regelmäßigen Ackerbestellung verwendet wird. 2. Der politor ist ein besonders qualifizierter landwirtschaftlicher Arbeiter, welcher nicht im regelmäßigen Wirtschaftsbetriebe Verwendung findet (man denkt dabei an Meliorationsarbeiten) [Geiss S. 14—31]. Da den Verfasser weder die bisherige Erklärung noch die bisherige Ableitung des Wortes polio und seiner Derivativa (von der $\sqrt{}$ li + po) befriedigt (s. S. 32—39), leitet er es von πολεῖν ab = *beackern, Brachacker bestellen* (S. 39—45), ein unglückseliger Einfall, da πολεῖν, das nur bei Dichtern vorkommt, der gewöhnlichen Sprache gar nicht angehört, ein Umstand, der die Möglichkeit, polio als ein auf πολεῖν zurückgehendes Lehnwort anzusehen, völlig ausschließt. Überall kommen wir mit der der bisherigen Ableitung entsprechenden Bedeutung *glätten, in den Zustand der Fertigstellung, Vollkommenheit bringen* aus.

Cicero spricht Ad Attic. I 19, 4 (vom 15. März 60) von der Verödung Italiens[1]), Varro hingegen preist die landwirtschaftliche Blüte des Landes R. R. I 2, 3[2]) u. 6, das er an letzterer Stelle geradezu mit einem Obstgarten vergleicht[3]). Wie löst sich dieser Widerspruch? Kromayer verweist auf Urkunden aus Süd- und Norditalien (CIL IX 1455, Benevent und XI 1147, Veleia und Placentia), aus denen sich folgendes ergibt: Unter 89 Besitztümern in der Mark von Veleia und Placentia umfassen bloß 8 mehr als 10 Hektar und auch diese halten sich in den sehr bescheidenen Grenzen von 11—26 Hektar. Und noch günstiger für den kleinen Besitzer ist das Resultat in Benevent: Hier gibt es unter 92 Besitztümern auch nur 8 mit mehr als 10 Hektar, aber das größte unter ihnen hat bloß 14. Es ist also in diesen beiden Landschaften alles Ackerland, das in den Tafeln zur Verzeichnung gekommen ist, in der Hand von Mittel- und Kleinbesitzern. Die Bauernkolonien waren zum größten Teil auf Nord- und Süditalien verteilt. Dagegen wurden die Lücken des kleinen Bauernstandes in Latium und den umliegenden Gebieten nicht durch Auffüllung desselben ergänzt,

[1]) . . . et sentinam urbis exhauriri et Italiae solitudinem frequentari posse arbitrabar.

[2]) Vos, qui multas perambulastis terras, ecquam cultiorem Italia vidistis?

[3]) Non arboribus consita Italia, ut tota pomarium videatur?

sondern hier trat dafür der Großgrundbesitzer ein, der die in der Nähe Roms gelegenen kleinen Güter als Kapitalist aufkaufte und zusammenschlug, während der kleine Mann in die Kolonien und Landanweisungen in Süd- und Norditalien abgeschoben wurde (S. 152). Also beziehen sich die Klagen der Autoren auf Mittelitalien, Varro hat Gesamtitalien im Auge.

O. Keller (der Verfasser des Werkes Die antike Tierwelt) macht an der oben (unter Textkritik) angeführten Stelle darauf aufmerksam, daß die von Varro (R. R. II 1, 5) erwähnten phrygischen Wildschafe noch moderne Reisende wie Hamilton herdenweise angetroffen haben; es wird sich um den dickhornigen Argali, Ovis argali oder ammon, handeln, der jetzt noch in Armenien und weiter östlich vorkommt.

Curtis erörtert in seinem Aufsatz die Konstruktion der Flöten zu verschiedenen Zeiten und die Skalen, die auf ihnen gespielt werden konnten. Bei Varro R. R. I 2, 15 liegt kein Irrtum vor, wie C. annimmt, denn Varros Worte besagen nicht das, was C. in sie hineinlegt; übrigens stammt der Vergleich der vita pastoralis mit der tibia incentiva, der vita rustica mit der succentiva, wie aus § 16 folgt, aus Dikäarch.

Varro nimmt R. R. I 2, 25 und 27 voller Spott auf abergläubische Vorschriften der beiden Sasernae (Vater und Sohn) Bezug. Auf erstere Stelle beruft sich, für die Heil- und Zauberkraft der Gurke, Fehrle, auf letztere Vollgraff, zum Beweis des Glaubens an die große Kraft des menschlichen Speichels.

Nach Varro R. R. III 1, 2 ließ Ennius zu seiner Zeit etwa 700 Jahre seit Roms Gründung vergangen sein[1]). Diese Worte wurden entweder auf einen Irrtum Varros zurückgeführt — wenig wahrscheinlich, vor allem, wie ich bemerken will, deshalb, weil Varro selber dem Ennius einen Irrtum zuschreibt —[2]), oder man suchte sie von einem besonderen chronologischen Gesichtspunkt aus zu erklären (Luc. Müller: Ennius habe Karthagos und Roms Gründung in die gleiche Zeit gesetzt, um 900 v. Chr.). Soltau meint, wenn Ennius wie Naevius den Romulus zum Enkel des Aeneas machte (L. Müller), also Roms Gründung um 1100 erfolgen ließ, konnte er nicht an anderer Stelle das augustum augurium 200 Jahre

[1]) Ann. 501 Vahlen[2]: septingenti sunt paulo plus aut minus anni, augusto augurio postquam inclita condita Roma est.

[2]) Nam in hoc nunc denique est ut dici possit, non cum Ennius scripsit: septingenti sunt e. q. s.: d. h. Jetzt erst stimmt die Behauptung, nicht zu Ennius' Zeit usw.

später ansetzen; s. E. waren die Worte vielleicht einem Staatsmann bei besonderem Anlaß in den Mund gelegt, etwa beim Herannahen der Gallier (vgl. Liv. V 40, 1).

Lundström gewinnt (evident richtig!) durch Vergleichung von Colum. I. praef. 20 mit Varro R. R. II praef. 4 u. L. L. V 42 folgende Fassung von Frg. Ann. 25 V.[2]: *hoc Latium et Saturnia terra.*

7. Sprachliches.

G. Goetz, Sprachliche Bemerkungen zu Varro de re rustica. Indogerman. Forschungen, 31. Bd. (1912/13), S. 298—308 (vgl. auch die Praefatio seiner Ausgabe, S. XI ff.).

Varro bietet einige seltene, ja auch sonst nicht belegte Wörter und Formen. Obaerarius (R. R. I 17, 2) verteidigt G. S. 298 f. durch die maßgebende Überlieferung sowie durch Corp. Glossar. V 630, 15 *obaerarius ob aes obligatus* (dagegen L. L. VII 105 . . . *ut ab aere obaeratus*); er vermutet, daß obaeratus die juristische Form war, obaerarius hingegen der Bauernsprache angehörte. Schwierig ist die Entscheidung II 4, 16, wo die Überlieferung zwischen *delici* und *deliti* schwankt: *cum porci depulsi sunt a mamma, a quibusdam d. appellantur. Delicus* aus dē-lăc-os zu lac (Walde, Etym. Wörterb.[2] S. 227; aber warum die t-lose Form des Stammes?) oder *deicli* = deiculi, lacte depulsi (Francken, Mnem. N. S. 28, 285, s. Varrobericht 1909, S. 67) oder *delicti* von linquere (Vaniček 238) oder *deliti* = *ausgestrichen*, nämlich aus dem Verzeichnis der Sauglämmer, das der Schäfer hatte (Goetz a. a. O., S. 301)? Gegen *delitus* verhält sich F. Hartmann im Literaturbericht der Glotta, VI (1915), S. 335 ablehnend (im Text seiner Ausgabe schreibt G. *delici*). Jedenfalls hat das Wort nichts mit Catos *armenta delicula* und *oves deliculae* (De agri cultura 2, 7) zu tun, wo Tiere gemeint sein müssen, die mit irgendeinem Mangel behaftet sind und die man deshalb verkauft. S. 301—303 führt G. andere Beispiele singulärer Formen aus Varro an, die z. T. durch die roman. Sprachen bestätigt werden, *pullitris* III 9, 9 (von pullus wie porcetra von porcus, ital. puledro), *vellimna* II 11, 9 (unter Hinweis auf meinen Varrobericht 1909, S. 66) u. a. Daher empfiehlt es sich, so seltsame Wörter wie *frit* und *urru* (I 48, 3) bis auf weiteres einfach hinzunehmen (S. 303 f.). Schörls Annahme a. a. O., S. 83 f. (s. oben unter Textkritik), *urru* sei darauf zurückzuführen, daß teils *οὐρίαχος* in lat. Schrift wiedergegeben, teils dessen Übersetzung *veru(tum)* beigeschrieben war, ist nicht annehmbar. weil nicht ein-

mal metaphorisch mit οὐρίαχος (Lanzenschuh) etwas bezeichnet werden kann, was, wie Varro sich ausdrückt, *minus est quam granum.* S. 304 f. verteidigt G. zu I 31, 5 seine Schreibung ⟨*farrago*⟩ *contra ex segete ... aut quo*⟨*d*⟩ [*fart*] *ferro caesa, ferrago*[1]) *dicta aut inde, quod primum in farracia segete seri coepta.* Nun ist klar, daß es sich um zwei Etymologien desselben Wortes handelt (F. Hartmann a. a. O., S. 336 stimmt bei). Besonders einleuchtend ist Goetz' Verbesserung und Erklärung von II 1, 7 (S. 305—307): ... *nostri .... oves baelare* (in seiner Ausgabe schreibt er + *balare*) *vocem efferentes, e quo post balare dicunt extrita littera, ut in multis* (von Keil in seinem Kommentar gänzlich mißverstanden, s. S. 136). *Baelare* ist mehrfach bezeugt, ist auch die roman. Grundform, z. B. ital. belare, frz. bêler. Für η = ae führt er einige Belege an. S. 307 f. zeigt er, daß die richtige Namensform *Tremelius*, wie der Archetypus an einigen Stellen bietet, ist (vgl. Heraeus, Arch. f. lat. Lexikogr. XIV 466, Anmerk.). *Tremellius* beruht auf Konfundierung mit Trebellius (das damit gar nichts zu tun hat).

Drittes Kapitel.

Die menippeischen Satiren.

1. Allgemeines[2]).

J. Geffcken, Studien zur griech. Satire. Neue Jahrb. f. d. kl. Alt. 27 (1911).

G. A. Gerhard, Satura und Satyroi. Philol. 75 (1918).

G. L. Hendrickson, Satura — The Genesis of a Literary Form. Classical Philology VI (1911).

I. W. D. Ingersoll, Roman Satire: Its Early Name? Ebenda VII (1912).

W. Kroll, Satura. Neue Bearbeit. von Paulys Real-Encyclop., 2. Reihe, 3. Halbband[3]).

---

[1]) Der Beistrich nach *ferrago* muß entfallen.

[2]) Wegen der Fülle der Namen wähle ich hier die alphabetische Anordnung.

[3]) Ich bespreche diesen Artikel in meinem jetzigen Bericht, weil er, obwohl der Halbband, in dem er steht, erst 1921 erschienen ist, doch bereits 1916 in einem Sonderabdruck O. Weinreich zugänglich war (siehe Herm. 51. Bd., S. 411), damals also bereits im wesentlichen für abgeschlossen gelten konnte.

F. Leo, Geschichte d. röm. Literatur, 1. Bd. (Berlin 1913).
E. Lommatzsch, Bericht über die Literatur der röm. Satiriker von 1908—1917. „Bursian“ 175. Bd. (1919 erschienen).
F. De Paola, Le origini della satira romana. Città di Castello. 1909.
B. L. Ullmann, Satura and Satire. Classic. Philol. VIII (1913).
R. H. Webb, On the Origin of Roman Satire. Ebenda VII (1912).
A. L. Wheeler, Satura as a Generic Term. Ebenda VII (1912).

Die mit der Satire in Zusammenhang stehenden Fragen, die nach einem treffenden Ausspruch von Lommatzsch a. a. O., S. 91 besonders in Amerika in den letzten Jahren fast sportmäßig behandelt worden sind, sollen hier nur insofern berührt werden, als ich auf die Untersuchungen der Herkunft und des Alters der Bezeichnung Satire kurz verweisen will. Im übrigen diene Lommatzsch' Bericht zur Orientierung. Bezüglich des Namens der Satire stehen sich zwei Auffassungen gegenüber, nach deren einer satura ein als Sing. fem. verwendeter urspr. Plur. neutr. ist wie farsum (statt fartum) — farsa (ital.), farce (frz.): Ullmann S. 174, Gerhard S. 261 f. (vgl. auch Leo S. 423, Anmerk. 1). Der andern, von Paola vertretenen Auffassung zufolge (s. S. 22 f.) war satura ursprünglich Adjektiv und fabula zu ergänzen, wie (fabula) togata, palliata u. dgl.; von Paola ist Webb durchaus abhängig. Diese Auffassung ist wenig wahrscheinlich, weil wir, während fabula palliata u. dgl. mit dem alleinstehenden palliata u. dgl. stets wechselt, keinen Beleg für fabula satura anführen können.

Die Bezeichnung satura lassen bereits für Ennius (beziehungsweise Naevius) gelten und Lucilius wie Varro sie von diesem übernehmen: Norden, Einleitung 1910[1] S. 472 f. (= 1912[2] S. 338 f.), Webb, der mit Recht (gegen jene, die den Ausdruck erst 40—30 v. Chr. zum term. techn. werden lassen) S. 180 auf den Katalog der Werke Varros hinweist, in dem zweimal satyra vorkommt (aus welcher Verlegenheit sich Hendrickson nur dadurch zu helfen weiß, daß er die Abfassung dieses Kataloges in nachvarronische Zeit versetzt: s. a. a. O.[1]) S. 342 f.), Ullmann, der sich S. 186 f. außer auf den Katalog auf Nonius' Zitate aus Ennius und Lucilius beruft, die stets lauten *Ennius* (*Lucilius*) *satyrarum libro* . . ., sowie auf Sueton, De gramm. 2 (*Lucilii saturas*) und Gellius II 18, 7 (*saturae Menippeae*), Leo S. 19 f. u. 422 f., Gerhard S. 261 f. und schließlich Kroll S. 194, die beide aus

[1]) Oben, Erstes Kapitel.

der Eigenart des Dichters Lucilius, wenn dieser auch die herkömmliche Bezeichnung übernahm, etwas Neues hervorgehen lassen. In der Tat, erst Lucilius hat die Satire zu dem gemacht, was sie seitdem geblieben ist; daß durch ihn *τὸ σκωπτικόν* in die erste Reihe der konstitutiven Merkmale der Satire gerückt ist, dessen ist sich m. E. auch Horaz bewußt gewesen, s. Serm. II 1 *sunt quibus in satura videor nimis acer*.

Hingegen läßt im Anschluß an Marx (s. Varrobericht 1909. S. 78) Hendrickson, Class. Philol. VI, S. 130 ff. satura als term. techn., weil ihn Cicero (De orat. II 25 und De fin. I 7) und Varro (R. R. III 2, 17) nicht gebrauchen, erst zwischen 40 und 30 v. Chr. aufkommen; bevor eine genaue technische Bezeichnung dieses literarischen Genus aufkam, sei die Satire des Lucilius und seiner Nachfolger vielleicht *schedium* genannt worden, meint Ingersoll S. 59—65. Daß aber aus der Seltenheit des Gebrauches der Bezeichnung satura keine Schlüsse auf das Aufkommen desselben gezogen werden dürfen, zeigt Wheeler in seinem interessanten Aufsatz, S. 457—477, dessen Material er zum Teil zwei Linzer Programmen von F. Barta (1889 und 1890) entlehnt hat. Wirklich überraschend ist die Wahrnehmung, wie selten Varro in seinem grammatischen Werke (De l. l.), in dem man doch ganz besondere philologische Genauigkeit erwarten sollte, bei Anspielungen auf Dichterwerke termini techn. gebraucht; dasselbe gilt auch von seinem Werke über die Landwirtschaft (S. 471 ff.). Bei Cicero sind Gattungsbezeichnungen von Dichtungen ebenfalls selten (S. 474).

Norden S. 472 f., 1. Aufl. (= S. 338 f., 2. Aufl.) und Kroll S. 195 charakterisieren Varros Satiren und heben an ihnen besonders den seltsamen Wechsel von Prosa und Poesie sowie ihre Polymetrie hervor, für die letzterer auch auf Phoenix von Kolophon und Kerkidas verweist. Norden sieht in der Buntheit ihres Inhaltes und ihrer Form eine Anlehnung an Ennius. Auch hier offenbart sich Varros widerspruchsvolles Wesen: neben archaischer Simplizität steht neoterische Kompliziertheit, neben kyklopischer Periodisierung asianische Raffiniertheit.

Daß wir bei der Rekonstruktion der menippeischen Satire hauptsächlich auf Lukian, nicht auf Varro angewiesen sind, behauptet ganz richtig Geffcken, S. 482, Anmerk. 2. „Man kann“, sagt er, „mit aller Phantasie diese Phantastik (die der Satiren Varros) nicht zurückgewinnen, vollends aber nicht dahinter Menippos . . . erkennen“.

2. Ausgabe.

Die Bruchstücke der Satiren Varros sind von W. Heraeus in der von ihm besorgten fünften Auflage von Fr. Büchelers Petronii Saturae (Berlin 1912) neuerdings herausgegeben worden. Neu ist die Praefatio. Noch mehr als sein Vorgänger hat sich H. an die Überlieferung angeschlossen. Zu Varros Satiren gibt er zahlreiche eigene Konjekturen, ohne sie in den Text aufzunehmen. Dank verdient die Hinzufügung eines Conspectus Saturarum und die Erweiterung der Indices. Im übrigen verweise ich auf die Rezensionen von E. Thomas, Revue critique, N. S., tome 74 (1912), S. 108 f. und J. Tolkiehn, Berl. phil. Wochenschr. 33 (1913), 426.

3. Textkritik.

W. B. Anderson, Some 'Vexed Passages' in Latin Poetry. Classical Quarterly V (1911), S. 181.

Sat. Men. 183 B. (bei Nonius 314 M.) *ubi graves pascantur atque alantur pavonum greges* will er *grues* für *graves* lesen (vgl. Hor. Sat. II 8, 87, wo der Kranich als Delikatesse erwähnt wird) — sehr unwahrscheinlich, weil Nonius die Stelle gerade wegen *grave* zitiert. Nur glaube ich nicht, daß gravis hier im Sinne von multos gebraucht ist (Nonius), sondern fasse es proleptisch = *so daß sie schwer werden*, also zur Mästung.

4. Die Vorbilder der Satiren.

K. Mras, Varros menippeische Satiren und die Philosophie. Neue Jahrb. f. d. kl. Altert., 33. Bd. (1914), S. 390—420.

Ein römischer Optimat Freund des Kynismus und Nachahmer Menipps? fragt man sich verwundert. Ich habe zu zeigen versucht, wie man das Verhältnis des Polyhistor zu den Kynikern aufzufassen hat. Ihm, dem an Einfachheit gewöhnten biederen Landedelmann, sagten die ethischen Grundsätze des gemilderten Kynismus zu, er wahrte sich aber ihnen gegenüber die Selbständigkeit seines Denkens und ging über ihre bloß negative Betätigung (im leidenschaftlichen Kampfe gegen alle Arten des τῦφος) hinaus, indem er positive, echt römische Grundsätze empfahl. Auf den beiden andern Gebieten der Philosophie, in der Logik und Physik, sowie auf dem der allgemeinen Bildung, der ἐγκύκλια μαθήματα, auf die die Kyniker gänzlich verzichtet hatten, schloß er sich an dogmatische Philosophen an, wobei der Einfluß seines Lehrers, des Neuakademikers Antiochos von Askalon, deutlich zu erkennen ist. Die Stoa hat er

vom Standpunkt des Antiochos aus betrachten und einschätzen gelernt. Menipps Satiren haben ihn durch ihren bunten Inhalt, ihre barocke Form und ihren moralischen Gehalt angezogen, er hat sich aber auch diesem Muster gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt.

5. Die Nachwirkung der Satiren.

O. Weinreich, Zur röm. Satire. II. Die Anordnung von Horazens zweitem Satirenbuch. Herm. 51 (1916), 412—414.

J. Geffcken, Kynika und Verwandtes (Heidelberg 1909).

Nach W. setzte sich Horaz zwar nicht theoretisch, wohl aber praktisch mit der menippeischen Satire auseinander: Serm. II 5 sei seine Menippea, in der er ein menippeisches Motiv mit aktuell-römischem Inhalt (Erbschleicherei) und horazischem Geist erfülle. Auch II 3 habe er Varro vor Augen, sie sei eine Konkurrenzsatire zu seinen Eumenides (Thema beider: ὅτι πᾶς ἄφρων μαίνεται).

Von Geffckens Schrift kommt für Varro seine eingehende Analyse der Abhandlung Tertullians De pallio, S. 58—138 in Betracht. Mit Rücksicht auf die ebenso eingehende als treffliche Kritik W. Capelles, Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. 27 (1911), S. 386ff., kann ich mich hier kurz fassen. Geffckens Annahme, daß Tertullians Schrift eine menippeische Satire Varros zugrunde liege, hat Capelle dahin eingeschränkt, daß sie nur für den 2. Teil (Kap. 3, 2. Hälfte — Kap. 5) gelten könne, während im 1. Teil (Kap. 2 und Kap. 3, 1. Hälfte) das Material allerdings größtenteils aus Varro stammt, aber augenscheinlich nicht aus einer Satire, sondern aus seinen Antiquitates; das eigentlich Satirische fehlt ja hier vollständig, auch ist nicht anzunehmen, daß Varro mit solcher Ausführlichkeit in einer Satire den Wechsel des Gewandes begründet haben sollte.

6. Sachliches.

K. Morawski, Quaestiones convivales. Sonderabdr. aus den Sitzungsber. d. Krakauer Akad. Wiss. philolog. Kl. 55. Bd. (1916), 19 Seiten.

G. Schmid, Die Fische in Ovids Halieuticon. Philol. Suppl. B. XI (1907—1910), S. 330.

W. W. Jaeger, Zum Philipperbrief. Herm. 50 (1915), S. 550.

G. Zottoli, Un proverbio varroniano ed un „calembourg" pompeiano. Bollett. di filol. cl. XVI (1909/10), S. 185.

Morawski verwertet in seiner in flüssigem Latein geschriebenen Abhandlung Stellen aus Varros Satiren und R. R. zur Illustrierung von Gastmahlsitten und der Beliebtheit gewisser Leckerbissen (S. 4, 6 f.,

15, 19), wobei er das Fortschreiten des Tafelluxus durch Varro, Horaz und Plinius veranschaulicht. Vgl. die Rezension von J. Mesk, Berl. ph. Woch. 1916, S. 1271 ff. In Varros Satire *Περὶ ἐδεσμάτων* (Gell. VI 16) sind nach Schmid die *aselli Pessinuntii* [frg. 403 B.] keine Fische [obwohl sie zwischen der *murena Tartesia* und der *ostrea Tarenti* genannt werden!], denn Pessinus liege tief im Binnenlande, auch nicht unmittelbar an einem Fluß; vielmehr seien wirkliche junge Esel gemeint (vgl. Plin. VIII 43, 170).

Die von Paulus Phil. 2, 6 gebrauchte Redensart *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο τὸ εἶναι ἴσα θεῷ* gibt Jaeger den Anlaß, die Geschichte der Phrase zu erörtern. Varro Sat. Men. 499 B. (Sexagessis XV) *avidus iudex reum ducebat esse κοινὸν Ἑρμῆν* verwendet eine verwandte Redensart (*Ἑρμῆν* könnte man durch *ἕρμαιον, ἅρπαγμα* ersetzen) von einer Person, desgleichen Lucian, Advers. indoct. 1 *ἕρμαιον εἶ* und Josephus Ant. Iud. XI, § 162 *οὕτως ἅρπαγμα καὶ λάφυρον γενόμενον* (sc. *τὸ ἔθνος ἡμῶν*). „Nachdem also die Phrase", sagt J., „aus den niederen Regionen des Alltagsjargons der Erotik und Kynik den Zugang zur großen historischen und zur wissenschaftlichen Prosa gefunden hat, ist sie literarisch approbiert und kann auch in einer so hochpathetischen, feierlichen Periode wie der des Philipperbriefs nicht mehr als *εὐτελὲς* empfunden werden".

Daß Sat. Men. 539 B. (*Ταφὴ Μενίππου*) (homines) *cum peius formidant quam fullo ululam* mit *fullo* nicht der Walker, sondern ein Käfer gemeint sei, der geradeso heißt (Plin. N. H. 30, 30 [100]), glaube ich Zottoli nicht. Daß aber in einer von einem Walker Cresce(n)s geschriebenen pompejan. Wandinschrift (CIL IV 4118) *Cresces fullonibus et ululae suae sal⟨utem⟩* eine erotische Anspielung vorliegt (auf den Cr. ist seine Geliebte so erpicht wie das Käuzchen auf den Käfer), wäre immerhin möglich; allein warum heißt es dann nicht *Cresce(n)s fullo ululae s. sal.?*

7. Sprachliches.

E. Norden (Ennius und Vergilius, Leipzig 1915) faßt S. 2, Anm. 2, Sat. Men. 58 B *novo partu poeticon* das letzte Wort als genet. plur. auf (wonach er einen Abschnitt seines Werkes, I 1, Vergilius in novo partu poëticôn überschreibt) und schließt S. 11, Anmerk. 1 aus Sat. Men. 223 *fera . . munera belli* in Hinblick auf Lukrez I 32 *belli fera moenera*, daß diese Phrase ennianisch sei.

Viertes Kapitel.

Geschichtliche und geographische Werke.

1. Ausgabe.

H. Peter, Historicorum Roman. reliquiae, vol. I, 2. Auflage (Leipzig 1914). Sie enthält zwar keine Bruchstücke der historischen Werke Varros, die vielmehr im 2. (von mir im lezten Varrobericht S. 81 f. rezensierten) Bande stehen. Allein da nicht wenige Frgg. alter Historiker aus Varros beiden erhaltenen Schriften stammen oder Quellenschriftsteller sich auf nicht erhaltene Werke desselben berufen, muß diese Ausgabe hier erwähnt werden. Leider ist ihr, so reichlich sie sonst mit Indices versehen ist, kein Index der nicht erhaltenen Schriften (z. B. Varros) beigegeben, die von den Quellenschriftstellern angeführt werden.

2. Die Logistorici.

Plinio Fraccaro, Reminiscenze catoniane in Virgilio. Bollett. di filol. cl. XVII (1911), 161—163.

R. Reeh, De Varrone et Suetonio quaestiones Ausonianae. Dissert. Halle 1916.

Fraccaros kurzer, aber gehaltvoller Aufsatz gilt eigentlich mehr Varro als Cato. Servius bemerkt zu Verg. Aen. IX 600: *Italiae disciplina et vita laudatur: quam et Cato in Originibus et Varro in Gente p. R. commemorat.* Freilich ist uns kein Bruchstück aus den Büchern De gente p. R. erhalten, das davon handeln würde, aber wir können uns aus Varros Logistoricus Catus de liberis educandis eine Vorstellung davon machen, wie er über diese Dinge dachte[1]). Schon der Umstand, daß Vergils Schilderung die alte spartanische Zucht im Auge hat, weist auf Varro hin, der nach dem Vorgange des Posidonius, welcher die röm. Verfassung für eine μίμησις der spartanischen hielt, Beziehungen zwischen den Gebräuchen beider Völker aufgestellt hatte (S. 161, Anm. 2; s. De gente p. R. frg. 37 F und des Verfassers Studi Varron. p. 226). Das XIX. Bruchstück des genannten Logistoricus[2]) wird gewöhnlich auf Varros eigene Jugend bezogen. Aber Fr. nimmt m. E. mit vollem Rechte an.

---

[1]) Vgl. auch W. Kroll, Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. 37 (1916), S. 105, Anmerk. 2, der darauf hinweist, daß Varro seiner Zeit den Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten pflegte.

[2]) Bei A. Riese, M. T. Varr. Sat. Men. reliquiae S. 250: *Mihi puero modica una fuit tunica et toga, sine fasceis calceamenta, ecus sine ephippio, balneum non cottidianum, alveus rarus.*

daß in diesem Logistoricus (der Ciceros Cato de senect. zum Muster diente) Cato die Hauptrolle gespielt hat, und weiter, da sich bemerkenswerte Ähnlichkeiten zwischen jenem Bruchstück des Logistoricus, einem Frg. der Rede Catos De suis virtutibus (XI, 1 Jordan) und den Vergilianischen Versen ergeben, daß jene Stelle des Logist. nicht auf Varros, sondern auf Catos Jugend zu beziehen ist und Vergil nicht aus Cato, sondern aus Varro geschöpft hat.

Im 2. Kapitel (S. 25 ff.) der Dissertation von Reeh (auf die ich im folgenden und außerdem noch im 7. Kapitel zurückkomme), dreht sich die Untersuchung hauptsächlich um das Verhältnis von Censorin, Kap. 7 ff. zu Varro. Reeh leitet im Anschluß an H. Diels die Kapitel 7, 9, 11 und 14 aus Varros Logistoricus Tubero de origine humana ab, unter Zustimmung P. Wessners, der in der Berl. ph. Wochenschr. 1917, S. 67—74 eine vortreffliche Rezension dieser Dissertation geliefert hat.

3. Die Imagines.

Im 1. Kapitel behandelt Reeh S. 7—21 Auson, Mosella 298 bis 320 (Vergleich der Bauten an den Ufern der Mosel mit berühmten Bauwerken früherer Zeiten), für welche Verse Auson nach seinem eigenen Zeugnis (306/7) das 10. Buch von Varros Hebdomaden (Imagines) herangezogen hat. Unstimmigkeiten ergeben sich aus der Verwendung einer Nebenquelle.

4. De familiis Troianis.

H. Dessau, Vergil und Karthago. Herm. 49 (1914), S. 508—537.

W. A. Baehrens, Literarhistorische Beiträge. Herm. 50 (1915), S. 261—265.

Dessau sucht das Zeugnis des Servius zu Verg. Aen. V 4 *sane sciendum Varronem dicere Aeneam ab Anna amatum* und das ausführlichere des erweiterten Servius zu Aen. IV 682 *Varro ait non Didonem, sed Annam amore Aeneae impulsam se supra rogum interemisse* S. 519 ff. zu beseitigen, unter Hinweis auf Dionys. Hal., Antiquit. I 47—55, wo nichts von einem Besuche des Aeneas bei der karthagischen Fürstin steht (obwohl Varros Antiquit. nach Dessau die direkte Quelle für Dionysius' Erzählung von den Irrfahrten des Aeneas sind), und in Hinblick auf andere Versehen des Servius (S. 521—525), wobei er aber zugeben muß, daß deren größte Zahl im eigentlichen Serviuskommentar, nicht im „Servius Danielis" zu finden sind. Varro habe die karthagische, von ihm Anna genannte Fürstin den Selbstmord infolge der Treue verüben lassen, die sie ihrem heimatlichen Gemahl wahren wollte. Erst Vergil habe den

Stammvater des röm. Volkes nach Afrika und mit der Phönikerin in Verbindung gebracht. Diese Hypothese, die D. im 52. Bande des Herm. (1917), S. 470—472 aufrechthält, scheitert daran, daß bereits Naevius nicht bloß Dido mit ihrer Schwester Anna erwähnt, sondern auch die Phönikerin mit Aeneas zusammengebracht hat, vgl. das 24. frg. (Baehrens F P R) aus dem II. Buch seines B. Poen. *blande et docte percontat, Aenea quo pacto Troiam urbem liquisset*, wo *blande* doch auf eine Frau hinweist. Das nimmt auch Baehrens an, obwohl er sich in der Erklärung von *blande* ganz seltsam vergreift. Seine eigene Hypothese, daß Servius an den oben erwähnten Stellen nicht aus Varros Antiquitates, sondern aus seiner Schrift De familiis Troianis schöpfe, hängt in der Luft. Als ihre Abfassungszeit nimmt er die Zeit Cäsars (oder des Augustus) an, das beweise schon die Tendenz des Inhaltes; daher sei sie auch dem Dionys bei der Ausarbeitung des 1. Buches noch nicht bekannt gewesen.

5. Eine Schrift über die Zeitrechnung.

C. Frick, Varroniana. 1. In welcher Schrift hat Varro über die nach ihm benannte Ära gehandelt? Berlin. phil. Wochenschr. 30 (1910), 1023.

Derselbe, Varroniana II. 2. In welcher Schrift hat Varro über die nach ihm benannte Ära gehandelt? Ebenda 31 (1911) 1323—1326.

O. Leuze, Das synchronistische Kapitel des Gellius. Rh. Mus. 66 (1911).

Frick stimmt Fraccaro (Studi Varron. S. 100 ff.) bei, daß das große Varroexzerpt über die Epochen der Geschichte bei Censorin, Kap. 21, § 1—5 nicht aus der Schrift De gente p. R. stamme. Aus welchem andern Werke Varros also? Dieses müsse erst nach dem Annalis des Atticus (47/46 verfaßt) entstanden sein, da es auf demselben weiter baute. Andererseits aber kenne es Cicero im Jahre 45, denn er meine es Acad. I 3, 9 mit den Worten: *Tu aetatem patriae* (sc. aperuisti). Diese Grundlage der Beweisführung ist zu morsch, als daß sich auf ihr ein dauerhaftes Gebäude errichten ließe. Lesen wir nämlich Ciceros Worte im Zusammenhang von *Tu* bis *aperuisti*, so drängt sich uns die Überzeugung auf, daß den dem aperuisti vorangehenden Worten *tu omnium divinarum humanarumque rerum nomina, genera, officia, causas* die Bedeutung einer das Voranstehende zusammenfassenden Anspielung auf Varros Antiquitates rerum humanarum et divin. zukommt, auf die Frick selber alles von tu discriptiones temporum an bezieht (1911, S. 1325,

Anmerk. 4). Damit erledigt sich auch seine Annahme, daß man aus Tu aetatem patriae aperuisti die Entstehung der Schrift unmittelbar nach Cäsars Kalenderreform, frühestens im Dezember 46, erschließen müsse, denn nur so wäre es Varro, wie Censorin 21, 5 versichert, möglich gewesen, das Alter Roms bis auf den Tag genau zu berechnen. Da demnach Atticus' Annalis — meint Fr. weiter — für Varros Schrift die Grundlage abgegeben habe, sei damit die Frage entschieden, ob Varro nur dessen Arbeit weitergeführt habe (Mommsen), oder ob die Begründung der röm. Ära durchaus für Varro in Anspruch zu nehmen sei (Leuze, Römische Jahrzählung, 1909, S. 240 ff.). Varro habe sich hierbei nicht damit begnügt, das Alter Roms zu berechnen, sondern, ähnlich wie später in den Büchern De gente p. R. die römische Zeitrechnung in den universalhistorischen Synchronismus eingereiht. Führer sei ihm hier wie dort der Chronograph Kastor gewesen. Welchen Titel diese Schrift gehabt habe, weiß Fr. nicht anzugeben (1911, S. 1326); H. A. Sanders' Annahme (Annales; Americ. Journ. of Philol. 23, 1902, S. 30 ff.), der sich zweifelnd auch Leuze a. a. O., S. 243 anschloß, lehnt er ab (S. 1325, Anm. 4).

Gellius gibt Noct. Att. XVII 21 eine kurze synchronistische Übersicht der politischen und der Literaturgeschichte der Griechen und Römer von Roms Gründung bis zum Beginn des 2. punischen Krieges. Gellius sagt, er habe die Angaben exzerpiert *ex libris qui chronici appellartur*, nennt aber bloß die Chronica des Nepos. Leuze sucht zu zeigen, daß er daneben auch noch an verschiedenen Stellen dieses Abschnittes eine (oder mehrere) varronisch rechnende Chronik benutzt habe (Übersicht S. 269), deren Verfasser unbenannt zu lassen am geratensten sei (S. 273).

6. Geographisches.

Douglas W. Freshfield, Hannibal Once More, rezens. Athenaeum (London), 1914 (18./7.), S. 77.

W. A. B. Coolidge, The Alpine Passes of Varro, ebenda 1914 (1./8.), S. 153.

D. Detlefsen, Die Anordnung der geograph. Bücher des Plinius und ihre Quellen. Quellen und Forschungen zur alten Geschichte u. Geographie, herausg. von W. Sieglin, 18. Heft (Berlin 1909).

Freshfield lenkt in seiner Abhandlung (von der weder Jahr noch Verlag angegeben ist) nach den Mitteilungen seines anonymen Rezensenten die Aufmerksamkeit auf eine von Servius zitierte Varrostelle (zu Aen. X 13), wo der Polyhistor fünf Übergänge über

die Alpen aufzählt, darunter an zweiter Stelle den von Hannibal benutzten (leider ohne die Route zu beschreiben). Fr. schwankt bei der Indentifikation des Hannibalweges zwischen dem Mont Genèvre und dem Col de l' Argentière, wobei er aber doch eher an letztere Route denkt. Coolidge macht dazu die interessante Bemerkung, daß die modernen Identifikationen, von den geographischen Verhältnissen der Jetztzeit ausgehend, die Tatsache außer Betracht lassen, daß es neben den großen im 19. Jahrh. angelegten Alpenstraßen nicht wenige nichtvergletscherte Übergänge über die Gebirgskette gibt, die seit uralter Zeit von den Einheimischen benutzt werden. Als Route Hannibals dünkt ihm die über den Mont Genèvre am wahrscheinlichsten.

Plinius gebraucht in seinen der Geographie gewidmeten Büchern neben griechischen Fachausdrücken auch lateinische, z. B. mare Macedonicum und mare Graeciense (Detlefsen, S. 19). Spricht schon dies für eine lateinische Quelle, so macht er anderseits außer griechischen Gewährsmännern ausdrücklich lateinische namhaft, unter ihnen Varro (D. S. 19). Eine Hauptquelle für Plinius bildete ein Werk des Polyhistors, das von den Meeren, ihrer Gestaltung und ihrem Zusammenhang untereinander handelte (S. 16 ff.), wie D. bereits im Herm. 21. B. (1886), S. 240 ff. angenommen hatte. Die Einteilung des Mittelmeeres in 4 sinus bei Plinius, womit dieser die Provinzialbeschreibung verquickt, hat offenbar ihre Wurzel bei Varro. S. 150 ff. [unter 11. Die Quellenschriftsteller des Plinius, zunächst die lateinischen, a) Varro] gibt D. eine Zusammenfassung seiner Ansichten über Varros Verhältnis zu Plinius. Die Quellenschrift des Reatiners behandelte nicht allein den Zusammenhang und die Verteilung der Binnenmeere sowie den Ozean, sondern enthielt höchstwahrscheinlich zugleich eine, wenn auch zum Teil nur kurze, Beschreibung der Küstenländer, einen vollständigen *περίπλους* der Erde. Ob dieser einen Teil der Antiquitates bildete oder die Schrift De ora maritima war, läßt D. unentschieden.

Zu dieser — trotz mancher Mängel im einzelnen — im ganzen vortrefflichen Abhandlung, die man gewissermaßen als das wissenschaftliche Testament des alten Pliniusforschers bezeichnen kann, hat A. Klotz in den Götting. Gelehrt. Anzeigen, 172. Jahrg. (1910), S. 469—498 eine ebenfalls bedeutende Rezension geliefert. Die Quellenschrift Varros war nach Klotz (S. 471 f.) weder das Werk De ora maritima noch ein Teil der Antiquitates. Sie muß der Schrift des Posidonius *Περὶ ὠκεανοῦ* ähnlich gewesen sein. Kl. bemängelt an D., daß er zu wenig scharf das Kontaminationsverfahren

des Plinius hervorhebt, z. B. hat dieser in der Behandlung Nordeuropas den Varro durch jüngere Quellen ergänzt (wie auch Mela verfährt). D. geht einer wichtigen Frage aus dem Wege, nämlich wie Plinius Varro und Agrippa miteinander verbunden hat (letzterer bildet mit ersterem und einem statistischen Werk des Augustus „die Hauptbestandteile des Gerüstes der Erdbeschreibung des Plinius", s. D. S. 11). Varro hatte Italien zum Ausgangspunkt seiner Darstellung genommen, Plinius hingegen mit Agrippas Erdkarte Spanien. Aber sonst hat dem Pl. das Gerippe nicht Agrippa, sondern Varro geliefert und die Indices des Plinius sind auf die Geographie Varros, nicht auf die Agrippas zugeschnitten (Kl. S. 473 ff.). S. auch Klotz' Bemerkungen über das Lob Kampaniens (Plin. 3, 60), S. 481. Kl. führt S. 485 f. auch Plinius' Darstellung Griechenlands in ihren Grundzügen auf Varro zurück (D. auf Isidorus von Charax), wobei für Kl. auch das sprachliche Moment eine Rolle spielt, während es D., wie Kl. wiederholt mit vollem Rechte rügt, fast ganz vernachlässigt (einen wichtigen Prüfstein bildet die Verwendung der Wörter amnis und flumen). Auch sonst, z. B. bei Kleinasien und den Inseln, schreibt D. dem Isidor zuviel zu; zugrunde liegt hier dem Plinius ebenfalls das varronische Schema (Kl. S. 489). Anderseits weist D. in der Beschreibung der Gegenden im Osten Kleinasiens dem Varro zuviel zu, nach Kl. ist er hier nur akzessorisch benutzt worden (S. 491). Von den übrigen Rezensionen bietet die von J. Sölch (D. Literaturzeit. 32, 1911, S. 2162 ff.), der sich namentlich in allem, was mit der Benutzung Varros zusammenhängt, rückhaltlos an Klotz anschließt, nichts Neues; die von B. A. Müller (Berl. ph. Wochenschr. 32, 1912, S. 1159 f.) macht Forderungen in methodischer Hinsicht geltend.

Anhangsweise will ich bemerken, daß für den letzten Enzyklopädisten des Altertums, Isidorus Hispalensis, Varro in den geographischen Partien ebensowenig wie in den übrigen als direkte Quelle in Betracht kommt: s. H. Philipp, Die histor.-geogr. Quellen in den Etymologiae des Isidorus von Sevilla, 1. Teil, Quellen und Forschungen zur alten Geschichte u. Geographie, 25. Heft (1912), S. 47 f.

Fünftes Kapitel.

Literarhistorische Werke.

In der viel behandelten Frage nach der Herkunft der Satire und ihrer Entwicklung haben zwei Stellen eine wichtige Rolle gespielt, eine bei dem Grammatiker Diomedes und eine bei Livius.

Diese auch für die Varroforschung in Betracht kommenden Untersuchungen liegen außer in der zum 1. Abschnitt des 3. Kapitels angeführten Literatur noch vor bei Weinreich (s. oben, 5. Abschnitt desselben Kapitels) und ferner bei

Ch. Knapp, The Sceptical Assault on the Roman Tradition Concerning the Dramatic Satura. American Journal of Philol. 33 (1912)

und

R. Reitzenstein, Livius und Horaz über die Entwicklung des röm. Schauspiels. Nachrichten von d. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen, Philol.-hist. Kl. 1918.

Diomedes sagt (Gr. L. I 485, 34 ff.) . . *Satira autem dicta sive a Satyris . . . . sive satura a lance . . . sive a quodam genere farciminis, quod multis rebus refertum saturam dicit Varro vocitatum. Est autem hoc positum in secundo libro Plautinarum quaestionum: satura est uva passa et polenta et nuclei pini ex mulso consparsi.* Varro kam also in seinen Quaestiones Plautinae auf die Satura zu sprechen, vielleicht, wie Hendrickson S. 136 ff. meint, bei der Erklärung der Phrase per saturam, die irgendwo bei Plautus vorgekommen sein mag. Webb glaubt (S. 180), daß bei Diomedes zwei Varrozitate vorliegen, so daß also Varro in den Quaest. Plaut. bloß das Rezept des farcimen [1]), anderswo aber (etwa in der Schrift De compositione saturarum) die Ableitung der Satire a quodam genere farciminis geboten hätte. So unwahrscheinlich auch diese Annahme ist, so hat sie dennoch in Knapp (S. 137) und Ullmann (S. 176) Anhänger gefunden. M. E. stammt das ganze Etymologiennest von Satira autem dicta bis consparsi aus Varro, und zwar aus seinen Quaestiones Plautinae, was aber, bei seiner Gewohnheit, sich selbst zu zitieren, nicht ausschließt, daß er auch anderswo darauf zu sprechen kam. Jedenfalls hat Gerhard unrecht, wenn er die Herleitung der Satire von *Σάτυροι* für unvereinbar mit Varros „prinzipiellem, überwiegend patriotisch-etymologischem Standpunkt" erachtet (S. 268); in Wahrheit folgte er der Meinung, nach der die lateinische Sprache ein Ableger des äolischen Dialektes war, und viele seiner falschen Konstruktionen und Etymologien sind gerade darauf zurückzuführen (s. Teuffel, Gesch. d. röm. Lit. [6] S. 326). Es ist auch methodisch bedenklich, daß Gerhard eine Stelle, an der Varro genannt wird, diesem abspricht, während er ihm eine

[1]) Das Kroll S. 193 richtig erklärt: keine Wurst, sondern etwa zur Füllung von Geflügel dienend.

benachbarte Diomedesstelle zuspricht, an der von diesem keine Rede ist, ja wo er, wie die Erwähnung des Horaz zeigt, als Gewährsmann gar nicht in Frage kommen kann: I 485, 11 ff.: *iambus est carmen maledicum . . . . cuius carminis praecipui scriptores apud Graecos Archilochus et Hipponax, apud Romanos Lucilius et Catullus et Horatius et Bibaculus.*

Betreffs der Liviusstelle, die von der dramatischen Satire handelt, VII 2, 4—13, stimmen die Forscher zwar darin überein, daß eine antiquarische Quelle vorliegt (Webb S. 182 ff., Weinreich S. 408 ff., Reitzenstein S. 237, Kroll S. 199), sehen aber davon ab, mit Bestimmtheit den Namen eines Gewährsmannes zu nennen; nur Weinreich, Gerhard (S. 263) und Kroll halten die Ableitung der Stelle aus Varro für möglich. Daß der Parallelbericht des Horaz (Epist. II 1, 139 ff.) auf eine ganz anders orientierte Quelle als der des Livius zurückgeht, dieses Ergebnis der Forschungen Leos[1]) (Livius und Horaz über die Vorgeschichte des röm. Dramas, Herm. 39, 1904, S. 63 ff.) haben die eingehenden Untersuchungen von Weinreich S. 397 ff. neu bestätigt.

An beiden Stellen, bei Livius wie bei Horaz, werden die versus Fescennini erwähnt. Festus (Paulus) gibt zwei Etymologien, p. 85, 18 M.: *Fescennini versus, qui canebantur in nuptiis, ex urbe Fescennina dicuntur allati, sive ideo dicti, quia fascinum putabantur arcere.* Da nun Lucan II 368 non soliti lusere sales nec more Sabino e. q. s. die iocatio Fescennina als einen sabinischen Brauch auffaßt, möchte Reitzenstein S. 256 diese Auffassung auf den Reatiner Varro, der ja Sabiner war, zurückführen, eine Etymologie, durch die die Herleitung des Namens von der etruskischen Stadt ausgeschlossen werde. Darum könne von Festus' Etymologien bloß die zweite von Varro herrühren. Dazu bemerke ich: Varro wird mehrere Ableitungsversuche nebeneinander gestellt haben (sive . . . sive . . . sive . . .).

Auf Varros Werk De poëtis, dessen Bedeutung für die Geschichte der römischen Literatur E. Norden in der Einleitung in die Altertumswissenschaft I. Bd. [1] S. 549 = [2] S. 417 gebührend hervorhebt, kommt dieser auch in seinem Buche *Ennius und Vergilius* zu sprechen. Gellius zitiert XII 4 Verse des Ennius (234 ff. V. [2]),

---

[1]) Der seinerseits auf einem ausgezeichneten Aufsatz von G. L. Hendrickson weiter gebaut hat: A Pre-Varronian Chapter of Roman Literary History, Amer. Journ. of Philol. 19 (1898), S. 285—311. Bei Horaz liegt vorvarronische Tradition (Accius) vor: s. meinen Varrobericht 1909, S. 91 ff.

die nach L. Aelius Stilo eine Selbstcharakteristik des Dichters enthalten. Norden läßt S. 132 im Anschluß an andere den Gellius hier Varros Werk De poëtis benutzen und bezieht S. 140 ff. diese Verse auf die Schlacht bei Cannae. Allein da erhebt sich eine große Schwierigkeit: Gellius sagt *in annali septimo*, obwohl doch diese Schlacht von Ennius erst im 8. Buch erwähnt wurde. Norden schafft die Schwierigkeit leicht aus dem Wege, indem er (S. 142) nicht einmal eine handschriftliche Verderbnis (VII statt VIII) annimmt, sondern meint, Gellius habe die Verse aus Varro genommen, aber da bei diesem — das lasse sich auf Grund der erhaltenen Bücher De l. l. wohl sicher annehmen — ein Buchzitat zu den Versen nicht gestanden sei, dürfte G. selber die Buchnummer aus dem Gedächtnis hinzugefügt und sich dabei geirrt haben.

Sechstes Kapitel.

Werke antiquarischen Inhalts.

1. Die Antiquitates Rer. Hum.

a) Die Stoffverteilung in der 2. Hexade.

C. Frick, Varroniana (s. oben 4. Kapitel, 5. Abschnitt). 2. Die Stoffverteilung in der 2. Hexade von Varros Antiquitates rerum Humanarum, S. 1024.

Der Inhalt von Buch IX und X war bisher nicht festzustellen. Nun haben aber Goetz-Schoell in ihrer Ausgabe von Varros Werk De l. l. (1910), Proleg. S. XLV Anm. 1 auf ein bis jetzt übersehenes Bruchstück des 10. Buches aufmerksam gemacht (Non. S. 471, 2 M), das, wie der Vergleich mit L. L. VI 87 lehrt, aus den tabulae censoriae stammt. Daraus zieht Fr. die richtige Schlußfolgerung, paß Varro im 10. B. von den tabulae censoriae gehandelt hat. Das führt auf Rom; also wird Varro die im 8. Buch begonnene Beschreibung der städtischen Altertümer fortgesetzt und an irgendeiner Stelle, vermutlich bei Erwähnung des Atrium Libertatis (vgl. Liv. XLIII 16, 13), der tabulae censoriae Erwähnung getan haben.

b) Varros Zeitrechnung in diesem Werk.

Derselbe, Varroniana II (s. oben a. a. O.), 1. Die von Varro in den Antiquitates Humanarum gebrauchte Gründungsära, S. 1322 f.

Durch Vergleich von Solin I 16—26 mit beweiskräftigen Konkordanzen stellt Fr. fest, daß hier tatsächlich Varro Solins Hauptquelle ist (aus den A. R. H.). Varro veranschlagte demnach in den

A. R. H. die Königszeit auf 240 (241) Jahre, was er offenbar aus Fabius nahm; später hingegen berechnete er die Königszeit auf 244 Jahre. Folglich wird er sich in den Antiquitates auch der Gründungsära des Fabius (Ol. 8, 1) bedient haben.

2. Die Antiquitates Rer. Div.

G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer. Iw. Müllersches Handb. V. B. 4. Abt., 2. Auflage (München 1912).

W. F. Otto, Römische Sondergötter. Rh M 64 (1909), S. 448 bis 468.

Über die indigitamenta — die in der Varroforschung eine nicht unwichtige Rolle spielen — hat W. in der 2. Auflage seine Ansicht geändert. Er erklärt jetzt S. 37, Anmerk. 3, daß sie alle Anrufungsformeln (conprecationes de(or)um inmortalium: Gell. XIII 23, 1) umfaßten, nicht, wie man früher annahm, nur Litaneien[1]) der einzelnen Akten und Momenten vorstehenden sogenannten Sondergötter[2]). Neu ist in der 2. Auflage die Hervorhebung des besonderen Einflusses, den Posidonius auf Varros Religionsphilosophie ausgeübt hat (S. 69).

Varros „Sondergötter" beruhen, wenigstens zum großen Teil, auf falschen Voraussetzungen und Etymologien des Reatiners: das hat Otto a. a. O. unwiderleglich dargetan. Wie Varro einen Gott Caeculus, der nichts anderes war als der göttliche Ahnherr der gens Caecilia, durch falsche Ableitung zu einem Gotte machte qui oculos sensu exanimat, so brachte er auch Edula mit edere und Potina mit potare in Beziehung, obwohl diese Namen damit nichts zu tun hatten, vielmehr mit den Geschlechtsnamen Edusius (Etusius) und Potin(i)us in Zusammenhang standen (S. 453 ff.; daselbst noch andere Belege).

Die Erwähnung der sogenannten *Πλουτώνια* Italiens mit der richtigen Etymologie des Namens Ampsancti bei Varro (Servius zu Verg. Aen. VII 563 ff. Ampsancti valles) führt Norden (*Ennius und Vergilius* S. 23) vermutungsweise auf das VII. Buch der A. R. D., das de locis religiosis handelte, zurück. Aus Plin. N. H. II 207 f. können wir uns eine Vorstellung von der varronischen Auffassung machen (ebenda, Anmerk. 2).

---

[1]) So er selber in der ersten Auflage S. 22 (s. Varrobericht 1909, S. 104 f.).

[2]) So noch Sam Wide, Römische Religion. Einleit. in die Altertumsw. II. Bd. (1910) S. 257.

3. Die Antiquitates als Quelle.

C. Franke, De Ovidii fastorum fontibus capita tria. Dissertat. Halle 1909.

M(aria) Marchetti, Intorno alla nota dei Fasti Prenestini al secondo giorno dei 'Carmentalia'. Bullettino della Commissione archeolog. comunale di Roma, Anno XLI (1913), S. 154—184.

Th. Stangl, Bobiensia. Rh. Mus. 65 (1910).

B. Boehm, De Cornelii Labeonis aetate. Dissert. Königsberg 1913.

Daß Ovid Festkalender für sein Werk eingesehen, bezeugt er selber mehrmals (z. B. Fast. I 289 f., II 7). Einen kurzen Überblick über den Stand der Frage der Quellenbenutzung in Ovids Fasten habe ich im Varrobericht 1909 S. 100 gegeben. Franke läßt Ovid im wesentlichen zwischen Verrius und Varro hin- und herschwanken, bringt aber kein Material bei, das mit zwingender Notwendigkeit die Benutzung der sogenannten Fasti Maffeani (von Praeneste-Palestrina) sichern würde. Nur ganz singuläre Tatsachen könnten, wenn sie diesen mit Ovid gemeinsam wären, für die Autorfrage entscheidend sein. Dasselbe gilt natürlich auch für Varro, wenngleich hier von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß Ovid an dieser Autorität nicht vorübergegangen sein kann, sehr groß ist. Freilich solche Schlüsse darf man nicht ziehen, daß z. B. Ovid III 73 ff. die Ableitung des Namens des März von dem Vater des Romulus oder von dem Kriegsgott der Latiner aus Varro haben muß (S. 35); ebensowenig, daß Ovid, der IV 721 f. dieselbe Ableitung der Palilia von der Göttin Pales wie Varro (L. L. VI 15) bietet, während Verrius neben dieser noch eine andere Etymologie hat (Parilia a pariendo, s. Paulus p. 222, 12 M.), von den beiden Ableitungen sich nicht die eine ausgesucht hätte, wenn sie ihm nicht als varronisch bekannt gewesen wäre (S. 43 f.). Manchmal ist die Differenz zwischen Verrius und Varro bloß scheinbar. Besonders bemerkenswert ist in dieser Hinsicht Ovid IV 631 f. *Forda ferens bos est fecundaque, dicta ferendo, hinc etiam fetus nomen habere putant;* Varro sagt L. L. VI, 15 *Fordicidia a fordis bubus; bos forda quae fert in ventre,* Verrius (Paul. p. 83, 13) *Fordicidis boves fordae, id est gravidae, immolabantur, dictae a fetu.* Auf Grund dieses Materials nimmt Fr. S. 46 an, Ovid habe hier sich Varro angeschlossen, dagegen Verrius ganz beiseite gelassen. Sieht man jedoch genau zu, so erkennt man, daß Ovid beide Etymologien hat: fecunda und fetus beweisen, daß die Grammatikerquelle auch diese Wörter mit ferre in Verbindung brachte (der Grammatiker

stellte sich jedenfalls die Entwicklung so vor: *fer(e)cundus* < *fecundus* und *fertus* < *fetus*); das Licht, das daraus auf die Paulusstelle fällt, läßt uns sehen, daß auch Festus-Verrius fetus von ferre abgeleitet hat; dann sieht aber die Varrostelle wie ein Auszug aus einer an anderer Stelle ausführlicheren etymologischen Darstellung aus. Anderes führt Fr. mit großer Wahrscheinlichkeit auf Varro zurück, so I 617—636 (2. Carmentalia), wo allerdings Plutarch, wie Marchetti gezeigt hat, in den Quaestion. Rom. 56 die varronische Tradition reiner wiedergibt als Ovid. Bei Ovid wie bei Plutarch finden wir die Verknüpfung von Carmenta mit carpenta, aber ein wesentlicher Unterschied liegt darin, daß nach Ovid das 2. Fest der Göttin durch einen Senatsbeschluß eingesetzt wird, während Plutarch die Matronen durch Privatinitiative nicht ein Fest, sondern ein Heiligtum der Carmenta gründen läßt. Die Schlüsse, die Marchetti hieraus für die Fasti Praenestini (zum 18. Tag vor den Kalenden des Februar) zieht, kommen für uns nur insofern in Betracht, als sie mit großer Wahrscheinlichkeit die darin angedeutete Version von der Erweiterung der Carmentalia über Verrius auf Varro zurückführt (S. 174). Unter Varros Werken kommen natürlich die Antiquitates in erster Linie in Betracht. Wir dürfen freilich nie die Tatsache aus dem Auge verlieren, daß Ovid ein viel umfangreicheres Material zu Gebote stand, als uns erhalten geblieben ist, ferner daß er auch ältere, Verrius und Varro gemeinsame, Gewährsmänner benutzt haben kann (z. B. Aelius Stilo). Jedenfalls bleiben G. Wissowas Worte zu Recht bestehen: Ovidium diversa diversae aetatis hemerologia inspexisse et in unum consarcinavisse (Ges. Abhandl. z. röm. Religions- und Stadtgeschichte S. 271). Ergänzend möchte ich zu Franke S. 67 bemerken, daß Varro auch Sat. Men. 516 B von der Kugelgestalt der Erde spricht: *hic* (sc. Menippus) *liquit homines omnes in terra⟨e⟩ pila.*

Cornelius Labeo, dessen Lebenszeit Boehm in das erste nachchristliche Jahrhundert setzt [1]), weist in seinen Lehren Einflüsse der Stoa auf; insbesondere schöpft er aus Varro und Posidon [2]) (s. Boehm S. 41f. und 78).

[1]) Was nicht unwidersprochen geblieben ist, s. W. A. Baehrens, Über die Lebenszeit des Cornelius Labeo, Herm. 52 (1917), S. 39ff.; vgl. auch W. Kroll, Die Zeit des Corn. Labeo, Rh. M. 71 (1916), 309ff.

[2]) Das gibt an und für sich keine Gegeninstanz gegen die bisherige Ansetzung seiner Lebenszeit in der Epoche der Neuplatoniker, da ja in die neuplatonische Philosophie die Strömungen der andern Philosopheme (mit Ausnahme der Lehren Epikurs) wie in ein Sammelbecken einmünden, daher auch viel Stoisches (bes. Posidonischer Färbung).

Auch für die Bobiensischen Ciceroscholien kommt Varro als Gewährsmann in Betracht. Methodisch bezeichnende Merkmale derselben sind, wie Stangl a. a. O. S. 110 dartut, folgende: sie verbreiten sich gelegentlich über den *πρῶτος εὑρετής*, dann über das *αἴτιον* (eines Festes z. B.), etymologisieren und führen italische Sitten auf ausländische, besonders griechische, zurück. Das alles deutet offenbar auf Varro als Vorlage hin, und zwar ohne Zwischenquelle; das Mittelglied einer christlichen Schrift ist ausgeschlossen, da z. B. Augustin die Varroniana mit polemischen Spitzen durchsetzt, die in den Scholien gänzlich fehlen (Stangl S. 112).

Siebentes Kapitel.

Varros wissenschaftliche Tätigkeit auf anderen Gebieten.

1. Die Disciplinarum libri.

K. Praechter, Eine Stelle Varros zur Zahlentheorie. Herm. 46 (1911), S. 407—413.

P. Maas, Varro bei Gellius, Noct. Att. XVIII 25 [richtig 15]. Herm. 48 (1913), S. 157—159 (und Berichtigung S. 636).

Die methodisch einwandfreien Untersuchungen von Reeh (siehe oben 4. Kapitel, 2. Abschnitt) haben ergeben, daß Varros Disciplinae für Censorins 8. Kapitel (über Astrologie), 10. (über Musik) und 13. (über Geometrie) Quelle sind (s. S. 50). Auson hat dasselbe Werk, und zwar dessen 6. Buch (über Astrologie), für seine 8. und wahrscheinlich auch für die 6. und 7. Ekloge herangezogen (siehe S. 53f.).

Praechter knüpft an den Aufsatz von K. Fries an (De M. Varrone a Favonio Eulogio expresso, Rh. M. 58, 1903, S. 115 bis 125; s. Varrobericht 1909, S. 110). Es handelt sich um zahlentheoretische Erörterungen, die besonders die Sechszahl betreffen. Pr. macht nun S. 408 auf Augustin De civ. dei 11, 30 aufmerksam, eine Stelle, die zu Favon stimmt, aber, da sie mehr bietet, nicht von diesem abhängig sein kann. Da anderseits Augustin bloß die Sechszahl bespricht, Favon hingegen die Zahlen 1—9 in gleicher Weise und offenbar nach derselben Quelle behandelt, ist umgekehrt die Abhängigkeit des Favon von Augustin ebenfalls ausgeschlossen. Als gemeinschaftliche Quelle nimmt Pr. S. 409 Varro an, der über diese Fragen wohl in der Schrift De principiis numerorum oder in den Arithmetica der Disciplinarum libri gehandelt

hat. Im folgenden sucht er den Gedankengang der Varrostelle zu ermitteln.

Varro (der ausdrücklich genannt wird) betrachtet an der Gelliusstelle die ersten 5 und die letzten 7 Halbfüße des Hexameters als mathematisch gleichwertig. Worauf beruht diese seltsame Theorie? Maas hat in dem erwähnten Aufsatz seine ursprüngliche Annahme, Varro habe in der Gleichung $3^2 + 4^2 = 5^2$ (Pythagoreisches Grunddreieck) die Quadratzahl außer acht gelassen, zunächst verworfen und durch eine andere ersetzt, die sich auf eine Aristotelesstelle stützt, ist aber nachträglich (S. 636) zu jener wieder zurückgekehrt, nachdem er aufmerksam gemacht worden war, daß H. Weil bereits auf Grund von Augustin De musica 5, 26 (Migne 32, 1160) gezeigt hatte, daß jene Ratio geometrica wirklich auf der Gleichung $3^2 + 4^2 = 5^2$ beruht. Die Stelle stand in dem Disciplinarum libri, wie Gellius ausdrücklich angibt, u. zw. in dem Abschnitt De musica (7. Buch).

Kurz verweise ich auf den Bericht von H. Gleditsch über die Erscheinungen auf dem Gebiete der griech. u. röm. Metrik 1903—1908, Bursian 144. Bd. (1909), S. 80f., wo er eine in tschechischer Sprache erschienene Schrift von K. Wenig bespricht, *Über die Quellen der Schrift des Augustinus de musica*, Listy filologicke XXXIII (1906): Augustin hat sich in der Derivationslehre an Varro angeschlossen, daneben aber auch andere Schriften über Rhythmik und Metrik benutzt.

Ebenso kurz streife ich den in demselben Band des 'Bursian' erschienenen Bericht von H. Abert über die Literatur zur griech. Musik 1903—1908, S. 13, wo er über seinen eigenen Aufsatz (*Zu Cassiodor*, Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft III 439 bis 453) referiert: Die ästhetischen Anschauungen, die Cassiodor in dem musikalischen Abschnitt seiner Enzyklopädie vertritt, stammen durchwegs aus dem 7. Buch von Varros Disciplinarum libri.

2. Die libri iuris civilis.

G. Mercati, Aggiunta zu seinem Aufsatz Il libro *περὶ σταθμῶν* di Dardano tradotto anticamente in latino? Rendiconti del r. istit. lombardo, Serie II, vol. 42 (1909), S. 316f. (der Aufsatz selber steht S. 149—156).

P. Bonfante, Sui „Libri iuris civilis" di M. Terenzio Varrone. Ebenda S. 318—323.

Max Conrat (Cohn), Institutiones civiles des Varro bei Petrus Diaconus. Zeitschrift f. Rechtsgeschichte, XXX. Rom. Abt. S. 412f.

Mercati hatte auf eine noch nicht vollständig veröffentlichte *Epithoma . . . super regulam sancti Patris Benedicti* des Petrus diaconus (12. Jahrh.) aufmerksam gemacht, aus der die Mönche von Montecassino einen kurzen Auszug publiziert haben (Biblioth. Casinensis, tom. V 1 [1894], Florilegium p. 73 - 76). Auf S. 74a dieses Florilegiums erwähnt Petrus *Institutiones civiles* des *Marcus Publius* (so!) *Terentius Varro* und charakterisiert ihren auf die Streitigkeiten dieser Welt gerichteten Inhalt, um ihn der auf das Jenseits gerichteten Regula Benedicti gegenüberzustellen. Bonfante neigte ebenso wie Mercati (in seiner Antwort auf eine Anfrage Bonfantes, s. S. 322f.) dazu — mit aller Vorsicht natürlich —, das Zitat als eine wirkliche Reminiszenz der bloß aus Hieronymus' Katalog bekannten XV Bücher Varros De iure civili anzusehen. Woher sollte aber Petrus seine Kenntnis genommen haben? Nun hat Conrat gezeigt, daß hier Petrus, ein als „erfindungsreich" bekannter Autor, eine Entlehnung aus Laktanz' Institutiones divinae (I, 1, 12) verwertet hat. Die Gegenüberstellung der beiden Texte läßt darüber keinen Zweifel, daß es sich um eine wörtliche Entlehnung handelt; nur hat Petrus die Worte des Laktanz *et si quidam prudentes et arbitri aequitatis institutiones civiles iuris compositas ediderunt, quibus civium dissidentium lites contentionesque sopirent* durch *et si Marcus Publius Terentius Varro Institutiones civiles compositas edidit, quibus Romanorum d. l. c. que sopiret* ersetzt, wobei die Erwähnung des Varro wohl damit in Zusammenhang steht, daß er nach der Legende in Cassino eine Schule hielt (s. Mercati, Rendic. a. a. O. S. 317, Anm. 3: Hinweis auf eine Notiz in dem ebenfalls von Petrus abgefaßten Catalogus regum, consulum usw., Florileg. p. 40; in Wahrheit besaß Varro dort ein Landgut, vgl. R. R. III 4, 2).

Anhang.

Die sogenannten Sententiae Varronis.

P. Germann, Die sogenannten Sententiae Varronis. Studien zur Geschichte u. Kultur d. Altert. Im Auftrage u. mit Unterstützung d. Görresgesellsch. herausg. von E. Drerup, H. Grimme, P. Kirsch, III. Bd., 6. Heft (Paderborn 1910).

C. Weyman, Miszellen, Rh. Mus. 70 (1915), S. 154, 6.

Germann hatte seine Ausgabe bereits im A L L XV (1908), S. 425 f. angekündigt (s. meinen Varrobericht 1909, S. 111). Vor ihm hatte Ch. Chappuis die meisten Hss. herangezogen (für seine

Ausgabe, Sentences de M. T. Varron, Paris 1856). Das hs. Material, das G. verwertet, ist zum Teil neu. Sein Text beruht auf einer dreifachen, durch Hss. des 13.—15. Jahrh. vertretenen Überlieferung, die auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgeht; der Stammvater der besten Familie war, wie A. Klotz in seiner Rezension, BphW. 31 (1911), S. 1024 ff. gezeigt hat, recht jung[1]). Die Gruppe a (Stemma S. 28) bietet die bemerkenswerte Überschrift *Sententiae Varronis ad Papirianum Athenis audientem*; eine Dubliner Hs. bezeichnet den Papirianus als *senator urbis Romae* (*Parianus* in einem Paduaner Kodex ist offenbar verderbt aus *Papirianus*; daß letzteres selbst korrumpiert sei aus *Papirius Fabianus*, dem Namen des Lehrers Senecas, war eine im ALL a. a. O. geäußerte Vermutung des Verfassers, an der er jetzt mit Recht nicht mehr festhält, s. S. 85 f.). Bedeutungsvoll ist m. E. auch die Tatsache, daß die Sentenzen 153—156 außerhalb der übrigen Überlieferung stehen und bloß im „Liber moralitatum" des Wiener Karmelitermönches Matthias Farinator (14. Jahrh.) vorhanden sind, dort aber die 155. Sentenz mit *Varro in sententiis* libro septimo und die 156. mit V. in s. libro sexto eingeführt wird: das erweckt den Eindruck, daß unsere Sammlung einst viel umfangreicher gewesen ist. Ob sie noch dem Altertum oder erst der Karolingerzeit angehört, könnte, wie Klotz a. a. O. bemerkt, erst nach Untersuchung der übrigen Spruchsammlungen festgestellt werden. Stammen diese Sentenzen tatsächlich von Varro, d. h. aus jetzt verlorenen Werken des Reatiners? G. leugnet es; aber schon die früheren Herausgeber, der Paduaner Professor V. Devit (1843) und Chappuis, haben auf bemerkenswerte Ähnlichkeiten zwischen einigen dieser Sentenzen und Äußerungen Varros hingewiesen. Mir erscheinen folgende Parallelen besonders auffallend (die Nummern bezeichnen die Sentenzen): 56 ~ Varro R. R. II 1, 2; 33 ~ Varro bei Serv. zu Aen. VII 601 (Thilo II 169); 99 f. ~ Varro bei August. C. D. IV 27 u. 31; vgl. außerdem noch die von Germann im Anschluß an seine Vorgänger aus Varro beigebrachten Stellen zu 11, 34 f., 36, 37 und 109. Vgl. auch F. Harders Rezension, WklPh. 28 (1911), S. 397 ff., der S. 400 auf einige Stellen hinweist, an denen Germann mit Unrecht Beziehungen

---

[1]) Auf drei Hss., die Germann entgangen waren, hat P. Lejay, Revue de philol. 35 (1911), S. 309 aufmerksam gemacht; auch sie sind nicht älter als die von G. verwendeten. Eine sekundäre Überlieferung, die auf die Specula des Vincentius Bellovac. zurückgeht, besitzt für die Textkritik keine selbständige Bedeutung (s. G. S. 22).

zu Varro ablehnt. Wenn Weyman a. a. O. sagt, die 45. Sentenz (... *fides est media opinionis et scientiae, neutram attingens*) gemahne an die Scholastiker, speziell an Hugo von St. Victor (etwa 1096 bis 1141; der Glaube sei "certitudo quaedam animi . . . supra opinionem et infra scientiam constituta") und an Johannes von Salisbury (etwa 1110—1180; der Glaube sei "media inter opinionem et scientiam"), so ist das allerdings richtig, aber die Varrosentenz ist sicherlich nicht von den beiden Scholastikern, vielmehr sind diese von jener abhängig; daß die Sentenz mit der Religion nichts zu tun hat, lehrt ihre 1. Hälfte: *Non in disciplinis fidem, sed scientiam habe.* Ebensowenig verrät die 157. Sentenz: (. . . *melius enim senem addiscendo pati erubescentiam quam per ignorantiam poenam promereri aeternam*) christliche Anschauung; denn J. Golling verweist in seiner Besprechung dieser Ausgabe, Zeitschr. f. d. österr. Gym. 64 (1913), S. 23 ff., ganz richtig auf Lukrez I 111 aeternas quoniam poenas in morte timendum est. Unverkennbar sind dagegen in den Sentenzen Beziehungen zu den Werken des Philosophen Seneca und der Herausgeber hat recht, ihnen im Anschluß an seine Vorgänger weiter nachzugehen. Den Beweis aber, daß Senecas Schriften den Grundstock für unsere Sammlung bilden, hat er, wie Harder a. a. O. S. 401 richtig bemerkt, nicht erbracht. Ich stelle mir das Verhältnis zwischen den Sentenzen und Seneca gerade umgekehrt vor: Da nämlich Varro von Augustin C. D. 6, 2 als *doctrina tamen atque* sententiis *refertus* bezeichnet wird — *sententiis* heißt da freilich nicht Sentenzen, sondern Gedanken —, ferner in unseren Sentenzen mehrfach Anschauungen der stoischen Schule zutage treten (s. S. 77) und endlich manche Sentenzen metrische Spuren aufweisen [1]), aus allen diesen Gründen möchte ich annehmen, daß die Sprüche tatsächlich aus Werken Varros, auch poetischen (daher die Metren), stammen, und die Anklänge an Seneca so erklären, daß dieser Stoiker zahlreiche Gedanken seines großen römischen Vorgängers übernommen und neu geprägt hat. Auf die Entstehung der Sammlung wird vielleicht einmal ein Licht fallen, wenn es gelingen sollte, die Persönlichkeit des in der Überschrift genannten Papirianus zu ermitteln. Ich denke, daß es sich um das Werk eines Grammatikers handelt, das dieser zu Studienzwecken für einen in Athen

[1]) 98 ist ein vollständiger Pentameter. Wir finden Anklänge an Hexameter, z. B. 10, und jambische Senare; statt an die Ursprünglichkeit des Metrums zu glauben, anzunehmen, wie der Verfasser S. 88 tut, daß der Epitomator manche Gedanken metrisch umzuformen bemüht war, heißt die Dinge auf den Kopf stellen.

studierenden vornehmen jungen Römer verfaßt hat, und habe dabei ähnliche Erzeugnisse der griechischen Literatur im Auge, wie das an einen vornehmen Römer Gaiatianus gerichtete Platonische Lexikon des Sophisten Timaeus (im VI. Bd. der Hermannschen Platoausgabe). Unerläßlich für die Entscheidung der Autorschaft der Sentenzen wäre deren sprachliche Untersuchung, die Germann merkwürdigerweise unterlassen hat, obwohl von ihm selber dazu durch seinen trefflichen Wortindex (S. 90—98) eine tragfähige Grundlage geschaffen worden ist. Zum Text und zum Kommentar macht Harder a. a. O. S. 402f. einige Vorschläge; Golling liefert wichtige sprachliche und sachliche Beiträge.

K. Mras.

Bericht über die Seneca-Literatur aus den Jahren 1915—1921.

Von

Professor Dr. **Karl Münscher** in Münster (Westf.).

Bei Ausarbeitung meines Buches 'Senecas Werke, Untersuchungen zur Abfassungszeit und Echtheit' (= Philol. Suppl. XVI, Heft 1, Leipzig 1922), habe ich mich in die Seneca-Literatur der letzten Jahre, welche die literarhistorischen Fragen betraf, soweit sie mir bekannt und erreichbar war, eingearbeitet. Deshalb habe ich mich nicht ungern entschlossen, dem Wunsche A. Körtes zu entsprechen und über die neuere Seneca-Literatur einen Bericht zu geben. Es war dafür vor allem noch eine Durchsicht der textkritischen Arbeiten meinerseits erforderlich. Seneca ist im ganzen bisher in den Jahresberichten nicht vertreten gewesen, nur über seine Tragödien ist neben anderer römischer Literatur der Kaiserzeit von Joh. Tolkiehn mehrfach, zuletzt in Bd. 171, 1915, 15—31 über die Erscheinungen der Jahre 1911—14 berichtet worden. Bei den Tragödien habe ich mich natürlich zeitlich an diesen letzten Bericht Tolkiehns angeschlossen, im übrigen habe ich mich bei dem Versuche, über die gesamte Seneca-Literatur der letzten Jahre zu orientieren, nicht ängstlich auf die Jahre 1915—21 beschränkt, sondern, wo es angebracht schien, auf die vorangehenden Jahre zurückgegriffen. Im einzelnen war ich auf Kürze bedacht; sie ergab sich leider zum Teil von selbst aus der Tatsache, daß die ausländische Literatur seit Beginn des Weltkrieges in Deutschland ganz allgemein und auf der Münsteraner Universitätsbibliothek im besonderen fast völlig fehlt. Es finden sich also viele * in meinem Berichte, um nur dem Titel nach mir Bekanntes zu bezeichnen. — Ganz kurze Berichte über die Seneca-Literatur sind schon kürzlich geboten worden von W. Kroll, Lat. Philologie (Wiss. Forschungsberichte 1914—18, her. von K. Hönn II), Gotha 1919, 67/9 und

F. Levy, Römische Poesie der Kaiserzeit 1913—21 in den Jahresberichten des Philol. Vereins zu Berlin (Sokrates) XLVII 1921, 103—6.

Da die Dialoge Senecas sich über seine gesamte Lebenszeit verteilen und die Tragödien gruppenweise den Jahren vor und nach Neros Regierungsantritt sowie den letzten Lebensjahren zuzuweisen sind, mußte von der Anordnung des Berichtes nach der Entstehungszeit der Werke im ganzen abgesehen werden, um die Korpora der Dialoge und der Tragödien nicht zu zerreißen. Ich stelle als Teil I die Arbeiten zusammen, die Seneca selbst und seine Werke im allgemeinen betreffen, in Teil II folgen die Arbeiten zu den einzelnen Werken, und zwar beginne ich die Besprechung der erhaltenen Prosawerke mit der Literatur zu den Dialogen, es folgen die anderen in chronologischer Reihe (Apokolokyntosis, de clementia, de beneficiis, naturales quaestiones und epistulae ad Lucilium), darauf die Literatur zu nicht erhaltenen und unechten Schriften, endlich die zu den poetischen Werken, den Epigrammen und Tragödien.

Das Interesse an Seneca und seinen Werken ist zweifellos zurzeit im Zunehmen, und ich darf wohl hoffen, daß mein Seneca-Buch, wie dieser Bericht, manchem nicht unwillkommen sein wird. Vor allem hat sich auch das Gymnasium des Seneca philosophus neuerdings entsonnen: je mehr der klassizistische Bann durchbrochen und zerbrochen wird, um so mehr gewinnen Senecas Werke in der lateinischen Primalektüre an Boden. Die Forderung, den Umkreis der in den obersten Gymnasialklassen zu lesenden Autoren auch in der lateinischen Literatur zu erweitern, ist mit Recht und Nachdruck vielfach erhoben worden. Der für das humanistische Gymnasium persönlich ernsthaft begeisterte Inhaber der Firma Teubner, A. Giesecke, hat in dem von ihm angeregten schönen Sammelbuche 'Das Gymnasium und die Neuzeit, Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft', Leipzig 1919, in seinem eigenen Beitrage 'Gymnasium und Leben' (S. 51 Anm. 2) es ausgesprochen, daß neben Ciceros philosophische Schriften Seneca und Augustin treten müßten wie 'neben Ciceros Briefe die Zeugnisse des ersten Erwachens der Persönlichkeit in der Renaissance'. Mehrfach sind angesehene Schulmänner für Seneca als Primalektüre eingetreten: G. Rosenthal, Seneca als Schullektüre, Woch. f. kl. Philol. XXVIII 1911, 754/8, empfiehlt die unten genannte Hauck-sche Ausgabe der epist. auch für das Realgymnasium. H. Bernhardt, Seneca in der Prima, N. Jbb. XV 1912, Bd. XXX, 404—15, empfiehlt, auf Grund 5jähriger eigener Seneca-Lektüre in Prima,

nach den epist., die in die Lehren der Stoa einführen, einzelne Dialogi zu lesen; als minder geeignet sieht er ad Polyb. an und die Apokol. *P. Dörwald, Seneca-Lektüre in Prima, Lehrproben und Lehrgänge 131, Halle 1917, 15—21. Auch in dem so viel Treffliches bietenden Handbuche für Lehrer Fr. Cramers, Der lat. Unterricht (Berlin 1919), wird unter den 'mehr seitwärts des Weges liegenden Schätzen' (S. 243) der Philosoph Seneca genannt und (S. 459 f.) auf seine Briefe hingewiesen sowie (S. 461) einige Literatur über seine schulmäßige Behandlung kurz angeführt.

Vereinzelt hat man als Stoff der Schullektüre einzelne der Dialogi erprobt, z. B. auch W. Kaiser die Konsolationen (Prgr. Berlin 1914, 7 ff., s. unten S. 140). Im allgemeinen pflegt man aber noch heute, wie ich es aus der Praxis mir bekannter Schulmänner weiß, die epist. zu wählen. Dafür liegen zwei brauchbare Schulausgaben vor: L. Annaeus Seneca, Ausgew. moralische Briefe als Einführung in die Probleme der stoischen Philosophie von P. Hauck, Berlin (Weidmann) 1910, I Textband, II Kommentar (Rez. W. Gemoll, Woch. f. klass. Philol. 1911, 323 ff.) und handlicher, weil nicht mit einer so breiten Einführung in die Philosophie belastet, L. A. Seneca ad Lucil. epist. mor. sel. erkl. v. G. Hess, 2. Aufl. v. R. Mücke, Gotha (Perthes) 1913 (einige Einwendungen gegen die Textgestaltung, bes. Überschätzung des cod. Uelcensis, den Mücke zuerst näher untersucht hat, und gegen die Erklärungen macht W. Gemoll, Woch. f. klass. Philol. 1914, 241 f.). Das Ausland hat gleichartige Ausgaben geschaffen, die zu nennen zwecklos ist. Die Beschränkung auf die Briefe ist aber für die Schullektüre kaum zu empfehlen. Mehr bietet die Chrestomathie aus Schriftstellern der silbernen Latinität von Th. Opitz u. A. Weinhold, 4. Heft: Abschnitte aus Sen. und Celsus. 3., unveränderte Aufl. Leipzig (Teubner) 1920, worin Stücke aus prov., ira I, Marc., brev. vit., Helv., benef. II und IV, nat. quaest. u. epist. geboten werden. Daß man auch ganz anderes wählen kann, zeigen die Selected Essays of Sen. and the Satire on the deification of Claudius with introduction and notes by Allan P. Ball, New York 1908, worin Polyb. ganz sowie die beiden Bücher clem. nebst einigen Briefen neben die Apokol. gestellt sind. Keine dieser neueren Sammlungen ist so reichhaltig wie die schon weit über ein Jahrhundert zurückliegende Sammlung auserlesener Stellen aus den sämtlichen philosophischen Schriften des L. A. Sen. für die Schüler der ersten Klassen an Gelehrtenschulen bestimmt u. her. v. Joh. Wilh. Olshausen, Altona 1807, die recht wohl eine Erneuerung verdient.

I. Allgemeines.

Sen. ist zweifellos eine überaus problematische Gestalt. Er ist um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. der bedeutendste Schriftsteller Roms, der in einer Fülle von Prosawerken eine edle Humanität predigt und daneben seltsame Dramen schreibt, die menschliche Leidenschaft fast widerlich abstoßend zeigen; er ist der wahre und großzügige Leiter des römischen Reiches während der ersten Jahre der Regierung des Kaisers Nero, nachdem er vorher durch dessen Mutter Agrippina des Prinzen Nero Erzieher geworden war, aber er war gezwungen, wüste Lasterhaftigkeit und blutige Schandtaten im Kaiserhause selbst nicht bloß zu dulden, auch zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen; er selbst, der Prediger der Bedürfnislosigkeit, lebte in fürstlicher Pracht; wie schon in der Zeit seiner Verbannung nach Korsika, wurde er am Schlusse seines Lebens, nach dem Bruche mit Nero, zu einem mit geistiger Arbeit reich erfüllten otium gezwungen; schließlich wird auch er ein Opfer der Rache Neros. Es ist kläglich wenig, was der Leser der Geschichte der römischen Kaiser A. v. Domaszewskis (II Leipzig 1909) in dem 'Senecas Staatsleitung' überschriebenen Kapitel (47 ff.) von Senecas Persönlichkeit erfährt. Zwar wird nicht geleugnet, daß 'dieser feingebildete Geist die Gabe zu herrschen wirklich besaß, wenn er auch den Tugendmantel des Philosophen nur als ein gefälliges Kleid trug', im ganzen wird er aber mit dem Wort vom 'glatten philosophischen Schwätzer Sen.' abgetan, und es ist ein wirkliches Verdienst Th. Birts, mehrfach die grundlegende Bedeutung von Sen.s Wirken betont und ihn als eine Hauptfigur der römischen Kaisergeschichte des 1. Jahrh. hingestellt zu haben. Das hat B. getan in seinem Buche 'Römische Charakterköpfe, ein Weltbild in Biographien', 3. Aufl. Leipzig 1918, in der Biographie des Kaisers Claudius 223 ff. (4. Aufl. 1920), und danach den Versuch gemacht, ein, wenn auch skizzenhaftes Sonderbild von Sen.s Persönlichkeit zu entwerfen, die heterogenen Züge im Wesen des Mannes zu einen und zu begreifen, dessen Schriftstellerei stets im Dienste seiner ethisch-politischen Wirksamkeit gestanden hat: Sen., ein Vortrag, Preuß. Jbb. CXLIV 1911, 282 ff., aufgenommen in das Buch: Aus dem Leben der Antike, 2. Aufl. Leipzig 1919, 165 ff. m. Anm. 253 ff. — Erwähnt sei auch die kurze Würdigung Sen.s, die H. Bernhardt gegeben hat (Hum. Gymnasium u. modernes Kulturleben, Dankesgrüße ehemal. Schüler zur Feier des 300jähr. Bestehens des Erfurter Gymnasiums, Erfurt 1911, Nr. 19, S. 259 bis

263 ff.) unter dem Titel: L. A. Sen., ein moderner Mensch; trotz der unverkennbaren Schwächen im Charakter Sen.s sieht B. in ihm den Ausläufer und Übermittler einer großen wertvollen vergehenden und den Propheten einer neuen, unserer modernen Kultur. — Folgende ausländische Charakteristiken Sen.s sind mir unzugänglich:

*Vinc. Ussani, Sen., Atene e Roma XVI 169/170, 1—14. 171/2, 84—101.

*J. van Wageningen, Sen.s leven en moraal, Voordracht, Groningen 1917. Selbstanzeige *Museum XXVII 1919, 56 ff.

*F. Holland, Sen., bespr. von *R. M. Gummere, Class. Weekly XIV, 93 ff. (nach Philol. Woch. 1921, 524, eine interessante Biographie des sehr sympathisch geschilderten Sen.).

Eine Biographie Sen.s, die den Mann allseitig in seinen politischen und schriftstellerischen Leistungen würdigt und zugleich sein wahres Wesen ergründet und klarstellt, besitzen wir noch nicht. Wer sie zu schaffen berufen ist, wird sich aber doch mehr als Birt davor zu hüten haben, vor dem blendenden Lichte im Bilde Sen.s allzusehr die tiefen Schatten zu übersehen. Ich möchte ein paar schöne Worte anführen, die mir U. v. Wilamowitz, als er für Übersendung meines Sen.-Buches dankte, über Sen. als Persönlichkeit schrieb: 'Wer Brudermord, vorher Kaisermord, dann sogar Muttermord entschuldigte oder hinnahm, wer sich das Fett ansetzen ließ, das das Porträt zeigt, der ist ein anderer gewesen, als der sich in den Briefen darzustellen weiß. Ein großer Sünder. Aber daß eben der doch diese Briefe geschrieben hat, auch Dialoge und Dramen, ist ein Beweis dafür, daß hier kein geringer Mensch steht, ein ewig denkwürdiger, aber ein Problem. Den Menschen gilt es erst noch einmal zu fassen.'

Kein so hohes Ziel habe ich mir gesteckt in meinem eingangs erwähnten Buche. Es leistet aber eine unerläßliche Vorarbeit für den kommenden Sen.-Biographen, indem es die Chronologie der Schriften Sen.s, der prosaischen wie der poetischen, aufzubauen unternimmt. Nicht daß Versuche in dieser Beziehung früher gefehlt hätten. Aber das Buch, welches diese Untersuchungen bisher am meisten gefördert hat und das mir bei meiner Arbeit als Grundlage dienen mußte, A. Gerckes Sen.-Studien (Jbb. f. Philol. Suppl. XXII 1895 in dem Abschnitt: Sen.s Abhandlungen im Rahmen der Zeitgeschichte S. 282 ff.), ließ die poetischen Werke, besonders die Tragödien, unberücksichtigt. Auch der Franzose R. Waltz hat in seinem Buche La vie politique de Sén. (bes. S. 7, 2) wie in seiner Sonderausgabe von de otio, éd. accompagnée de

notes critiques et d'un commentaire explicatif in der Vorrede (beide Schriften Paris 1909) zu einigen chronologischen Fragen Stellung genommen. Seine Ansätze hat R. Pichon kritisch beleuchtet (Les travaux recents sur la chronologie des œuvres de Sén., Journal des Savants, N. S. X 1912, 212—225); auch zu den chronologischen Schlüssen A. Bourgerys in seinem Aufsatze Sur la prose métrique de Sén. le philos. (Rev. de philol. XXXIV 1910, 167—172) nimmt Pichon Stellung; er findet in den statistischen Nachweisungen über die Frequenz der rhythmischen Klauseln keine ausreichende Grundlage für B.s von Gercke teilweise abweichende Ansätze. Ich habe den Versuch gemacht, Sen.s Prosawerke, die erhaltenen wie die nichterhaltenen, auf die im Leben Sen.s sich von selbst durch seine Verbannung und seinen Rücktritt ins Privatleben ergebenden vier Perioden zu verteilen; wichtige Einschnitte innerhalb dieser Perioden bedeuteten jeweilig der Regierungsantritt eines neuen Kaisers, des Caligula und Claudius in der ersten, des Nero in der dritten Periode, in der ein dritter Abschnitt sich deutlich am Ende des viel gerühmten ersten Quinquennium Neros nach dem Muttermorde abzeichnet. Meine Untersuchungen bestätigen teils die früheren Ansätze, teils führen sie zu neuen Ergebnissen. In einem 5. Kap. erörtere ich gesondert das chronologische Problem der Tragödien.

Falls meine Ergebnisse Anerkennung finden, werden die Darstellungen über Sen.s Werke in den Literaturgeschichten in manchen Punkten Abänderungen erfahren. M. Schanz behandelt Sen. in seiner Gesch. d. röm. Lit. II, 2³, München 1913, in unglücklicher Verteilung auf zwei Stellen, S. 51—76 den Dichter Sen. (§ 368—380) und S. 375—423 das Biographische und die Prosawerke (§ 452—472a). Teuffel-Kroll, Gesch. d. röm. Lit. II⁷, Leipzig 1920, S. 215 bis 230, § 287—240.

Einzelheiten des Lebensganges Sen.s besprechen:

*Oe. Hupka, Sen. számüzése (Verbannung), Eygetemes Philologiai Közlöny XXXV, 799—813.

W. L. Friedrich, Burrus und Sen., Reichsverweser unter Nero, Berl. philol. Woch. 1914, 1342/4, die Zeugnisse für beider Männer gemeinsames Wirken darbietend, die Verschiedenheit ihres Wesens und infolgedessen auch ihres Einflusses auf den Kaiser abwägend.

Wir pflegen unsern L. A. Sen. den 'Philosophen' zu nennen im Unterschied zu seinem gleichnamigen Vater, dem Rhetor. Aber wie dieser kein zünftiger Rhetor war, so war der Sohn kein 'Philo-

soph', kein *philosophus cathedrarius;* aber auch kein *verus et antiquus philosophus* (brev. vit. 10, 1) wollte er sein; er war sein Leben lang ein Vertreter des πρακτικὸς βίος, nur gezwungenermaßen hat er sich dem θεωρητικὸς βίος, dem otium ergeben und es gepriesen (die betr. Stellen verwendet F. Boll, Vita contemplativa, Festrede, Sitz.-Ber. Akad. Heidelberg 1920, 8. Abhdlg.; 2. Aufl. Heidelberg 1922, Anm. z. S. 6 f.) und auch in diesem noch für Mit- und Nachwelt gearbeitet (vgl. Sen.s Werke 1 f.). Die Mehrzahl seiner Schriften ist durch bestimmte Lebensumstände veranlaßt worden, und es ist eine notwendige Aufgabe, jede einzelne aus diesen besonderen Umständen heraus zu begreifen. Diese historische Betrachtungsweise wird leicht vernachlässigt, wenn es sich darum handelt, von der Philosophie Sen.s zu sprechen.

Sen. gibt nirgends eine systematische Pädagogik; aber er äußert nicht selten treffliche Gedanken über Erziehung, und so ist gerade seine 'Pädagogik' mehrfach in neuerer Zeit behandelt worden.

Rob. Renner, Sen. und die Jugend, Blätter f. d. bayer. Gymnasialwesen XLVI 1910, 333—43, zeigt, wie Sen. mit Vorliebe das Kind und seine Welt als protreptisches Gleichnismittel verwendet.

Ioan Marinescu, Die stoischen Elemente in der Pädagogik Sen.s, Diss. München 1911, behandelt sein Thema nach einleitenden Kapiteln über den Stoizismus am Anfang des 1. Jahrh. n. Chr. in Rom, wie über Sen.s Eklektizismus, seine Psychologie und Ethik.

*Ch. Burnier, La pédagogie de Sén.; Leçon inaug. à l'Univ. de Neuchâtel, Lausanne 1914 (95 S.).

Joh. Gottfr. Beringer, Moderne und antike Willensbildung, ein Beitrag zum Vergleich heutiger Willenspädagogik mit jener Sen.s, Prgr. Freising 1915, bespricht die Erziehung des Willens zur Höhe, zur Kraft (durch Vermittlung des Körpers, durch die Verstandes- und Gefühlswelt sowie durch Beeinflussung der Begehrungen und Triebe) und zur sozialen Betätigung, um schließlich den Unterschied zwischen dem christlichen Erziehungsziel und den heutigen Mitteln, es anzustreben, und Sen.s Anschauung darzulegen.

Den 'Philosophen' Sen. betreffen des weiteren:

Rud. Reich, Quid e Sen. philos. eiusque patris scriptis de luxuria illius aetatis colligi queat et quid his de rebus censuerit philosophus, Prgr. Lundenburg 1912, eine Stellensammlung (Luxus in der Körperpflege, im Häuserbau, im Essen), die natürlich nichts wesentlich Neues lehrt (Rez. Max. Adler, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LXV 1914, 381 f.).

*Dom. Bassi, Sen. morale: studi e saggi, Florenz 1914 (205 S.).

*M. Salomone, Sen. e suoi pensieri di filosofia e di pedagogia, Turin 1914.

Herm. Steiner, Theodizee bei Sen., Diss. Erlangen 1914. Das Problem spitzt sich bei Sen., bes. in prov., allein auf die Frage der praktischen Ethik zu: *quare multa bonis viris adversa eveniunt?* Trotzdem untersucht Verf. das Theodizeeproblem bei Sen. im Verhältnis zu Metaphysik, Ethik und Religion (S. 51 Anm. wird der tiefe Gegensatz zwischen Sen. und Paulus berührt); erst am Schluß hinkt, recht unhistorisch, ein Abschnitt nach über die Theodizee bei den übrigen Stoikern.

Ernst Howald, Die Weltanschauung Sen.s, N. Jbb. XVIII 1915, Bd. XXXV 353—360; sie erscheint H. nicht konsequent, und er spricht davon, inwiefern Sen. von der strengen Stoa (im Verhältnis zur großen Masse, im fast Epikureischen Grundsatze des *animo frui*, in der Stellung zum 'Ich', zum Weibe, zu den Göttern), abweicht.

Sen.s und seiner Werke Fortleben.

Tum autem solus hic fere in manibus adulescentium fuit bezeugt Quintilian (inst. X 1, 125) von Sen. Als solcher überaus fleißiger Sen.-Leser erscheint Martial nach dem, was G. Friedrich, Zu Sen. und Martial, Hermes XLV 1910, 583—594, aufgezeigt hat. Sen.s eigene Redeweise ist durchaus epigrammatisch, und so hat der Epigrammatiker Martial seinen Geist genährt durch Sen.-Lektüre. Fr. vermag Berührungen Martials zu fast allen Prosawerken wie zu den Tragödien und Epigrammen Sen.s nachzuweisen; noch mehr derartiger Beobachtungen gedachte er in einem Kommentar zu Martial vorzulegen. Manche Martialstelle findet nur aus Sen. ihre Erklärung, so z. B. die *cena ambulans* VII 48, 5 aus Sen. epist. 78, 23. Sogar für die Wahl der Lesart ist bei Textvarianten im Martial mitunter das Vorbild Sen. wertvoll (XII 82, 4 *acceptas pilas* wie bei Sen. benef. II 32, 1). Auch Lukan hat Martial gelesen wie den Vater Sen.; die Epigramme III 66 und besonders V 69, die Ciceros Tod durch Antonius mit dem Untergang des Pompeius parallelisieren, stammen nach Form und Inhalt aus suas. 6. Zu weit geht allerdings O. Immisch, wenn er (Hermes XLVI 1911, 489 Anm.) auf Grund dieser Tatsache nun umgekehrt suas. 6, 6 den Namen des Eunuchen Pothinus einsetzen will. Das wäre doch nur dann annehmbar, wenn jener Pothinus dem Martial aus keiner anderen Quelle als aus Sen. rhetor hätte bekannt werden können. Das ist aber keineswegs der Fall. Schon Cäsar bell. civ. III 108, 1

erwähnt den *eunuchus nomine Pothinus*, ohne ihn allerdings mit Pompeius Tod in Verbindung zu bringen. Das ist aber, wie man mit Sicherheit sagen kann, bei Livius zu lesen gewesen: denn Florus erzählt (II 13, 52), daß Pompeius' Ermordung *imperio vilissimi regis, consiliis spadonum* erfolgt sei, und wer diese Eunuchen waren, erfährt der Leser ein wenig später (60), wo Florus den Tod des Pothinus und Ganymedes berichtet, der *ne virilia quidem portenta*.

Als Sen.s philosophischen Schriften 'näher verwandt' bezeichnet O. Roßbach des Florus Dialogfragment Vergilius orator an poeta, sowohl bez. der sprachlichen Form (kurze, unverbundene Sätze, Klausel-Rhythmus) wie sachlich in der Behandlung eines literarischen Themas, wie solche auch von Sen., zumal in den letzten Briefen, gern besprochen werden (Art. Florus Nr. 10 P.-W. VI, Sp. 2767 f.).

Vom Fortleben Sen.s in neuerer Zeit handelt *Th. Eustachiewicz, Sen. in Polen (poln.), Eos XIX 1913, 177 ff.; nach der Inhaltsangabe Berl. philol. Woch. 1914, 379, sind in Krakau und Lemberg viele mittelalterliche handschriftliche Pseudo-Annaeana vorhanden, alte Handschriften der Dialoge und 3 Tragödienhandschriften s. XV, und es sind in der Zeit der Renaissanc wie in den späteren Jahrhunderten in Polen viele Ausgaben, Kommentare, Übersetzungen und Nachahmungen erschienen. S. auch unten S. 161.

G. W. Robinson hat Joseph Scaligers Estimates of Greek and Latin Authors aus seinen Werken gesammelt und herausgegeben (Harvard Studies in class. Philol. XXIX, Cambridge 1918, 133—176) und damit eine recht amüsante und interessante Lektüre geschaffen. Auch die Urteile über Sen. sind beachtenswert (169 f.): moralis philosophiae primas tenet, dignissimus qui semel atque iterum legatur. De remediis fortuitorum non est Sen., sed Sen. collectorum. Epistolae Sen. ad Paulum sunt antiquae; citantur ab Hieronymo, non sunt confictae a monachis, quia tunc non erant. Aber auch der Dichter Sen. ist ein bonus auctor. Von den Tragödien gelten ihm die Troades als princeps omnium, und Lipsius' Urteil, der sie für das Werk magistelli potius quam Sen. erklärte, wird höhnisch zurückgewiesen. Herc. f. vergleicht Sc. mit dem Euripideischen, von der Thebais (das sind die Phoenissenszenen) sagt er: Haec fabula est... totum scholasticum drama, declamatorio charactere, multa putida sunt et affectata. Auch die Octavia weiß Sc. zu schätzen: neque inepta sei sie, wie Lipsius geurteilt habe, neque futilis auctoris aut sub Domitiano viventis; er meint: ego video auctorem Octaviae ipsius Octaviae domesticum et Sen. amicum fuisse et optimum poema esse. Abweichend äußert er sich an anderer Stelle

(in einem Briefe an Salmasius): Octaviam autem Memoris fratris Turni esse non dubitamus; das ist der *Scaevus Memor tragicus poeta* (Vallascholion zu Juv. I 20. Mart. XI 9 u. 10), von dem wir ein paar anapästische Metra aus einer an Hecuba, die *Cisseis*, gerichteten Klage eines Chores aus einer Troades- oder Hecubatragödie besitzen (Ribbeck[3] TRF. 269).

Mit dem Abschluß des Manuskripts für diesen Bericht beschäftigt, erhalte ich noch ein amerikanisches Buch, das in diesen Abschnitt über Sen.s Fortleben gehört. Es ist das erste Stück einer Schriftenreihe, die in Boston, Massachusetts, erscheint unter dem Titel Our debt to Greece and Rome; die Herausgeber sind zwei Universitätsprofessoren G. D. Hadzsits (Pennsylvania) und D. M. Robinson (John Hopkins). Der Plan des ganzen auf 50 Bände berechneten Sammelwerks wird am Schluß des Bandes 'Authors and Titles', S. 149 f., mitgeteilt. Eine Editors' Preface (p. VII—XI) setzt Ziel und Richtung der Sammlung auseinander; es sollen the inherited permanent factors in the civilization of the twentieth century gezeigt werden, die Griechenland und Rom entstammen; Greece has been the source of most of our aspirations and Rome the great mediator. Als erster erscheint dieser XVI. Band: Rich. M. Gummere, Sen. the philosopher and his modern message, 1922. Nach einer kurzen Preface, die Sen.s wesentliche Bedeutung darin erkennen will, daß sein Lebenssystem einen Fortschritt bedeutet habe über seine Vorgänger und Zeitgenossen, folgen 8 Kapitel, deren erstes unter dem Titel The Old and the New Sen. als den Neuerer in Philosophie, Politik und Literatur im Gegensatz zum früheren Römertum vorführt und eine flott geschriebene, mit Anspielungen auf moderne Literatur gewürzte Skizze von Sen.s Lebensgang bietet, wobei die Einflüsse der spanischen Heimat und der Eltern besonders ins Licht gestellt werden. Auch die Mehrzahl der Werke Sen.s wird erwähnt; die Bücher über Ägypten und Indien werden mit Recht der Frühzeit zugewiesen, die Tragödiendichtung in der bisher üblichen Weise fälschlich der Verbannungszeit in Korsika. Diese wird recht gut in drei Epochen zerlegt: in der ersten zeige Sen. die Haltung of heroic and philosophic resignation; dieser Zeitspanne weist H. drei Schriften zu: brev. (zu Unrecht, s. unten S. 146), const. und Helv.; der zweiten Epoche gehört der cringing letter an Polybius; die dritte sei eine Epoche of quiet despair; dahin gehört in Wahrheit brev. Sonst werden die Werke nicht genauer chronologisch festgelegt. Am Schluß wird betont, wie schwierig bzw. unmöglich es sei, aus unseren Quellen über Sen. und seine

Zeit volle Wahrheit zu gewinnen, denn the pictures of the period are bodly drawn and usually with prejudice. In den beiden folgenden Kapiteln behandelt G. zunächst Sen.s und seiner Werke Einfluß und Bewertung im Altertum selbst, III: His influence upon pagan Rome, IV: How he appealed to the church. Mannigfach schwankend sind die antiken Urteile über Sen., die G. anzuführen hat; besonders ausführlich werden Quintilians, Gellius und Frontos Äußerungen besprochen. Dabei wird Sen. als Stilist gewürdigt, der als der Neuerer, the early advocate of a Silver Latin style, nach dem Einerlei der Tiberianischen Zeit sich erhebt und sich in der Diatribe, dem Essay, sein geeignetes Medium schafft. Als high-water mark dieses subjektiven Essaystils erscheinen die epist., deren Art, vom Konkreten zum Abstrakten überzugehen, im Gegensatz zu den Ciceronischen Briefen, die from general matters to objective affairs überspringen, fein charakterisiert wird. Im ganzen huldigt das spätere Rom dem Verstand und der Weisheit Sen.s; den Radikalismus seines Denkens und seines Stils lehnt man ab. Den Einfluß des Dichters Sen. auf die zeitgenössischen und bald folgenden Poeten Roms übergeht G. Die Beurteilung der politischen Tätigkeit Sen.s knüpft an Tacitus an; Suillius erscheint als Repräsentant der Reaktionäre gegenüber dem homo novus. Clem. wird in diesem Zusammenhang gewürdigt, wie schließlich die nat. qu. im Anschluß an Plinius des Älteren Urteil über Sen. als Naturwissenschaftler. Das Kap. schließt mit dem Gedanken, sich selbst und seinen Zeitgenossen sei Sen. der gewandte Stilist und der Mann der Tat gewesen; uns erscheine er als Philosoph. Um im III. Kap. Sen.s Verhältnis zur christlichen Kirche zu beleuchten, gibt G. zunächst eine Darstellung des Stoizismus, und wie dieser, durch Poseidonios vermittelt, bei Sen. erscheint: seine moderne Art zu denken, macht Sen. den Christen vertraut und lieb; möglich auch, so meint G. (s. unten S. 183), daß Sen. mit Paulus in Rom tatsächlich in Gedankenaustausch getreten ist, wie denn der Briefwechsel zwischen Sen. und Paulus frühzeitig in frommer Absicht gefälscht wurde. Als Apostel der Humanität, mit seinem Protest gegen die Sklaverei, in seiner Stellung zum weiblichen Geschlecht, in seiner Ablehnung des Alkoholismus als lebenslänglicher Temperenzler (teetotaller), erwarb sich Sen. die Sympathien der Christen. Recht knapp behandelt das V. Kap. How he touched the Medieval mind. Die Handschriften des 9./10. Jahrh., die noch älteren Sentenzensammlungen, die Sen.s Namen tragen, beweisen seine Geltung im M.-A., und G. führt eine Fülle bekannter Namen auf von Leuten, die Sen.

kannten und benutzten. Besonders sind ja die nat. qu. ein standard work für die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des M.-A.s als das fortgeschrittenere Gegenstück zu den Physiologi. Wie vereinzelt andere zitiert Roger Bacon dies Werk oft (s. unten S. 170). Außer den Briefen, nat. qu., benef. und den Tragödien sind es auch die Deklamationen, die man von Sen. kennt; erst Raphael und Lipsius haben den Irrtum berichtigt und in ihrem Verfasser den Vater Sen. erkannt. Im V. Kap. How the renaissance viewed him sind es zunächst drei große Männer, die Sen.s bedeutenden Einfluß erkennen lassen: Dante, Chaucer (hier stand G. eine neue Monographie zur Verfügung: *H. M. Ayres, Chaucer and Sen., Romanic Review X 1919, 1—15) und Petrarca, bei dem die Anführungen aus Sen. nur wenig geringer sind als die aus Vergil, dessen Briefe sorgfältig gearbeitete Essays sind, gleich denen seines Musters Sen., wie seine Bibliothek in Vaucluse zwei Handschriften der Luciliusbriefe enthielt. Dante zeigt Bekanntschaft mit Sen.; Chaucer benutzt ihn reichlicher, aber Petrarca mad him a very part of his mind and soul. Noch andere Einzelheiten führt G. an, Sen.s Bedeutung in der Renaissance zu erläutern: Piacenza besaß eine Sen.-Professur, Thomas von Kempen scheint Sen.s 7. Brief zu kennen. Mit dem Ende des 15. Jahrh. beginnen die Sen.-Drucke; der erste erscheint 1475 in Neapel; Erasmus Ausgaben folgen 1515 und 1529; Calvins Übersetzung von clem. 1532 (Pincianus Castigationes von 1536 sind keine Ausgabe, s. unten S. 155); so wanderten Sen.s Werke frei durch Europa, immer weitere Wirkung ausübend. Bei niemand war Sen.s Einfluß größer als bei Montaigne, den Pasquier einen 'französischen Sen.' genannt hat. In England tut Sen. seine Wirkung seit Thomas Lodges Übersetzung vom Jahre 1614; davon handelt G. im VI. Kap. Montaigne and the Elizabethans, endend mit Shakespeare. Im nächsten (VII.) Kap. behandelt G. endlich The modern view und führt seine Leser von Francis Bacon, der voll ist von detaillierten Beziehungen zu Sen., bis ins 20. Jahrh. Aus der Fülle der Einzelheiten sei nur weniges herausgehoben. Die berühmte Stelle Med. 375 ff. haben Columbus (s. unten S. 188), Roger Baco und Cardinal d'Ailly mit der Entdeckung Amerikas in Verbindung gebracht. Milton empfahl in seiner Abhandlung von der Education die Lektüre der nat. qu. Im 17. Jahrh. empfinden englische fromme Kreise besonders lebhaft die geistige Verwandtschaft zu Sen.; im 18. aber macht zur Zeit der Aufklärung der Enthusiasmus in England und Frankreich einer nüchternen, beinahe gehässigen Beurteilung Sen.s Platz; da singt man: I have no further use for

you (Plutarch und Sen.), und La Rochefoucauld porträtiert Sen. als Schurken mit der Tugendmaske; aber Rousseau und Voltaire lassen ihm seinen Platz unter den führenden Denkern, und so fehlen bis in die neueste Zeit nicht Stimmen, die für Sen. eintreten, wie Jefferson und Emerson: die Lehre vom retreat, vom Leben mit sich selbst, das erscheint G. als Sen.s greatest contribution to the thought of the world. Auch die Deutschen fehlen nicht in dieser Übersicht: die Namen Niebuhr, Goethe, Nietzsche begegnen dem Leser. Ein VIII. Kap, gibt Conclusions. G. konstatiert, daß neuerdings Sen. seinen Platz im Jugendunterricht wieder behauptet; wie hoch Maeterlinck Sen. schätze, wird betont. Ein Wort Euckens wird angeführt, ob nicht vielleicht das spätere Altertum (vertreten durch Lukrez, Sen., Plutarch, Mark Aurel) uns wieder, wie vor der Zeit des modernen Humanismus, nähertreten werde. Beim Auftauchen neuer Ideen habe Sen., so meint G., immer Material geboten for the promoter and for the interpreter of progress, und so sei es vielleicht noch Sen.s Mission, eine Hilfskraft zu werden in the world's progress toward a deeper Christianity. — G. selbst bezeichnet sein Buch als Skizze. Als solche ist es ausgezeichnet; den Stoff allseitig und tiefgründig zu behandeln, wäre eine gewaltige Aufgabe für einen vergleichenden Literarhistoriker. Auch über Sen. in Deutschland wäre da manches zu sagen. So sah ich jüngst, daß Grimmelshausen sich im Simplizissimus zweimal (I. Kap. 7 u. III. Kap. 18) auf Sen. beruft (s. Nachträge). Dem Zweck der Sammlung Our debt to Greece and Rome entsprechend, hat G. nur wenige Notes (S. 141 ff.) beigegeben, in denen man viele Nachweise schmerzlich vermißt, und wenig Bibliography (S. 145); daß darin deutsche Literatur kaum vertreten ist, darf nicht verwundern. Ein neues Buch führe ich daraus noch an: *F. L. Lucas, Sen. and Elizabethan Tragedy, Cambridge 1922. Über das Fortwirken der Tragödien vgl. auch unten S. 192 f.

II. Senecas Werke.

A. Prosaische Schriften.

Von neueren Untersuchungen über Sen.s Prosastil verdient besonderes Interesse die oben (S. 114) genannte Abhandlung A. Bourgerys Sur la prose métrique. Zunächst gibt B. eine Tabelle der Frequenz der Klauseln an den Schlüssen der Briefe und der Kapitel der Abhandlungen. Zieht man seine Angaben zusammen auf die Hauptklauseln und ihre Variationen, so ergibt

sich, daß in 36 % der Fälle cret. + troch., 22 % ditr., 18 % dicret. sich finden; im allgemeinen muß man mit B. anerkennen, daß bei Sen. manche 'gesuchte' Klausel nicht besonders oft, manche 'gemiedene' nicht besonders selten ist: ce qui prouve que des raisons de style peuvent prévaloir souvent chez Sén. sur les considérations métriques. Des weiteren untersucht B. die Satzschlüsse der einzelnen Schriften Sen.s und gibt in % die Anzahl der Klauseln insgesamt und derjenigen mit Kretikus an vorletzter Stelle. Daß die chronologischen Schlüsse, die er aus seiner Tabelle zieht, nicht stichhaltig sind, hat Pichon (s. oben S. 114) bereits gesagt; Einzelheiten berühre ich bei den einzelnen Schriften. Nur kurz geht B. auf die Frage ein, inwieweit die Klauseltechnik für die Textkritik wirksam sein kann; so meint er z. B. nat. qu. IV 2, 18 *calidissimus* [*est*] mit P und Skutsch streichen zu sollen, um den Doppelanapäst zu vermeiden. Am Schluß von epist. 78 lehnt B. Wolters Konjektur (die noch Hense[2] aufnimmt) *lēnĭŭs ăccēdĭt* ab. Das überlieferte *lĕvĭŭs* gibt zweifelsohne die bessere Klausel und ist doch auch im Sinne nicht unpassend. Es folgt bei B. eine Bemerkung über das Verhältnis der Klauseln zur Interpunktion und schließlich ein prozentualer Vergleich der kretischen, der sonstigen gesuchten und der gemiedenen Klauseln in der Apokol., clem. u. const. In den textkritischen Beiträgen zu Sen.s Prosaschriften ist noch von manchem Gelehrten der Prosarhythmus berücksichtigt und manche Beobachtung über Sen.s Gebrauch dieses Kunstmittels gemacht worden: eine Zusammenstellung aller dieser Beobachtungen und ihre Ausdehnung auf den ganzen Sen. wäre zu wünschen.

Sonst befassen sich mit Sen.s Sprache und Stil:

Fr. Steiner, Der 'moderne Stil' des Philos. Sen., Prgr. Rosenheim 1913; eine Zusammenstellung von Antithesen und Wortspielen aus Sen. philos. u. trag. und dem Deklamationswerke seines Vaters, um zu zeigen, daß der Sohn auch 'als Philosoph u. Dichter Deklamator geblieben ist'.

Petr. Brodmuehler, De particulis interrogativis nonnullorum scriptorum aetatis argenteae, Diss. Bonn (gedr. Köln) 1914, sammelt in Kap. 8 (S. 41—51) auch das Material aus Sen. philos. Schon C. Naegler, De particularum usu ap. L. A. Sen. philos. I., Diss. Halle 1873, hatte p. 18 ff. von den part. interrogativae gehandelt. Da B. auch Phaedrus (in Kap. 7) heranzieht, sieht man nicht ein, warum er Sen.s Tragödien unberücksichtigt läßt. Vergleichende Tabellen am Schluß S. 67 ff. ermöglichen bequeme Übersicht des Gebrauchs bei den verschiedenen Autoren. Einzelheiten

beanstandet C. Stegmann, Jahresberichte des philol. Vereins zu Berlin (Sokrates LVII) 1921, 122.

Rob. Fischer, De usu vocabulorum ap. Ciceronem et Sen. Graecae philosophiae interpretes, Diss. Freiburg i. Br., 1914. Verf. beschränkt sich auf die von Cicero und Sen. gewählten Ausdrücke zur Wiedergabe der griechischen Termini der Ethik, weshalb ein volles Bild von der Bedeutung Ciceros als Übersetzer nicht gewonnen wird (vgl. C. Atzert, Berl. philol. Wochenschr. 1915, 144/46) — was aber auch nicht beabsichtigt war. Der Mangel, daß die Arbeit sonst ganz ungegliedert ist, wird einigermaßen aufgewogen durch einen Index der besprochenen griech. und lat. Worte (p. 113 ff.) und eine tabula, in der die Übersetzungen der beiden Römer und der griech. Ausdruck in drei Rubriken nebeneinandergestellt werden (p. 105 ff., vgl. Fel. Hartmann, Glotta IX 1918, 251). Die Ergebnisse sind p. 99 ff. zusammengefaßt. Während Cicero nur weniges schon von Vorgängern übernehmen konnte, selbst seine lat. Übersetzungen griech. Termini schuf, dabei auch vor neuen Wortbildungen sich nicht scheute und stets möglichst sorgfältig das Griechische in elegantem Latein wiederzugeben suchte, verfährt Sen., wie zu erwarten war, viel sorgloser; er neuert wenig, folgt naturgemäß meist Cicero (nur zwei Bezeichnungen philos. Termini bietet er, die Cicero nicht hat, *petitio* = ἔφεσις und *expetibilis* = αἱρετέος), und wählt mit Vorliebe recht hoch und schön klingende Ausdrücke: Der Rhetorenschüler wird auch hier deutlich erkennbar.

Edgar Howind, De ratione citandi in Ciceronis Plutarchi Sen. Novi Testamenti scriptis obvia, Diss. Marburg 1921. Während Ciceros Art, die Zitate aus anderen Schriftstellern einzuführen, ausreichend behandelt erscheint, kommen Plutarch und Sen., denen Kap. 2 (S. 23—37) gilt, entschieden zu kurz (vgl. Rez. Fr. Bock, Philol. Woch. 1922, 465/67). Bei Sen. beschränkt sich Verf. auf die epist.; also ist sein Material unvollständig. Sen. zitiert wie Plutarch gern; ob man das auf den Einfluß der sog. Diatribe zurückführen darf, sei dahingestellt. Mit Dichterzitaten, bes. solchen aus Vergil, geht Sen., unabsichtlich oder manchmal auch bewußt, recht frei um; ob seine Abweichungen für die Textkritik Bedeutung haben, bleibt unerörtert; auch griech. Anführungen gibt Sen. lateinisch; nur einmal läßt er (epist. 99, 25) seiner lat. Paraphrase den griech. Wortlaut aus Metrodoros folgen. Die Arbeit bedarf der Ausdehnung auf den ganzen Sen.

Auf die Luciliusbriefe beschränkt sich auch Walth. Nie-

schmidt, Quatenus in scriptura Romani litteris Graecis usi sint, Diss. Marburg 1913, in seinem Abschnitt V (S. 42—47) über Sen.s Art, die griech. Worte zu schreiben. Als Regel, die freilich keineswegs unverbrüchlich gilt, ergibt sich, daß Sen. im allgemeinen griech. Worte mit lat. Buchstaben schreibt, griech. nur dann anwendet, wenn er zugleich durch ein paar Worte der Begründung hinzufügt, daß ein geeignetes lat. Wort fehle oder der griechisch angeführte philosophische Begriff einem lat. Worte zur Erläuterung beigefügt werde. — S. Nachträge.

Jeder neue Bearbeiter eines Sen.-Textes wird sich die Frage vorlegen müssen, inwieweit er glaubt syntaktische Besonderheiten anerkennen zu dürfen, wie sie W. A. Baehrens in seinen Beiträgen zur lat. Syntax (Philol. Suppl. XII, 2, 1912, 233—556) unter Vorlegen eines gewaltigen Stellenmaterials für viele spätere römische Autoren, unter ihnen auch für Sen., zu erweisen unternommen hat. Hosius und Hense haben das bereits in ihren zweiten Auflagen der Ausgaben von benef. clem. und der epist. getan. W. Kroll hat in seinen Randbemerkungen, Rhein. Mus. LXIX 1913, 95 ff. zu B(aehrens) Untersuchungen kritisch Stellung genommen. A. Bourgery ist dadurch zu seinen Notes sur le texte de Sén., Rev. de philol. XXXVII 1913, 95—109 angeregt worden, in denen er B.s Aufstellungen durch weiteres Sen.-Material zu stützen sucht. Bei der prinzipiellen Bedeutung der von B. behandelten Dinge ist eine ausführlichere Besprechung auch in diesem Bericht unerläßlich.

Im ersten Abschnitt behandelt B. einige Verbindungen *ἀπὸ κοινοῦ* und Verwandtes, zunächst das Fehlen der Präposition in zweigliedrigen Ausdrücken gerade im ersten Gliede; daß solche Fälle bei Dichtern zweifelsohne sich finden, steht fest (sicheres Beispiel Catull 33, 5 *cur non exilium malasque in oras itis*), und Kroll (95 ff.) glaubt bei den römischen Dichtern griechischen Einfluß annehmen zu dürfen (vgl. Homer *μ* 27 *ἢ ἁλὸς ἢ ἐπὶ γῆς ἀλγήσετε πῆμα παθόντες*). Aber daß die von B. (240 f.) aus Sen. angeführten Beispiele anzuerkennen seien (wie tranqu. 12, 4 *cucurrerunt . . . aut ⟨ad⟩ iudicium saepe litigantis aut ad sponsalia saepe nubentis*) wird kaum jemand glauben. An den vier aus den Briefen gegebenen Stellen ist Hense[2] B. nicht gefolgt. Kroll hat gewiß recht, wenn er sagt: ‘Nun weiß jeder, der sich praktisch mit Textkritik abgegeben hat, wie leicht diese unscheinbaren Wörtchen ausfallen, und wie wenig man sich oft bedenken darf, sie hinzuzufügen.’ Bou(rgery) (100) fügt noch andere Stellen hinzu (wie vit. beat. 3, 4 *nam ⟨pro⟩ voluptatibus et pro illis quae parva . . . sunt, ingens gaudium subit*) und

Briefstellen, wo einzelne deteriores die Präposition fortlassen (epist. 20, 3. 82, 12. 124, 4), die ihm selbst teilweise bedenklich erscheinen. Viel glaubhafter ist das Umgekehrte, daß die Präposition im zweiten Gliede fortgelassen wurde; dafür führt Bou. an Helv. 14, 3 *in erepto filio desiderari quae incolumi numquam ad te pertinere duxisti* (bei Hermes *in* vor *incolumi* wiederholt), epist. 90, 35 *non de ea philosophia loquor . . . sed illa* (Hense[2] noch ⟨*de*⟩ *illa*). Wenn man auch diese Beispiele anerkennen mag, ist aber kein Grund deshalb benef. I, 7, 1 das zweite *in* vor *ipsa . . . voluntate* mit RMP wegzulassen oder clem. I, 21, 4 kein *ab* vor *animalibus* einzuschieben. — Daß epist. 117, 26 der Zusatz von *ut* unnötig sei (B. 264), kann ich nicht glauben: *sic fit* ⟨*ut*⟩ *negemur sapere, ut hoc totum studium derideatur* schreibt Hense[2] mit Recht. In anderen Fällen wird man B. (269 f.) eher zuzustimmen geneigt sein; so wenn er die von den letzten Editoren noch beliebten Zusätze unter Annahme einer ἀπὸ κοινοῦ-Stellung ablehnt ira II 28, 4 *non enim illorum* (sc. *deorum*) ⟨*vi*⟩, *sed lege mortalitatis patimur*. const. 12, 1. epist. 81, 8. 83, 15 folgt auch Hense[2] und behält die Stellung *sed mersum et vino madentem* bei, ebenso 94, 61 *qui ante se agant agmina et tergis hostium* [*et*] *graves instent* (ohne Büchelers Umstellung von *hostium* hinter *agmina*); auch 109, 9 würde ich mit B. (gegen Hense) für ausreichend halten *et qui in summo est*, *opus est* (überl. *in summa motus est*) *calore adiecto*, *ut summum teneat* (ohne *calore* vor *opus*). epist. 95, 61 hat Hense nunmehr seine frühere glatte Form *si probationes necessariae* ⟨*sunt*⟩, *sunt et decreta* selbst aufgegeben, aber statt *sunt* in den Nebensatz zu stellen, halte ich B.s (283) Fassung für die echte: *si probationes necessariae, sunt et decreta* (nach epist. 118, 12. 120, 3). Bou. (101) fügt hinzu: epist. 85, 2: *qui prudens est*, *et temperans est*; *qui temperans*, *est et constans* (Hense[2] *qui temperans est*, *et constans*). Daß Polyb. 9, 8 *illic* fehlen darf (nur in zwei jüngeren Handschriften in schwankender Stellung überliefert), wird man B. (291 f.) zugeben. Aber epist. 108, 31 erscheint selbst B. (302 f. im Abschnitt über verwandte Konstruktionen) die Streichung des ⟨*a*⟩ vor *regibus* bedenklich, weil dadurch die Deutlichkeit leidet. Bou. (101) fügt zwei ebenso undenkbare Fälle hinzu: const. 7, 2 *iniuria in bonos nisi* ⟨*a*⟩ (add. A²) *malis non temptatur*. benef. V 6, 1. Sehr gewagt erscheint es, schon bei Sen. Marc. 15, 2 bloßes *quam* statt *tam . . . quam* zu statuieren (B. 308); ein zweites Beispiel, das Bou. (102) beibringt (epist. 13, 9 *tam* vor *perniciosi* om. p), macht die Sache nicht glaublicher. Benef. II 6, 1 hat Hosius nicht mehr mit Haase ⟨*ita*⟩ vor *idem est* eingesetzt (B. 310). Auch Polyb. 6, 3

wird man mit B. (312) das überlieferte *autem* beibehalten und ein *quantum* ohne vorhergehendes *tantum* anerkennen. Ebenso dürfte die Streichung des von Gercke nat. qu. VII 30, 1 eingefügten ⟨*si*⟩ berechtigt sein (B. 320). Die Beispiele für Ellipse des Demonstrativums (B. 325 ff.) wird man anerkennen dürfen; epist. 109, 9, auch bei Hense[2] ohne *ei* vor *qui*, ebenso ira III 14, 6; benef. II 23, 1 hat Hosius nun schon *eum* vor *cui* fortgelassen, wie V 1, 4 *iis* nach *gratius*. Auch epist. 119, 10 ist *qui se ad quod exigit natura composuit* ohne das *id* vor *quod*, welches Hense[2] noch schreibt, in Ordnung; Bou. (104) führt eine bisher schon unbeanstandete Parallele an ira I 1, 2 *in quod coepit pertinax*. Zweifelhaft sind die Fälle, in denen B. (361 f.) einen bloßen abl. separationis glaubt annehmen zu dürfen (z. B. Helv. 12, 4 *Zenoni* ⟨*a*⟩ *quo coepit Stoicorum* ... *sapientia*), außer epist. 90, 20 *quam facile* ... *dulcedo orationis abducat vero*, wo jetzt auch Hense[2] *a* vor *vero* bei dem mit *ab* zusammengesetzten Kompositum fortläßt. Eine Fülle von solchen Ellipsen von Präpositionen will Bou. (103) halten (wie epist. 90, 33 *lapides* ⟨*in* Schweighäuser⟩ *hoc utiles*. 94, 53 *nulla* ⟨*ad* B⟩ *aures nostras vox perfertur*), aber die Beispiele sind durchweg kaum annehmbar. Dagegen sind unter denen, die Bou. für das Auslassen einer Partikel an dritter oder vierter Stelle bei mehrfacher Wiederholung anführt (102), einige glaublich (z. B. ira I 5, 2 braucht man das dritte *quid* wohl nicht einzuschieben); andere sind zweifelhaft, manche ganz abzulehnen, wie benef. III 31, 1 ohne *cum* vor *sentiens*, das in N steht und durch *consentiens* in GP bestätigt wird, oder benef. VI 25, 2 das Fortlassen des *ut* vor *magis* (mit N[1]). Das Fehlen von *est* hinter dem zweiten *contentus* (epist. 9, 17) scheint mir Bou. gut zu begründen. Wie benef. II 16, 2 kein *ut* nach *quam* notwendig ist (so schon Hosius[2]), ebensowenig otio 3, 3 *si res publica corruptior est quam adiuvari possit* (B. 375). Bou. (103) gibt ein weiteres Beispiel für dies Fehlen des *ut* nach Komparativ mit *quam* epist. 21, 8, wo es in der besten Überlieferung sogar zweimal fehlt: *et apertior ista sententia est quam interpretanda sit, et disertior quam adiuvanda.* Dagegen erscheint es mir ausgeschlossen nach Bou.s Vorschlag (104) epist. 90, 45 *ut* nach *tantum aberat* (mit BA) fortzulassen. Bou. meint, besonders gern habe Sen. Personalpronomina ausgelassen, und manches unter seinen Beispielen wird man anerkennen, so wenn er brev. vit. 3, 4 *tibi*, das nur in A[3] zugefügt ist, fortläßt, oder epist. 24, 16 (mit Th. Stangl, Berl. philol. Woch. 1910, 1071) *quod facere te moneo, scio certe fecisse* die Einschiebung von *te* hinter *certe* für überflüssig hält. Aber für sehr bedenklich halte ich das

von Bou. für etliche andere Stellen vorgeschlagene Fortlassen des Subjektsakkusativs beim Infin., z. B. tranqu. 1, 16 *non est enim, quod magis aliena iudices adulatione ⟨nos⟩ perire quam nostra.* epist. 1, 4 *non possum dicere nihil perdere*, wo ich lieber, wie ς tut, *me* hinter statt (wie Hense[2]) vor *dicere* stellen würde. Daß benef. VI 40, 2 *quare obligatum moleste ⟨te⟩ fers* die Klausel durch das zugefügte *te* gestört würde, beruht auf der falschen Vorstellung, daß beim Klauselrhythmus Symmetrie erstrebt würde (vorher geht *mŭnūs mĕūm nōn vīs*, dem soll entsprechen *obligatūm mŏlēstē fērs*). prov. 4, 9 glaubt Bou. ohne Zusatz von *manent*, ira I 16, 6 ohne *improbos*, epist. 100, 5 ohne ein drittes *parum* (Hense[2] schreibt mit ς *non* und schlägt im Apparat *minus* vor) auskommen zu können. Nat. qu. I praef. 15 stellt B. her *expers consilii aut ferri* (überl. *auferri*, ein cod. Genevensis hat das Richtige) *temeritate quadam aut natura nesciente quid faciat*, weil, wie er (379 ff. im Abschnitt Einiges zur Wortstellung) zeigt, vielfach ein Verbum, das zu zwei Gliedern gehört, nicht vor beide die Glieder verbindenden Partikeln gestellt wird, sondern hinter die erste. Ob aber Polyb. 18, 1 *studia quae optime et felicitatem extollunt et facillime minuunt calamitatem* nicht doch (gegen B. 386) *et optime* herzustellen ist, erscheint zweifelhaft. Freie Stellung von *quoque* (wie epist. 60, 1 *exaudiant di quoque nostram pro nobis vocem*, wo man mit Bücheler bisher *nostram quoque* liest) wird mit B. (387 f.) auch bei Sen. anzuerkennen sein (Hense[2] folgt nicht); Kroll (101 f.) zeigt, daß solche Freiheit bei *quoque* schon in ältere Zeit hinaufreicht. An *autem* am Satzanfang (B. 387 ff.) glaubt man bei Sen. nicht gern (epist. 103, 5 *autem ipsam* seit Muret umgestellt). Dagegen ist *enim* an erster Stelle doch vielleicht anzuerkennen; benef. VII 5, 1 ist es überliefert (Guelferb. *etenim*), desgl. vit. beat. 17, 4 (wo Hermes *ego enim* stellt); die Korrektur in *etenim* ist jedenfalls ausgeschlossen, da diese Partikel sonst bei Sen. im Eingang einer Parenthese fehlt nach G. Reinecke, De coniunctionum usu apud Sen. philos., Diss. Münster 1890, 18). Bou. (105) will auch vit. beat. 9, 4 in einer viel geänderten Stelle *enim* am Satzanfang belassen: *nihil enim habet* (*sc. virtus*) *melius, enim ipsa pretium sui.* Aber das zweite *enim* schwächt nur ab; offenbar ist *melius enim* Korrektur, an falscher Stelle in den Text geraten, andeutend, daß vor *enim* ein *melius* einzusetzen ist; also ist herzustellen — ein Beispiel der von A. Brinkmann (Rhein. Mus. LVII 1902, 481 ff.) behandelten Korruptelen — *nihil melius enim habet, ipsa pretium sui.* Die von B. (396) verteidigte Stellung *nos ita non* epist. 74, 5 nimmt auch Hense[2] auf.

desgl. (nach B. 397) *et haec autem* epist. 92, 1 und *et hoc quoque* 71, 1. Als familiäre Ausdrucksweise will Bou. (105) epist. 60, 2 *quousque poscemus aliquid deos quasi ita nondum ipsi alere nos possimus* bestehen lassen; bisher schreibt man *ita quasi*. — *Et* vor dem Relativum in steigerndem Sinne (= und zwar) beläßt Hense[2] epist. 90, 18 im Text, obwohl er bemerkt: integrum esse 'et quae' mihi non persuasit B. (403 im Abschnitt über einige Pleonasmen); man wird dann ebenso Marc. 26, 1 *et cui tantum* mit B. halten dürfen. Daß die Wiederholung von *si* (nat. qu. I 3, 13) und von *ut* (brev. vit. 4, 3) im selben Satze von Sen.s Hand stammt, glaube ich nicht (B. 408), trotz der aus den kritischen Apparaten des Livius und Cicero beigebrachten Parallelen. Für abundierendes *in* beim abl. instrum. hat B. (441) nur ein Sen.-Beispiel (epist. 90, 20 *telas [in] quibus vestis nihil celatura conficitur*), das Hense[2] mit Recht nicht anerkennt, wie auch nicht instrumentales *pro* epist. 113, 30. Bou. (105 f.) findet vielleicht mit mehr Recht das *in* berechtigt benef. II 18, 7 *nemo in id accipiendo obligatur*, wo man seit Muret *in* gestrichen hat. Im Abschnitt zur Constructio *κατὰ σύνεσιν* will B. (455) auch epist. 90, 32 *fornicem, ut lapidum curvatura inclinatorum medio saxo alligaretur* das in AB überlieferte *alligarentur* als solche constr. *κ. σ.* auffassen, was schwerlich jemand anerkennen wird (ablehnend Hense[2]), ebensowenig prov. 4, 6 *quicquid illis inciderit* den in A[1] überlieferten Plural *inciderint* (B. 463). Dagegen lehnt B. (468) Murets Konjektur Marc. 3, 1 ab und liest *intraverat (Drusus) penitus Germaniam et ibi signa Romani fixerant*; aber weder der Plural *signa* (den B. als überliefert ansieht) noch das Plusquamperf. *fixerant* scheint mir notwendig (ebenso urteilt Bou. 96 f.). Ein paar weitere Beispiele gibt Bou. (105): otio 5, 5 *inveniant* mit A, weil in Wahrheit nicht die *inquisitio*, sondern die *inquirentes* finden (zu hart nach dem vorhergehenden *inquisitio transeat*). epist. 90, 2 sei *fecisset* (B) richtig, weil *dii* für Sen. = *deus*. 90, 5 *horum prudentia . . . suis providebant* (B, aber *n* gestrichen): weil *h. p.* = *hi*; doch erscheint auch in diesem Falle der Singular als das Richtige, weil bei den folgenden Substantiven *(fortitudo, beneficentia)* singularische Verben *(arcebat, augebat ornabatque)* stehen. Auch 91, 15 ist es zu hart, *itaque formetur animus . . . et sciant* diesen Plural *sciant* stehen zu lassen, zu dem die in *animus* steckenden *homines* Subjekt sein sollen. Auch 104, 15 erscheint mir *facient*, wenn es auch durch eine Reihe von Zeilen von seinem Subjekt *peregrinatio* getrennt ist, unerträglich; weit annehmbarer ist Henses[2] Vorschlag (im Apparat) *ceterum neque meliorem facient ⟨haec⟩ neque saniorem.*

Daß schon bei Sen. epist. 40, 3 eine Mischkonstruktion von *ut* mit dem Infinitiv anzuerkennen sei (B. 468 im Abschnitt über einige sog. Gräzismen), erscheint wieder ganz unglaublich (Hense[2] tilgt *ut*). Dagegen sind die Fälle von Infinitiven pro imperativo, die B. (475 f.) gibt, zuzugeben: Polyb. 18, 1 *te studiis tuis immergere acrius* (im zweiten parallelen Satze folgt *circumda*). epist. 20, 3 *observare itaque*. 87, 38 (hier von Hense[2] angenommen). benef. VI 42, 1 *recipere*. Auch in dem Kapitel vom singularischen Prädikate beim Neutr. plural. (dazu Kroll 104 ff.) taucht ein Sen.-Beispiel bei B. (493) auf (epist. 104, 32), das man ablehnen muß (*qui id sibi . . . constituerat, quae constituta esse . . . poterant*); Hense[2] behält sein *qui ipse sibi* bei. Als 'griechischen' Dativ will B. (497) nat. qu. IV a praef. 3 *proditioni si capieris* halten; als einziges Beispiel abzulehnen (*proditione* nötig); benef. VII 16, 3 *pecuniam . . . libidini et aleae adsumpsit* (*absumpsit* P, *insumpsit* Gertz.) ist natürlich kein Instrumental-Dativ (wie B. will), sondern ein Dativ des Zwecks. In seinem Schlußkapitel zum Konjunktiv (vgl. Kroll 106 ff.) schützt B. (503) den Wechsel von Konjunktiv und Indikativ tranqu. 17, 3 *miscenda tamen ista et alternanda sint* mit Hinweis auf ira II 20, 2. Ebenso wird der Konjunktiv nach *quotiens* nat. qu. I 13, 1 in *Δ existant* geschützt durch epist. 110, 17, wo Konjunktiv und Indikativ nach *quotiens* variieren (B. 509). Die gleiche variatio im Modus wird nach *sicut* vit. beat. 26, 3 *spectant-intellegant* anzuerkennen sein (B. 510). Auch die Indikative nach *cum* (epist. 77, 3. 83, 26) sind vielleicht mit B. 517 (anders Hense[2]) zu halten, wie auch benef. V 9, 3, nat. qu. IV a 2, 30 und ira II 14, 2 (B. 519), ebenso die anderen von B. (520 f.) vorgelegten Beispiele von Modusvariation (wie ira II 27, 1 *quaedam sunt, quae nocere non possint nullamque vim nisi beneficam . . . habent* u. a.); zu Unrecht hat wohl Hense[2] epist. 4, 4 und 30, 12 den Moduswechsel, den der Parisinus bietet, beseitigt. Auch der Indikativ nach *quamvis* (benef. VI 5, 2) ist anzuerkennen (Hosius folgt B. 522 nicht). Für den Indikativ in der indirekten Frage führt Bou. (106) noch nat. qu. III praef. 9 *quam multa . . . fracta sunt* (Überlieferung schwankend) an und VII 25, 1 *qualia sunt ignoramus* (*sint* Muret).

Seine Ergänzungen zu Baehrens syntaktischen Beiträgen hat Bourgery umrahmt mit zwei weiteren wertvollen textkritischen Abschnitten. Voran stellt er die Besprechung einer Anzahl von Stellen, an denen er für das Beibehalten der besten Überlieferung eintritt. Ich kann ihm in fast allen Fällen zustimmen. ira I 12, 5 mit leichter Interpunktionsänderung *ipso officio ducente volente, iudicantem*

providentem, non impulsum et rabidum; II 1, 1 kein *non* oder sonstige Änderung nötig. II 29, 2 *suspicax* = *suspiciendi cupidus*. Marc. 3, 1 (s. oben S. 128). tranqu. 5, 5 und 14, 4 Text, wie Hermes ihn bietet, verteidigt. epist. 26, 8 *vel si commodius sit transire ad nos*, mit Gedankenstrich vor *vel*. 53, 10 *idem philosophia rebus omnibus* (so jetzt auch Hense[2]). nat. qu. III 11, 4 Gerckes Zusatz (*sucidae, non*) unnötig. III 16, 5 *ut stagna obsessa tenebris et locis amplis* zu halten als in Prosa umgesetzter Vers eines unbekannten Dichters. IV b 5, 1 *etsi* richtig, da Haases Behauptung, dies Wort fehle Sen., unrichtig; nach C. Naegler, De particularum usu apud Sen. I, Diss. Halle 1873, 6 steht *etsi* ira I 16, 5; brev. 13, 3; nat. qu. IV a praef. 20; deshalb auch V 8, 3 aus ϑ aufzunehmen. Zweifelhaft ist mir, ob epist. 109, 7 *uno modo* (= *eodem m.*) gehalten werden darf. Unmöglich kann aber Marc. 19, 3 der Inf. praes. *mori* richtig sein, bei dem auch der Subjektsakkusativ fehlen würde; nur die Vulgata gibt passenden Sinn *semper enim scisti moriturum*. Daß außer der Endung noch eine verbindende Partikel ausgefallen sei, bezweifelt Hermes nicht ohne Grund. — Am Schluß seines Aufsatzes läßt Bou. eine Reihe korrupter Stellen folgen, die er in möglichst engem Anschluß an die Überlieferung zu heilen sucht. Auch darunter findet sich sehr Beachtenswertes. Marc. 9, 5 statt der unsinnigen Überlieferung *qui non e populo eri et*, woraus Haupt-Hermes *e pulpito exiret* machte, liest Bou. *qui non e Publili ore exiret*; denn der folgende Vers ist nach tranqu. 11, 8 wirklich einer des von Sen. hochgeschätzten (epist. 8, 8) Publilius Syrus. Marc. 16, 7 *agricola . . . inmissa earum* (sc. *arborum*, überl. *in missarum*, Schultes-Hermes *in scissuram*) *semina statim plantasque disponit*. otio 2, 2 *ad alios actos annos* (überl. *actus animos*) *referre*, jedenfalls besser als das von Marouzeau (s. unten S. 134) vorgeschlagene *actui animosos*; epist. 19, 6 *talem esse* ⟨*necesse*⟩ (schon Brakman *necesse est*) *cupiditatum*. Nur als möglich möchte ich bezeichnen tranqu. 9, 1 *nec ullae nun*⟨*dinae*⟩ *satis patent*, Polyb. 5, 3 (wo A fehlt) *inertem* statt *inhaerentem* mit ed. Venet. 1493, Helv. 11, 6 *expers* ⟨*oneris*⟩ (überl. *et*), nat. qu. I 16, 5 *quemnam* (überl. *quid non* und *num*). Die Vorschläge zu benef. I 1, 1 und clem. I 3, 1 hat Hosius[2] schon als unsicher in den Apparat verwiesen. Ebenso unsicher sind die Vorschläge Marc. 23, 5 *nemo prudens non* ⟨*ante*⟩ *dixit* (*ante* aus dem Schluß des vorhergehenden Satzes genommen, wo es sinnlos) und Helv. 12, 2 *transeamus ad locupletes*: *ea* (*sc. incommoda paupertatis*) *persaepe non obveniunt iis*. const. 11, 3 will Bou. das zweite *et ut* als falsche Wiederholung des ersten streichen; mich dünkt, daß

wieder (s. oben S. 127) eine durch *et ut* eingeleitete nachgetragene Auslassung vorliegt, die hinter dem zweiten *et ut* stehenden Worte also hinter das erste gehören und der Text lauten muß: *et ut ludibrium est quisque contemptissimis, ita solutissimae linguae est.*

Auch in den Abschnitten des 'Vermischten über lat. Sprachgebrauch', Glotta IV 1913, 265 ff.; V 1914, 79 ff. berührt W. A. Baehrens hier und da Sen. Er meint (IV 271 f.), daß gelegentlich sich der Genitiv im Singular fände, das regierende Wort im Plural, und führt als Beleg an ira II 2, 5 *timor qui . . . lectoris* (*lectorum* Gertz-Hermes) *percurrit animos* (*animum* Muret) und Marc. 16, 1 *naturam maligne cum mulieris* (seit Fickert geändert in *mulierum*) *ingeniis egisse et virtutes illarum in artum retraxisse.* Im Abschnitt 'Indicativus pro Imperativo' führt B. (V 80) nat. qu. VII 27, 4 an: *vides* (vielfach geändert, Gercke nach Haase *quid*) *enim: simillima est;* für omnia = omnino (V 85) nat. qu. VII 2, 2 *itaque si omnia* (*omnino* Gercke) *terrena sidera sunt, his quoque eadem sors erit.*

*Al. Castiglioni, Electa Annaeana, Tifernum 1911, eine Hochzeitsgratulationsschrift, die Konjekturen zu ira und anderen Dialogen und zwei Luciliusbriefen enthält; nach C. Hosius, Berl. philol. Woch. 1912, 300 zeigen die Vorschläge alle 'Geschmack und Verständnis Sen.scher Denk- und Sprechweise (wie const. 18, 3 *languido sono*, ira I 19, 4 *quam tandem iram*), ohne daß alle als treffend zu bezeichnen wären'.

Auch Castiglionis weitere Studia Annaeana sind mir nicht zugänglich *Athenaeum VIII 4, Pavia 1920; ebenda *IX 3, 1921; *Rivista di filol. IL 1921, 435—455. O. Roßbach berichtet darüber Phil. Woch. 1921, 988 f., und 1922, 745—747. Mit Beobachtung der Klauseln bessert C. in der ersten Abhandlung Stellen der Dialoge, von benef. und clem., so const. 8, 2 *proximusque dis constitit* (– ◡ – – ◡ ⏓, st. *consistit*). Polyb. 18, 6 *ut et sapientibus te adprobare possis et fratri* (– ◡ – – ⏓ für *fratribus*, das doch – ◡ – – ◡ ⏓ ergibt). Schon an diesen Stellen erscheinen mir die Änderungen keineswegs zwingend; an andern prov. 3, 3, Polyb. 17, 4 folgt schon Roßbach nicht. ira II 11, 4 bestätigt auch die Klausel, daß C. früher zu Unrecht *et* hat streichen wollen *terret et trepidat* – ◡ – ◡ ◡ ⏓; da A *deterret* bietet, möchte Roßbach daraus *te terret* machen, was kaum nötig. clem. II 5, 3 bestätigt die Klausel die Lipsius-Konjektur *portumque adversus fortunam certissimum mutui auxili* (st. *mutuo auxilio*) *cludit* (– ◡ – – ⏓). C.s *occludit* lehnt Roßbach ab, da Sen. nach Thes. l. L. III 1300 eine Vorliebe für *cludere* hat. An C.s

zweiter Abhandlung rühmt R. die sorgfältigen sprachlichen Beobachtungen, die die Grundlage der Kritik bilden, z. B. über Abwechslung im Ausdruck (z. B. nat. qu. III 27, 6 *in lubrico* [Gercke schlecht *lubrica*] *et lutosa humo*), den Unterschied von *quid ergo est* und *quid ergo* (zu ira II 5, 3) u. a. Mehrfach verteidigt C. gut die Überlieferung, und auch unter seinen eigenen Vorschlägen sind sehr treffliche (so ira II 11, 2 *sapienti obici*, st. *dici*, überl. *adici*. vit. beat. 15, 5 *timori fit aditus*, für *timoris ita ditus* A[1]); auch Marc. 11, 2 *tot* (st. *et*) *causis . . . repetita* rechne ich dazu. Überflüssig erscheint mir const. 6, 2 *inter micantis undique* (st. *ubique*) *gladios*. Andere Vorschläge C.s lehnt schon R. ab, so ira II 20, 4 *sed inertiora* (st. *maiora*) *vitia metuenda sunt*; andere versuchten anderes, R. jetzt *sedatiora*. Marc. 20, 3 ist *membris* sicher keine falsch aufgenommene Randnote; in der Textgestaltung schließe ich mich aber Becker (s. unten S. 138), nicht R. an. Gut erklärt R. vit. beat. 25, 4 *iura reges* (Porus und Taxiles) *penatium* (= häusliche Angelegenheiten) *petant*. — S. Nachträge.

Mehrfach hat der Holländer C. Brakman anerkannte cruces der Sen.-Überlieferung zu heilen versucht, bei seiner ziemlich kindlichen Methode, wie sie besonders A. Klotz, Berl. philol. Woch. 1911, 831—839 mit berechtigter Schärfe beleuchtet hat, meist mit sehr zweifelhaftem Erfolge. In den Annaeaea nova Velleiana etc. Leiden 1910, 8 f. ergänzt B. ira II 7, 3 das im Schlußsatz fehlende Verbum gewiß nicht richtig mit einem schwächlichen *orat*; was das Richtige ist, kann man nicht sagen. Unnötig ist vit. beat. 15, 4 *semovet* statt *movet*. Gegen die Vorschläge zu vit. beat. 25, 2 und tranqu. 9, 2 siehe Klotz 833 f. Nicht besser erscheint vit. beat. 12, 5 *adulescenti* ⟨*petulantiae*⟩ für das unsinnige *adulescentiae*. Dem Sinne nach möglich Polyb. 17, 4 *fritillo pernoctans* für die sinnlosen Worte *foro et pervocatis*. — Derselbe, Ad Sen. dial. X, Mnemos. XLII 1914, 389—391 macht den Vorschlag brev. vit. 2, 4 (statt *spatio*) zu lesen *usurpatio* (vgl. Cic. Brut. 250) und sucht den Text durch Zusätze zu heilen: 9, 1 *potestne quicquam* ⟨*vanius esse*⟩ *sensu*[s] *hominum eorum qui*; 17, 6 ⟨*patriae*⟩ *civiles servatorem agitabant seditiones*; 19, 2 *vigentibus* ⟨*viribus*⟩; 20, 2 *grandem natu* ⟨*orantem*⟩. Berechtigt scheint mir B.s Verteidigung des 9, 5 überlieferten *sciunt* im Sinne von *sentiunt* (das man dafür eingesetzt hat) durch Parallelstellen. — *Derselbe, Miscella tertia, Leiden 1917, Konjekturen außer zu Sen. (und zwar dial. und epist.) zu Celsus u. a.; darüber hat W. A. Baehrens, Berl. philol. Woch. 1917, 1548—52 berichtet. Baehrens nimmt seinerseits mehrfach im Sen.-Texte das Eindringen von Glossemen

in den Text an, z. B. auch Marc. 11, 1 *in morbos* neben *causis* (s. unten S. 136). Nur an zwei Stellen erkennt Baehrens B.s Versuche als möglich und wahrscheinlich an: Marc. 25, 1 *beneficio* ⟨*liberae mortis*⟩ *liberos* (wo mir der Vorschlag von Gertz *beneficio* ⟨*suo*⟩ ausreichend erscheint) und tranqu. 11, 8 *numquam me in bona* ⟨*gnoma*⟩ *mali pudebit auctoris* (aber ist *gnoma* sonst aus Sen. belegt?).

*R. Waltz, Notes critiques, Rev. de philol. XXXVIII 1914, 1 behandelt zahlreiche Briefstellen und je eine Stelle aus otio und tranqu.

Vor Vergessenheit möchte ich noch ein paar textkritische Versuche bewahren, die der Holländer L. A. J. Burgersdijk in den seiner Dissertation, De tribus Ovidii heroidum codicibus Leidensibus, Leiden 1899, beigefügten Thesen vorgelegt hat (S. 258 f.). Nat. qu. VII 25, 3 hat er, vor Skutsch, *quare* ⟨*sol*⟩ *obumbretur* hinzugefügt, das auch Gercke aufgenommen hat. epist. 121, 15 ergänzt B., wie Gertz, von Hense im Apparat gebilligt, *unicuique aetati sua constitutio est, alia infanti, alia puero,* ⟨*alia adulescenti*⟩, *alia seni*, entsprechend dem Eingang von § 16. Helv. 10, 3, wo Hermes, Gertz folgend, liest *undique convehunt omnia, nota* ⟨*ignota*⟩, *fastidienti gulae,* schlägt B. für das überlieferte *nota* ein recht passendes *nova* vor.

a) Erhaltene Werke.

1. Dialogorum libri XII.

Im Jahre 1905 hat Emil Hermes die dialogorum ll. XII in der Bibl. Teubneriana neu herausgegeben, fußend auf der von Gertz in der Kopenhagener Ausg. von 1886 gebotenen sorgfältigen Kollation des Mailänder Ambrosianus C 90 inf. s. X/XI und auch Gertz Ansicht vollständig sich anschließend, daß die sog. deteriores der folgenden Jhh. im wesentlichen unberücksichtigt bleiben dürften. Für die deteriores als notwendige Textquelle in den Dialogen wie anderen Schriften Sen.s war seinerzeit O. Rossbach eingetreten (De Sen. philos. librorum recensione et emendatione, Bresl. philol. Abhandlungen II, 3, 1888), ohne allseitig Zustimmung zu finden (dagegen M. Cl. Gertz, Berl. philol. Woch. 1889, 372 ff.), und doch müssen Gertz und Hermes selbst zugeben, daß es unmöglich ist, ihrer in emendatione plane carere; Beweis dafür z. B. ira III 8, 8, wo die beiden unentbehrlichen Worte *robur accipiat* in A fehlen. Mögen die deteriores also noch so sehr durch Interpolationen entstellt sein, sie bieten doch zweifellos hier und da das Richtige nicht durch Konjektur, sondern aus Überlieferung; darf man sie dann aber so

ignorieren und das Einquellensystem als das Richtige proklamieren, wie es Gertz und Hermes tun? Es mag ein opus plenum taedii atque aleae sein, diese jüngere Überlieferung durchzuarbeiten, aber es ist eine Arbeit, die getan werden muß und in der H.schen Ausgabe nicht getan ist; vgl. Rez. E. Bickel, Berl. philol. Woch. 1906, 264—7, der auch ungenügende Benützung der indirekten Überlieferung, für ira z. B. das Martin von Bracara, rügt.

Für Untersuchung und Auswertung der deteriores sind also m. R. zwei ausländische Gelehrte erneut eingetreten:

J. Marouzeau, Ce que valent les manuscrits des Dialogi de Sén., Rev. de philol. XXXVII 1913, 47—52. Auf Grund eigner Kenntnis der wichtigsten deteriores, zweier Mailänder Hdschrn. D und E, eines F(lorentinus), zweier Laurentiani, eines B(erolinensis) und V(ratislaviensis) kommt M. zu der Ansicht, daß das einzige Verdienst von A sein Alter sei, zusammengehörig mit B V in einem Überlieferungszweig, wie D E und einer der Laurentiani (l) einen zweiten bilden. B gäbe die unsinnigen Lesarten des Urarchetypus der gesamten Überlieferung noch sorgfältiger wieder als A; E biete wichtige Randvarianten, D oft eine gewiß richtige lectio difficilior, V wichtige Abweichungen in der Wortstellung. M. gibt dann einige Beispiele von Stellen, in denen nach seiner Meinung die lectio deterior an Stelle von A zu setzen ist (z. B. prov. 6, 8 *conectit* D, *connectit* Vl, statt *commitit* A) oder eine Konjektur dadurch bestätigt wird (wie tranqu. 5, 3 Madvigs *inertia* durch E) oder die Vergleichung der Varianten eine in A eingedrungene Glosse erkennen läßt (z. B. const. 2, 2 *abstractus* in A Glosse für *arreptus*, das in A am Rand, in den andern Hdschrn. neben *abstractus* im Texte steht) oder schließlich durch die Lesarten der deteriores Konjekturen nahegelegt werden (z. B. tranqu. 15, 4 im Bionwort: *omnia hominum negotia simillima neniis* statt *initiis* A, *nutrus* D, *nutiis* E, *viciis* V).

Zu den beachtlichen deteriores tritt eine Handschrift der im J. 1620 von Angelo Rocca gegründeten bibliotheca Angelica in Rom, auf die H. Wagenvoort aufmerksam gemacht hat: De codice Sen. Angelico (ms. lat. 1356), Mnemos. XLI 1913, 153—163. Die Handschrift enthält prov., brev. vit. und Polyb., und zweifellos bietet sie hier und da beachtenswerte Lesarten: so in dem Ovidzitat (aus met. II 63 ff.) prov. 5, 10 *fit*, was Heinsius konjizierte, *trepidet* und *ima* mit den Ov.-Hdschrn. ebda 6, 1 *removet* (st. des Perf. *removit*), brev. 1, 1 *ingemuunt*, 3, 2 *et* hinter *adice*, nachträglich getilgt. 7, 1 *licet vel iracundos*. Man wird also W.s Grundsatz billigen müssen: mea quidem opinione id agendum est, ut codices deteriores parcis-

sime cautissimeque adhibeamus neque tamen desinamus eorum lectiones inter se conferre, communes stirpes indagare, nova subsidia quaerere. Auch eine Anzahl eigene Konjekturen hat W. unter die Besprechung der handschriftlichen Varianten gemischt, von denen manche mir treffend scheinen, z. B. prov. 5, 1 *hoc est propositum deo,* ⟨*ut*⟩ [*quod*] *sapienti viro ostenderet.* 6, 7 ⟨*non*⟩ *trahitur. brev.* 7, 5 *tota* (sc. *vita*) (st. *totum*) *ipsi vacavit.* 13, 2 *nihil tacita*[*m*] *conscientia*[*m*] *iuvant.* 19, 1 *a neglegentia* ⟨*accipientium*⟩. Polyb. 3, 4 Fragezeichen hinter *imminuere*, so daß *tam bene — voluisti?* eine zweite selbständige Frage bilden.

L. Schmidt, Zu den Dialogen des Sen., Philol. Woch. 1921, 92 f. macht Mitteilung von den Bruchstücken einer Handschr. (enthaltend dial. IX 4, 6—9, 3. X 10, 4—14, 3), zwei Pergamentblättern, die vom Umschlage eines Bandes der früheren Schloßbibliothek zu Öls (jetzt in der sächsischen Landesbibl. zu Dresden) stammen, von einer Hand s. XIII geschrieben, so daß sie als älteste der deteriores erscheint.

*L. Castiglioni, De quibusdam codicibus Sen. opuscula de ira continentibus, Athenaeum (Studi periodici di letteratura e storia), I Pavia 1912, ein Vorläufer einer von C. geplanten Ausgabe der Bücher de ira.

Im Gegensatz zu der oben entwickelten Anschauung hat R. Pichon zweimal Stellen zweier Dialoge besprochen in der ausgesprochenen Absicht, die Überlegenheit des Ambrosianus gegenüber den deteriores und gegenüber modernen Herstellungsversuchen zu erweisen: Observations sur le texte de la cons. ad Marc. de Sén., in Mélanges offerts à Émile Chatelain, Paris 1910, 230 f. und Note sur quelques passages du de vita beata de Sén., Rev. de philol. XXXVII 1913, 258—61. In der ersten kleinen Abhandlung sind es fast durchweg schon bisher als in A korrupt und in F willkürlich geändert angesehene Stellen, die P. zu heilen sucht; seine Vorschläge Marc. 3, 4 *mala sua* ⟨*suo*⟩ *nomine* (überl. *non*) *augere.* 10, 3 *tanquam excmpturo auctore.* 21, 1 *quas* (*aetates*) *incredibili celeritate* ⟨*fatum* oder *natura*⟩ *convolvit* erscheinen mir annehmbar; zu gekünstelt ist der Versuch 12, 1 *cepisti — potuisses* zu schreiben (*cepisses*, wofür seit Erasmus *cepisti* gelesen wird, — *potuisti* A) wie 13, 1 *quam* ⟨*cum*⟩ *ille exaudisse dissimularet* (*dissimulavit et* ς, *dissimulare et* A). Falsch ist der Heilungsversuch 11, 1 *causis* ⟨*in*⟩ *morbos repetita;* causa wird oft allein für morbus gebraucht (vgl. Thes. l. L. III 680, 82 ff.), und auch Sen. benutzt das Wort in gleicher Weise: im selben Kap. § 4 *tenuissimis causis atque offensionibus morbidum*

(animal). epist. 58, 24 *(homo) fluvida materia et caduca et omnibus obnoxia causis* (Thes. III 680, 68 ff.); dem entsprechend hat v. d. Vliet 11, 1 *causis omnibus repetita* vorgeschlagen; dabei bleibt aber *morbos* unerklärt; entweder muß man es als Glossem zu *causis* tilgen oder mit Gertz lesen *causis morbo⟨rum⟩*, oder — was ich vorziehen würde — *causis morbo⟨rum omnibus⟩ repetita* herstellen; die Verbindung *causa morbi* ist aus den Prosaikern Cic. Varro und Quint. belegt (Thes. III 680, 64 ff.). — In vit. beat. behandelt P. mehrere Stellen, die zweifelhaft bleiben, weil die von ihm verworfenene Lesart der deteriores sehr wohl auf Überlieferung und nicht auf Konjektur beruhen kann; so ändert er 7, 2 *iniucunda* (statt *iucunda*), um nicht *sed ⟨non⟩* aus ς aufzunehmen; ebenso 13, 2: A bietet *itaque non dicunt quod plerique nostrorum . . ., sed illud dico;* statt *dicunt* die deteriores (denen Hermes folgt) *dicam*; P. hält *dicunt* für richtig; nur stehe es an falscher Stelle und gehöre hinter *quod.* Mit Recht hält er dagegen 4, 4 *hoc* (statt *hunc*) *ita fundatum esse* und *ut quae suis gaudeat* (Subj. *laetitia*). Aber sein Vorschlag 13, 2/3, lebhafte Wechselrede herzustellen, *at immerito. — hoc scire qui potes nisi interius admissus?* ist mit zwei unnötigen Textänderungen (*at* für *et*, *potes* für *potest*) erkauft. 25, 2 will P., statt *erit* und *substernetur* aus ς aufzunehmen, *sit*, was A hinter der Korruptel *aminiclu* bietet, halten und *substernatur* aus A aufnehmen: Dabei muß aber, was ganz unwahrscheinlich, das auch in A stehende einwandfreie *erit* gestrichen werden. Jenes *sit* gehört gewiß zu dem korrupten Worte, für das P. statt des bisher üblichen *amiculum* bedeutend passender *amminiculum* vorschlägt. 27, 4 tritt P. für *fera scabies* (statt *foeda* ς) mit guten Gründen ein.

An sonstigen textkritischen Arbeiten zu den Dialogen sind zu verzeichnen:

Jul. Martha, Sur un passage de la cons. ad Marc. de Sén., Mélanges Chatelain, Paris 1910, 219 f. M. scheidet 2, 3/4 das Sätzchen *bene legerat nulli cessura ponderi fundamenta* als Randbemerkung eines Grammatikers aus, der damit habe andeuten wollen, daß der Verf. (Sen.) das jambische Hemistichium *nulli cessura ponderi* (*fundamenta*) gekannt und danach seinen Ausdruck *(quantumcumque imponere illi [Marcello] avunculus [Augustus] et, ut ita dicam, inaedificare voluisset laturum)* geformt habe. Wer soll das glauben? Der Subjektswechsel — bei *legerat* ist der avunculus Augustus Subjekt, sonst in der ganzen Periode Octavia — verliert allen Anstoß, wenn man den beanstandeten Satz als Parenthese faßt (in Gedankenstriche einzuschließen), so daß das weit vornstehende Subjekt *Oc-*

tavia in den Worten *nullum finem . . . fecit* sein richtiges Objekt und Prädikat findet.

*P. Thomas, Notes critiques sur Sén. etc., Bulletin de l'Académie R. des sciences . . . de Belgique, classe des lettres, Brüssel 1914 (behandelt Stellen aus otio und tranqu.).

C. Weyman, Rhein. Mus. LXX 1915, 152 macht darauf aufmerksam, daß Sen.s Redewendung vom *medicamentum immortalitatis* (prov. 3, 12) dem auch bei gr. Kirchenvätern sich findenden Ausdruck *φάρμακον ἀθανασίας* entspricht, der ursprünglich ein medizinischer terminus technicus für ein bei verschiedenen Krankheiten angewandtes Heilmittel war, und W. meint, diese technische Bedeutung klinge bei Sen. zum mindesten als Nebenton mit und habe die Wahl des Ausdrucks beeinflußt.

J. J. Hartman, Mnemos. XLVII 1919, 331 ändert vit. beat. 24, 3 den Satz *quis enim liberalitatem tantum ad togatos vocat?* kaum richtig ab zu der allerdings weniger geschraubten Form: *q. e. ad liberalitatem tantum togatos vocat?*

Pet. Becker, Zu Sen. ad Marc. de consol., Philol. Woch. 1922, 548—552, sucht meist schon mit vielen Versuchen bedachte Schäden der Überlieferung zu heilen. Oft zeigen seine Vorschläge nur geringfügige und kaum bessere Abänderungen älterer: 11, 2 hatte schon Hermes (im Apparate) vorgeschlagen *hoc videlicet ⟨dicit⟩ illa Pythicis oraculis adscripta ⟨vox⟩: nosce te,* nicht leichter B.s Vorschlag *hoc ⟨vult dicere⟩ videlicet.* 15, 4 Hermes (im Apparat) *privatimque congesta ⟨honestav⟩erant,* B. *⟨extul⟩erant.* 25, 1 *et beneficio ⟨suo⟩ liberos* Gertz, B. *⟨suo⟩ beneficio.* 26, 3 *ostendi tam* (überl. *quam*) *magno me quam vi⟨de⟩bar animo scripsisse* Haase, B. *quam moriebar.* Mehrfach sind andere, neuere Vorschläge, die B. unbekannt geblieben sind, den seinigen vorzuziehen; so ist 3, 4 die unverständliche Überlieferung *et mala sua non augere* von Pichon (s. oben S. 135) gefälliger geheilt mit *sua ⟨suo⟩ nomine augere* als von B. mit Zusatz von *cessare* vor *augere.* 11, 1 ist B.s *causis morbisque petita* dem Gertzschen Vorschlage *causis morborum* nicht vorzuziehen (s. oben S. 136). 16, 7 mag man zweifeln, ob Bourgerys *inmissa earum* (*sc. arborum* s. oben S. 130) oder B.s *inmissarum (sobolum)* das Richtige ist. Aber 23, 5 ist der von andern (auch Bourgery) gemachte Versuch, das sinnlose *ante* am Schluß des einen Satzes im nächsten unterzubringen, B.s *ambulantem,* das in den Zusammenhang gar nicht paßt, weit vorzuziehen. Wenig glücklich sind auch folgende Vorschläge B.s: 11, 4 *quem* (so schon Lipsius statt *qua*) *parvus repentino* (überl. *parum repentinum*) *auditus* (schon andere

st. *audiet) ex improviso sonus auribus gravis excutit,* wo mir *repentinus* neben *ex improviso* auf einen zweigliedrigen Ausdruck zu führen scheint; 18, 5 *aliae (*sc. *nationes) ripis lacu vallibus pavidae* (dies Wort übergeht B.) *circumfunduntur* ist unmöglich richtig. Beachtenswert und recht wohl möglich dagegen: 11, 4 *solii* (= Sarg, überl. *solli) semper sibi nutrimentum.* 22, 2 *aut sera ⟨eos⟩ eoque foedior luxuria invasit coegitque* (F, *cogitque* A, Hermes-Schultess *coepitque) dehonestare speciosa principia.* 22, 5 *hominem . . . intemeratum* (überl. *imperiatum).* 25, 3 *aeternarum rerum per libera metu ista* (überl. *et vasta) spatia dimissi! . . . omnia illis* (überl. *omnium) plana.* Etwas Richtiges steckt m. E. auch in B.s Vorschlag zu 20, 3, nämlich die Einschiebung eines *quae*, das als Subjekt zu *docuerunt* das *machinamenta* vorwegnimmt; statt aber mit B. *membris singulis articulisque* zu lesen, nehme ich aus den deteriores, die ja auch Überlieferung bieten, auf *m. s. et a.* und stelle das zu ergänzende *quae* hinter *singula*, also *membris singulis et articulis singula ⟨quae⟩ docuerunt machinamenta.* Zustimme ich B., wenn er am Schluß von Kap. 11 den Zusatz von *est*, 20, 5 den von *si* vor *liberata* (so daß *servator* Apposition zu *M. Cicero)* für überflüssig hält.

Recht viel Treffendes enthalten die Bemerkungen Fr. Walters zu den Dialogen Sen.s, Philol. LXVIII 1922, 180—3. Als Verschreibung von seltenen oder ungewöhnlich gebrauchten Wörtern im Ambrosianus heilt er: ira II 11, 4 *venena et offae* (st. *ossa) pestifera⟨e⟩ et morsus.* tranqu. 11, 7 *et uncus* (st. *iunctas) sodalium manus copulatas interscidit.* Sehr wahrscheinlich auch tranqu. 9, 2 *etiam si multos pudebit eius (*sc. *frugalitatis) populos* (st. *plus)* und brev. vit. 11 2 *nihil ex illa (sc. vita) delibatur* (st. *delegatur).* Minder sicher brev. vit. 2, 4 *cotidiana ostentandi ingenii sparsio* (st. *spatio).* Unrichtig gestellte Wörter oder Buchstaben nimmt W. an: vit. beat. 10, 3 *nec si quas (quasi* A, *quas* vulgo) *(sc. voluptates virtus) probavit*, *magni pendit.* brev. vit. 7, 6 *putes nihil* (überl. *hinc* st. *nich[il]*, Hermes nach Madvig *non) illos aliquando intellegere damnum suum.* Gegen die Klausaltechnik verstößt aber W.s Vorschlag vit. beat. 23, 4 *sic pauper si poterit, dives esse volet*; die überlieferte Stellung *esse dives* ist offenbar der Klausel wegen gewählt, Komma hinter *dives* zu setzen. Möglich auch ein paar weitere Vorschläge: ira I 16, 6 *quam ⟨nequam⟩ florere quosdam (improbos* fügten hinter *florere* Gemoll-Hermes hinzu). Marc. 21, 7 *agunt rite (agurii* A, *agunt* Muret) *opus suum fata.* tranqu. 16, 1 *actum* (ohne *esse*). Unglaubhaft die Herstellung Marc. 23, 5 *fuisse statura ingenti[s], viri⟨bus⟩ ante⟨luctantes⟩.*

Von erklärenden Ausgaben einzelner Dialoge sind außer der oben (S. 113) erwähnten von R. Waltz, de otio, Paris 1909, zu nennen:

*Sen. dial. libri X—XII by. J. D. Duff, Cambridge 1915. (*P. Faider, Mus. belge XXV 62 rühmt daran klare Einleitung und reichhaltige Erklärung).

*L. A. Sen. dial. lib. XII ad Helviam matrem de cons. Texte latin publié avec une introduction et un commentaire explicatif par Ch. Favez, Lausanne-Paris 1918. (*P. Faider, Mus. belge XXV 84 findet die Ausg. verdienstlich wegen der reichhaltigen Erklärung. C. Hosius, Berl. philol. Woch. 1919, 1064—6 erkennt besonders die 'weit ausholende' Einleitung an und gibt zur sprachlichen und sachlichen Erklärung einige ergänzende Bemerkungen.

Hier sei auch hingewiesen auf *Sen., Vom glückseligen Leben, her. v. A. v. Gleichen-Rußwurm (Deutsche Bibliothek), Berlin 1912.

Was sonst an erläuternden Schriften zu den Dialogen erschienen ist, verbinde ich mit der Betrachtung der chronologischen Probleme.

Ich habe (Sen.s Werke. 6 f.), Gercke (Sen.-Studien 284) folgend, als ältesten der erhaltenen Dialoge VI ad Marciam de consolatione angesehen, ohne zu wissen, daß ein anderer Zeitansatz neuerdings für diese Schrift versucht worden ist. A. Bourgery glaubt in der oben (S. 114) angeführten Abhandlung über die prose métrique Sen.s festgestellt zu haben, daß Marc. fühlbar metrischer komponiert sei als die anderen Schriften vor Sen.s Rückkehr aus dem Exil, bes. Helv. und Polyb. Daß sie deshalb später als diese beiden, nach der Rückkehr aus der Verbannung verfaßt sein müßte, ist aber ein überaus voreiliger Schluß. Wenn auch im allgemeinen der Prosarhythmus von Sen. in den Alterswerken sorgfältiger behandelt zu sein scheint, so hat doch gerade Marc., wie R. Pichon 220 ff. (s. oben S. 114) bemerkt, eine besondere Bestimmung; c'est un écrit destiné (sagt P.) à une personne étrangère, à une grande dame, et il est tout naturel que Sén. en ait poli plus scrupuleusement la forme que celle de ses premiers essais philosophiques. Trotzdem glaubt P. die Abfassung der Trostschrift 49/50 ansetzen zu dürfen. Er hält das für möglich, da Marcia in ihrer Jugend Livia (die bis 22 lebte) gekannt haben könnte; ihr Sohn Petilius könnte 21/22 geboren, 46/7 gestorben sein und Sen. die Mutter drei Jahre später, also 49/50, getröstet haben. Demgegenüber ist erneut auf Gercke zu verweisen, der aus mehreren Stellen der Konsolation

(auch 20, 2, die P. anders deutet) einwandfrei erschlossen hat, daß die Zeit nach dem Exil ausgeschlossen ist, also — da sie nach 16, 2 in Rom geschrieben ist — vor das Exil, und da nichts auf Caligulas Tod und Claudius Regierung weist, sicherlich im J. 40 geschrieben ist. Es liegt auch nach P.s Äußerungen, die mir entgangen waren, kein Grund vor, von diesem Zeitansatze abzugehen.

W. Kaiser, Beiträge zur Erläuterung von Sen.s Trostschrift an Marcia, Prgr. Askan. Gymn. Berlin 1914, hat den Dialog als Schullektüre erprobt und empfiehlt ihn dafür wie andere Sen.-Schriften in Teil II, S. 7 ff., der im übrigen Entwürfe zu schriftlichen Übersetzungen im Anschluß an die Trostschrift enthält; Teil I sucht den Gedankengang von Kap. 17/18, den man neuerdings beanstandet hat (z. B. R. Reitzenstein, Poimandres, Leipzig 1904, 253 ff.) zu erläutern und in ziemlich erkünstelter Weise (vgl. C. Hosius, Berl. philol. Woch. 1915, 1432 f.) zu rechtfertigen.

Nach Caligulas Tode (24. I. 41) hat Sen. sein erstes bedeutendes ethisches Werk im J. 41 erscheinen lassen, die zwei ersten Bücher de ira (dial. III—IV) (Sen.s Werke 7 ff.); später folgte das dritte (dial. V) nach.

Die Frage nach den philosophischen Quellen Sen.s in diesen Büchern ist im letzten Jahrzehnt lebhaft erörtert worden, ohne daß ein sicheres Ergebnis erzielt worden wäre. Heinr. Walther Müller, De L. A. Sen. ll. de ira compositione, Diss. Leipzig 1912, kommt in seiner in zwei Teile gegliederten Arbeit (I behandelt die 3 Bücher Kapitel für Kapitel, II die einzelnen von Sen. empfohlenen Heilmittel gegen den Zorn) zu dem einfachen Resultat, Chrysippos *θεραπευτικός* sei für Sen. im ganzen die Hauptquelle; nur in einzelnen Abschnitten (II 15—21. III 9) habe er aus Poseidonios Einlagen gemacht. Müllers Hypothese hat P. Rabbow, Antike Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung, auf ihre Quellen untersucht, I die Therapie des Zorns, Leipzig 1914, Anhang V, S. 190 ff., aufs schroffste abgelehnt. Nach Rabbows eigener Analyse (in 7 Kapitel geordnet) soll ira I (wie Cicero Tusc. IV) im wesentlichen auf Antiochos von Askalon beruhen, II die Therapie des Zorns nach Poseidonios *περὶ ὀργῆς* bieten; nur am Schluß (Kap. 35) und im Eingang des III. Buches, das im ganzen als eine besonders rhetorisch ausgestaltete Bearbeitung des II. sich darstellt, seien Zutaten aus Sotion, Sen.s Lehrer, *περὶ ὀργῆς* (der auch von Plutarch *περὶ ἀοργησίας* und Galenos *περὶ ψυχῆς παθῶν* benutzt sei) und Philodemos *περὶ ὀργῆς* zu finden. R. geht bei seiner Analyse aus (S. 2) von einer bei Lactanz de ira dei 17, 13 als poseidonisch

angeführten Definition des Zorns, und er hat Anhang I S. 171 ff. sich bemüht, M. Pohlenz (De Posidonii ll. περὶ παθῶν, Jbb. f. Philol. Suppl. XXIV 1898, 585 f.) Anfechtung des Laktanzzeugnisses zu widerlegen. Aber weder Pohlenz noch K. Wilke erkennen in ihren Besprechungen des Rabbowschen Buches diesen Beweis an (Gött. gel. Anz. 178, 1916, 583 ff. Berl. philol. Woch. 1916, 769 ff.), und damit stürzt Rabbows Quellenanalyse der Sen.-Bücher zusammen. Auf Grund der Behandlung der Laktanzstelle durch K. Reinhardt, Poseidonios, München 1921, 303 f. gibt nunmehr aber auch Pohlenz (Poseidonios Affektenlehre und Psychologie, Götting. Nachr. 1921, 163 ff., bes. S. 184) zu, 'daß für Poseidonios auch der Zorn ein Begehren in sich schloß'. Noch vor dem Erscheinen des Rabbowschen Buches hat, durch Pohlenz angeregt, Herm. Ringeltaube in seinen Quaestiones ad veterum philosophorum de affectibus doctrinam pertinentes, Diss. Göttingen 1913, 50 ff. gleichfalls die Quellen von Sen. de ira zu eruieren gesucht, indem er teils chrysippeisches teils poseidonianisches Gut zu erkennen meint, im übrigen Sotion als unmittelbare Vorlage Sen.s ansieht: in einer Besprechung des Rabbowschen Buches (Dtsch. Lit.-Ztg. 1914, 1567—70) hat sich aber Ringeltaube fast ganz zu Rabbows Anschauungen bekehrt (vgl. auch Wilkes Besprechung von Ring.s Diss. a. a. O. 773 ff.). Endlich führt K. Reinhardt 320 ff. von Sen.s Affektenlehre nur ira II 19/20 auf Poseidonios zurück (vgl. Pohlenz, Jbb. Suppl. XXIV 594 ff.), aber nicht auf περὶ ὀργῆς, sondern auf das auch von Galen benutzte Gesamtwerk περὶ παθῶν. Das Verhältnis dieser beiden Werke zueinander ist aber auch keineswegs geklärt; Pohlenz (172) sagt vermutungsweise: 'kann nicht z. B. περὶ ὀργῆς mit einem der späteren Bücher περὶ παθῶν identisch gewesen sein?' Vergleicht man diese neueren Versuche mit dem älteren von W. Allers, De L. A. Sen. ll. de ira fontibus, Diss. Göttingen 1881, der neben stoischen (bes. Chrysippos περὶ παθῶν) und peripatetischen Quellen vieles auf Philodemos (bzw. dessen Quelle) und Sotion zurückführen wollte, und erinnert sich dessen, was A. Schlemm in seinem Aufsatze über die Quellen der Plutarchischen Schrift περὶ ἀοργησίας, (Hermes XXXVIII 1903, 586 ff.) gesagt hat, daß Sen. im III. Buche de ira gewiß noch andere Quellen als in den vorhergehenden Büchern herangezogen habe (S. 589, was Rabbow 116 f. bestreitet), so glaube ich nicht ohne Berechtigung das Problem der Quellen von Sen.s Büchern de ira nicht bloß als ungelöst, sondern als unlösbar bezeichnet zu haben (Sen.s Werke 13 Anm. 2). S. Nachträge.

Einen wichtigen Nachweis hat aber Rabbow (125 ff.) geliefert, daß nämlich Sen. bei Abfassung seiner Schrift de constantia sapientis (dial. II) den Inhalt von ira II noch völlig im Gedächtnis hatte, unmittelbar daraus einzelne Gedanken übernahm, während umgekehrt, als Sen. ira III schrieb, const. sicher bereits fertig vorlag. Das führt denn zur Frage nach der Abfassungszeit beider Schriften. Rabbow glaubt, ein Zeitraum von mehr als 20 Jahren trenne ira III von I/II; Anfang der 60er Jahre sei es verfaßt als Neuentwurf für II; aber erst ein Editor habe das postum erschienene Werk als III den beiden ersten angeschlossen und sogar im Eingang von III (1, 1 *non id aliquando* — 2 einschließlich) eine Einlage gemacht, die aber doch zugleich eine Studie Sen.s selbst für den dritten Teil des Buches (39 f.) sein soll, die der Editor benutzt habe. Für alle diese wirren Behauptungen ist kein Beweis erbracht. Gedankliche Übereinstimmungen von ira III mit benef. oder tranqu. beweisen natürlich nicht das Entstehen in gleicher Zeit. Daß ira III und const. weit älter sein müssen als benef., beweisen die Äußerungen über die Sklaven in beiden Schriften, die von dem wahrhaft humanen Standpunkt, den Sen. in benef. erreicht hat, noch weit entfernt sind (Fr. Schaub, Studien zur Gesch. der Sklaverei im Frühmittelalter, Diss. Freiburg i. B. 1913, bemerkt in seiner Einleitung über die Auffassung der Sklaverei im Altertum S. 12 f., daß bei Sen. die Theorie von der Gleichheit aller Menschen zum Durchbruch komme, dabei werden einige Stellen aus benef. und epist. angeführt; daß aber Sen. selbst sich erst allmählich zu diesem Standpunkt emporgearbeitet hat, ist unberücksichtigt). Und natürlich ist ira III wie I/II Sen.s Bruder Novatus gewidmet, als dieser noch nicht vom Rhetor Gallio adoptiert war und noch nicht Gallio hieß — Rabbows gegenteilige Annahme ist ganz hinfällig —, und jene Adoption ist sicher vor der Statthalterschaft des Novatus-Gallio in Achaia erfolgt, denn die Provinzialen kennen in der Apostelgeschichte (18, 12 ff.) den höchsten römischen Beamten, zu dem sie den Apostel Paulus führen, nur unter dem Namen Gallio: Gallios Prokonsulat begann wahrscheinlich im Sommer 51; seine Adoption muß also spätestens 50 erfolgt sein; die Dedikation von ira III erfolgte also vorher, d. h. in der Zeit von Sen.s Verbannung. Um nichts zu übergehen, erwähne ich noch, daß Bourgery auf Grund der Klauselstatistik (s. oben S. 114) die Bücher ira II/III in die Zeit nach Sen.s Verbannung verlegen will.

Der Spätansatz von ira III hat aber noch einen weiteren

Grund, daß nämlich Rabbow die in ira III benutzte Schrift const. in die fünfziger Jahre, und zwar deren zweite Hälfte, verlegt. Zwei Gelehrte haben in neuerer Zeit const. behandelt: Wilh. Friedrich, De Sen. libro qui inscribitur de const. sap., Diss. Gießen (gedr. Darmstadt) 1909. Schon W. Isleib, Woch. f. klass. Philol. 1911, 870—2 betonte, daß Fr.s Arbeit zwar viel Anregendes, aber meist Hypothetisches enthalte. Fr. hat sich gegen diese Kritik ebenda 1098—1102 gewehrt und Isleib darauf noch einmal 1102 f. erwidert. Schärfer noch war die Kritik W. Capelles, Berl. philol. Woch. 1912, 489—498, der nachwies, daß die Fülle der Kombinationen Fr.s einer ausreichenden oder teilweise überhaupt jeder Grundlage entbehren. Fr. hat sich gegen die Angriffe seiner Kritiker, bes. Capelles, noch einmal in einer Sonderschrift gewandt: Zu Cassius Dio 61, 10 und Sen. de const. 9, 2. Ein Beitrag zur Erklärung d. polit. Schriften des Philos. Sen., Darmstadt 1913, die aber, wie E. Bickel, Dtsch. Lit.-Ztg. 1915, 2045 f. in einer kurzen Anzeige mit Recht sagt, im ganzen nur eine wenig ersprießliche retractatio der Gedanken seiner Dissertation darstellt. Der Fehler Fr.s liegt darin, daß er das an sich durchaus berechtigte Prinzip, in den Dialogen Sen.s das Erlebnis zu suchen, übertreibt. Er will schier das Gras wachsen hören, und so verführt ihn seine Methode (im 1. Kap. seiner Diss.) zu ganz nichtigen Hypothesen über des Adressaten Serenus Lebensverhältnisse und Emporkommen und zu ebenso hinfälligen Hypothesen über angeblich von Sen. befehdete drei Gruppen von Gegnern (erneut in seiner zweiten Schrift I. Teil) und (im II.) zu dem ganz unbeweisbaren Ansatz von const. unmittelbar nach dem Suilliusprozeß vom J. 58. Daß bei Dio 61, 10 ziemlich die gleichen Vorwürfe gegen Sen. vorgebracht werden, wie sie Suillius gegen Sen. geschleudert hatte, bestreitet Capelle zu Unrecht (vgl. bes. Fr.s zweite Schrift II. Teil S. 27 ff.); Strohmann der senatorischen Feinde Sen.s war Suillius aber gewißlich nicht. Etwas Wertvolles bietet Fr.s Kap. 3 in der Besprechung von Sen.s Augenleiden auf Grund der mit medizinischer Hilfe vorgenommenen Untersuchung der Berliner Sen.-Büste im Alten Museum Nr. 391, wenn es auch keineswegs sicher ist, daß const. 14, 4 Sen. von *contumeliae* redet, die man ihm selbst gemacht. Möglich ist, was Fr. in Exkurs I (S. 112 f.) zu erweisen sucht, daß Serenus im J. 62 praefectus vigilum geworden ist, in welchem J. Sen. ihm otio widmet. In die Irre geht Fr. wieder im II. Exkurs (S. 113 ff.), in dem er beweisen will, im 1. Kap. von tranqu., in dem Sen. Serenus selbst redend einführt, spreche dieser andeutungsweise von seiner eben

erfolgten Ernennung zum praefectus vigilum, und tranqu. sei von Sen. bald nach otio dem Serenus gewidmet.

Ist Fr. durch Überspannung einer richtigen Methode zu falschen Resultaten gelangt, so hat H. Dessau, Über die Abfassungszeit einiger Schriften Sen.s, Hermes LIII 1918, in völliger Verkennung der Art der Schriftstellerei Sen.s, die niemals den Zusammenhang mit dem Leben verleugnet, die durch nichts begründete Vermutung aufgestellt, Sen. habe die drei Serenus-Dialoge (II const., IX tranqu., VIII otio) erst nach Serenus Tode geschrieben, als Ehrendenkmal der Freundschaft für den Verstorbenen, ihn auf drei Stufen seiner philosophischen Entwicklung dem Leser vorführend (S. 193—6).

Gerckes Versuch (295 ff.), die Abfassung von const. im J. 55/6 mit vermeintlichen Anspielungen auf Nero zu begründen, ist hinfällig. Schon O. Hense hat in seinem Freiburger Univ.-Progr. Sen. und Athenodorus, 1893, 6 ff. klargelegt, daß ein längerer Zeitraum zwischen tranqu. (Ende der 50er Jahre) und const. liegt; aber nicht in die Anfangszeit der Regierung Neros gehört const., sondern, wie ira III, das const. voraussetzt, in die Zeit des Exils. Gercke hat ira III bald nach Polyb. 44 angesetzt, und L. Eicke, Veterum philos. qualia fuerint de Alexandro M. iudicia, Diss. Rostock 1909, 21 ff., meinte diesen Ansatz stützen zu können durch Aufdecken eines vermeintlichen Gegensatzes in der Beurteilung Alexanders in ira I/II und III, von dem in Wahrheit keine Rede ist. Aber die Stimmung Sen.s in ira III ist von der niedergedrückt demütigen Bittschrift an Polybios unendlich weit verschieden. Im Schlußkapitel (ira III 43) erklärt Sen., der Tod wäre ihm lieber gewesen als das ihm vom Kaiser geschenkte Leben in Verbannung. Zweifellos gehört also ira III mit seiner furchtlos-stolzen Stimmung längere Zeit vor Polyb., steht const. nahe, das ja schon vorlag, als Sen. ira III schrieb, worin er das Bekenntnis des ungebeugten Stoikers ablegt, daß keine *iniuria*, keine *contumelia* ihn treffen könne, vor allen Dingen keine seitens eines Weibes (Messalina). Drum erscheint const. als die erste Schrift, die Sen., bald nachdem ihn die Verbannung getroffen hatte, von Corsica hat ausgehen lassen — zum gleichen Ansatz kommt Waltz, La vie politique 7, 2 u. 101 ff.; Pichon a. a. O. will von Waltz Aufstellungen nur anerkennen, daß tranqu. später sei als const. —, etwa um die Jahreswende 41/2; im Frühjahr 42 folgte ira III, im Herbst die consol. ad Helviam matrem (dial. XII), worin schon eine leise Sehnsucht nach Rom und den dortigen *occupationes* fühlbar wird; 43/4 schreibt Sen. dann, tief niedergedrückt durch die jahre-

lange Verbannung, Polyb. Das sind die Ergebnisse meiner Behandlung dieser Schriften (Sen.s Werke 10 ff.).

Ad Polybium de consolatione (dial. XI) zeigt Sen. in einem Zustande der Schwäche. Man hielt die Schrift seit Justus Lipsius und Diderot für seiner unwürdig und sprach sie ihm ab. Das tut heute wohl niemand mehr. Daß die Sprache der Schrift zu dem Verdammungsurteil keinen Anlaß bietet, ist erwiesen worden von Paula Stephanie, Zur Frage der Echtheit des Dialoges Sen.s ad Polyb. de consol., Wiener Stud. XXXII 1910, 89—96, besonders aus dem mit den übrigen Dialogen übereinstimmenden Gebrauch der Pronomina und Partikeln, sowie von Ant. Siegmund in drei Prgr. De Sen. consolationibus, Böhm.-Leipa 1912 bis 14. Im 1. Kap. (Prgr. I u. II) beleuchtet S., von Kapitel zu Kapitel fortschreitend, die Gleichheit der elocutio, der Redewendungen und Gedanken in Polyb. mit den übrigen Sen.-Schriften; daß dabei auch manche Belegstelle angeführt wird, die wohl nur eine äußerliche Ähnlichkeit und Gleichheit stoischer Terminologie zeigt, aber nichts für Sen. besonders Charakteristisches bietet, zeigt Max. Adler an einigen Beispielen in seiner Besprechung des ersten Prgr.s, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LXV 1914, 658—660; aber im ganzen tritt aus S.s Sammlungen der eine Autor Sen. deutlich hervor (vgl. die kurzen Anzeigen von C. Hosius, Berl. philol. Woch. 1914, 460 f. u. 1917, 1133 f.). In den Anmerkungen hat S. auch vielfach zu textkritischen Fragen Stellung genommen (Index der kritisch betrachteten Stellen II 20) und die Überlieferung verteidigt — z. B. verwirft er benef. VI 31, 11 Hermes Konjektur *iactantem* (Prgr. I 3, 3), otio 5, 5 Gertz *mista* (I 4, 1) — oder eine Lesart der deteriores befürwortet, z. B. Polyb. 3, 4 *perturbare*, was *E* bietet (Prgr. I 9, 1). Auch nicht wenige Stellen der Tragödien werden von ihm kritisch erörtert. Das 2. Kap. (Prgr. III) erbringt den Beweis für Sen.s Autorschaft von Polyb. durch Vergleich des Partikelgebrauchs mit den beiden anderen Konsolationen, ferner der Verwendung der Parataxe, des Asyndetons, der Anapher. Die sachlichen Beanstandungen von Polyb. hat Th. Birt zerstreut in seinem Aufsatze Sen.s Trostschrift an Polybius und Bittschrift an Messalina, Neue Jbb. für d. klass. Alt. XXVII 1911, 596—601; er zeigt, daß Sen. sich mit seiner Trostschrift, die dem durch eines geliebten Bruders Tod bekümmerten, geistig hochstehenden, ihm befreundeten Freigelassenen Polybius gewidmet ist, der die Ämter a libellis und a studiis innegehabt hat, keineswegs weggeworfen hat — es ist formell keine Bittschrift —; daß aber Sen. durch seine

öffentliche Huldigung für Kaiser Claudius, der damals die Ungeheuerlichkeiten seiner letzten Regierungsjahre noch nicht begangen hatte, mit der anschließend ausgesprochenen Hoffnung auf Rückberufung (in Kap. 12 ff.), für die Aufhebung seiner Verbannung zu wirken suchte, braucht man ihm so arg wirklich nicht zu verdenken. Was bei Dio C. LXI 10 steht, daß Sen. von Korsika in einem *βιβλίον* des Claudius Freigelassene und Messalina selbst umschmeichelt und dies Schandbuch später selbst ausgetilgt habe, das sieht B. mit vollem Recht als unmöglich an (Einwendungen dagegen, die nichts besagen, bei Friedrich, Darmstadt 1913, 34, 1); es ist entweder Irrtum oder bewußte Fälschung, die da zugrunde liegt: die einzige Grundlage dafür war sicherlich lediglich das Vorhandensein der cons. ad Polyb., in deren verlorenem Eingange Messalina gewiß nicht — wie Gercke noch annahm — erwähnt gewesen ist (vgl. Sen.s Werke 30 f.).

Ende 48, kurz vor seiner Rückberufung, hat Sen., wie ich glaube (Sen.s Werke 32 ff.), dial. X de brevitate vitae geschrieben. H. Dessau hat allerdings (a. a. O. 188 ff.) behauptet, die Schrift sei 'ganz ohne Rücksicht auf sein eigenes Tun und Treiben — zur Empfehlung des Lebens in der Zurückgezogenheit' geschrieben in viel späteren Jahren, nach Claudius Tode, als 'ein schönes Denkmal seiner herzlichen Beziehungen zu Paulinus.' Fraglich kann in Wahrheit nur sein, ob brev. erst in Rom nach der Rückberufung oder vor dieser noch in Korsika verfaßt ist. Ersteres nahm Gercke an (289), und Birt hat (N. Jbb. XXVII 355 f.) in einer langen Anmerkung es zu beweisen versucht, daß die Schrift nur in Rom geschrieben sein könnte; der Beweis ist ihm nicht gelungen, und der ganze resignierte Ton der Schrift beweist das Gegenteil. Jegliche menschliche *occupatio* erklärt Sen. darin für nichtig; er scheut sich nicht, die Torheit antiquarisch-grammatischer Studien an einem besonders charakteristischen, ungenannten Vertreter, dem von F. Münzer, Beiträge zur Quellenkritik d. Naturgesch. d. Plinius, Berlin 1897, 370 ff. erkannten Cornelius Valerianus, zu geißeln, Studien, die doch des Kaisers Claudius eigenste Liebhaberei waren — so unpolitisch handeln, so resigniert schreiben hat Sen. nur können in den letzten, anscheinend völlig hoffnungslosen Monaten seines Exils, als ein Mann ohne Amt und ohne jede Aussicht auf ein solches, nicht nach der Rückberufung in Rom, wo neue occupationes ihm winkten.

In der Zeit des Suilliusprozesses vom J. 58 hat Sen. seine Selbstverteidigung seinem Bruder Gallio in dial. VII de vita

beata gewidmet; fraglich ist nur, ob, wie Gercke (306) annimmt, das Schriftchen noch vor dem Urteil erschienen ist oder, wie ich glaube (Sen.s Werke 58 f.), nach beendigtem Prozeß, durch den wohl erst des Suillius Vorwürfe gegen Sen. allgemein bekannt und Sen. peinlich wurden.

Noch zweimal hat. Sen. an Wendepunkten seines Lebens in Zuschriften an seinen jüngeren Freund Annaeus Serenus, dem er einst im Beginne seines Exils const. gewidmet hatte, der Welt mitgeteilt, wie er sein weiteres Leben zu gestalten denkt: nachdem Nero zum Muttermörder geworden war, schrieb Sen. (59) de tranquillitate animi (dial. IX), nach dem endgültigen Bruche mit Nero (Herbst 62) de otio (dial. VIII). Von Dessaus Hypothese (s. oben), auch diese zwei Serenusschriften seien nach des Adressaten Tode abgefaßte Erinnerungsbilder, kann man von vornherein absehen. tranqu. hat Gercke (315 ff.) auf Grund falsch gedeuteter, scheinbarer Anspielungen auf Sen.s Rücktritt Herbst 62 bis Sommer 63 angesetzt, Waltz (La vie politique 7 Anm. 2) hinter die Rückkehr aus der Verbannung ins J. 49 verlegt, was unmöglich richtig sein kann, da damals nicht die Handlungsfreiheit Sen.s beschränkt, sondern neu ihm eröffnet wurde: aber gerade Einschränkung der Möglichkeit zu wirken, das ist die klar gegebene Voraussetzung, unter der Sen. tranqu. schreibt und gegen Athenodorus Lehre vom vollen Verzicht auf Betätigung im Staate polemisiert und erklärt, auch unter erschwerten Umständen noch weiter wirken zu wollen, soweit es möglich, und noch fehlt nicht ganz die Möglichkeit zur *actio honesta*: das weist m. E. deutlich auf die Zeit der beginnenden Entfremdung von Nero, nach Agrippinas Tode, in welche auch Hense (a. a. O. 18) tranqu. verlegt hat (Sen.s Werke 59 ff.). Und als dann der Bruch mit Nero wirklich erfolgt war, schrieb Sen. wieder an Serenus de otio, sein Bekenntnis zur vita contemplativa enthaltend, aber auch dies Leben der Muße denkt er auszufüllen mit Arbeit seiner Feder für Mit- und Nachwelt. Sicher ist diese programmatische Erklärung nicht von Sen. erlassen, um seinen Rücktritt im voraus (61 bis Frühjahr 62) vorzubereiten (so Waltz a. a. O.), aber wohl auch nicht Jahr und Tag nach Beginn des otium seiner letzten Lebensjahre (Gercke 317 f. verlegte de otio ins J. 63), sondern wahrscheinlich bald nach dem entscheidenden Schritte der vollen Aufgabe aller Betätigung im Staatsleben, also in der zweiten Hälfte des Jahres 62 selbst (Sen.s Werke 69 ff.).

Und aus den letzten Lebensjahren stammt endlich dial. I De providentia. Auch nach Bourgerys Klauselstatistik (s. oben

S. 114) gehört prov. zu den spätesten Werken neben den epist. und nat. qu. Waltz Versuch (La vie politique 7, 2 u. 101 ff.), prov. derselben Zeit wie const., d. h. den ersten Monaten von Sen.s Verbannung, zuzuweisen, ist grundlos (s. Pichon 213 ff.). Die Andeutung im Eingang der Schrift, daß sie eigentlich eine *particula* des großen Werkes der *moralis philosophia* sei, von der auch epist. 106 ein Ableger ist, macht den Ansatz auf die Jahre 63/64 völlig sicher, und die Beziehung von prov. zu epist. 74, 10, vom Ende Mai 64, wodurch Lucilius zu der in prov. behandelten Frage angeregt wurde, weist auch diesem letzten der Dialoge seinen Platz im J. 64 an (Sen.s Werke 75 f.).

Endlich noch ein Wort über die Sammlung der Dialogi selbst. O. Roßbach hatte seinerzeit (Hermes XVII 1882, 365 ff.) eine wahrscheinlich von Sen. selbst besorgte Gesamtausgabe seiner philosophischen Schriften unter dem Titel Dialogi angenommen. Noch Dessau (a. a. O. 192 Anm. 3) glaubt, Titel und Sammlung der Dialogi gingen auf Sen. selbst zurück, wie er denn meint, brev. sei von Sen. von vornherein zur Aufnahme in diese Dialogsammlung geschrieben und bestimmt. Diese Annahme ist aber sehr unwahrscheinlich. Quintilian benennt ganz allgemein mit der Bezeichnung *dialogi* Sen.s philos. Schriftstellerei (inst. X 1, 129), auch de superstitione wird bei Diomedes (G. L. I 379, 19) als dialogus angeführt. Die Bezeichnung mag durch eine Sammlung der kleinen Schriften nach Sen.s Tode aufgekommen sein. Daß nicht Sen. selbst dieser Sammler war, steht wohl sicher. Er würde in eine solche Sammlung seiner eigenen dialogi schwerlich die cons. ad Polyb. aufgenommen haben, deren Vorhandensein in den Händen des Publikums ihm später gewiß nicht angenehm war: daß diese uns erhalten ist, ist der beste Beweis dafür, daß ein anderer, nicht Sen. selbst, es war, der die Dialogsammlung ohne jede ersichtliche Ordnung, ohne Kenntnis oder Rücksicht auf die zeitliche Entstehung der einzelnen Schriften zusammengestellt hat (vgl. Sen.s Werke 31 u. 39 f.).

2. Apokolokyntosis.

Unbekannt ist mir die Ausgabe * Sen. Apocol. with an English traduction by W. H. D. Rouse, New York 1913, verbunden mit einer Ausgabe des Petronius by Mich. Heseltine.

In der 5. Aufl. des kleinen Buechelerschen Petron (Berlin 1912) hat W. Heraeus auch die Apokol. (S. 251—263) wieder mit vorgelegt, ohne am Texte etwas abzuändern; vielleicht geht

diese respektvolle Konservierung des durch Buechelers Autorität Festgelegten doch etwas zu weit. Die kritischen Beiträge, welche neuerdings veröffentlicht worden sind, haben allerdings kaum viel Förderliches geliefert. S. Nachträge.

Vinc. Ussani, Sul ludus de morte Claudi, Riv. di filol. XLI 1913, 74—80, schlägt 9, 1 für *nec disputare* vor *nec dis fas esse*, zweifellos falsch; denn es muß eine für den römischen Senat geltende Regel sein, die erwähnt wird. Die Erwähnung der *di* ist also nicht am Platze. B.-H. schieben *senatoribus non licere* vor *sententiam dicere* ein; A. P. Ball (in seiner erkl. Ausg., New York 1902) läßt davon *senatoribus* als überflüssig mit Recht fort und stellt *non licere* unmittelbar vor *nec disputare*. Aber schwerlich war das *disputare* in Anwesenheit von *privati* in der Kurie verpönt — nur die Götter haben unerhörterweise, statt pflichtgemäß *sententias dicere*, geschwatzt, was Jupiter als *mera mapalia facere* rügt, — sondern natürlich nur das *sententiam dicere*. So wird doch in dem *nec disputare* die Korruptel stecken und mit Haupt durch *nefas putari* zu beheben sein (dafür auch Hartmann — s. unten S. 151 —, 303, 1). 11, 2 will U. die sinnlosen Worte *tristionias assarionem* umwandeln in *testimoniis assariorum*, aber es ist viel wahrscheinlicher, daß darin ein Epitheton zu den vorher genannten drei Personen steckt, was Buecheler mit *tris homines assarios* gewinnen wollte, Dieterich unter Fortlassen von *tristionias* als Dittographie (nach *Scriboniam*) durch *assarios quidem*, Heraeus durch *assarios omnes* — Sicherheit ist in solchem Falle nicht zu erreichen. Ganz unglücklich ist auch U.s Versuch 13, 4 einzurenken: *quem Claudius decoris causa mitiorem* (st. *minorem) fecerat, cum* (st. *ad*) *Messalina*[*m*]; die Stelle ist in Ordnung, so wie zuerst Ball sie gegeben hat, daß *ad Messalinam* zum nächsten Satze gehört mit dem Prädikate *convolant*, der unterbrochen wird durch die Parenthese *cito rumor percrebuit Claudium venisse*. Nur in einem Falle dürfte U. vielleicht zu folgen sein, wenn er 9, 2 statt der in den Ausgaben stehenden Lesart *homo quantumvis vafer* für Beibehalten des Textes des Sangallensis eintritt, *quantum via sua fert*, so daß es vom Vater Janus im ganzen heißt: *homo quantum via sua fert qui semper videt ἅμα πρόσσω καὶ ὀπίσσω*; an der Stellung des *qui* darf man sich wohl nicht stoßen.

Auch zu dem mit einer ganzen Literatur überschwemmten Janusworte 9, 3 *iam famam mimum fecistis* macht U. einen unglaublichen Vorschlag: *θαῦμα mimum*. Eine kleine Geschichte der Behandlung dieser Stelle hat J. H. Schmalz gegeben in seiner

Anzeige des I. Bandes der Buechelerschen Kleinen Schriften, Berl. philol. Woch. 1916, 14 f. Man darf wohl sagen, was Buecheler 1864 in der Symbola philol. Bonnensium über die Sen.- und Cicerostelle (Att. I 16, 13) gesagt hat (Kl. Schr. I 465 f.), an denen allein die Redensart *fabam* (so richtiger bei Cic. überliefert) *mimum* vorkommt, dürfte noch immer das Glaubwürdigste sein (vgl. O. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung I 226). Demgegenüber sind andere Konjekturen abzulehnen: O. Roßbach schlug vor *fabulam mimum* (Berl. philol. Woch. 1913, 1310 f., dagegen A. M. Harmon, ebd. 1914, 702 f., ohne Roßbach (ebd. 703 f.) zu überzeugen. In etwas anderer Weise erklärte Th. Birt, 1915, 669—672, *faba mimus* (zurückgreifend auf das, was er in A. Dieterichs Pulcinella, Leipzig 1897, 277 f., darüber gesagt hatte). Gegen F. Krohn, der 1916, 1015, den kühnen Vorschlag machte, an den beiden fraglichen Stellen auf Grund von Vitr. VII 9, 2 zu schreiben: *Fabarii minium*, wandte sich mit überragender Gelehrsamkeit F. Münzer, ebd. 1316—20.

Außer faba mimus behandelt O. Roßbach, a. a. O. 1309 f., noch ein paar Stellen der Apokol. 2, 3 hatte schon Ball aus dem überlieferten *adquiescunt* (dafür B.-H. *inquies, cum*) am Schluß *sunt* gefunden, wodurch es möglich wird, das von Buecheler gestrichene *ut* des nächsten Satzes zu halten: *sunt omnes poetae non contenti ortus et occasus describere, ut etiam medium diem inquietent.* Roßbach schlägt nun sehr ansprechend vor: *atqui sunt. inquies* fällt dann fort; aber *inquis* oder *inquit* fehlt, wie R. bemerkt, auch sonst öfter bei Sen. (epist. 25, 7. 30, 14. 33, 9). 6, 1 erläutert R. den Witz vom Fieber des Kaisers Claudius richtiger als Buecheler, der glaubte, *febris* sei als offizielle Todesursache angegeben worden, mit der Annahme, Claudius habe dauernd am Fieber gelitten. 7, 5 will R. lesen *tu scis, quantum illic miseriarum tecum* (Claudius spricht zu Hercules) *tulerim, cum causidicos audirem diem et noctem.* B.-H. schreiben nur *tulerim.* Aber ist nicht das überlieferte *contulerim* richtig? 'du weißt, wie viel Elend ich (mir) dort zusammengeschleppt habe, als ich Prozeßredner anhörte Tag und Nacht'. Die Lücke zwischen Kap. 7 u. 8 sucht R. nach Umfang und Inhalt zu bestimmen. Endlich meint er, 8, 2 stecke in *ora per*, wofür die Ausgaben *praeterea* lesen, *oro* (was soll das hier bedeuten?) *p(atres) c(onscripti).* Das Richtige hat wohl Heraeus im Apparat vorgeschlagen mit einfachem *propter*; sein Bedenken, daß das eine serior locutio, ist hinfällig; vgl. die oben (S. 126) aus Sen. angeführten Beispiele für fehlendes Demonstrativum zwischen Präposition und Relativum.

Noch minderen Ertrag für die Textkritik liefert die Arbeit J. J. Hartmanns, De ludo de morte Claudii, Mnemos. XLIV 1916, 295—314. Einleitend sucht H. es begreiflich zu machen, wie Sen. trotz Polyb. später die Satire auf den toten Claudius schreiben konnte, die, wie H. richtig hervorhebt, Tacitus und Quintilian wohl nicht gekannt haben. Des weiteren bestreitet H., daß die erhaltene Satire die von Dio erwähnte ἀποκολοκύντωσις sein könnte; den Witz vom Kürbis, in den Claudius verwandelt sei, habe Sen. wohl gelegentlich im Gespräche gemacht — aber warum denn nicht auch am Kopfe seines Pasquills, wenn dieses auch sonst auf Ausbeutung dieses Witzes verzichtet? Erörterungen über die Titelfrage scheinen mir nach Buechelers klaren Darlegungen (Kl. Schr. I 439 ff.) überflüssig (vgl. Sen.s Werke 49, 1). Nachdem H. noch energisch sich zur Autorschaft Sen.s für die Apokol. bekannt hat, deren lepor und venustas er durch Vortrag einer Übersetzung vor gebildetem Hörerkreise genugsam erprobt habe, geht er an die Behandlung einzelner Stellen heran. Ein Hauptheilmittel, das H. zur Verschönerung des Textes anzuwenden beliebt, ist das Streichen von Worten, die ihm überflüssig dünken. So streicht er ohne allen Grund 1, 3 *quod viderit.* 3, 4 *uno anno.* 4, 2 *haec Apollo.* 5, 3 den Satz *ut qui etiam non omnia monstra timuerit.* 11, 6 *ad inferos, a caelo.* 13, 3 *facile descenditur.* 14, 3 *quid illum pati operteret.* Und mit den übrigen Vorschlägen H.s steht es nicht viel besser. 1, 1 will er die in jüngeren Handschrn. interpolierte Konsulangabe *Asinio Marcello Acilio Aviola consulibus* in den Text setzen — diese Angabe war beim Erscheinen der Satire wahrlich nicht nötig! 1, 1 macht er aus dem markanten Sätzchen *haec ita vera* ein kümmerliches *haec, vero.* 3, 4 ist Wehles *ne* (st. *nec*), das H. billigt, keineswegs eine Verbesserung. Unnötig 4, 2 *iubet homines* (st. *iubent omnes*), desgl. 10, 1 *suo* (st. *suae*); 10, 3 *excidit* (st. *adsidit*); 14, 3 *succederetur* (st. *succurreretur*). In einigen Fällen tritt H., wohl mit Recht, für Aufnahme Buechelerscher Konjekturen in den Text ein, die bisher im Apparat stehen, so 11, 2 für *tres homines assarios* (s. oben); 12, 1 *Mercurium* (st. des Nominativs); 12, 3 V. 11 *victa* (st. *scuta*); 14, 2 *⟨Claudius⟩ advocatum non invenit.* Von H.s eigenen Versuchen erscheint mir beachtenswert nur folgendes: 3, 1 ist die Versetzung von *tam diu* in die vorhergehende Frage *quid... hominem miserum ⟨tam diu⟩ torqueri pateris* recht glaublich, da die Worte an der überlieferten Stelle kaum verständlich sind: *nec unquam [tam diu] cruciatus cesset?* In dem heftigen Disput der Götter 8, 3 stellt H. (S. 302 m. Anm.) als eines Gottes Worte her:

stulte, stude. Athenis dimidium licet, Alexandriae totum, quia Romae inquit (st. *inquis*) *mures molas lingunt.* 10, 4 plädiert H. gut für Beibehalten des *Graece.* Ob man 11, 1 das von Buecheler vorgeschlagene *nescii* mit H. als notwendig ansehen muß, erscheint mir nicht sicher: Claudius, der volle Tor, sagt einfach: *nescio*, ich weiß nichts. Auch 11, 4 ist H.s *durius* für *clarius* vielleicht richtig.

Als Editor der Apokol. würde ich mich an einigen Stellen der von Ball in der obengenannten Ausgabe gegebenen Textgestaltung anschließen, so 6, 1 *tu autem . . . Lugudunenses scire debes* ⟨*et*⟩ (in jüngeren Handschrn.) *multa milia inter Xanthum et Rhodanum interesse*, wo bei B.-H. *Lugudunenses* gestrichen wird. 9, 7 *et videbatur Claudius sententiam vincere* ist kein Grund zur Streichung von *sententiam*, 15, 1 keiner, *fusuro* für *lusuro* einzusetzen. Balls Konjektur *spem* (14, 4) st. *speciem* verdient mindestens Aufnahme in den Apparat, und sein Text 15, 2 *qui illum viderant ab ipso* (st. *illo*) *vapulantem* ist sicherlich dem bei B.-H. vorzuziehen, wo *illo*, das wenig passend, gehalten und *illum* eingeklammert ist. Auch 14, 3 hat Ball m. E. in dem korrupten *sium diu*, woraus Buecheler *Sisyphum* ⟨*satis*⟩ *diu* machte, mit *nimium diu* das Richtige gefunden und den überlieferten Plural *fecissent* mit Recht beibehalten; aber der Nachsatz *Tantalum siti periturum* paßt unbedingt nicht dazu; überdies hat er noch seinen besonderen Nachsatz *nisi illi succurreretur* neben sich. Und *laturam* ist gewiß nicht im allgemeinen Sinne von 'enduring' gebraucht, sondern *laturam facere* heißt, was es immer heißt, eine Last schleppen, und Subjekt ist natürlich nicht Sisyphus oder Tantalus, sondern die Danaides, die in dem hinter *fecissent* offenbar ausgefallenen Nachsatze genannt waren. Und weil ich nun einmal eine eigene Vermutung vorgetragen habe, seien noch zwei, die sich mir bei seminaristischer Behandlung der Apokol. ergeben haben, angefügt. 9, 2 liest man mit Buecheler: *is* (*Janus*) *multa diserte, quod in foro vivebat, dixit;* überliefert ist *vivat*, und ist das nicht einzig richtig? Gott Janus lebt doch tatsächlich noch am Forum, an dem sein sog. Tempel steht, wie Sen. vorher auch im Präsens den Witz macht, *Janus quantum via sua fert* (s. oben) *semper videt ἅμα πρόσσω καὶ ὀπίσσω*; der Konjunktiv *vivat* gibt die Begründung als subjektive Auffassung des Schriftstellers. Und 8, 3 sagt einer der zornigen Götter über Claudius: *hic nobis curva corriget? quid in cubiculo suo faciat nescit, et iam caeli scrutatur plagas?* An sich sehr witzig, daß der Kaiser nicht weiß, was er in seinem ehelichen Schlafgemache soll. Aber geschlechtliche Impotenz konnte ihm, dem ewig sinnlichen, der ohne Frau nicht leben konnte, wohl keiner

auch im Scherz nicht, nachsagen. Aber er wußte bis zum Schluß nichts von Messalinas wüstem Treiben; er wußte — Tacitus sagt es uns audrücklich ann. XI 27 — als einziger nichts von der Hochzeitsfeier, die sein Weib Messalina in breitester Öffentlichkeit mit Silius beging, und die mit *oscula*, *complexus* und der *nox acta licentia coniugali* schloß. Also nicht *quid in cubiculo suo faciat* wußte Claudius nicht, sondern *quid in cubiculo suo fiat nescit.* Das *faciat* ist dann von einem Leser hineinkorrigiert, der *fiat* nicht verstand und dadurch den anderen, zu Claudius Wesen unpassenden Witz hineinbrachte.

M. O. B. Caspari, On the Apotheosis of Claudius, ch. 6, ll. 5/6, Class. Review XXV 1911, 11 f. tritt für die meines Erachtens richtige Erklärung des Wortes der Febris über Claudius, das sie zu Hercules spricht, ein: *Lugduni natus est, Marci municipem vides.* Lyon war ein von Marcus Antonius während seiner im Jahre 43 beginnenden 2—3jährigen Verwaltung Galliens geschaffenes municipium, und so ist Claudius ein Bürger 'seines', des Hercules, Marcus; denn M. Antonius sah wie Herakles aus; die Antonier galten von Alters her als 'Herakleidai' (Plut. Anton. 4), und M. Antons Verhältnis zu Kleopatra verglich man mit dem des Herakles zu Omphale (Plut. Dem. et Anton. comp. 3).

In dem Streite zwischen Birt und Norden um die Herleitung des Namens 'Germanen' spielt auch der Witz der Apocol. 6, 1 eine Rolle, daß Claudius, weil aus Lugudunum stammend, als *Gallus germanus* bezeichnet wird. Doch ist es, was das Verständnis der Stelle angeht, ein Streit um Kaisers Bart: beide Forscher sind einig (E. Norden, Korrespondenzblatt der Röm.-German. Kommission d. Kaiserl. Archäol. Inst.s 1917, 164; Th. Birt, Berl. philol. Woch. 1920, 664 m. Anm. 2), daß es ein Witz Sen.s ist, den Kaiser aus Lyon als 'echten Gallier' zu bezeichnen, natürlich weil er ein Zerstörer Roms gleich Brennus — für die Ableitung des Germanennamens hat die Stelle natürlich gar keine Bedeutung.

*The classical papers of Mort. Lamson Earle, New York 1912; darin ist außer vielen anderen griech. und lat. Autoren auch Sen.s Apocol. vertreten.

Nicht mit Textkritik befassen sich die beiden folgenden Aufsätze: Jos. Mesk, Sen.s Apocol. und Hercules furens, Philol. LXXI 1912, 361—375. Was M. an Übereinstimmungen der Apocol. mit dem Herc. f. aus Kap. 5—7 zusammenstellt, ist kaum so klar auf der Hand liegend, daß es nicht aus der Verwandtschaft des Stoffes — in jenen Kapiteln der Apocol. fungiert Hercules als der

polternde Diener Jupiters, der Claudius an der Himmelstür empfängt — erklärbar wäre, wenn auch mancher wörtliche Anklang sich findet. Wirklich beabsichtigte Anlehnungen zeigt aber die der sonstigen Vorliebe Sen.s für Anapäste entsprechend gebaute nenia (Hartman 305 führte sie auch unter den echten Sen.-Zügen der Apocol. auf) in 12, 3, Anlehnungen an Troades 130 f. und besonders an das Klagelied des Chores im Herc. f. 1054 ff.; nur ist, wie ich gezeigt habe (Sen.s Werke 98 ff.), das Verhältnis gerade umgekehrt, als M. annahm: Die nenia ist eine Parodie der Tragödienstellen und dient deshalb mit zur chronologischen Fixierung jener beiden Dramen auf die Jahre vor 54, in welchem Jahre sicherlich noch die Apocol. während der ersten Wochen der Regierung Neros in der römischen Hofgesellschaft verbreitet worden ist.

Diese frühe Entstehungszeit der Apocol. bestreitet allerdings E. Bickel in seinem Aufsatze: Der Schluß der Apokol., Philol. LXXVII 1921, 219—227; doch ist seine Begründung, wie ich Sen.s Werke 51, Anm. 1 kurz erläutert habe, nicht stichhaltig. Feinsinnig macht aber B. den immerhin seltsamen Schluß der Satire verständlich. Da erhält C. Caesar den Claudius zugesprochen, nachdem er mit Zeugen bewiesen hat, daß er ihn früher verprügelt hat, und er schenkt ihn dann an Aeacus weiter; der übergibt ihn seinem Freigelassenen Menander, damit er als Sklave *a cognitionibus* fürder amtiere. Von der possenhaften Art, wie Claudius als Richter auftrat und verhöhnt wurde, erzählt Sueton. Claud. 13 Geschichten genug. Auch über Sen. hatte Claudius 'als elender Spielball freigelassener Sklaven über ihn den Senator entschieden', und die Stunde der Verurteilung, so sagt B., hat Sen. gerächt, wenn der Kaiser als Sklave *a cognitionibus* für die Nachwelt weiterlebt.

3. De clementia. De beneficiis.

C. Hosius hat 1914 beide Werke in zweiter Auflage in der Bibl. Teubneriana ediert, nach den Handschriften benef. vor clem. stellend. Auf O. Roßbachs Mahnung hat H. außer den in der ersten Auflage benutzten Handschriften einen Vratislaviensis herangezogen, der, obwohl erst dem XIV. Jahrhundert entstammend (der berühmte Laureshamensis S. Nazarii *N* ist eine Handschrift des VIII. oder IX. Jahrhunderts), doch nicht ganz selten allein die richtige Lesart erhalten hat (H. praef. p. XX), und K. Busche plädiert im Eingang seines Aufsatzes zu Sen.s Büchern de benef. und de clem., Rhein. Mus. LXXII 1917/18, 464—472 an noch einigen

Stellen für die Aufnahme der Lesart V (benef. III 4, 1 Perfekt *percepimus*. VI 29, 2 *deliberare* st. des Passivs. VII 26, 4 *transilientem loquar* mit guter doppelkretischer Klausel). Noch eine gute und wichtige Vorarbeit konnte H. benutzen: die von ihm selbst angeregte Greifswalder Diss. Wilh. Kiekebusch, De Pinciani in Sen. phil. de benef. et de clem. ll. castigationibus (1912). Des Spaniers Fernandus Pincianus, Professors der griech. und lat. Sprache in Salamanca, in omnia Sen. scripta ex vetustissimorum exemplarium collatione castigationes utilissimae sind 1536 bei Jo. Augustinus de Burgo in Venedig gedruckt worden, eine überaus verdienstvolle Arbeit; denn Pincianus hat tatsächlich 15 Sen.-Handschriften verglichen bzw. eingesehen, deren keine bisher wiedergefunden ist. K. untersucht eingehend den Wert dieser castigationes (er benutzte das Exemplar der Göttinger Bibliothek) zu benef. (im ganzen 709) und clem.; er scheidet sie in drei Gruppen: die erste umfaßt die Lesarten, die Pincianus ausdrücklich aus namentlich genannten Handschriften anführt (darunter nennt er ein exemplar eines Franciscus in Salamanca antiquissimum et emendatissimum ac plane venerandae fidei; ein anderes bezeichnet er als correctissimum), die zweite diejenigen, die Pincianus aus nicht näher bezeichneten Handschriften anführt (sie stehen zum Teil den Lesarten des G[uelferbytanus] und P[arisinus] nahe), die dritte Pincianus eigene Besserungsversuche, bei denen dieser teilweise vielleicht auch handschriftliche Lesarten, ohne das ausdrücklich zu sagen, benutzt hat. Gruppe I umfaßt in benef. 74, II 175, III die übrigen 460 castigationes, dazu 27 der Gruppe II zu clem. Am Schluß gibt K. ein Verzeichnis sämtlicher Pincianuslesungen, der handschriftlichen (44 ff.) wie der Konjekturen (57 ff.). — Sehr sorgfältig ist bei Hosius die Sammlung (praef. p. XXIV sqq.) und Verwertung der neueren textkritischen Arbeiten, und so erscheint seine zweite Ausgabe zweifellos als fortgeschritten gegenüber der ersten; aber als abschließend wird man sie nicht bezeichnen dürfen. O. Roßbach hat durchaus recht (Rez. Berl. philol. Woch. 1915, 678—682), daß es keineswegs aussichtslos erscheint, die kritische Grundlage des Textes durch Untersuchung und Auffindung weiterer Handschriften zu verbreitern und zu verbessern. Denn daß der Nazarianus nicht, wie Gertz einst wollte (Ausgabe Berlin 1876) und Jak. Buck, Sen. de benef. und de clem. in der Überlieferung, Diss. Tübingen 1908, noch einmal zu beweisen versuchte, die einzige Textquelle ist, sondern eine zweite selbständige Handschriftenklasse danebensteht, dürfte sicher sein, und es liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, in Spanien eine der von

Pincianus benutzten Handschriften mit ihrer selbständigen Überlieferung aufzufinden. Nach H. Geist (s. unten S. 161) 8 enthalten zwei Escurialenses neben den nat. qu. der eine alia scripta Annaeana, der andere benef. — Als eine Notwendigkeit erscheint auch die sorgfältige Nachprüfung der Pincianus-castigationes zu den übrigen Sen.-Schriften, zu denen auch die damals noch von den Werken des Sohnes nicht gesonderten Deklamationen des Vaters Sen. gehören.

Textkritische Beiträge zu clem. und benef. haben meines Wissens nur Rossbach und Busche an den genannten Stellen gegeben. Rossbach tritt mehrfach für Beibehalten handschriftlicher Lesarten gegen Änderungen, die Hosius aufnimmt, ein; so will er benef. III 23, 5 den sonst als Vettius bekannten *praetor Marsorum* mit dem in den Sen.-Handschriften stehenden Namen Vettenus im Texte belassen wegen des Schwankens der Formen der lat. Eigennamen; wahrscheinlich dünkt mir das in diesem Falle nicht, ebensowenig, daß V 24, 2 *Militio* ein Soldatenname sein soll. An das archaistische *pos tot* V 16, 6, das R. empfiehlt, wird man auch schwerlich glauben. IV 22, 3 will R. das *via* hinter *aditur* fortlassen, das aber in G steht; sonst ist nur *daturus* überliefert und in N [3] schon in *aditur* emendiert. Zu VII 30, 2 erneuert R. seinen früheren Vorschlag *nec desit* ⟨*vox*⟩; Hosius schreibt mit Madvig *nec dicere;* dann wäre die Lektio ς *nec desit* ⟨*qui dicat*⟩ wohl noch vorzuziehen. III 29, 5 mag das von Hosius eingesetzte *excelsa* nicht sicher sein, aber die Überlieferung ist zweifellos nicht in Ordnung: *innitantur fundamentis suis templa et illa urbis.* R. hat früher (Berl. philol. Woch. 1907, 1488) selbst einen Heilungsversuch gemacht *templa et sacella*, der nicht besser als andere; man wird G P folgen müssen und lesen: *et illa urbis moenia.* Ich kann R. nur darin zustimmen, daß er IV 35, 2 *promisi me peregre exiturum* für Beibehalten des vor *exiturum* in allen Handschriften außer *N* stehenden *una* eintritt, und selbst in *N* steht es von zweiter Hand. Eine recht glückliche Hand zeigt R. in Behandlung von Stellen aus clem. Allerdings I 1, 1 das seit Pincianus zugefügte *et* fortzulassen, scheint mir unmöglich, wenn auch das dahinter folgende *loqui* nicht mit den vorhergehenden Infinitiven auf einer Stufe steht, und I 10, 1 die alten Formen *abavos* und *tuos* in ihrer Vereinzelung beizubehalten, sehe ich auch keinen Grund. Aber I 6, 1 ist *caveae* st. *viae* wohl wirklich unnötig, 7, 2 *moderatique* (T wie ein Parisinus) besser als *moratique*, 11, 2 Agricolas Herstellung *incompre[he]nsibilis* einfacher als *comprendens ut sui*, ebenso 26, 4 Gertz *se exercitat eo incitatior* passender

als Hosius *se exercitat ira*. I 9, 3 ist mit Madvigs *cui . . . dictarat* wohl die Heilung noch nicht gefunden. II 5, 3 will R. wie andere *quidni* halten (Hosius schreibt dafür kaum richtig *quidnam*), aber seine Ergänzung *quidni haec* ⟨*scaeva*⟩ *scientia* ist nicht einleuchtender als andere. I 22, 3 darf man doch sicher nicht, statt das korrupte *eius* zu emendieren (*eluit* Gertz, *eruit* Gronov), dies überflüssige Pronomen beibehalten und *vindicat* oder *vincit* mit R. vor *vitia* ergänzen. Unmöglich richtig ist auch R.s Versuch, II 7, 1 das unsinnige *vacuam constituamus nunc quoque* durch Vorsatz von ⟨*rem*⟩ verständlich zu machen; ein solches substantivisches Objekt zu *constituamus* erscheint neben dem *quid sit venia* kaum möglich. Eine Emendation ist freilich noch nicht gefunden.

Recht feinsinnig begründet sind die kritischen Vorschläge Busches. Mehrfach verteidigt er die Überlieferung mit Recht, so benef. VI 31, 11 *mutantem* und 35, 5 *metum* (beides auch bei Hosius im Text); I 10, 1 hält er das in N[1] stehende *et omne fas* als zweites Subjekt neben dem vorangehenden *res humanas* für passender als *et omne nefas*, wodurch das *in deterius* fortgeführt werden soll. Sehr gefällig erscheint mir I 3, 3 *alii quidem dividere* (st. *videri*, was schon Häberlin beanstandet hatte) *volunt* (sc. *Gratiam*), ebenso V 3, 1 *tardare* (st. *tradere*) *iubentis*, aber daneben ist sicherlich nicht *cadentis* (wie B. mit Gertz schreiben will) das Richtige, sondern die Vulgata *cedentis* (N *caedentis*): *vox cedentis et tardare (sc. impetum) iubentis*. Auch IV 8, 1 hat B. mit *consolatura* (st. *consultura*) vielleicht das Rechte getroffen; *vitis* aber statt *vis* erscheint unnötig; Hosius hat *vis* im Text behalten und auch schon das notwendige *quoi* (für *quod*) aufgenommen. Unnötig finde ich B.s Änderungen II 34, 3, wo ich *pericula iusta* als wirkliche Gefahren durchaus verständlich und passend finde, desgl. IV 20, 3, wo an den zusammengehörenden Sätzchen *qui sperat cum reddit* keinesfalls geändert werden darf und ich den Anstoß, den B. mit Madvig an *secundum datum* nimmt, nicht verstehe, wie auch nicht IV 24, 1 den Anstoß an *generetque*. Aber von den Versuchen B.s durch Zusätze einzelner Worte vermeintliche Schäden der Überlieferung zu heilen, vermag ich nur weniges als annehmbar zu betrachten. Diese sind VII 2, 1, wo B. ⟨*animo*⟩ vor *affigere* einfügt, dem sonstigen Brauche Sen.s (nat. qu. VI 32, 12. epist. 11, 8; sonst mit pronominalem Dativ epist. 75, 7; 111, 32) entsprechend. II 14, 2 *sic omnium, quae nocitura sunt . . . perseverabimus non dare* ⟨*usum*⟩. Dagegen ist II 8, 2 *auxilium est, principale tributum est* der Zusatz von ⟨*aulae*⟩ vor *auxilium* ganz überflüssig; nur würde ich das Komma statt hinter

est erst hinter *principale* setzen, so daß das Adjektiv zum ersten Substantiv *auxilium* gehört. IV 5, 1 ist der Zusatz von *quae quaeris* (das B. dem cod. M entnimmt, der es statt *quae rapis* bietet) Willkür; gewiß entsprechen einander paarweise *quae das*, *quae negas*, *quae servas*, *quae rapis*, aber diese vier Sätzchen bilden zusammen die epexegetische Erläuterung zum voranstehenden *quae possides*. Unbedingt falsch ist B.s Zusatz clem. I 12, 3 *uterque licet non minus* ⟨*arce*⟩ *armis valletur:* nicht zwei Arten des Schutzes werden miteinander verglichen, sondern die Größe der Schutzmaßnahmen beim *rex* und beim *tyrannus*: also könnte nur Wesenbergs *non minus* ⟨*altero*⟩ in Betracht kommen, wenn nicht der Sinn auch ohne diese Beifügung klar wäre.

Zu beiden Werken liegen Quellenuntersuchungen vor:

Arth. Elias, De notione vocis clementia apud philosophos veteres et de fontibus Sen. ll. de clem., Diss. Königsberg 1912. Die Arbeit, in einem jammervollen, mit bösartigen Fehlern durchsetzten Latein geschrieben, wie es eine deutsche philosophische Fakultät nicht zulassen sollte, überdies auch durch viele Druckfehler entstellt, zerfällt ihrem Titel gemäß in zwei Teile. Teil I will eine Geschichte des Begriffs clementia geben, für den die Griechen mannigfach wechselnde Ausdrücke verwenden (πρᾳότης, ἐπιείκεια, εὐγνωμοσύνη, φιλανθρωπία). Von Apophthegmen der 7 Weisen, besonders des Pittakos, führt Verf. seine recht oberflächliche Betrachtung über Gorgias, Platon, Aristoteles zu den Stoikern, als deren jüngere Vertreter Cicero, Sen., Epiktet, M. Aurel und Musonius Rufus aufgeführt werden; angereiht werden schließlich noch Plutarch, Dion von Prusa, Aelius Aristides und Themistios. Dabei unterläßt E. es auf der einen Seite, nach den Quellen der einzelnen Autoren, die er bespricht, zu fragen, wie z. B. bei Cicero jeder Hinweis auf Panaitios fehlt; auf der anderen Seite nimmt E. unmittelbare Abhängigkeit an, wo von solcher schwerlich die Rede sein kann; so meint er, Themistios, in dessen Reden, besonders in περὶ φιλανθρωπίας, sich viele Berührungen mit Sen. finden, habe Sen.s clem.-Bücher gekannt; viel richtiger urteilte W. Pohlschmidt, Quaestiones Themistianae, Diss. Münster 1908, 80 ff., der die Übereinstimmungen von Themistios nnd Sen. auf die Benutzung der gleichen hellenistischen höfischen Philosophen zurückführte. Auch in dem II. Teile de fontibus Sen. ll. de clem. (53 ff.) ist des Verf.s Urteil teilweise voreilig. Als erste Quelle Sen.s will er Xenophons Κύρου παιδεία ansehen wegen einiger ganz vagen Anklänge, die sich aus dem Stoff ergeben und selbstverständlich keine Xen.-Lektüre Sen.s beweisen (in meinem

Buche Xen. in der griech.-röm. Lit. = Philol. Suppl. XIII 2, 1920, 88 fehlt ein Verweis auf Elias); auch das Bild von der Bienenkönigin (Xen. Cyrop. V 1, 24; clem. I 19) beweist nichts (vgl. Plato Polit. VII 520 b). Ebenso voreilig ist es, wenn E. unmittelbare Kenntnis von Ps.-Aristoteles *περὶ βασιλείας* für Sen. annimmt; auch darüber richtig Pohlschmidt a. a. O. Reine Vermutung ist es auch, daß Sen. Theophrast *περὶ βασιλείας* benutzt haben könnte. Übereinstimmungen Sen.s mit Cic. de virtutibus, Plutarch und Cassius Dio führt E. m. R. selbst auf Benutzung gemeinsamer Quellen zurück. Höchstens für Isokrates' Nikoklesschriften kann man wohl an unmittelbare Kenntnis und Benutzung seitens Sen.s glauben: sonst aber hat Sen. gewiß jüngere, hellenistische Literatur *περὶ βασιλείας* gekannt und für clem. benutzt.

Daß Sen.s Bücher de benef. im wesentlichen Hekatons, des Panaitiosschülers, Pflichtenlehre zugrunde liege (über ihn ein recht knapper Art. von H. v. Arnim, P.-W. VII 2797) hatte bereits Har. N. Fowler erkannt (Panaetii et Hecatonis ll. frgta, Diss. Bonn 1885; ders., *The sources of Sen. de benef., Proceedings of the Amer. philol. Association XVII 1886, 24 ff.). Erneut ist das Abhängigkeitsverhältnis Sen.s von Hekaton *περὶ καθήκοντος* geprüft von Mart. Sonntag, L. A. Sen. de benef. libri explanantur, Diss. Leipzig 1913. Von Buch zu Buch fortschreitend, erweist S. Hekaton als Quelle Sen.s zunächst in den ersten vier Büchern, die eine geschlossene Einheit bilden, dann in den drei übrigen additamentorum volumina. Daß auch Hekaton solche additamenta geboten habe, ist mindestens unerweislich. Potest Annaeus eas (continuationes) ex genuino sententiarum contextu . . . in additamentorum volumina ab ipso constituta transtulisse (S. 38).

Endlich die Abfassungszeit beider Sen.-Werke! Über clem. besteht kein Zweifel. Sen. schrieb diese dem Kaiser Nero gewidmete Erziehungsschrift bald nach Neros 18. Geburtstage (15. XII. 55), also im Beginn des Jahres 56 (Gercke 292 ff., Sen.s Werke 52 f.). Über die Zeit von benef. hat Sonntag auch eine unglaubhafte Hypothese in unklaren Sätzen ausgesprochen (S. 46 f.): daß benef. vor Brief 81 in den Jahren 63/64 geschrieben sei, davon kann keine Rede sein. Gercke (306 ff.) hat im allgemeinen die Zeit von 60 bis Frühjahr 64 als die des allmählichen Entstehens der benef.-Bücher bezeichnet; er meinte des weiteren, I—VI seien vor 62, vor dem Bruche mit Nero, VII allein danach geschrieben. Nun hat W. L. Friedrich durch Aufdecken versteckter Beziehungen zur Zeitgeschichte für die Chronologie der Bücher von den Wohltaten eine

sichere Grundlage geschaffen: Zur Abfassungszeit von Sen.s Werk de benef., Berl. philol. Woch. 1914, 1406—1408, 1501—1503, 1533 bis 1536, 1629—1632. Ich habe in meinem Buche (Sen.s Werke 63 ff.) die beiden mittleren Stücke von Fr.s Darlegungen unberücksichtigt gelassen; sie behaupten in der Tat allzu Zweifelhaftes. Fr. ist der Meinung, in den Kapiteln benef. I 9—10, die den Abschnitt, der mit Kap. 5 beginnt, beschließen (an die Lücken, die Hosius vor und nach § 2 in Kap. 9 annimmt, glaubt Fr. nicht), worin Sen. heftig gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, besonders auch gegen schamlosen Ehebruch, deklamiert, Beziehungen auf Otho erkennen zu können, der seit dem Jahre 55, anfangs mit Sen.s und Burrus Zustimmung, mit Nero im engem Verkehr stand, und dem Rufrius Crispinus seine Gattin Poppaea Sabina entführte und heiratete und dadurch Nero den Verkehr mit ihr erleichterte. Es ist zwar chronologisch möglich, da die Abfassung der ersten Bücher de benef., wie sogleich darzulegen, in der Zeit nach 58 feststeht, daß Sen. bei seinen Äußerungen auch an Otho mit dachte, angedeutet ist es aber in keiner Art und Weise im Text, und daß gar im 10. Kap. mit dem Undankbaren, der schlimmer sei als alle anderen Frevler, Otho gemeint sei und bereits seine Verbannung als eingetreten anzunehmen sei, das ist völlig unglaublich; war es doch Sen. selbst, der für Otho, als Nero ihm nach dem Leben trachtete, die rettende Verbannung nach Lusitanien im J. 59 erwirkte (Plut. Galba 19 und 20). Aber völlig sicher ist Fr.s Feststellung (1629 ff.), daß Sen. benef. II 7 8 die von Tiberius beliebte Art, den Fabius Verrucosus seiner Schulden erst nach eingehender Prüfung zu entledigen, tadelt, um die im Jahre 58 mehreren Senatoren von Nero gewährten Geldspenden (Tac. ann. XIII 34. Suet. Nero 10, 1) nachträglich zu rechtfertigen. Am II. Buche benef. schrieb Sen. also nach 58, frühestens Anfang 59, wahrscheinlich nach der im März 59 erfolgten Ermordung Agrippinas; 59—61 werden demnach die ersten vier Bücher benef., die eine Einheit bilden und gewiß zusammen publiziert wurden, von Sen. verfaßt sein. Er ließ noch drei weitere folgen, obwohl nach seinem eigenen Bekenntnis der Stoff eigentlich erschöpft war, Einzelfragen herausgreifend und behandelnd. Er schrieb weiter an dem einmal gewählten Stoff in jenen Jahren 61/62, als er die schlimme Wendung, die völlige Abkehr Neros, immer näherkommen sah. Das hat Fr. (1406 ff.) trefflich dargelegt, und auch im VII. Buche ist nichts zu finden vom 'Geist des Umsturzes', den Gercke darin zu spüren meinte. Wie VI 16 zweifellos eine Mahnung für Nero ist und sein soll zur

schuldigen Dankbarkeit, so erörtern die Schlußkapitel des letzten Buches das Verhalten gegenüber dem dauernd Undankbaren — und dabei denkt Sen. gewiß an niemand anders als an Nero. So erscheinen die Bücher benef. als das Hauptwerk der Jahre 59—62.

Von einer polnischen Bearbeitung von benef. durch L. Gormicki vom J. 1593 berichtet *Th. Eustachiewicz, Eos XX 1914, 30.

4. Naturales quaestiones.

A. Gercke hat nach langen Vorbereitungen (Sen.-Studien 7 ff. 'die Überlieferung der nat. qu.' und Studia Annaeana, Prgr. Univ. Greifswald 1900) 1907 in der Bibl. Teubneriana die nat. qu. herausgegeben. Das handschriftliche Material ist bei diesem Werke überaus zersplittert; nur junge Handschrn. vom 12. Jahrh. ab liegen vor, alle letzten Endes auf zwei Abschriften (*Φ* u. *Δ* bei Gercke) eines einzigen, schon stark verstümmelten und schwer lesbaren codex zurückgehend, der aus dem Altertum in die Karolingerzeit hinübergerettet war. Das von Gercke beschaffte und klassifizierte Material hat zu erweitern gesucht Hier. Geist, De L. A. Sen. nat. qu. codicibus, Diss. Erlangen (gedr. Bamberg) 1914. G. hat sich von der Mehrzahl der Handschrn. photographische Wiedergaben verschafft und auch von einer ganzen Anzahl von bisher unbenutzten Handschrn. Kenntnis bekommen, die er im I. Teil seiner Diss. bespricht und in die von Gercke unterschiedenen Handschrn.-Gruppen einordnet. Dabei weicht er auch gelegentlich von G.s Urteil ab (S. 18 u. 25). Was für einen neuen Editor von den Lesarten der neuverglichenen Handschrn. von Nutzen sein könnte, stellt G. im III. Teil (S. 51 ff.) in einem Apparatus criticus zusammen. Allzu groß ist der Gewinn für den Text nicht, wie der II. Teil der Arbeit lehrt, adnotationes criticae bietend (S. 32 ff.). Nach den Bemerkungen zum I. Buche, die ich durchgesehen habe, werden zweimal moderne Konjekturen durch handschriftl. Lesungen bestätigt; so steht I 3, 4 ⟨*ut*⟩ *quod a simillimo coepit in dissimillimo desinat* (sonst überl. *desinit*), wie Gercke im Apparat konjiziert hatte, in einem Parisinus, und das wird man in den Text setzen dürfen. I 13, 2 wird Larischs Konjektur *naturae solidae* durch zwei junge Handschrn. bestätigt; mir erscheint das überlieferte *naturae solis* (= von der Art der Sonne) auch ohne Leos Zusatz *similes* verständlich (s. unten S. 166). Von G.s eigenen Versuchen, den Text zu bessern, sind die meisten nicht einleuchtend oder wenigstens nicht notwendig, so I praef. 6 sein Vorschlag, *spargens* statt *perdens* (*Φ*, *amittens*, *admittens*, *ardens* andere Handschrn.)

zu lesen, ebd. 12 *altius crescit* aus einem Basler cod. für *alitur crescit* aufzunehmen, u. a. Glaublicher der Vorschlag 15, 7 *nec innumerabiles modo interirent modo exprimerentur formae* (im Spiegel, vgl. epist. 88, 27; überl. *exciperentur*, *eriperentur*, *erumperentur*). Recht gut aber heilt G. im letzten Kap. des I. Buches 17, 9 *felix paupertas* (der Scipiotöchter), *quae tanto tutori* (dem Senate, überl. *titulo*, vgl. Helv. 12, 6) *locum facit!* Dadurch kann im nächsten Satze die Überlieferung beibehalten werden *non fecisset illa⟨m⟩ dotem, si habuissent.* Und schließlich am Ende des § *dos quam dedit e P(opuli) R(omani) aerario* (überl. *pro aio*) *se⟨natus⟩* (letzteres Wort bereits die Itali, vgl. Helv. 12, 6. Nep. Arist. 3, 3. Amm. XIV 6, 11).

*P. Oltramare, Le Codex Genevensis des Questions nat. de Sén., Rev. de philol. XV 1921, 1 ff., gibt (nach Philol. Woch. 1922, 18) eine Nachprüfung und ein Stemma.

Der Text der nat. qu., furchtbar entstellt in den jungen Handschrn., die ihn uns erhalten haben, schreit sozusagen nach Emendation. Gerade in dieser Beziehung bedeutete Gerckes Ausgabe einen wesentlichen Fortschritt über die früheren. Er hatte sich der Hilfe von Fr. Leo, Fr. Skutsch, W. Kroll und O. Roßbach zu erfreuen und hat auch nicht wenige eigene Besserungsversuche im Text und Apparat, nicht immer mit glücklicher Hand, vorgelegt. Am Schluß der praef. (p. XLVI) bekennt G. selbst, wie viel noch zu tun sei, und so hat es an mutigen Helfern während des folgenden Jahrzehnts wahrlich nicht gefehlt. Ich kann nicht alle vorgeschlagenen Besserungsversuche anführen oder kritisch würdigen, sondern beschränke mich im allgemeinen auf das I. Buch. Schon aus diesen Proben ist ersichtlich, daß natürlich bei jedem einzelnen der Kritiker vortreffliche Vorschläge neben minder Einleuchtendem oder Falschem und Überflüssigem stehen; mitunter treffen auch mehrere Forscher an ein und derselben Stelle mit ihren Versuchen zusammen; im ganzen darf man sagen, daß viel geleistet worden ist, und die Emendation des Textes der nat. qu. unleugbar Fortschritte gemacht hat.

Einiges bot sogleich O. Roßbach in seiner Rezension der G.schen Ausgabe, Berl. philol. Woch. 1907, 1478 ff., bes. 1481 ff. Aber von der Mahnung abgesehen, daß es wohl richtiger sei, I praef. 4 *tanti* vor *nasci* statt nach *non* einzuschieben, sind seine Vorschläge, wenigstens die zum I. Buche, sämtlich kaum mehr als willkürliche Einfälle; so wenn er 2, 7 die 'ungenaue und pleonastische' Überlieferung einrenken will mit *lapillus in piscina[m] aut lacu[m] [et] alligatam aquam missus* oder 2, 8 *quies aeris et omnium* (δ, sonst *otium et* überl.) *⟨ventorum⟩ tranquillitas* schreiben will, weil Sen.

nicht dreimal dasselbe sage u. a. 5, 12 wird *teneat*, durch das vorangehende *teneas* hervorgerufen, gewiß nicht richtig sein, aber leichter als R.s *retegat* ist *ostendat*, das *Δ* bietet, herzustellen, entsprechend dem *ostendit* am Schluß des nächsten Satzes. Die Herstellung 13, 2 *plane maturae soli* verstehe ich nicht (s. oben S. 161).

Wegen ihrer Trefflichkeit und wegen des versteckten Publikationsortes glaube ich alles anführen zu sollen, was Σ. Βάση in seinen *Διορθωτικὰ καὶ ἑρμηνευτικά* an Verbesserungen zu Gerckes Ausgabe vorgeschlagen hat, mir vorliegend als *ἀνατύπωσις ἐκ τῆς ἐπετηρίδος τοῦ ἐθν. πανεπιστημίου.* Athen 1909, 101—9 (es folgen 110—122 Konjekturen zu R. Wünsch Ausg. des Lydus de mag.). I 15, 3 *ἀστραπόπληκτα* statt *ἀστερόπληκτα*; in der Tat sind *fulgura* identisch mit *ἀστραπαί* und nicht mit *ἀστέρες*. II 5, 1 *ut neque* (st. *aeque*) mit Leo-Kroll, dann *quia scilicet non magis sine hoc quam sine illa universum ⟨non⟩ potest esse.* II 50, 1 *id quod ad nos pertinet* zu streichen. III 18, 1 *nihil est, inquis, mullo expirante ⟨in⟩ olla* (überl. *illis, illic*) *formosius.* 18, 3 *mi⟨hi⟩ credam* (st. *me credas*), einen Vorschlag Krolls (s. unten S. 164) vorwegnehmend. 18, 4 *da mihi* (Druckfehler *ad mihi*). 19, 4 Gerckes Zusatz *alii aliquatenus aperte fluunt* falsch; mit Kroll zu lesen *nam* (st. *iam*) *quis ignorat.* IV 2, 18 Interpunktion zu ändern: *nullum ex his animalibus quae latent bruma, umquam reconditur.* 2, 20 *et illic* (st. *illis*) *altissimae.* 11, 5 *tamen minima inveniuntur* (st. *vincuntur*). 13, 5 *remediis incitato vitio* (überl. *incitat vitium*). V 17, 5 *in⟨tra⟩ proximum furunt* (st. *ferunt*), nötig? 18, 5 *vulgo dict⟨it⟩atum* und *adeo quicquid ex illis utile et necessarium est, [non] potest his repensari.* VI 1, 11 Zusatz von *non* nach *an* unnötig. 2, 3/4 *sine dubio . . . crevimus* nicht Worte eines Interlocutors, sondern ironisch vom Schriftsteller selbst gesagt. 5, 3 *in omni ⟨etiam⟩ alio negotio* oder besser *alio* zu streichen (nötig?). 16, 3 *in ⟨h⟩alitum* (überl. *aliud*) *alia solverentur.* 18, 4 *spiritus* als Subjekt zu *vindicat* zu ziehen; *vero* zu streichen (nötig?). 27, 2 *gravis haurientibus est* streichen. 31, 2 ⟨*rixa*⟩ Gercke, unnötig. 31, 7 *istud leve est. quid timemus? grave est? potius semel incidat quam semper impendeat* mit richtiger Interpunktion des Überlieferten. VII 1, 3 *quot dies habet annus* (st. *et annum*). 11, 3 *eadem fiant ratione necesse est cometae* streichen (richtig?). 16, 3 *cum aliqua⟨e⟩ ex quinque stellis esse debueri⟨n⟩t* (oder *aliqua* zu streichen).

C. Brakman, Ad Sen. nat. qu., Hermes XLV 1910, 37—42, Konjekturen zu allen 7 Büchern, teils ansprechend, so I 1, 10 ⟨*ac*⟩ (statt *et*) *magnitudo*, wie Sen. Variation der Konjunktionen liebe

(z. B. III 16, 4 u. a.), teils schwerlich richtig, so I 16, 5 in der auf vielerlei Weise mit Konjekturen bedachten Stelle (s. oben S. 130) *quid, eum non putes.*

W. Kroll bessert in seinen Randbemerkungen, Rhein. Mus. LXVI 1911, 174 ff., ein paar Stellen im III. Buch, evident praef. 4 *opus nescio an ⟨in⟩superabile*; wohl unnötig praef. 18 *magnove* (st. *magnoque*); möglich 15, 3 *numerus* für Gerckes *ortus* (überl. *humus*) und 18, 3 (wo Base *mi credam* vorweggenommen hat, s. oben S. 163) *luxuriae serpentis* (st. unsinnigem *pereunthis*).

H. W. Garrod, Notes on the nat. qu. of Sen., Class. Quarterly VIII 1914, 272—281. Voran stehen allgemeine Betrachtungen über Gerckes Ausgabe, der Ga. als guter Kritiker, aber nicht als guter Editor erscheint, weil er seinen Apparat mit Varianten interpolierter Handschriften überladen und in den Text wie in die Noten nicht notwendige, verwirrende, irritierende Konjekturen aufgenommen habe. Des weiteren bezweifelt Ga. den selbständigen Wert der Handschriftenklasse *Δ*, trotzdem er selbst auf mehrere Stellen hinweist, an denen *Δ* plausibel Lücken füllt (wie II 12, 5 *nec exilire*, II 18 *ictus inaequalis*, VI 32, 9 *feres*). Dann folgen eine Masse Konjekturen zu den ersten beiden Büchern (die Fortsetzung im *IX. Bande der Class. Quarterly ist mir nicht zugänglich), darunter sehr viel überflüssige wie I praef. 3 *secedat* (st. *in se tendat*), 9 *ut* vor *ultra* eingefügt, dann *exerceat imperium, Haemo Thrace se includat*, wo *exeat* nicht zu ändern und mit Madvig *imperium Haemo Thrax* (*traces* überl.) *includat* zu lesen sein wird. I 1, 7 *Veneris* (st. *Martis*) *remissior* u. a. wie 5, 2 *sed quoi⟨quoi⟩modi*, wo am einfachsten gelesen wird, mit starker Interpunktion hinter *videamus: quodcumque videmus et* (st. *sed* Madvig) *quomodo imago similis reddi debet e speculo.* 7, 3 *si aperta fabrica* (st. *apta fabricata*) *foret, totidem redderet soles, quot aperuisset* (st. *habuisset*) *inspectui toros*; das Richtige fand Leo mit *habuisset in se toros.* 11, 1 *⟨solesne an⟩ imagines solis*, wo Leos *imagines? soles?* ausreicht (*solis* überl.). 17, 7 *comatorii* (überl. *alteri*) *in vicem*, r. Gertz *alterius.* Möglich und vielleicht anzunehmen sind Ga.s Vorschläge 5, 9 *non enim idem facit, si undecumque* (überl. *undique*) *effulsit, sed* (überl. *et*) *ad hoc opus est radiorum idoneus ictus.* 5, 12 *eo latius* (st. *altius*) *oportet teneas* (*purpuram*). Das von Gercke 17, 7 eingeschobene *parva* beseitigt Ga. mit Recht, desgl. 7, 3 Gerckes *vix*; davor ist das überl. *qui* richtig, weil auf *toros* zu beziehen. Als Emendationen betrachte ich die Vorschläge 1, 6 *tanto leviora lumina* (st. *fulmina*) *emittunt*, entsprechend § 5 *minora lumina excutiuntur*, dagegen ist Ga.s Her-

stellung des vorhergehenden Satzes *quanto illa[s] minus pressi aeres* (überl. *presseris*) *minoresve* schwerlich annehmbar. 14, 1 *sunt cute* (= κύτῃ, überl. *ut ei*, ebenso Muller, unten S. 167), um den andern Ausdrücken entsprechend eine griechische Bezeichnung zu haben (Gercke *putei*); ob man ebenda *pithiae* schreibt oder *pitheae* (πιθείας), macht kaum etwas aus. An zwei Stellen schlage ich, durch Ga.s Versuche angeregt, eine neue Lösung vor: 5, 5 ist überl. *unaquaeque in se similitudinem in se rei claudet*; Gercke streicht das erste *in se*, Ga. behält es bei und schlägt vor *similitudinum seriem*; offenbar liegt wieder (s. oben S. 127) eine an falsche Stelle geratene Korrektur vor in dem *in se rei*, die an Stelle des ersten *in se* zu setzen ist, also *unaquaeque in se rei similitudinem claudet*. 6, 6 will Ga. den ganzen Schlußsatz *id est — vertatur* als Glosse streichen, nachdem er ihn durch *essentiam eius nactura* (st. *iam eius natura*) gebessert hat. Ein Glossem ist der Satz gewiß nicht; ich würde in Anlehnung an Ga. lesen: *id est iam eius natura⟨m nactura⟩ est*, wenn nicht Muller (s. unten) die noch einfachere Ergänzung *id est iam eius naturae est* vorgeschlagen hätte.

Sorgfältig begründet K. Busche seine Kritischen Beiträge zu Sen.s nat. qu., Rhein. Mus. LXX 1915, 568—583; Zustimmung wird auch er aber wenig finden, nach den Vorschlägen zum I. Buche zu urteilen. Er erörtert eingehend den Gebrauch des zweigliedrigen Asyndetons und kommt zu dem Schluß, I praef. 3 *nec ob hoc minus est liber et potens* sei das *et* zwischen beiden Adjektiven notwendig, nur die in der Überlieferung schwankende Stellung des *est* bleibe zweifelhaft; mir scheint der Genevensis *Z* mit *minus liber est ac potens* das einzig Mögliche zu bieten. 5, 12 *niteat* st. *teneat* (s. oben S. 163). 16, 7 ist sein schwächlicher Vorschlag *alicuius contumeliae amorem exerceo* in keiner Weise einleuchtend, das kühne *marem exerceo* gewiß nicht zu beanstanden, Heilung bei der Unklarheit des Sinnes schwer. Leos *alienaque a* (st. *alicuius*) *contumelia* scheint mir den Sinn zu verfehlen; ich schlage vor *alicuius ⟨cum⟩ contumelia*. Recht unglücklich endlich der Versuch, 17, 9 mit Hilfe des in *Φ* aus *pro aio* sicher falsch konjizierten *pro animo* den Text zu heilen durch *dedit pro ⟨grato⟩ animo senatus* (s. oben S. 162).

F. Muller, Ad Sen. nat. qu. observatiunculae, Mnemos. XLV 1917, 319—337, gibt seinen kritischen Vorschlägen vielfach dadurch eine besondere Begründung, daß er sie an der Klauseltechnik prüft (s. Bourgery oben S. 114). In einigen Regeln faßt er am Schluß (336 f.) zusammen, was er glaubt beobachtet zu haben; besonders interessant ist, daß Sen. die heroische Klausel (ebenso –⏑⏑–––⏑)

sorgfältig vermeidet (doch s. unten Z. 11 u. 24), gewöhnlich auch nicht den einfachen Ditrochäus anwendet, sondern vor diesen einen dritten Trochäus oder einen Kretikus stellt, im allgemeinen die Wiederholung desselben Fußes meidet und den Wortakzent möglichst beibehält; interessant auch die Beobachtung, daß Sen. je nach Bedarf in den Klauseln *videre* und *visere* (324 ff.), *limpidus* und *liquidus* (327) wechseln läßt. Mehrfach macht M. mit Recht auch die Güte der sich ergebenden Klausel bei der Entscheidung zugunsten einer Lesart geltend, so I praef. 3 *liber est et* (l. *ac*, s. oben S. 165) *potens* (– ⏑ – – ⏑ –). 5, 1 *videmus et quomodo* – ⏑ – – ⏑ – (vorher allerdings *quomodo videamus* (– ⏑ ⏑ – ⏓). 17, 4 sucht M. in *ut homo ipse se nosset* (– ⏑ – – ⏓) einen Klauselschluß, hinter dem stärker zu interpungieren. Deshalb glaubt er *consequuntur* im nächsten Satz halten zu dürfen (Gercke *consecuturus*); ebenda *quicquid corpori desset* (st. *deesset* der Klausel wegen – ⏑ – – ⏓). 17, 9 empfiehlt er seine Herstellung *pro populo Romano senatus* wegen der guten Klausel – – – – ⏑ – ⏓; eine gleich gute ergibt Geists mir besser erscheinende Herstellung (s. oben S. 162) *populi Romani aerario senatus* – ⏑ – ⏑ – ⏓. Konjekturen aber lediglich aus dem Grunde zu machen, um eine gute Klausel zu gewinnen, bleibt immer bedenklich; so möchte ich M. nicht folgen, wenn er 8, 4 *aspici solem* – ⏑ – – ⏓ statt *a. pilam* – ⏑ – ⏑ ⏓ konjiziert, denn gegen *pila* ist an sich nichts einzuwenden, oder 17, 8 *non* zwar als mit Recht gestrichen ansieht, der Klausel zuliebe dann aber doch statt *dos fuit illa* (– ⏑ ⏑ – ⏓) *dos fuit nulla* – ⏑ – – ⏓ schreiben will. Mehrfach verteidigt M. die Überlieferung, so mit Recht 13, 2 *naturae solis* (s. oben S. 161), und durch den gleichen Genitiv stellt er 6, 6 *iam eius naturae est* her (s. oben S. 165); 16, 6 *in quaedam* (Gercke im Apparat *in vulgando*); 17, 2 *in nulla re illa luxuriae* (Dat. causae) *negotium concessit* (Gercke nach Madvig *gessit*). 17, 3 *interpolari* (auch Gercke). Nicht folgen kann ich, wenn M. 1, 10 *et* (Brakman *ac*, s. oben S. 163) glaubt konstruieren zu können; ebensowenig glaube ich, daß 17, 7 *alteri invicem* neben *sibi quisque* stehen kann: auf das *comere capillum* und *prominentem barbam depectere* legten die Primitiven doch gewiß nur bei sich, nicht bei andern Wert; also muß es schon *alterius invicem* (s. oben S. 164) heißen. Ebenso ziehe ich 17, 9 Geists Herstellung (s. oben S. 162) dem Versuche M.s vor, *titulo* zu behalten und den nächsten Satz so zu lesen: *non fecisset illa* (*sc. paupertas*) *dotem si habuissent.* Nicht zu billigen sind andere Vorschläge wie 2, 9 *temperantis* (für *temptantis*). 3, 2 (schon von G. Vollgraff ebda. 366 die Überlieferung *u m os aqua implevit* verteidigt). 5, 14 (st. *ostendant*) *extendant*

(dagegen spricht das nächste Glied *sunt quae detorqueant et vertant*). Den Sinn, den M. 16, 7 mit *parta alicuius contumelia* erreicht, glaube ich einfacher noch mit *al. cum cont.* (s. oben S. 165) zu gewinnen. Als zweifelhaft möchte ich bezeichnen: 9, 1 Streichung von *aeque*. 14, 3 *magis isse quia perit* (oder *pereat*, beides überl., Gercke *qua ierit*) *stella quam qua eat.* 16, 5 *quem nonne* (s. oben S. 130). 17, 3 *nisi liberius* ⟨*lumine*⟩ *humido* (überl. *humi*) *solis lunaeque imagines videremus.* 14, 1 st. *pithiae* ein Neutr. *pithia* zu fordern, scheint mir unbegründet; bei Plin. nat. II 90 steht auch die Maskulinform *pitheus* (die Garrod ändern möchte, s. oben S. 165); gr. liegt nur die Form πιθείας vor. Aber nicht wenige Vorschläge M.s sind sehr beachtenswert und erscheinen als Emendationen: 14, 5 *inclinatio ocius* (st. *eius*) *in alteram partem facta est*, aber das weitere *et aestuat: non cessat, sed intra se pugnabit* stellt M. zu gewaltsam her. 1, 6 *quanto illa minus presserit vis minorve* (überl. *presseris minoresve*) mit guter Klausel - ◡ - - ◡ - ⏓. 3, 7 *aerem* (*ΔT*), *sed residit* (- ◡ - - ◡ - ⏓). 4, 3 *talem solis* (nur B^2) *imaginem reddit.* 6, 3 *nisi orbi*⟨*s*⟩ *redditur.* 6, 3 *cum omnes fulgores* ⟨*crescant paulatim*⟩ *et paulatim discutiantur.* 13, 2 *quin* (st. *quia*) *apud nos quoque specula.* 14, 1 *cute* (wie Garrod, s. oben S. 165), ebda. *igneus* (mit *δTZ* st. *ingens*). 17, 6 *et mox huic proprio* (mit *Δ*, sonst *proprie*) *ministerio praeparatus est orbis* (Genet.) *nondum argentei* (*E*, sonst *argenti*) *nitor, sed fragilis vilisque materia* (Nomin.).

W. L. Friedrich, Zu Sen.s nat. qu. IV praef. 7 u. 8, Berl. philol. Woch. 1914, 1213—6, will in den beiden Paragraphen, in denen Sen. seinen kynischen Freund Demetrius einem Freigelassenen höhnische Ratschläge zur rechten Gewinnung von Reichtümern erteilen läßt, Beziehungen zu const. 16, 4 sehen — welche Schrift Fr. bekanntlich (s. oben S. 143) zu Unrecht in die Zeit des Suillius-prozesses verlegt — und meint, in dem *libertinus* den Doryphorus erkennen zu können, der wie Pallas im J. 62 durch Gift wegen seiner Gegnerschaft gegen Poppaeas Ehe mit Nero beseitigt wurde (Tac. ann. XIV 65). Ein Beweis für diese Annahme fehlt völlig. Mit Recht tritt aber Fr. wohl für die Lipsius-Konjektur *Thraecis cum Thraece* in § 8 ein.

Die auch mit der Überlieferung zusammenhängende, früher viel umstrittene Frage nach der ursprünglichen Buchfolge der nat. qu. kann seit A. Rehms Aufsatze über Anlage und Buchfolge von Sen.s nat. qu., Philol. LXVI 1907, 374—395, als erledigt gelten (Sen.s Werke 71 ff.). Danach hat noch *Jos. Meuer die Buchfolge in Sen.s nat. qu. behandelt, Prgr. Rumburg 1911, nach Max.

Adler, Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. LXVII 1916, 235 eine ganz oberflächliche Arbeit, deren Verf. weder Gerckes Sen.-Studien noch seine Ausg. kennt und im wesentlichen Gundermanns 1890 in Fleckeisens Jbb. vertretener Anschauung folgt. Buch VI der nat. qu. ist durch das 1, 2 erwähnte Erdbeben vom 5. Febr. 63, das Campanien und besonders Pompei verheerte, auf Sommer oder Herbst 63 festgelegt. Gemäß seiner Anschauung von der ursprünglichen Reihenfolge der Bücher (III IVa IVb II V VI VII I) mußte Gercke den größten Teil der Bücher vor VI, d. h. vor Frühling 63, entstanden denken und ihre Abfassung bis zum Herbst 62 zurückreichen lassen. Durch Rehm steht fest, daß die Bücher in der Abfolge IVb—VII. I—IVa entstanden sind: die Mehrzahl der Bücher der nat. qu. ist also nicht vor, sondern nach VI, also erst nach Sommer-Herbst 63 in der allerletzten Lebenszeit Sen.s, völlig zu gleicher Zeit mit den Luciliusbriefen und der moralis philosophia, entstanden. Diese chronologische Schlußfolgerung, die Rehm noch nicht gezogen hatte (s. Sen.s Werke 73 f.), macht auch die Tatsache leicht verständlich, daß zwischen den Luciliusbriefen und den nat. qu. so zahlreiche wörtliche Übereinstimmungen bestehen. Sen. arbeitete eben an beiden Werken gleichzeitig in den Jahren 63/4. Auch Bourgerys Feststellung (170 f., s. oben S. 114) stimmt zu diesem Zeitansatz, daß, nach den Klauseln zu schließen, die Briefe, prov. und nat. qu. III die letzten Prosawerke Sen.s seien.

Daß Poseidonios es im wesentlichen gewesen ist, der Sen. den Stoff zu seinen nat. qu. geliefert hat, kann heute als ausgemacht gelten. Für das VII. Buch de cometis hat es Rud. Hartmann, De Sen. nat. qu. l. VII., Diss. Münster 1911 zu erweisen unternommen, daß der von Sen. mehrfach genannte Poseidoniosschüler Asklepiodotos mit seinen *αἰτίαι φυσικαί* der Autor gewesen sei, aus dem Sen. seine Kenntnisse auch über Poseidonios Anschauungen entnommen habe. Das gleiche suchte ein zweiter Schüler W. Krolls für das I. Buch de ignibus caelestibus zu erweisen, Joh. Hemsing, De Sen. nat. qu. l. I., Diss. Münster 1913. Daß Asklepiodotos für Sen.s nat. qu. im ganzen das Matarial geboten habe, bestreitet Aug. Brennecke, Animadversiones ad fontes nat. qu. Sen., Diss. Greifswald 1913, in Kap. I De Asclepiodoto. Nur über Erdbeben führe Sen. Asklepiodotos als Zeugen an, und diese Anführungen habe Sen. wahrscheinlich seinem eigenen Werke de motu terrarum, das er in jüngeren Jahren eben nach Asklepiodotos ausgearbeitet hatte, entnommen, wie er wahrscheinlich nat. qu. IVa de Nilo auf Grund seines Jugendwerkes de situ et sacris Aegyp-

tiorum rasch verfassen konnte. In Kap. II De Aristotele behandelt B. Sen.s Stellung zu Aristoteles Meteorologie: Sen. zitiert sie zwar öfters, kennt sie aber wahrscheinlich nur durch Poseidonios Vermittlung. Die Quellenfrage von Sen. nat. qu. II de fulminibus et tonitribus behandelt A. Schmekel, Isidorus von Sevilla, sein System und seine Quellen (Bd. II von Sch.s Forschungen über die positive Philosophie in ihrer gesch. Entwicklung), Berlin 1914, 245 ff., ohne die genannten Dissertationen zu kennen; Asklepiodotos und Poseidonios seien die Quellen, besonders sei, was Sen. als eigne Ansicht entwickelt, in Wahrheit die des Poseidonios.

Endlich hat C. Reinhardt in seinem großzügigen Buche über Poseidonios, München 1921, die Frage nach dem Verhältnis Sen.s in den nat. qu. zu Poseidonios jüngst erörtert im Kap. über die Meteorologie (135 ff.). Nur aus Sen. ist nach R.s Meinung eine Vorstellung von Poseidonios meteorologischen Lehren zu gewinnen, da bei ihm allein größere Massen in lebendigerer Aneignung erhalten seien. Aber nicht die eigentlich zetematischen Partien, in denen allein der Name Asklepiodotos bei Sen. auftaucht, dessen Schrift also eine Art Zwischenstadium zwischen Sen. und Poseidonios darzustellen scheint, bieten den reinen Poseidonios, sondern die anders gearteten, aus dem Rahmen der quaestiones sich lösenden, systematischen Abschnitte. In jenen, den zetematischen, tritt eine schulmäßig gleichartige Grundform zutage nach dem Schema: Behauptung, Einwürfe, Widerlegung. Dies Formelement sei wohl aus Asklepiodotos von Sen. übernommen. Als systematische Partie echt poseidonischen Gepräges erscheint R., trotz mancher Kürzung und Verwirrung bei Sen., jener einleitende Abschnitt des II. Buches, den Sen. der Erörterung über Blitz und Donner als *quaedam in commune dicenda* (2, 1) voranstellte (*haec necessarium fuit praeloqui* 11, 3), als er, nachdem schon fünf Einzelbücher über Meteorologie von ihm verfaßt und publiziert waren (IVb—VII. I), den Entschluß faßte, das Gesamtgebiet der Physik zu bearbeiten (wie Rehm — s. oben S. 167 — erkannt hat): da hat Sen., Poseidonios folgend, eine allgemeine Charakteristik und Physik desjenigen Elements, das an den meteorologischen Erscheinungen den größten Anteil hat, der Luft, zu geben versucht: 'Nach Gutdünken, soweit als Einleitung für Fragen über Blitz und Donner dienlich, ist ein Stück der allgemeinen Elementenlehre (*τοῦ περὶ στοιχείων λόγου*) für einen beschränkten Zweck gemodelt worden' (R. 147). Poseidonios System liegt also letzten Endes bei Sen. überhaupt zugrunde; aber in den Quellen, die Sen. benutzte, überwog die 'zetematische, schulfüchsige

Behandlungsart der physikalischen Probleme'. Das zeigt R. im einzelnen an der Physik der Winde im V. Buche, das im wesentlichen disponiert ist nach der Poseidonischen Einteilung der Winde nach den Ortsschichten ihrer Entstehung in Kap. 4, das daneben aber auch 'Spuren einer sachlichen, jedoch im Negativen stecken bleibenden Kritik' zeigt. Ähnlich liegt's in der Darstellung des Vulkanismus (de terrae motu) im VI. Buche: neben Gedanken des Poseidonios (besonders auch in Kap. 16/7) steht Asklepiodots von Poseidonios Zweigliederung abweichende Lehre (Kap. 22—24) von der Dreigliederung der Erdbeben. Auch im I. Buche liegt nach R. Poseidonios, wenn auch arg entstellt, in der Theorie über den Regenbogen zugrunde (vgl. I 5, 13; von Artemidoros von Parion I 4, 3 glaubt R. nicht, daß er Sen. durch Poseidonios vermittelt sei, sondern daß Sen. ihn selbst zur Hand hat; S. 104, 1). Auch im III. Buche findet R. systematische, also speziell Poseidonianische Stücke, bes. in den Kap. 2 und 3, aber nicht in dem Schlußgemälde von der zukünftigen, die Menschheit austilgenden großen Flut. Das Gesamtergebnis der Reinhardtschen Untersuchungen darf man für die Quellenfrage der nat. qu. so formulieren: in den systematischen Abschnitten folgt Sen. Poseidonios unmittelbar, ihn kürzend und seinen Zwecken entsprechend abändernd, aber auch in den zetematischen Abschnitten, den eigentlichen quaestiones, liegt durchgängig Poseidonisches Tatsachen- und Gedankenmaterial zugrunde, aber vermittelt durch einen Mittelsmann: dieser war wahrscheinlich Asklepiodotos, den R. (162) unwillig charakterisiert als 'einen ziemlich elenden Skribenten, wahrscheinlich Schöngeist, Modephilosoph und ein Gewimmele tauber Einfälle!' — Endlich ist noch zu erwähnen, daß bei R. in den Anmerkungen auch ein paar Bemerkungen zum Sen.-Text abfallen: II 2, 3 Zusatz *aut compactione* überflüssig (141, 2). V 5, 1 *deinde solvi ⟨solis⟩ impetu* (152, 1). VI 14, 2 größere Lücke nach *placet esse terram* (160, 1). III 2, 2 das überl. *lucidae* richtig (167, 1). S. Nachträge.

Wie stark Sen.s Werke, besonders auch seine nat. qu., im Mittelalter gewirkt haben, ist bekannt genug (s. oben S. 120). Einen interessanten neuen Beweis für diese Tatsache liefert H i e r. G e i s t, Sen. nat. qu. und Roger Bacos Opus maius, Blätt. f. d. bayer. Gymn.-Wes. LII 1916, 178—184. G. hat nicht weniger als 27 Zitate bei Baco aus den nat. qu. gezählt, darunter allerdings einige gedächtnismäßig ungenaue, andere mit kleineren oder größeren absichtlichen, zweckdienlichen Abänderungen: im ganzen zitiert aber Baco die nat. qu. nach einer Handschr. (einmal verbunden mit benef. VII 1, 5),

oft mit genauer Buchangabe, so daß man erkennt, sie gehörte zur Klasse *Φ* und bot wie diese die Bücher in der ursprünglichen Reihenfolge IVb—VII. I—IVa. Möglich, daß sie IVa, das letzte Buch de Nilo, noch vollständig oder vollständiger als unsere Handschriften enthielt. Keine unserer Handschriften ist älter als s. XII; Baco schreibt im 13. Jahrh., seine Handschrift kann sehr viel älter gewesen sein; jedenfalls sind seine Lesarten im Sen.-Text durchaus der Beachtung wert. K. führt die Varianten auf und glaubt an einigen Stellen nach Baco unsern Text bessern zu müssen. IVa 2, 5 scheint mir aber Bacos *convenientiora* für *quietiora* (in einigen Handschrn. *equietiora*) doch nicht ganz sicher. VI 8, 3/4 wird Madvigs Konjektur *tandem* (st. *quidem*) bestätigt, das man in den Text aufnehmen wird. VII 30, 1 ist Bacos *de divinis* dem handschriftl. *de diis* vorzuziehen; aber sein Text *si in oratione argumento modestiae fungimur* (die letzten drei Worte ebenso in *δ*) scheint mir eine christliche Interpolation zu enthalten mit *in oratione.* Was aber Gercke im Texte bietet, mit der Mehrzahl der Handschriften: *si in omne argumentum modestiae fingimur* verstehe ich offengestanden nicht recht, und der Begriff des Sichverstellens, der in dem *fingimur* steckt, scheint mir wenig passend; *fungimur*, das Baco und *δ T* bieten, wird also richtig sein, dazu ist aber *modestia*[*e*] erforderlich, *in . . . argumento* bietet Baco und ebenso *δ*, dessen *in omni argumento* wohl anzunehmen sein wird, im ganzen also: *si in omni argumento modestia fungimur.*

5. Ad Lucilium epistulae morales.

Der ersten Ausgabe der Luciliusbriefe durch O. Hense in der Bibl. Teubneriana im Jahre 1899 blieb trotz großer Fortschritte gegenüber Fickert und Haase doch der Vorwurf nicht erspart, daß sie nicht auf genügend breiter handschriftlicher Grundlage ruhe (O. Roßbach, Berl. philol. Woch. 1899, 614—626, 647—652). Die zweite Ausgabe, 1914 erschienen, hat in mancher Beziehung dem früheren Mangel abgeholfen; z. B. ist der Parisinus 8539 jetzt vollständig verglichen; auch ist Henses Urteil über die jüngeren Handschrn. nicht mehr so ablehnend wie früher (praef. p. XXVI; vgl. Roßbach, Berl. philol. Woch. 1914, 490—8), aber ein Unstern schwebte auch über dieser zweiten Ausgabe: H. muß im Eingang seiner praef. bekennen, daß er die Entdeckung des Italieners Achilles Beltrami noch nicht verwenden konnte, daß nämlich der in der Bibl. Quiriniana in Brescia liegende codex B II 6 nicht eine Handschr. des 14. Jahrh. ist, sondern dem 9.—10. Jahrh. ent-

stammt und für die Textherstellung von großer, umgestaltender Bedeutung ist. Zu Beltramis Veröffentlichungen (Un nuovo codice delle epistole morali di Sen., Rivist. di filol. XLI 1913, 549—578. XLII 1914, 1—32, dazu C. Cipolla, ebd. 93—95 u. Beltrami 455 f.) nahm Hense selbst Stellung: Eine Sen.-Handschr. der Quiriniana in Brescia, Berl. philol. Woch. 1914, 125—7, 604—8, 635—9, und stellte in der praef. seiner Ausgabe p. VI, falls nötig, ein Supplementum in Aussicht. Nachdem nun inzwischen eine Ausgabe der *Epistularum ll. I—XIII ad codicem praecipue Quirinianum von Beltrami selbst, Brescia 1916, erschienen und nach Kriegsende auch Hense bekannt geworden ist, hat dieser nunmehr sein Versprechen eingelöst und sein Supplementum Quirinianum 1921 im Umfange von 12 Seiten erscheinen lassen — in der Tat ein kümmerlicher Notbehelf, mit dem wir Deutschen uns vielleicht noch auf Jahre hinaus werden begnügen müssen; wann wird eine neue Textrezension der Briefe für uns möglich sein? Mag Henses Hoffnung, die er am Schluß seines Praemonitum ausspricht, nicht zuschanden werden: sed vita si suppetet, alias spero mihi dabitur occasio etiam de eis, quae in praesentia reposui magis quam exposui, disputandi paulo uberius. Auch zu den ihm bekannt gewordenen Emendationsversuchen nimmt H. im Supplementum Stellung; es sind, soweit ich sehe, die folgenden: Roßbachs Rezension, in der 493 ff. einzelne Stellen besprochen sind. *Einar Löfstedt, Eranos XIV 1915, 142—164, Stellen der Briefe mit Berücksichtigung der Klauseltechnik behandelnd. K. Busche, Zu Sen.s Briefen an Lucilius, Sokrates VII 1919, 42 ff. Natürlich gehen die Urteile über den Wert der Q-Lesarten im einzelnen noch auseinander; vgl. die Anzeige des Suppl. von K. Busche, Philol. Woch. 1922, 651—5, der noch ein paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen beifügt.

Unbekannt ist mir (wie wohl auch Hense) die neue amerikanische Ausgabe *Sen. ad Lucil. epist. mor. with an English Translation by Rich. Mott Gummere I u. II, New York 1917 u. 1920; Rezensionen von *W. P. Mustard, Amer. Journal of Philol. XXXVIII 1917, 446 und *R. M. Jones, Class. Philology XIII 1918, 416—8.

*D. Bassi, Sen. a Lucilio, studi e saggi. Florenz 1912 (160 S.).

*R. M. Gummere, The moderne note in Sen. letters, Class. Philology X 1915.

*Seneca, Brieven aan Lucilius. Eene bloemlezing van inleiding en aanteekeningen voorzien, door H. Wagenvoort, von

*P. Faider, Mus. Belge 18, 9, 183f., als gutes Hilfsmittel anerkannt.

An kritischen Beiträgen, die ich weder in Henses Ausgabe noch in seinem Supplementum berücksichtigt finde, nenne ich folgendes: J. van Wageningen, Varia, Mnemos. XXXIX 1911, 137—9, beachtenswerte Vorschläge: 2, 3 *in quo* ⟨*multa*⟩ *medicamenta temptantur* (schon Forbiger übersetzte in Langenscheidts Bibliothek: 'an der ⟨viele⟩ Heilmittel versucht werden'). 4, 3 *quia ultimum* (st. *multum*) *metus adferunt*. 15, 4 *quodlibet ex his elige* (soweit zweifellos r.): *usus* (*usum* überl.) *reddet* (überl. *rudem* oder *rude*) *facile*. In § 7 Umstellung des Satzes *nec tu intentionem* — *deprimere* hinter *produxeris*, zur besseren Ordnung der Gedanken (notwendig?).

T. G. Tucker, Notes and suggestions on Latin Authors, Class. Quarterly VII 1913, 55—7. Hält 15, 9 *et unum* für korrupt und das folgende *Graecum* für Schreibernotiz, dgl. das *idem quid* (ls. *quod*) *supra*; das betr. gr. Wort soll *ἐπώνιον* sein, das für *et unum* einzusetzen wäre; ich halte den überl. Text für richtig mit der von Hense (suppl.) vorgeschlagenen Streichung des Kommas vor *ecce*. Dagegen sehr ansprechend T.s Vorschlag 21, 10 *portulis* (st. *hortulis*). Möglich: 80, 1 *licebit uno* ⟨*tono*⟩ (Summers *actu*) *vadere* (Henses *tuto* st. *uno* jedenfalls nicht richtig). 107, 1 *iam pusilla te angit* (ς, überl. *tangit*) ⟨*res*⟩ (ausgelassen vor folgendem *servi*; besser als Henses Herstellung *i. p.* ⟨*te res*⟩ *tangit?*). 107, 3 *sciat se venisse, ubi tonat,* ⟨*fulgurat, cadit*⟩ *fulmen* (nötig?). 107, 10 *nec desimus huic* (überl. *hunc*) *operis pulcherrimi cursu* (Dat; überl. *cursum*, deshalb Hense mit ς *deseramus*). Schwerlich anzunehmen 40, 10 *dic, numquid manducas?* Löfstedt will (nach Hense) dafür lesen *dic, numquidnam dicas*; überliefert ist *numquam*, also am einfachsten *dic! numquam dices* (st. *dicas*)?, wie Muller (s. unten S. 175) schreiben will.

W. Gemoll, Rez. der Henseschen Ausg., Woch. f. klass. Philol. 1914, 713—5, verbessert ein paar Druckfehler, beanstandet Ungleichmäßigkeit der Orthographie (z. B. 104, 21 *saevos* neben *avarus*, *fraudulentus*), wünscht mehrfach andere Interpunktion (z. B. 95, 53 vor *in commune nati sumus* zu interpungieren, davor mit Koch ⟨*ita*⟩ *habeamus*), lehnt einige Konjekturen Henses ab (so mit Recht 3, 1 *itaque si* st. *sic*), tritt für Konjekturen anderer Gelehrter ein (teilweise zu Unrecht, wie 22, 11 für Schweighäusers *tuta* st. *tua*, 27, 1 für Volkmanns *adeo* st. *ideo*) oder für Lesarten der deteriores (z. B. 8, 7 *compilamus* ς für kaum verständliches *complicamus*) oder auch der *vetustiores* (wie 73, 8 *ea* [V P, *et* ς] *tam omnium tota quam singulorum sunt*). Wenig glaublich ist G.s

Annahme von Glossemen 81, 14 *quod praestabat*, 90, 8 *ante tectores*. Sen.s Sprachgebrauch entsprechend schreibt G. 39, 5 *qui⟨s⟩ hostis* (vgl. 14, 8 *quis aestus*. 40, 5. 92, 2. 94, 44). Auch sein Vorschlag 97, 9 *qui damnabatur uno* (st. *uni*) *adulterio, absolutus est multis* scheint berechtigt, da der Dativ unerklärbar. Endlich weist G. noch unter den testimonia bei Hense fehlende Horazstellen und bei Otto fehlende sprichwörtliche Redensarten nach.

Ders. zu Sen.s epist. mor., Hermes XLIX 1914, 621—3, mehrere beachtliche Vorschläge: 23, 3 *si modus* (überl. *modo*) *intra te ipsum sit*. 92, 7 *excedat ex hoc animalium numero pulcherrimo, a* (st. *ac*) *dis secundo* (= nahestehend). 93, 6 *quam diu ero, ⟨vere⟩ ut sim*. 98, 10 *aequo animo perde, ⟨quo⟩ pereundum est*. Vielleicht unnötig 94, 23 Streichung des *aut* vor *pauperem*. Falsch ist der Versuch 103, 4 *non te noceant, sed ne fallant*, das *te* durch *scilicet* zu ersetzen, da nocere c. accus. vulgär und erst seit Hadrians Zeit belegt ist. W. A. Baehrens, Berl. philol. Woch. 1918, 503 f., hat gezeigt, daß *te* zu halten ist, aber nicht als abhängig von *noceant*, sondern von dem zwar zweiten, aber positiven Gliede *sed ne fallant*. Ähnlich wird 91, 6 *quidquid longa series multis laboribus, multa deum indulgentia struxit, id unus dies spargit ac dissipat*, nicht mit G. ein *annorum* neben *series* zu stellen, sondern ein *dierum* aus dem nachfolgenden *unus dies* herauszuhören sein.

H. Wagenvoort, Quaestiunculae Annaeanae, Mnemos. XLIV 1916, 149—162. XLVI 1918, 216—224. 7, 5 stellt W., ohne die von Hense vorgenommene Umstellung, gut her *sed latrocinium fecit aliquis. quid ergo? occidet* (nur L[1], sonst *occidit*) *hominem quia occidit? ille meruit, ut hoc pateretur*. Beachtenswert auch die Vorschläge zur Heilung bisher als unheilbar betrachteter Stellen: 20, 11 *nec ego, Epicure, (sc. scio), an gloriosus* (überl. *angulus si*) *iste pauper contempturus sit divitias*. 22, 17 *inanes omnium bonorum ⟨in⟩ summa* (überl. *sumus*) *vitae laboramus*. 26, 3 ist auch W.s Heilungsversuch der verzweifelten Stelle zu gewaltsam, als daß er glaublich erschiene. Unnötig erscheint mir 12, 5 *in extremo articulo* st. *in extrema tegula*. Dgl. 33, 7 ⟨*tibi*⟩ *impera et dic*. In breiterer Darlegung erörtert W. den Gebrauch von *non tantum ... sed* bei Sen., und für jede der dreifachen Gebrauchsweisen (adversativ, korrigierend, kopulativ) gewinnt er noch ein Beispiel durch Emendation: adversativ 124, 1 *non est elegantiae tuae tantum* (Pincianus, sonst überl. *tam*) *magna sectari, sed utilia* (st. *sicuti*); korrigierend 123, 5 *si non tantum aequus* (ς, sonst *tum aecus*) *molestias, sed placi-*

dus aspexit; kopulativ 121, 24 *nec tantum* (überl. *non*) *per se profuturum erat, sed sine hoc nulla res profuisset.*

In der zweiten kleinen Abhandlung 'ψόγος γήρως ap. Sen.' macht W. auf die engen Berührungen aufmerksam, die zwischen Sen.s zwei Briefen über das Greisenalter (12 u. 26) und Ciceros Cato maior sowie den Resten des Dialoges des Juncus περὶ γήρως bestehen; die nahe Verwandtschaft der beiden letzten Autoren, auf Benutzung entweder derselben oder nahe verwandter Vorlagen beruhend, hat Fr. Wilhelm klargelegt in seinem Prgr. Wilhelmsgymn. Breslau 1911 (vgl. Rez. Th. Bögel, Dtsch. Lit.-Ztg. 1913, 2010—2). Mit Recht betont W., daß beide Sen.-Briefe offenbar bald hintereinander geschrieben sind (26 weist mit seinem ersten Worte *modo* auf 12 unmittelbar zurück). Aber nach Sen.s Angaben (epist. 12 im Herbst, 18 im Dezember, 23 im Frühling geschrieben) müßten beide etwa ein halbes Jahr auseinanderliegen. W. schließt daraus, daß Sen. zur Edition eine Umordnung der Briefe vorgenommen habe — jedenfalls ein Beweis, daß man aus den zeitlichen Angaben Sen.s keine festen Schlüsse ziehen kann. In einem letzten Abschnitte handelt W. De interpolationibus quibusdam. Nach einigen Bemerkungen gegen die wenig günstige Beurteilung Sen.s als Philosoph durch Howald (s. oben S. 116) verteidigt er 77, 2 die Überlieferung *siparum Alexandrinarum insigne indicium est*, wo *insigne* Adjektiv im Sinne von *peculiare* sei (Hense streicht nach Murets Vorgange *indicium*). Dagegen will W. die Schlußsätze der Briefe 46, 3 *nisi quod—causa* und 120, 22 *de aliquo—mutatio est* als Zusätze, die die pointierten Schlußmahnungen abschwächen, streichen; zwingend erscheinen mir die sachlichen Bedenken, die diese Interpolationen erweisen sollen, nicht, und sprachliche Anstöße treten doch wohl nicht dazu.

Im selben Mnemos.-Bd. XLVI 1918, 53—72, veröffentlicht F. Muller Bemerkungen Ad Sen. epistulas, und zwar zu den Briefen 40—70; vielfach berücksichtigt er dabei wieder, wie bei seiner Besprechung von Stellen der nat. qu., den Klausel-Rhythmus; aber er hat, wie mir scheint, in den Briefen keine glückliche Hand Sowohl unter den mit dem Rhythmus begründeten Änderungen wie unter den anderen finden sich recht viel willkürliche und ganz unnötige. So ist von den Vorschlägen zu Br. 40 nur der eine plausibel (s. oben S. 173) § 10 *dic! numquam dices*, besser als Madvigs *num iam dicas.* In § 2 ist kein Grund *ve(he)mentiori* an Stelle von *iuveniori* oder *iuveni* zu setzen; Odysseus ist der *orator,* Nestor der *senex* und überhaupt kein Zusatz zu *oratori* notwendig (so richtig

G. H. Müller, s. unten S. 177, p. 20/3). In § 8 sind Mullers zwei Änderungen an der Überlieferung *effictus* (überl. *effectus*) *impetus sui* (mit Buecheler halte ich keine Änderung für nötig — so auch Müller p. 31 —; Hense nimmt Murets Konjektur *affectus impotens sui* auf) und *ingruat* (st. *ingerat*) reine Willkür, ebenso in 9 *si non convixeris istis* (st. *videris istos*; vgl. Müller p. 31). Gegen M.s *ita maligne* (st. *tam longe*) 46, 3 hat bereits Wagenvoort (s. oben S. 174) p. 223, 1 Einspruch erhoben. Und z. B. auch die Vorschläge zu Br. 48, in denen M. jedesmal die Klausel mit entscheiden lassen will, sind abzulehnen; z. B. schreibt er § 9 *quam facies simplices posuerit*, wo die Vulgata mit *faciles leges posuerit* doch auch eine genügende Klausel -⏑⏓⏓⏓ liefert (M. mißt ⏓⏑⏓).

J. Berlage, Ad Sen. epist. 27 ebd. 327/8 macht den recht einleuchtenden Vorschlag, § 5 nicht *noverat* mit Gronov zu streichen, sondern *novimus* am Schluß und davor den Nominativ herzustellen, also *quos tam bene noverat quam paedagogi nostri* (st. Akkus.) [*novimus*].

W. B. Anderson, Notes on Sen.s Lettres, Class. Quarterly XI 1917, 102 f., nach Berl. philol. Woch. 1918, 1190, folgende Vorschläge: 12, 7 *dixit enim* ⟨*unus*⟩ (Gemoll schon *alius*)..., *alius ait.* 107, 10 *nec desimus huic... cursui* (wie Tucker, s. oben S. 173, der aber den Dat. *cursu* annimmt). 122, 1 *officiosior meliorque, si quis illum (sc. diem)* ⟨*non*⟩ *exspectat et* ⟨*ante*⟩ *lucem primam exsilit* (überl. *exuit*).

R. L. Dunbabin, Notes on Sen. epist. mor. ebd. 179 ff., aufgeführt Berl. philol. Woch. 1919, 111. 15, 9 Tuckers Vorschlag (s. oben S. 173) abändernd *et xenium ad haec beneficia accedet.* 29, 2 *spargenda manu semina* (überl. *manus est*). 33, 9 *actarii* (st. *actuarii*, Verleser der acta) *vice fungitur*, dasselbe Wort Petr. 53, 1 u. Suet. Jul. 55, 1 herzustellen. 40, 1 *absentiae* zu streichen (schon Gemoll-Hense), 2 *ima* nach *effundit* streichen (richtig ς *una*), 9 größere Lücke nach *P. Vinicium*, endend mit ⟨*lo*⟩*qui. itaque cum quaereretur*, aber *dicere* nach dem Eigennamen kann nicht gestrichen werden, nur der Nominativ *P. Vinicius* (Madvig-Lipsius) ist also erforderlich. 10 *dic. numquam dictas?* (richtiger *dices*, s. oben S. 173). 42, 4 *da posse, quantum volunt*, vor *eadem velle* [*si subaudis*] *cognosces* gestellt (zu gewaltsam). 47, 10 *Variana clade* (st. *Mariana*, mit Lipsius). 76, 5 *propera* [*tibi*] *nec tibi accidat quod mihi* (Hense *tibi ne et ipsi accidat*, das Richtige ς *ne tibi* ohne *tibi* vor *ne*); ebd. gut: *quoniam id* (Buecheler-Hense *diu*) [*non*] *adgressus es, quod perdiscere vix senex possis.* 78, 21 *si nihil te coegerit, si nihil exoraveris* (st.

exoraverit, unnötig). 80, 1 *licebit uno* ⟨*tenore*⟩ (*tono* Tucker, oben S. 173) *vadere*: 82, 24 *pilis* (Erasmus *pilo*) st. *Pythio*. 86, 10 *quam iuvaret* (st. *iuvat*) *illa balinea intrare* ... *quae scires* (nötig?) 87, 9 *ad cultrum* (*sc. venatorium* der Arena). 88, 9 *fac potius* ⟨*discam*⟩ oder ⟨*doceas*⟩ (unnötig).

Joh. Stroux, Handschriftliche Studien zu Cic. de orat., Leipzig 1921, beanstandet S. 156, 2 die von Hense epist. 95, 12 aufgenommene Ergänzung *in rem praesentem* und schlägt dafür etwa *aliquam* vor, aber was zu ergänzen, bleibt unsicher.

Erklärung und Auffassung der Luciliusbriefe suchen zu fördern: G. H. Müller, Animadversiones ad L. A. Sen. epistulas quae sunt de oratione spectantes, Diss. Leipzig (gedr. Weida) 1910. Verf. gibt eine Erläuterung der Literaturbriefe Sen.s in drei Kapiteln: I. De pronuntiatione, zugleich die Gesten umfassend, II. De philosophi oratione, III. De oratione corrupta eiusque causis quid Sen. censuerit. Manchmal etwas weitschweifig, in nicht immer geschicktem Latein — auch recht viele Druckfehler entstellen die Arbeit (vgl. Rez. C. Hosius, Berl. philol. Woch. 1912, 626 f.) — unter Anführung zahlreicher Parallelen aus griech. und lat. rhetorischer Literatur kommentiert M. die einschlägigen Briefe und Briefabschnitte, in I. besonders Br. 40, in II. Br. 100 und 115, 1—2. 18. 75, 1—7. 59, 4—7, in III. Br. 114. Verständigerweise geht M. vom grammatisch-sprachlichen Verständnis aus und behandelt auch, soweit nötig, textkritische Fragen; einige seiner Bemerkungen zum 40. Briefe wurden schon oben erwähnt. § 3 schlägt er noch vor *habeas* (st. *habe ut*) *istam vim dicendi*. Die von Sen. erwähnten Persönlichkeiten, wie im 40. Br. besonders Serapion, im 100. Papirius Fabianus, Maecenas und Arruntius im 114. werden ausreichend behandelt, auch die Stellung Sen.s zu Cicero und anderen der älteren römischen Schriftsteller wie Pollio und Livius wird beleuchtet, vom Einfluß des Vaters Sen. auf den Sohn gehandelt; M. schlägt ihn nicht allzu hoch an, höher den seines Lehrers Fabianus. Die Quellen für Sen.s rhetorische Anschauungen sucht M. im allgemeinen bei der Stoa und bei Epikur. Gelegentlich (S. 56 fg.) wird auch von den Klauseln und ihrer Beliebtheit bei Sen. gesprochen. In einer Conclusio (S. 126 ff.) faßt Verf. seine Ergebnisse zusammen. Die Sorgfalt Sen.s in der Verwendung rhetorischer Termini hebt er darin noch besonders hervor, auch daß Sen. im Urteil über die corrupta eloquentia sich einerseits mit Quintilian nahe berührt und andererseits in seiner eigenen Stil-Richtung so stark von ihm abweicht,

mit der er, als Gegner der sophistae philosophantes, eine mittlere, von jedem Extrem abgewandte Linie innehält.

Zu der Frage, welches das Verhältnis des 114. Sen.-Briefes mit seiner gehässigen Beurteilung des Maecenas zu den Maecenas verteidigenden und rühmenden Maecenaselegien sei, nimmt M. (S. 110) keine klare Stellung. Jul. Middendorf, Elegiae in Maecenatem commentario grammatico instructae adiuncta quaestione chronologica, Diss. Marburg 1912, 14 ff., hat nach andern die Ansicht zu begründen versucht, Sen.s Brief sei für den Dichter die ἀφορμή zur Abfassung seiner Verse gewesen. Daß das sehr wenig wahrscheinlich, habe ich (Sen.s Werke 56 Anm. 3) dargelegt; schon deshalb ist das Verhältnis wohl sicher das umgekehrte, weil der Dichterling Maecenas nur wegen seiner saloppen Kleidung in Schutz nimmt, aber alle andern Vorwürfe Sen.s gegen Maecenas gesamten Charakter in den Elegien nicht berührt werden.

A. Bourgery, Les lettres à Lucilius sont-elles de vraies lettres? Rev. de philol. XXXV 1911, 40—55, kommt in seiner Nachprüfung der Literatur über die moralischen Briefe (zuletzt O. Binder, Die Abfassungszeit von Sen.s Briefen, Diss. Tübingen 1905) zu dem Resultat, daß die Briefsammlung presque totalement, totalement peut-être artificiel sei, daß Lucilius, der jüngere Freund, von Rom abwesend, Sen. besonders geeignet schien als Adressat fast aller seiner Schriften in den letzten Lebensjahren, der als modeste fonctionnaire imperial et obscur chevalier romain mit der bescheidenen Rolle, die ihm Sen. in seinen Werken zuwies, recht zufrieden sein konnte, die ihm ja doch die Unsterblichkeit eintrug, aber le vrai correspondent de Sén. c'est lui-même. Was die Publikation der Briefe anbelangt, so betont B. mit Recht, daß man nur das eine mit Sicherheit sagen könne, daß Br. 1—88 vor den übrigen veröffentlicht seien; als eine einheitliche Gruppe heben sich davon 1—29 ab mit ihrer Epikurbegeisterung und ihren gleichmäßigen Schlüssen mit einem besonders wohlgeprägten philosophischen Satze als *portorium* oder *ultima pensio* am Briefende; sie denkt sich B. im Zeitraum weniger Tage, etwa Dezember 62 oder 63 verfaßt, wenig später die zweite Gruppe (30—48) von sorgfältig eingehaltenem, mäßigem Umfange, dann die Briefe (von 48 ab) von der Campanischen Reise, darunter schon einige umfänglichere, endlich die letzte erhaltene Gruppe 88—124, in Rom und seiner Umgebung geschrieben, kürzere Briefe unter wirkliche umfänglichere Abhandlungen mischend. Bis zu seinem Tode hat Sen. vom J. 63, vielleicht schon von 62 ab, an den Briefen geschrieben; Gellius zitiert

bekanntlich (XII 2, 3 ff.) ein uns nicht erhaltenes XXII. Buch; einen Editor der hinterlassenen unpublizierten Teile müssen wir also annehmen (Sen.s Werke 76 f.).

H. Mutschmann, Sen. u. Epikur, Hermes L 1915, 321—356, beweist im Gegensatz zu Usener (Epicurea p. LV sqq.), daß Sen. nicht nur eine Epitome der Epikurbriefe in Händen hatte, sondern 'die Briefe Epikurs und seiner großen Schüler wirklich in extenso gelesen hat.' Wenn freilich M. in Lucilius mehr sehen will als eine Personifikation des Lesers und glaubt, daß Sen. dem Freunde tatsächlich Epikurbriefe übersandt habe, so kann ich ihm darin, wie Kroll, Lat. Philol. 67 f., nicht folgen. S. Nachträge.

Über den epist. 87, 38 u. 40. 92, 5 genannten Antipatros von Tarsos vgl. O. Hense, Rhein. Mus. LXXIII 1920, 290—305.

b) Nicht erhaltene Werke.

Ich habe in meinem Buche über Sen.s Werke den Versuch gemacht, auch die nicht erhaltenen Werke chronologisch einzuordnen. Natürlich ist Festlegung auf bestimmte Jahre unmöglich, nur Einfügung in einen zeitlich umschriebenen Lebensabschnitt bestenfalls erreichbar, und daß dabei vieles zweifelhaft bleibt, dessen bin ich mir durchaus bewußt. Die Fragmente sind noch zu benutzen in der Ausg. Fr. Haases III, urspr. 1852, 418 ff. Die Firma Teubner hat diese Fragmentsammlung nebst den angehängten Excerpta et supposita mit dem ludus de morte Claudii sowie den epigrammata super exilio aus Haases Bd. I vereint und im J. 1902 als besonderes Supplementum erscheinen lassen — ein sehr kümmerlicher Notbehelf.

Es ist eine immerhin wahrscheinliche Vermutung, daß Sen. nicht lange nach seiner Rückkehr aus Ägypten (im J. 31/2), also wohl noch zu Tiberius Lebzeiten seine Schrift de situ et sacris Aegyptiorum als 'Ausbeute des ägyptischen Aufenthaltes' verfaßt hat und vielleicht die verwandte de situ Indiae bald hat folgen lassen (so auch Gummere, s. oben S. 118). Er wird, als er am Ende seines Lebens sein letztes Buch nat. qu. IVa De Nilo schrieb, jene Jugendschrift über Ägypten selbst wieder benutzt haben. Freilich hat Sen., wie ich (Sen.s Werke 4 f.) hervorgehoben habe, sein Interesse für Ägypten in seinem ganzen Leben sich bewahrt — in meinen Nachweisungen über Sen.s Grundbesitz in Ägypten fehlt ein Hinweis auf A. Stein, Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Ägyptens unter römischer Herrschaft, Stuttgart 1915, 110, wo auch Papyrusstellen über die *οὐσία Σενεκιανή*

angeführt sind —, 'trotzalledem wird man aber doch geneigt sein, die beiden ethnographischen Monographien, besonders die über Ägypten, unter dem frischen Eindruck eigner Kenntnis und Beobachtung im Osten, also in den nächsten Jahren nach dem Verlassen Ägyptens, bald nach 32, verfaßt zu denken.'

De vita patris wird in den letzten Jahren des vierten Jahrzehnts gefolgt sein; der alte Sen. starb nach Tiberius Tode und erlebte andrerseits nicht mehr des Sohnes Verbannung (Sen.s Werke 5). Derselben Zeit etwa muß de matrimonio entstammen, Sen.s erster Gattin gewidmet, vor const. (aus den ersten Zeiten der Verbannung) verfaßt (Sen.s Werke 5 f.). Nachdem bereits Walth. Großgerge, De Sen. et Theophrasti libris de matrimonio, Diss. Königsberg 1911, sich mit dem Verhältnis des Hieronymus adv. Jovinianum I zu Sen.s Schrift über die Ehe und deren Verhältnis zu Theophrasts aureolus liber de nuptiis, wie Sen. es nannte, befaßt hatte, hat E. Bickel, in dem wir den zukünftigen Bearbeiter der Sen.-Fragmente sehen dürfen, diese Fragen erneut in seinem ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Buche: Diatribe in Sen. philos. fragmenta, vol. I Fgta de matrimonio, Leipzig 1915, behandelt. Eine Capitum tabula (p. VIII—XII) und reiche Indices am Schluß (421 ff.) erleichtern das Ausschöpfen des wertvollen, in elegantem, wenn auch nicht ganz klassischem Latein geschriebenen Werkes (vgl. Rez. A. Philippson, Berl. philol. Woch. 1916, 590—3. W. Kroll, Lat. Philol. 68). Den Ausgangspunkt für B.s Untersuchung bilden die Hieronymuskapitel adv. Jovin. I 41—49. II 5—14, die anhangsweise (S. 373 ff.) zur Bequemlichkeit des Benutzers in sorgfältiger recensio vorgelegt werden. Als Hauptquellen für Hieronymus Darlegungen über die Keuschheit der Frauen glaubt B. Plutarchs *γαμικὰ παραγγέλματα*, eine zu erschließende Schrift des Porphyrios, etwa des Titels *περὶ ἁγνείας*, Tertullians verlorene Schrift ad amicum philosophum und Sen. de matrimonio feststellen zu können. Völlig gesichert sind diese Ergebnisse allerdings nicht. Schon Philippson betonte, daß Hieronymus auch eine Beispielsammlung benutzt haben könnte, so daß die Verteilung der einzelnen Stellen auf die verschiedenen Quellen, wie B. sie wahrscheinlich zu machen sucht, doch unsicher bleibt. Zu einer einfacheren Lösung des Quellenproblems bei Hier. adv. Jovin. kommt Jac. van Wageningen, Sen. et Juvenalis, Mnemos. XLV 1917, 417—429; aus Übereinstimmungen zwischen Hieronymus und Juvenals VI. Frauensatire glaubt er auf ein und denselben Quellautor schließen zu müssen, und das sei eben der von Hieronymus auf

engem Raume mehrfach erwähnte Sen.: das wäre einleuchtend, wenn nur die Benutzung Sen.s seitens Juvenals sicher erwiesen wäre.

Der Zeit der Verbannung habe ich vermutungsweise (Sen.s Werke 23) einige naturwissenschaftliche Schriften Sen.s zugewiesen: das volumen *de motu terrarum*, auf das er in nat. qu. VI zurückgreifen konnte; er sagt dort (4, 2), er habe es *aliquando iuvenis* verfaßt, und er war ein angehender Vierziger, als er verbannt wurde, ferner de lapidum und de piscium natura und vor allem de forma mundi: sagt er doch selbst (Helv. 20, 1) über seine *occupationes* in Korsika: *animus . . . ad considerandam suam universique naturam veri avidus insurgit.* Von prosaischen Werken, die Sen. nach der Rückberufung aus der Verbannung noch bei Lebzeiten des Claudius verfaßt hätte, wissen wir nichts (Sen.s Werke 48), erst als Nero regiert, nimmt er seine Tätigkeit als Lehrer der Humanität wieder auf; da schreibt er 55/6 de clementia, 59—62 de beneficiis. So mögen im Neronischen quinquennium etwa seine Werke de officiis und de amicitia entstanden sein (Sen.s Werke 51 f.), in den Jahren nach Agrippinas Tode etwa de remediis fortuitorum und die exhortationes (Sen.s Werke 62 f.); die Arbeit *Gaetano D'Amicos, Sull' autenticita del de rem. fort. di L. A. Sen., in den Studi critici offerti a Carlo Pascal, Catania 1913, kenne ich nicht. In den letzten Lebensjahren verfaßte Sen. gleichzeitig mit nat. qu. und Luciliusbriefen die moralis philosophiae libri (Sen.s Werke 74 f.), und denselben Jahren 63/5 glaube ich mit guten Gründen wegen der Reinheit der religiösen Vorstellungen und der Abkehr von den herkömmlichen Riten der Staatsreligion, also dem Abweichen von einem Augusteischen Grundsatze, den dialogus de superstitione zugewiesen zu haben (Sen.s Werke 80 ff.). De immatura morte, das wir durch Laktanzanführungen kennen (Haase III 423 f., in meinem Buche versehentlich übergangen), läßt sich einer bestimmten Lebensperiode Sen.s kaum mit einiger Sicherheit zuweisen.

c) Zweifelhaftes und Unechtes.

Von Sen.s Anteil an der Entwicklung der antiken Kurzschrift habe ich ganz kurz Sen.s Werke 83, 1 gehandelt. Es ist nicht angängig, sich den antiken Nachrichten gegenüber so skeptisch und mißtrauisch zu verhalten, wie es in den Lit.-Geschichten bisher geschieht. Seine Äußerung (epist. 90, 25) von den *verborum notae* als den *vilissimorum mancipiorum commenta* schließt es doch keineswegs aus, ‘daß

auf sein Geheiß die in der Praxis schon längere Zeit üblichen Abkürzungen gesammelt und geordnet wurden.' Die Isidorstelle (orig. I 21), welche Sen.s Anteil an der Geschichte der notae bezeugt, hat A. Mentz, Beiträge zur Gesch. d. röm. Stenographie, Hermes LI 1916, 189ff., emendiert; sie lautet nach seiner Herstellung: *denique Sen. contractu omnium digestoque et aucto numero opus effecit unum* (st. *in quinque milia* = INVM). Auch den Inhalt der 4 Kommentare der Sen.-Noten glaubt Mentz feststellen zu können (Beiträge zur Gesch. d. ant. Schrift, Rhein. Mus. LXVIII 1913, 619ff. die Notensammlung Sen.s); er beobachtet dabei, daß in der Liste der Kaisernoten (CNT 38, 73—39, 21) auch sonstige Angehörige des Kaiserhauses genannt werden, als letzter der von Nero 55 ermordete Claudiussohn Britannicus, danach bis zu Antoninus hin nur noch die regierenden Herrscher selbst; jene Sammlung von Sigeln der Kaiserfamilie mag also aus Sen.s Noten stammen, wenn auch Mentz Schluß zu weit geht, Sen.s Notensammlung müsse also vor jenem Morde, vor 54/5, herausgegeben sein, 'da ein Hofmann wie Sen. sich wohl gehütet hätte, ihn später zu erwähnen'. Über die Art der Noten Tiros und Sen.s denkt anders als Mentz (Beiträge zur Gesch. d. tironischen Noten, Archiv f. Urkundenforschung IV 1912, 1ff., bes. S. 16) Ferd. Ruess, Die Hilfszeichen in den tironischen Noten, Festgabe für M. Schanz, Würzburg 1912, 185ff.; während Mentz die Endungszeichen schon zu den ältesten Bestandteilen der Kurzschrift rechnet, glaubt R., 'daß in der Zeit eines Tiro und wohl auch noch eines Sen. in der Notenschrift Endungen nicht mitgeschrieben wurden'. Im allgemeinen ist über die Entwicklung der antiken Stenographie jetzt zu vergleichen A. Mentz, Gesch. d. gr.-röm. Schrift, Leipzig 1920, 77ff., über Sen. 79f.

Recht frühzeitig hat das Christentum Sen. zum Christen gemacht. Beweis dafür der uns erhaltene Briefwechsel zwischen Sen. und Paulus (bei Haase III 476ff.; auf handschr. Grundlage bei E. Westerburg, D. Ursprung d. Sage, daß Sen. Christ gewesen sei, Berlin 1881, 41ff.). Carlo Pascal hat Rivist. di filol. XXXV 1907, 33—42, La falsa corrispondenza tra Sen. e Paolo neu untersucht; er kommt zu dem Schluß, der erhaltene Briefwechsel sei ein Auszug aus einem älteren, griechisch geschriebenen, der Hieronymus bekannt war, composta da tale che oltre ad essere amante delle eleganze stilistiche era pure studioso delle opere di Sen. e di Paolo. Weil Sen. als Christ galt, hat dann auch ein Christ das epitaphium Sen. (Anth. Lat. 667) gedichtet (als spätchristlich erwiesen von E. Bickel, Rhein. Mus. LXIII 1908, 392ff.; weiteres Beweismaterial

beigebracht von E. Posselt in der Rez. der gleich zu nennenden Arbeit Deißners, Berl. philol. Woch. 1917, 1262—8). Unleugbar berühren sich nicht wenige Gedanken des Moralisten Sen. mit denen des Paulus, und die Vorstellung, die dem Briefwechsel zugrunde liegt, daß Paulus Sen. bekehrt habe, fand auch in äußerlichen Ereignissen Anhaltspunkte: der Statthalter, zu dem die korinthischen Juden den Apostel führten, war Sen.s leiblicher Bruder Novatus-Gallio; der Prätorianerpräfekt, der in Rom Paulus in militärischer Haft hielt, war Sen.s Freund Burrus. Diese Dinge hat W. Enßlin recht übersichtlich in einem kleinen Aufsatze 'Sen. und Paulus', Evangel. Kirchenzeitung 88, 1914, 39 f., vorgeführt. Aber daß Sen. wirklich Kenntnis vom Christentum besessen und Beziehungen zu seinen Vertretern unterhalten habe, hat Joh. Kreyher, L. A. Sen. und seine Beziehungen zum Urchristentum, Berlin 1887, vergeblich zu beweisen unternommen (s. oben S. 119). Neuerdings hat der Theologe Kurt Deißner, Paulus u. Sen. (Beiträge zur Förderung christl. Theologie, her. v. Schlatter u. Lütgert, Bd. XXI, 2. Heft), Gütersloh 1917, gezeigt, daß in Sen.s ethisch-theologischem System christliche Einflüsse nirgends greifbar, nirgends zur Erklärung notwendig sind; er behandelt nach einer Einführung in das Problem folgende einzelne Gedankenkomplexe bei Paulus und Sen.: der Gedanke der Ewigkeit, die Lehre von Gott, die Beurteilung des Menschen, die Ethik, um schließlich die Frage der Abhängigkeit zu erörtern, mit dem Ergebnis, 'daß in den Zentraldogmen sowie im Gesamtaufriß der Weltanschauung von keinerlei Abhängigkeit gesprochen werden darf'; durchweg lassen sich 'an den fraglichen Punkten die Zusammenhänge des Sen. mit dem Stoizismus sowie bei Paulus die spezifisch-christliche Begründung der betreffenden Lehren' feststellen. So richtig und methodisch das alles von D. dargelegt wird, so vermißt man in seinen Ausführungen doch eine wichtige Tatsache, die die gedanklichen Berührungen zwischen Paulus und Sen. mit zu erklären vermag: die Tatsache, daß bei Sen., durch Poseidonios ihm übermittelt (vgl. W. Kroll, Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Poseidonios, Neue Jbb. f. d. klass. Alt. IL 1917, 145 ff.), ein mystisch-religiöses Element nicht fehlt und Paulus gleichfalls von der hellenistischen Mystik nicht unerheblich berührt war (Posselt in d. angef. Rez. 1266 fg., W. Kroll, Lat. Philol. 69). Freilich hat Deißner in einer besonderen Schrift Paulus und die Mystik seiner Zeit, Leipzig 1918, jede Beeinflussung der Anschauungen des Paulus durch die Mystik bestritten; so berechtigt aber auch sein Betonen der Selbständigkeit der Paulinischen

Gedanken sein mag, so ist doch jenes Ableugnen jeden Einflusses der hellenistischen mystischen Lehren auf Paulus sicherlich ein Irrtum (vgl. die tiefgreifende Rez. E. Posselts, Berl. philol. Woch. 1918, 865—893).

T. O. Achelis, Aus einer alten Ausgabe von Sen. de moribus, Rhein. Mus. LXXI 1916, 155—9, macht auf eine von dem Arzte Magnus Hundt 1499 in Leipzig gemachte Ausg. von Sen. de moribus aufmerksam; die Ausgabe, sicherlich, da der Herausgeber sich dessen nicht rühmt, nicht nach einer Handschrift, sondern nach einem anderen Druck besorgt, enthält mit geringen Abweichungen und Zusätzen, was bei Haase III 462—7 gedruckt ist und ungetrennt anschließend noch weitere Sätze 146—175, von denen 146—153 eine Übersetzung der pythagoreischen Symbola und von Ed. Wölfflin in den Sen.-Monita, Prgr. Erlangen 1878, herausgegeben ist, wie der ganze Hundtsche Traktat de moribus aus dem Paris. lat. 16590 von M. B. Hauréau, Notices et extraits des manuscrits de la bibl. nationale XXXIII 1, Paris 1890, p. 227/8 gedruckt ist.

B. Poetische Werke.

a) Epigramme.

Th. Birt hat seit langen Jahren und bis in die neueste Zeit (Ad historiam hexametri Lat. symbola, Bonn 1876, 65, Anm. 2. Sen. S. 258, Anm. 44. Kritik und Hermeneutik, München 1913, 235), die Unechtheit der unter Sen.s Namen in der Anth. Lat. überlieferten Epigramme verfochten. Zwei neuere Dissertationen sind für die Echtheit eingetreten.

Em. Herfurth, De Sen. epigrammatis quae feruntur p. I. Diss. Jena (gedr. Weimar) 1910. Auf ein Prooemium mit der Geschichte der Echtheitsfrage, worin auch Birts metrische Bedenken abgewiesen werden, folgt ein I. Kap., in dem Verf. die in Betracht kommenden Gedichte — es sind Nr. 232, 236 u. 237 der Anth. Lat. und von der Sylloge des Vossianus 86, die Nr. 396—479 umfaßt, der vordere Hauptteil 396—463 (der hintere enthält Petron-Gedichte) —, sie in carmina severa und non severa teilend, nach Form und Inhalt als Werke eines Verfs. zu erweisen sucht, der der Tradition nach Sen. sein müßte. Im II. Kap. sammelt Verf. die similitudines zu älterer poetischer römischer Literatur, die die Epigramme aufweisen; beachtenswert ist dabei die starke Ovidbenutzung, und zwar besonders des Ovidius exul in den auf Sen.s Exil Bezug nehmenden Epigrammen; das Material, das die Imita-

tion der Sen.-Epigramme der Späteren zeigen sollte, hat H. nicht veröffentlicht.

Für die Echtheitsfrage von entscheidenderer Wichtigkeit ist die Würzburger Diss. von Gust. Stauber, De L. A. Sen. philos. epigrammatum auctore (gedr. München) 1920, der von Gedicht zu Gedicht fortschreitend — auch Nr. 238 u. 804 zieht er mit heran, deren Zuweisung an Sen. sehr unsicher ist — die Parallelen aus Sen.s Tragödien und Prosawerken und aus Lukan sammelt: die philosophische Anschauung des Epigrammatikers ist die stoisch-epikureische Sen.s, zu Vergilversen verhalten sich die Epigramme wie Sen. in seinen freien Vergilzitaten: der Verf. ist ein überaus feiner Sen.-Kenner, wenn nicht Sen. selbst. Das Erotikon 430 auf Nero (St. 41 ff.) und 441 mit Feod. Gloeckner (Rhein. Mus. XXXIV 1879, 140 ff.) auf Sen.s Neffen Lukan statt auf Sen.s eigenen Sohn zu beziehen (St. 50) erscheint mir als Irrweg (vgl. Sen.s Werke 25, 3 u. 28, 1); gegen erstere Annahme spricht auch O. Rossbach Bedenken aus in der Rez. Berl. philol. Woch. 1920, 1109 fg.; über Nr. 441 urteilte richtig *R. Waltz, Le mariage de Sén., Rev. des études anciennes VII 1905, 223 u. 229. Zweifellos ist durch St.s tüchtige Arbeit Sen. als Verfasser der Epigramme noch wahrscheinlicher geworden, so sagt Rossbach, als früher. Ich habe deshalb (Sen.s Werke 25 ff.) keinen Anstand genommen, die Epigramme, die von Sen. sein wollen, und in denen so vieles nicht bloß zum Leben Sen.s stimmt, sondern sogar unsere Kenntnis bereichert wird, als echt zu betrachten. Sie verteilen sich auf die gesamte Zeit der Verbannung Sen.s, aber es können auch Stücke seiner jüngeren oder späteren Jahre darunter sein. Birts Behauptung, die Epigramme seien unecht, weil sie im Gegensatz zu Sen.s sonstiger Praxis, der keine Synalöphe im Hexameter kenne, solche in Fülle aufweisen, habe ich erneut widerlegt.

b) Tragödien.

Joh. Tolkiehn hat (Bursians Jahresbericht 171, 1915, 19 ff.) über die neueren Forschungen zur Überlieferung der Tragödien berichtet, durch die zwei selbständige Abschriften des Urarchetypus der interpolierten Recension entdeckt worden sind. Zu Dürings Prgr. zur Überlieferung von Sen.s Tragödien, Lingen 1913, vgl. E. Bickel, Dtsche Lit.-Ztg. 1915, 1597 f. (vgl. auch Sen.s Werke 85, 3). *E. Harrison, The Mss. of Sen.s Tragedies, Class. Quarterly XII 1918, 161. Wahrscheinlich ist diese Erkenntnis verwertet in der neuen engl. Ausg. *Sen. trag. ed.

Frank Justus Miller, 2 Bde., London 1916 (Rez. von *A. D. G., Class. Review XXXI 1917, 201).

K. Preisendanz, Zu Sen. Herc. f., Woch. f. klass. Philol. 1916, 686 f. u. 1917, 429—431 veröffentlicht die wertlosen Lesarten zweier Pergamentfetzen der Karlsruher Bibliothek saec. XIV, die V. 1108—1130 bieten.

Unbekannt ist mir auch die Sonderausgabe *Sen. Thyestes, Phaedra, rec., praefatus est, appendicem criticam add. Humbertus Moricca, Turin 1917, sowie die erklärende Ausg.

*Sen. Phaedra met inleiding en aantekeningen voorzien door J. van Wageningen I, Groningen 1918; F. Levy (Jahresber. Röm. Poesie d. Kaiserzeit 104) vermißt darin 'eine eingehende Charakterisierung des bestimmten Kunstwillens Sen.s, dem diese Dichtungen entsprungen sind.'

Soeben erscheint in Lietzmanns Kleinen Texten als Nr. 147 Octavia praetexta cum elementis commentarii ed. C. Hosius, Bonn 1922. Eine bequeme Handausgabe, die man gern zu Seminarübungen benutzen wird (trotz des von vornherein auf 30 M gesetzten hohen Preises; auch daran werden sich unsere Studenten leider gewöhnen müssen), die allerdings die neue Handschrnforschung nicht berücksichtigt, sondern, ohne überhaupt irgendwelche Handschrn. zu nennen, lediglich mit zwei Siglen (ω = consensus codicum, ς = codicum deteriorum aut unus aut aliquot) arbeitet. Einige Literatur ist vor und nach der Ausgabe zusammengestellt, S. 2 und S. 69, hier an der Spitze eines Index metricus, der einem Index nominum (68/9) folgt. Zur Verfasserfrage ist nicht Stellung genommen. Die Stärke der Ausgabe liegt in den elementa commentarii, in dem zweiten Apparate, der Parallelstellen mit H. bekannter großer Belesenheit aus älterer und späterer Literatur, vor allem aber aus Sen. selbst, weit über Ladek und Flinck (s. unten S. 198) hinausgehend, sammelt. S. Nachträge.

Ein vorzügliches Hilfsmittel für die Erforschung der Tragödien hat Amerika uns beschert in dem Index verborum quae in Sen. fabulis necnon in Octavia praetexta reperiuntur a Guil. Abbott Oldfather, Arth. Stanley Pease, How. Vernon Canter, in 3 Heften der University of Illinois Studies in Language and Literature IV 2—4, 1918. Nicht bloß die bei Peiper-Richter verzeichneten Varianten sind berücksichtigt, sondern auch sonst veröffentlichte, handschriftliche Lesarten und moderne Konjekturen. Im ganzen macht die Leistung, soweit ich bei der Benutzung feststellen konnte, den Eindruck großer Sorgfalt (vgl. Rez. Joh. Tol-

kiehn, Philol. Woch. 1921, 321 f. *Kimpery, Class. Journal XV 508 ff. berichtigt eine kleine Anzahl von Versehen), freilich wäre dem Benutzer die Arbeit sehr erleichtert worden, wenn der jeweilige Textzusammenhang mit abgedruckt worden wäre (Rez. K. Preisendanz, Liter. Zentralbl. 1921, 480 f.). S. Nachträge.

Ich verzeichne in Kürze die Versuche, den Text der Tragödien zu bessern; meist haben sie wenig Erfolg, soweit sie nicht mit gesundem, konservativem Sinne die Richtigkeit der Überlieferung zu erweisen suchen.

K. Busche, Zur Octavia praet., Woch. f. klass. Philol. 1915, 1192—4, ergänzt die Lücke 411/2 sinngemäß *extrahere pisces rete vel calamo levi decipere, volucres ⟨fronde disposito vafre⟩*. Gegen seinen Vorschlag 696 *culpatus odio* s. Sen.s Werke 130, 1, besser Birt (s. unten S. 189) *et culta sancte*. Unnötig 824 *feros* st. *viros*.

Ders., Zu Sen.s Tragödien, Berl. philol. Woch. 1917, 254/6, schlägt vor Tro. 844 *pergam* st. des korrupten *vere* (vgl. Herc. O. 1030 *pergam et* A st. *verum*, andere anderes). Phaedr. 965 *agitare vices* (st. *vias*) *aetheris alti* (nötig?). Vor *victrice felix* Herc. O. 1652 will B. Ausfall eines Verses, worin das erste, jetzt fehlende *sive* stand, annehmen; als Beleg für einfaches sive führt aber O. Rossbach ebda 479/80 Herc. O. 1260 an und kehrt zu seinem schon früher gemachten Vorschlage zurück: *et quidquid aliud eminus vici manu* (st. *malum*) *victrice* (vgl. Herc. f. 1103), so daß *felix* allein zum folgenden *iuvenis* zu ziehen ist. Herc. O. 1322 fg. schlägt B. vor: *nunc mihi ira atque impetu* (*irata pater E, irata quidem* A) *opus est noverca⟨e⟩*. 1858 ff. *at* (mit Koetschau st. *et*) *una funeri tanto sat est* (*es* Peiper, Leo) *grandaeva anus defecta, quod* (*quam E*) *totus brevi queretur* (*iam quaeret* überl.) *orbis*.

Vorzüglich verteidigt W. Bannier, Rhein. Mus. LXXII 1917/18, 237, die viel angefochtene Überlieferung Phaedr. 558 *taceo novercas: mitius nil est feris* (auch Herc. O. 460—3 stellt er stillschweigend die von den Herausgebern geänderte Versfolge her), desgl. Rhein. Mus. LXXIII 1920, 79—83 Tro. 8 ff., 301 ff., 988 ff. gegen die von Leo und Richter genommenen Anstöße.

C. Robert wollte Hermes LIII 1918, 446, Herc. f. 563 vor 562 stellen, weil nicht Pluto, sondern nur Herakles einen Dreizack bzw. einen Pfeil mit dreifacher Spitze führe; dagegen H. Blümner, Hermes LIV 1919, 328 f., der zeigt, daß eine *tergemina cuspis* eine Waffe mit dreikantiger Spitze bedeutet und eine solche führe Pluto tatsächlich auf einem Wandgemälde von Orvieto.

Der Holländer P. H. Damsté hat Mnemos. XLVI u.

XLVII 1918/9 eine Fülle von Stellen sämtlicher Tragödien besprochen und mit Konjekturen bedacht. XLVI 126 'Crepusculi notio' vergleicht er die Bezeichnung des Abendsternes Med. 71 als *gemini praevia temporis . . stella* mit dem Englischen twilight, vgl. deutsches 'Zwielicht'. — 134 'Sen. fatidicus': Ferdinandus Columbus schrieb in sein Sen.-Exemplar zu Med. 375 ff.: Haec prophetia expleta est per patrem meum Christoforum Colon almirantem anno 1492 (s. oben S. 120). 184—200 Ad Sen. Phaedr., 281—301 Herc. O., 368—73 Thy., 403—414 Med., 428—434 Herc. f. XLVII 55—65 Tro., 73—6 Phoen., 111—115 Ag., 138—145 Oed., 271—281 Oct. praet. Schon W. Gemoll hat Woch. f. klass. Philol. 1919, 248 f. über die Vorschläge zu Tro. u. Phoen. gesagt, (1920, 359 über die zur Oct.), gegen eine ganze Anzahl müsse man sich mit Entschiedenheit erklären. Levy (104) findet dies Urteil viel zu milde. Auch ich muß sagen, nachdem ich die Vorschläge wenigstens zu einer der Tragödien nachgeprüft habe, soweit D. nicht gelegentlich auch einmal die Überlieferung verteidigt, sind seine Konjekturen fast nichts als überflüssige, oft haltlose Einfälle, wie man sie in sein Privatexemplar bei der Lektüre eintragen mag, aber nicht publizieren darf; aber Holland beansprucht in dieser Beziehung nach wie vor eine allerdings wenig rühmliche Ausnahmestellung. Ich wählte beliebig, ehe ich Gemolls Anzeige gelesen hatte, die Tro. zur Prüfung. Wie Bannier tritt D. für die Überlieferung ein 8 ff. 214 streicht er wohl richtig das Komma hinter *vestes*. V. 587 (von Leo gestrichen) will D. als Wort des Ulixes vor 575 stellen, was denkbar. 770 verteidigt er *annos avi medios precabar* und wendet sich gegen die Umstellung von 967/8 hinter 978. Von seinen eigenen Vorschlägen mag als möglich bezeichnet werden 1031 *tabulaque tutus* (st. *vectus*) *naufraga*. Aber alles andere ist Willkür. 15 *cum celsis* (st. *congestis* E, *congesti* A). 79 *itera* (st. *ite ad*) *planctus*. 100 *solvimus omnes lacerum multo pulvere* (st. *funere*) *crinem*. 251 *aetatis alios fervor imprimis* (*hic primae* A, *hic primus* E). 289 *et facinus atrox caedis ut thalamos vocent* für *caedis* (Subst.) *quaeris* oder *tendis*, wie leichtfertig! Und so geht's weiter mit unnützen Abänderungen in V. 304. 434. 543. 578. 633. 648. 788. 796. 1098.

Fr. Levy, Zu Sen.s Tragödien, Berl. philol. Woch. 1919, 909—912, tritt Phoen. 98—102 für die Überlieferung ein (Leo hatte V. 100 getilgt), desgl. Med. 768, wo Leo *die reducto* konjizierte und mit dem vorhergehenden Satze verband, für das Überlieferte als selbständiger Satz: *die relicto Phoebus in medio stetit.*

Th. Birt, Zur Octavia des vermeintlichen Sen., Philol. Woch.

1921, 333—6, erklärt 519 *superatus acie* als substantiviertes Partizipium, 'der in der Schlacht Besiegte', nämlich Antonius, und bringt die vorangehenden Verse 515 ff. durch starke Interpunktion hinter 517 sowie Ersatz von *cedentes* 517 durch *caedentes* in gute Ordnung; der Hiatus an der Caesurstelle in 516 *Philippi hausit* ist durch Parallelen (Thy. 302. Herc. f. 1284. Herc. O. 1202) ausreichend geschützt (vgl. Em. Ackermann, De Sen. Herc. O., Diss. Marburg 1905, 32). V. 36 verteidigt B. die Lesart des Laurentianus L *subito* (*sub uno* Π Φ, *uno* ς) *latentes ecce Fortunae impetu* (als Adjektivattribut zu *impetu*). 295 das fast einhellig überlieferte *expulerant* (nur R *expulerunt*) zu halten, weil anderwärts in entsprechenden Perfektformen (746. 776 f. 889) die vorletzte Silbe nicht verkürzt wird; also freier Gebrauch des Plusqupf. wie etwa bei Properz, wie Oct. 68 u. 604 *fuerat* st. *fuit*, in der Schilderung des Saturnischen Zeitalters das Perf. (*fuit* 403) neben dem Plusqupf. (*assuerant* 401) steht. In den heftigen ἀντιλαβαί zwischen Sen. und Nero sagt 461 Nero: *despectus* (so überl.) *ensis faciet*; v. Wilamowitz konjizierte kühn und wenig glücklich *despectum ut ensis feriat*, Buecheler höchst einfach, aber schwächlichen Sinn ergebend *respectus ensis faciet*. Birt will das Überlieferte halten mit Teilung in zwei Worte *des pectus*, aber was soll das hier: 'reiche mir deine Brust dar (zum Durchstechen): das Schwert wird's machen'. Auch die von B. angeführte Parallelstelle Ov. met. IV 424 macht mir das nicht verständlicher. Man könnte an *aspectus* denken, aber 'der Anblick des Schwertes wird es machen', das ist ebenso farblos wie Buechelers *respectus*. Vielleicht gibt *destrictus ensis*, das gezückte Schwert, dem Gedanken Kraft genug, und die Änderung wäre jedenfalls leicht (s. Nachträge). 360 zieht B. die Variante am Rande des Ambrosianus M *tardaque* dem sonst überlieferten *tarde* vor, kaum m. R. Mag sein, daß bei Dichtern 'den Adverbien gegenüber immer eine gewisse Zurückhaltung herrscht', aber Sen. braucht *tarde* auch sonst in den Tragödien (z. B. Herc. f. 1310), und das Asyndeton, das *tardaque* beseitigt, ist die viel kraftvollere, offenbar vom Dichter beabsichtigte Ausdrucksweise: *cuius facinus* (Neros Muttermord) *vix posteritas, tarde semper saecula credent.* Von B.s eigenen Konjekturen ist wohl annehmbar 696 *et culta sancte* (nach M *et culpa senecte*, sonst falsch *Senecae*) *tradidit vinctum tibi . . . Venus* (s. oben S. 187). Unbedingt abzulehnen aber ist seine Auffassung der Verse 590—3: 590 soll richtig überliefert sein: *et ipse populi vota iam pridem moror*, indem B. ein posisitives moror 'ich bekümmere mich um etwas' aus negativem nihil oder haud moror erschließen will,

aber moror heißt ein für allemal 'ich halte zurück, hindere, verzögere'. Und den kräftigen, einhellig überlieferten schließenden Fragesatz *quin destinamus proximum thalamis diem?* verwandelt B. durch zwei Konjekturen in einen kümmerlichen Relativsatz: *cui d. p. thalami diem.* Das Richtige hat Buecheler längst erkannt: *populi* ist Korruptel aus *Poppaeae*, aber die vier langen Silben *Poppaeae vota* können im Trimeter nicht nebeneinander stehen, darum schrieb Buecheler *iam pridem et ipse vota Poppaeae moror*, nur das letzte Wort des Verses an seinem Platze lassend; vielleicht genügt es, *Poppaeae* an den Versanfang zu rücken: *Poppaeae et ipse v. i. pr. m.*, an der Synalöphe ist wohl kein Anstoß zu nehmen. — Vgl. zur Kritik der Tragödien Siegmund oben S. 145.

Mit Sen.s dramatischer Technik befassen sich — anderes kommt bei den chronologischen Fragen zur Sprache — folgende Arbeiten:

Hub. Mende, De animarum in poesi epica et dramatica ascensu, Diss. Breslau 1913, gibt in Kap. I eine ganz nützliche Zusammenstellung Quomodo animarum ascensus apud poetas epicos, tragicos, comicos tractentur; Sen. nimmt darin (S. 40—50) mit seiner rhetorisch ausgestalteten Kunst einen recht erheblichen Raum ein: teils läßt er larvae als Prologfiguren auftreten, die Thyestis umbra im Ag. (dabei an den Eingang der Troerinnen des Euripides oder des Accius sich anlehnend), die Tantali umbra neben der Furie im Thy., ihnen gleich Agrippinas Erscheinen im mittleren Teile der Octavia. Anders geartet das Erscheinen des Hercules im Schluß des Herc. O., das auf die klagenden Rufe Alcmenes erfolgt, die Mutter durch die Mitteilung von seinem Aufstieg zum Himmel zu trösten, ein deus ex machina, wie er bei Euripides und Sophokles (Trach.) üblich ist. Teils wird von Gespenstererscheinungen erzählt: Creon berichtet vom Erscheinen der Laii umbra (Oed. 530 ff.), Talthybius vom Erscheinen Achills, um Polyxena für sich zu fordern (Tro. 170 ff.) mit Anklängen an Ovid. Met. XIII 440 ff., Andromacha (Tro. 437 ff.) von der Traumerscheinung Hektors im Anschlusse an Vergil Aen. II 268 ff. Endlich visionäre Erscheinungen Abgeschiedener, die Lebende zu sehen meinen, so Andromacha den toten Hector (Tro. 681 ff.), Medea (965 ff.) des Bruders Schatten mit zerrissenen Gliedern, Cassandra (Ag. 741 ff.) die Schatten ihres Hauses, das Agrippinagespenst (Oct. 614 ff.) den gemordeten Gatten. Im II. Kap. handelt M. De animarum ascensuum generibus und verteilt das im I. Kap. zusammengetragene Material auf verschiedene Rubriken.

Fr. Frenzel, Die Prologe der Tragödien Sen.s, Diss. Leipzig

(gedr. Weida) 1914. In etwas weitschweifiger Form (vgl. Rez. W. Gemoll, Woch. f. klass. Philol. 1914, 1253 f.), wie sie sich leicht in deutsch geschriebenen Dissertationen einstellt, behandelt F. das *μέρος ὅλον τραγῳδίας τὸ πρὸ χοροῦ παρόδου* mit Aristoteles zu reden, bei Sen. nach Form und Inhalt. In der Besprechung der szenischen Gliederung der Prologe verfährt F. aber zu äußerlich-mechanisch, indem er im Herc. f. den Prolog in zwei Szenen, 1. Juno allein, 2. Juno und Furien zerlegt: die Furien, die Juno von 100 ab ruft, antworten nicht und brauchen keineswegs leiblich anwesend gedacht zu sein. Auch im Thy. besteht der Prolog keineswegs aus drei Szenen, sondern nur aus einer, denn die Furia erscheint und verschwindet zusammen mit der Thyestis umbra, ebensowenig der Oed.-Prolog aus zwei, da, wie Leo, Der Monolog im Drama, Berlin 1908, 91 annimmt, Jocasta natürlich von Anfang an Oedipus Monolog mit anhört: Diese Dinge hat Th. Düring in seiner Rez., Berl. philol. Woch. 1915, 621—4, richtig dargelegt. Einzig die Phaedra weicht also ab mit dem 'eigenartigen Experiment', dem Eingangsmonolog eine fröhlich gestimmte lyrische Partie voranzustellen (Rez. P. E. Sonnenburg, Jahrbuch d. deutschen Shakespeare-Gesellschaft LV 1919, 185 f.). Der zweite umfänglichere, dem Inhalt der Prologe geltende Teil der Arbeit stellt zunächst Euripides Prologmanier ausführlich dar, um dann die Unterschiede bei Sen. zu erfassen. Das Ziel der Sen.-Prologe ist nicht, wie bei Euripides, Einführung und Vorbereitung der Handlung des Dramas: wie Leo sagte (Monolog 91): zwar werden die *ὑποκείμενα* mitgeteilt, aber durchaus im Affekt. Wenn aber F. Sen.s dichterische Absichten damit zu umgrenzen meint, daß Sen. bereits im Prolog in einer bestimmten Charaktereigenschaft der Hauptpersonen entweder ihr Handeln und Leiden begründen oder durch eine solche die Ursache ihrer Schicksale erkennen lasse, so ist das mindestens viel zu eng und einseitig. Sonnenburg sieht eine wesentliche Wirkung der Sen.-Prologe sehr mit Recht 'in der Stimmung des Zuschauers auf das Grausige und Gräßliche, auf das Rechnen mit unerwarteten Schicksalsfügungen und Entschlüssen', und Cl. Lindskog, Studien zum antiken Drama, Lund 1897, II, 17 ff., glaubte den Zweck der Sen.-Prologe darin erkennen zu dürfen, daß sie den eigentlichen Wendepunkt des Dramas, die *καταστροφή*, vorbereiten. Und wenn nun von F. jene eine Charaktereigenschaft, für die das folgende Stück gewissermaßen nur das ausgeführte Exemplum sein soll, in Med. Phaedra Ag. Thy. als verbrecherische Anlage, im Herc. f. als Selbstüberhebung des Helden, in Tro. und Oed. als

Walten eines unabänderlichen Schicksals bestimmt wird, so hat auch das seine großen Bedenken: daß der Wahnsinn im Herc. f. mit Hercules Selbstüberhebung motiviert werde, bestreitet Düring mit guten Gründen, und verbrecherische Anlage von unentrinnbarem Schicksal zu scheiden, geht auch kaum an. So sind beide Teile der F.schen Arbeit nicht als völlig gelungen und abschließend zu bezeichnen, und namentlich fehlt eins bei F. ganz und gar: ein Versuch, etwa eine Entwicklung im Prologbau und damit ein chronologisch verwertbares Moment zu finden. Da rächt es sich, daß er nicht bloß die Phoen., sondern auch Herc. O. und Oct. von seiner Untersuchung ausgeschlossen hat.

Vom Einfluß des tragischen Pantomimus auf die Tragödiendichtung macht sich wohl übertriebene Vorstellungen H. Wagenvoort, Pantomimus und Tragödie im Augusteischen Zeitalter, N. Jbb. XLV 1920, 101 ff.; im besondern 109—113.

Die Einwirkung der Tragödien Sen.s auf die Dichter der folgenden Zeiten war groß. Material, diese Einwirkung zu erfassen, bieten:

Fr. Streich, De exemplis atque comparationibus quae exstant ap. Sen. Lucanum Valerium Flaccum Statium Silium Italicum, Diss. Breslau 1913. Verf. will einen Index der Vergleiche aus der Dichtersprache des I. Jhhs. schaffen und ordnet das Material aus den gewählten Dichtern nach Sachkategorien (Götter und Heroen, Geschichte, Geographie, Tiere, Pflanzen und andere natürliche Dinge, alia exempla). Viele Vergleiche finden sich gleichmäßig bei mehreren Dichtern, und das hat, wie Verf. p. 3 bemerkt, nicht bloß in der gleichen Schulung durch den rhetorischen Unterricht seinen Grund, sondern es beruht stark auf Entlehnung seitens der Jüngeren aus dem großen Muster Sen.

Schon R. Helm, De P. Papinii Statii Thebaide, Diss. Berlin 1892, 35 ff. (vgl. L. Legras, Étude sur la Thébaide de Stace, Paris 1905, 174 ff.) hat auf Statius Kenntnis der Sen.-Tragödien hingewiesen. Darüber jetzt einige weitere Bemerkungen bei Alfr. Reußner, De Statio et Euripide, Diss. Halle 1921, S. 3. 15 fg. 18. 23. 27. Sen.s Oed. und Phoen. kommen für Statius Epos als Vorlagen bei Einzelheiten in Betracht.

V. Ussani, Le tragedie di Sen., Egesippo e lo Pseudo-Quintiliano, Rivist. di filol. XLIII 1915, 293—8, glaubt für Hegesippus V 40/1 in der Schilderung einer jüdischen Mutter, die ihr eigenes Kind geschlachtet und verzehrt hat, aus einzelnen Wortanklängen Kenntnis des Thy. u. Ag. Sen.s erschließen zu dürfen; ich glaube,

die Gleichheiten im Ausdruck beruhen auf der Ähnlichkeit des Stoffes, der *Θυέστεια δεῖπνα*, die ja schon dem Flavius Josephus (201—209) für seine Schilderung des monstrum Motive geliefert haben können. Auf Übereinstimmungen der Ps.-Quintilianischen Deklamationen mit Sen.s Tragödien hatte bereits C. Morawski, Woch. f. klass. Philol. 1905, 874 f. bei Besprechung von Alb. Beckers Pseudo-Quintilianea, Prgr. Ludwigshafen 1904, aufmerksam gemacht. U. stellt nun besonders Stellen des Thy. mit solchen der Decl. 12 zusammen, die von den *cadaveres pasti* handelt; auch hier beruht die Übereinstimmung m. E. auf der gleichartigen rhetorischen Behandlung eines verwandten Stoffs. Und ob man aus einer vereinzelten wörtlichen Gleichheit wie decl. 13, 28 *caelestes auras contaminato spiritu polluimus* und Oct. 235 f. *en ipse diro spiritu saevi ducis polluitur aether* auf Reminiszenz des Deklamators aus Lektüre der Oct. schließen darf, bleibt auch mindestens zweifelhaft. Bedenken gegen die Beweiskraft der Parallelen äußert auch W. Gemoll, Woch. f. klass. Philol. 1915, 871 f.

Was das Fortleben der Tragödien Sen.s im Mittelalter und in der Neuzeit betrifft, so ist außer auf Gummerys' Buch (s. oben S. 118 ff.) auf die Arbeit über Sen. in Polen und Scaligers Urteile zu verweisen (s. oben S. 117 f.). Zur Ergänzung der von Tolkiehn (Bursian 171, 28 f.) angeführten Arbeiten über Sen. in der englischen Literatur des Elisabethanischen Zeitalters weise ich hin auf Fr. Wilhelm, Zu Sen. u. Shakespeare (Richard III.), Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen u. Literaturen CXXIX 1912, 69—73. Fr. Levy, Röm. Poesie der Kaiserzeit 105, weist auf eine treffende Charakterisierung von Sen.s dramatischem Stil bei G. Landauer hin, Shakespeare, dargestellt in Vorträgen, I Frankfurt a./M. 1920, 162. Land. stellt Sen. 'auf eine sehr ansehnliche Stufe zwischen Euripides und Marlowe, und wenn man Belegstellen aus Werken sammeln wollte, die auf Shakespeare Einfluß geübt haben können, so wäre Sen. ein recht umfangreiches Kapitel zu widmen'.

Zwei ausländische Arbeiten behandeln dasselbe Thema, Muster und Nachdichtungen eines Sen.-Stückes zugleich betreffend.

*Luigi Candotti, Fedra nelle tragedie di Euripide Sen. Racine e Gabriele d'Annunzio, Prgr. Mädchenlyzeum Triest 1914. Nach Alfr. Nathanskys Bericht (Ztschr. f. österr. Gymn. LXVII 1916, 376/7, werden in dieser, seltsamerweise vor allem für die Absolventinnen der Anstalt bestimmten Abhandlung die drei älteren Stücke kürzer analysiert, d'Annunzios Drama überschwenglich

wegen seiner Selbständigkeit gepriesen, der die antike Heroine zur unverstandenen Frau in völlig unantiker Weise, wie Nathansky mit Recht sagt, gemacht hat. Verständiger scheint auch über d'Annunzio zu urteilen. *Ant. Kolar, Vier Phaedratragödien, in der Festschr. f. Jos. Kral, Prag 1913 (tschechisch), nach dem Bericht von Fr. Groh, Berl. phil. Woch. 1916, 111 f.

Rob. Petsch, 'Die Troerinnen' einst und jetzt, N. Jbb. f. d. klass. Alt. XXXIX 1917, 522—550, gibt schöne Ausführungen über Euripides und Sen.s Troerinnen, in denen die ganze Euripideische Handlung in einzelne Bilder aufgelöst ist, die nur durch die traurige Grundstimmung notdürftig zusammengehalten werden, schildert Schätzung und Fortwirken des Sen.-Stückes in der Renaissance bei Engländern, Franzosen und Deutschen, würdigt Opitzens ehrwürdige Trojanerinnen von 1636, die erste deutsche Übersetzung einer antiken Tragödie, beleuchtet Lessings Stellung zu Sen., Goethes und Schillers Verwertung der Euripideischen Troerinnen, um nach einer Würdigung der Wilamowitzischen Übersetzung im III. Bande der Griechischen Tragödien mit Franz Werfels deutscher Bearbeitung der Troerinnen des Euripides zu enden, die 1916 in Leipzig erschien und Ostern 1916 im Lessingtheater aufgeführt und jubelnd begrüßt wurde.

Quellenforschung treiben des weiteren:

*Umb. Moricca, Le fonti della Fedra, Studi italiani XXI 1915, 154 ff.

C. Brakmann, De Sen. Ag., Mnemos. XLII 1914, 392—8. B. vergleicht Sen.s Ag. mit dem des Aischylos und führt die Abweichungen teils auf Einfluß des Euripides, teils auf die ratio Stoica Sen.s und auf seine rhetorische Schulung zurück, ohne zu wissen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Sen. überhaupt nicht Aischylos Ag., sondern eine jüngere, nachaischyleische Tragödie bearbeitet hat, dieselbe, die Livius Andronicus zu seinem Aegisthus benutzte (vgl. F. Leo, Gesch. d. röm. Lit. I 70 m. Anm. 5. Fr. Strauß, De ratione inter Sen. et antiquas fab. Romanas intercedente, Diss. Rostock 1887, 44 ff.). Schon Jos. Hillebrand, Aeschylus Ag. u. d. gleichnamige Trag. des Tragikers Sen., Prgr. Hermanstadt 1859, stellte durch eingehende Vergleichung fest, daß Aischylos nicht Sen.s Vorbild sei, und erinnerte an den Ag. des Jon von Chios (Reste bei Nauck FTG. p. 732 f.), den Sen. bearbeitet haben könnte (vgl. Sen.s Werke 47, 2). So ist auch ganz hinfällig, was B. zur Stütze des Leoschen Ansatzes des Ag. auf Sen.s jüngere Jahre vorbringt: Sen., quo tempore scripsit Ag.

nondum multum profecerat in arte scaenica. Mit Rücksicht auf die Ermordung des Claudius durch Agrippina, des Britannicus durch Nero will B. den Ag. in die Jahre 50—54 setzen. Der einzig richtige in seinen Gedanken ist der, daß Sen. in Korsika gewiß keine Tragödien gedichtet habe, cum neminem haberet, cui recitaret temporaque parum laeta essent.

Das führt denn zur Frage nach der Abfassungszeit der Tragödien Sen.s, die ich im V. Kap. meines Buches (Sen.s Werke 84 ff.) zu lösen unternommen habe (s. Nachträge). Auszugehen war von der durch Th. Birt (Was hat Sen. mit seinen Tragödien gewollt? N. Jbb. f. d. klass. Alt. XXVII 1911, 336 ff., im besondern 352) erst richtig gewerteten Stelle in Tac. ann. XIV 52, wonach einige Tragödien vor 54, die meisten nach 54 abgefaßt sein müssen. Daß Sen. während seines Exils in Korsika ans Dichten von Tragödien überhaupt noch nicht dachte, lehrt brev. 16, 5 (aus der allerletzten Verbannungszeit) mit dem Spott über Dichter, die *humanos errores* nähren, *quibus visus est Juppiter voluptate concubitus delenitus duplicasse noctem:* später hat er selbst oft genug der νὺξ μακρά in seinen Tragödien Erwähnung getan. Damit schon erweist sich als unmöglich Leos Annahme, Sen. habe Oed. und Ag. als adulescentulus gedichtet. Und das war auch nur so lange denkbar, als man (wie Leo) glauben konnte und durfte, die Derivatentheorie, auf Grund deren Sen. seine seltsamen Lieder in jenen beiden Dramen schuf, sei schon seit Varro den Römern ganz vertraut gewesen. Das hat R. Heinze (Die lyrischen Verse des Horaz, Ber. Sächs. Ges. d. Wiss. 70, 1918, 4. Heft, Einwendungen, die v. Wilamowitz Gr. Verskunst 68 und 75 macht, sind belanglos; vgl. Sen.s Werke 86, 2) als Irrtum erwiesen. 'Varro hat kein reines Derivationssystem vertreten, Horaz nach ihm seine Verse nicht gebaut, erst nach Horaz hat man in Rom die Maße der lesbischen Lyrik der Derivation unterworfen, und zwar tat es zuerst in rigoroser Weise ein Metriker, den der Grammatiker Diomedes in seinem Abschnitt de metris mit verarbeitet hat, und denselben Metriker — vielleicht war es Remmius Palaemon — kannte und befehdete teilweise Caesius Bassus von einem freieren Standpunkte aus, ohne aber die derivierende Erklärung der horazischen Metra aufzugeben'. Es ist also überaus wahrscheinlich, daß Sen. durch Caesius Bassus — er widmete sein erhaltenes kleines Lehrbuch dem Kaiser Nero — in die Derivationstheorie eingeführt wurde und dadurch den Anreiz erhielt, als kühnster der Neoteriker jene wunderlichen Versgebilde in zwei Chorliedern des Oed. und Ag., die durch Verkürzung und

Zerschneidung horazischer Verse hergestellt sind, zu wagen. Dann gehören diese beiden Stücke aber nicht in den Anfang von Sen.s tragischer Produktion, sondern eher an ihr Ende, und das führte mich zu dem Gedanken, ob nicht eine Entwicklung, ein Fortschreiten von einfacheren zu komplizierteren Formen bei Sen. glaublich und nachweisbar sei. Meine Untersuchung sämtlicher Chorlieder zeigt nun, daß Sen. neben dem anapästischen Maße zunächst sich damit begnügt hat, mit einzelnen stichisch verwendeten Horazversen seine Lieder zu bauen, allmählich, unter dem zunehmenden Einfluß der Derivationstheorie, von einfacheren Liedern zur polyschematischen Komposition fortschreitet und schließlich in umfänglicheren, geschlossenen Partien jene kühnsten, auf Grund der Theorie geschaffenen Verse anwendet. So lassen sich drei Gruppen von Tragödien auf Grund des metrischen Baues der Lieder scheiden: die einfachsten, im wesentlichen aus einer Versgattung bestehend, finden sich in den drei Stücken Thy., Herc. f. und Tro., die großen polyschematischen Kompositionen in Phaedra und Medea, die kühnsten Versgebilde und kunstvollsten Liedkompositionen im Ag. und Oed. Auch die Chortechnik, an der P. Friedländer in einem Vortrage über die Entwicklung des Chors in der nacheuripideischen Tragödie (Zeitschr. f. Gymn.-Wesen LXVI 1912, 806 ff.) ein merkwürdiges Schwanken festgestellt hat, daß nämlich einerseits, der alten gr. Tragödie entsprechend, der Chor als dauernd auf der Szene anwesend und an der Handlung teilnehmend gedacht ist, andererseits in hellenistischer Weise der Chor nach jedem Akte neu einzieht, sein ἐμβόλιον singt und wieder abzieht, bestätigt die an dem Bau der Lieder aufgezeigte Entwicklung (Sen.s Werke 107 ff.). Die Entwicklung in der künstlerischen Form darf man auf Entstehen der Tragödien in verschiedenen Zeitabschnitten zurückführen, die erste einfachste Gruppe wird die älteste, die dritte, künstlichste die jüngste sein. Durch Prüfung der sonstigen bisher vorgebrachten Indizien komme ich zu dem Schluß, daß die Stücke der ersten Gruppe (Thy. Herc. f. Tro.) vor Neros Regierungsantritt, etwa 52—54 — entscheidend für die Chronologie ist die Parodie in der Nenie auf Claudius Tod in der Apokolokyntosis, siehe oben S. 153 f.—, die übrigen Stücke nach Neros Regierungsantritt, etwa 54/5 Phaedra und Medea, 56/7 Ag. und Oed., gedichtet sind.

An der Echtheit des Herc. O. kann nach den eingehenden Untersuchungen Ackermanns (s. Tolkiehn, Bursian 171, 17 fg.) und A. St. Peases, On the Authenticity of the Herc. O., Transactions of the Americ. Philol. Association XLIX 1918, 3—26 (dazu

Fr. Levy, Berl. philol. Woch. 1920, 705—7) kein Zweifel mehr aufkommen. Die Chortechnik läßt es (Sen.s Werke 110 ff.) am wahrscheinlichsten erscheinen, daß dies Drama nach den anderen 7 Sen.-Stücken verfaßt ist, und in die letzte Lebenszeit Sen.s wird es durch die 80 ff. vorliegende Anspielung auf den Durchstich des Korinthischen Isthmos, den Nero bei seinem Aufenthalt in Griechenland tatsächlich durchzuführen unternahm, mit Sicherheit verwiesen. Und da die Unklarheiten in den Lokalangaben in den vorderen Teilen des Stückes es zweifellos als nicht völlig ausgeglichenen, nicht vom Dichter zur Publikation fertig gemachten Entwurf erkennen lassen, müssen wir annehmen, daß Sen. sein großes stoisches Glaubensbekenntnis im Herc. O. zwar im Freundeskreise mag stückweise vorgelesen haben — denn Lukan kannte es anscheinend —, es aber nicht mehr selbst nach letzter Feile hat publizieren können. Wie bei Sophokles nachgelassenem Werke, dem Oidipus auf Kolonos, mag sich die übermäßige Länge und manche Unausgeglichenheit auch beim Herc. O. eben aus der Tatsache erklären, daß er postum aus Sen.s Nachlaß von einem Editor herausgegeben wurde.

Die Einheit der 3 bzw. 4 Phoenissenbruchstücke hat zuletzt Jos. Mesk, Sens.s Phoen., Wiener Stud. XXXVII 1915 289—322 aus ihrem Aufbau, der Art der Sagenbehandlung und dem Verhältnis zu den Vorbildern zu erweisen gesucht, und trotz der Gegenbemerkungen Fr. Levys, Berl. philol. Woch. 1920, 382—84, erscheint es mir sicher, daß es Szenen sind, aus denen Sen. eine Tragödie zu gestalten gedachte: man sieht, die großen Redestücke waren es, die Sen. von einer Tragödie zuerst entwarf, und so gewähren gerade diese Fragmente einen lehrreichen Einblick in Sen.s Dichterwerkstatt, mehr als die vollendeten Dramen, und Th. Birt (N. Jbb. XXVII 361 ff.) hat sie in dieser Beziehung besonders gewürdigt. Diese Szenen, die also auch sicherlich aus Sen.s Nachlaß herausgegeben sind, wollte Birt mit Thy. und Phaedra vor Neros Regierungsantritt entstanden denken: nach der Ermordung des Britannicus habe Sen. das Stück vom Bruderzwist nicht zu Ende gedichtet. Mesk hat schon bemerkt, daß doch die Umstände beider Untaten völlig verschieden waren und Sen. durch solche Bedenken gewiß nicht an der Vollendung seines Dramas gehindert worden sei, aber Mesks eigene Annahme, wegen des wiederholten Ortswechsels in den entworfenen Szenen habe Sen. sie unvollendet liegen gelassen, ist erst recht unglaubhaft: solche Diskrepanzen konnte doch der Dichter ausgleichen, wenn sie ihm störend waren.

Da kein innerer, sachlicher Grund erkennbar ist, weswegen die Phoen. ein Torso geblieben sind, komme ich (Sen.s Werke 119 ff.) zu dem Schluß, daß Sen. über der Arbeit an den Phoen. gestorben sei, und zu den letzten Zeiten des Lebens des Dichters paßt durchaus der Gedankengehalt der entworfenen Szenen: Sen. hat darin die Frage nach der Berechtigung des Selbstmordes und der Bedeutung des Besitzes der Herrschaft für den Menschen poetisch gestaltet, als er selbst nach dem Bruche mit Nero, täglich den eigenen Untergang vor Augen, mit diesen Problemen rang. Zum Tode bereit sein, das hat Sen. sonst in dieser Zeit als das Höchste gelehrt und angesehen; Antigone aber läßt der Dichter ihren Vater noch Höheres lehren: den Entschluß, unschuldig leidend zu leben! Das Werk, das der Welt diese letzte, erhabenste Anschauung predigen sollte, sollte die Phoen.-Tragödie werden — sie zu vollenden, war dem Dichter nicht vergönnt.

So hat Sen. am Ende seines Lebens nach jahrelanger Pause, sich selbst zu Trost und Freude, die Tragödiendichtung wieder aufgenommen. Veröffentlicht hat er selbst davon nichts mehr. Ein Freund als Editor gab gewiß nach Sen.s Tode den prosaischen und poetischen Nachlaß, Herc. O. u. Phoen., heraus, und ein paar Jahre später, als Nero tot war, auch noch als letztes postumes Sen.-Werk die Octavia praetexta, falls sie ein Werk Sen.s ist.

Nachdem Ant. Siegmund in zwei Progr. 'Zur Kritik der Tragödie Oct.', Böhm.-Leipa 1910/11, für die Echtheit eingetreten war (dazu Tolkiehn, Bursian CLVIII 1912, 19) sind zwei ausländische Gelehrte fast gleichzeitig zum gleichen Ergebnis gekommen: Edwin Flinck, De Oct. praet. auctore, Diss. Helsingfors 1920 (dazu Tolkiehn, Philol. Woch. 1921, 198—201, K. Preisendanz, Liter. Zentralbl. 1921, 480) und *A. St. Pease, Is the Oct. a play of Sen.?, Class. Journal XV 1920, 388 ff. (mir bekannt aus Fr. Levys Anzeige Berl. philol. Woch. 1920, 1134/6, vgl. 1921, 951). Anders urteilen *L. Lucas, The Oct., Class. Review. XXXV 91 ff. (nach Philol. Woch. 1921, 1165), *Fr. Ageno, Ottavia. Tragedia lat. d' incerto autore recata in versi italiani. Firenze 1920 (Rez. *L. Valmaggi, Bollettino di filol. class. XXVIII 1921, 29 fg.). Ich habe mich (Sen.s Werke 126 ff.) auch zum Glauben an Sen.s Autorschaft bekannt.

Der Verf. der Oct. ist zweifellos ein Mann, der die Dinge, von denen er dichtet, aus nächster Nähe miterlebt hat, und er schreibt, da sein Stück, wie es scheint, bereits im Aetnaepyllion benutzt ist (O. Groß, De metonymiis sermonis Lat. a deorum

nominibus petitis, Diss. Halle 1911 = Diss. philol. Hal. XIX 4, 327 ff.), spätestens Anfang der 70er Jahre. Die Frage, ob das Stück noch bei Neros Lebzeiten gedichtet sein kann, hängt im wesentlichen davon ab, ob die Worte des Schattens der Agrippina über Neros Untergang ein vaticinium ex eventu sind oder nicht. Siegmund (1911, 20 ff.) sah die Stelle als Verfluchung nach alexandrinischem Muster an (vgl. Ov. Ibis 159 ff.); von wörtlichem Übereinstimmen der Todesankündigung in Agrippinas Worten mit Suetons (Nero 49, 3) Darstellung vom wirklichen Ende Neros ist nur insofern die Rede, als an beiden Stellen vom durchschnittenen *iugulum* gesprochen wird, und das ist eine bei Dichtern und Prosaikern allgemein beliebte Redewendung. Wirkliche Kenntnis vom Tode Neros brauche der Oct.-Dichter nicht gehabt zu haben, somit sei Sen., so urteilte ich, als Verf. möglich. Der Einwand (z. B. bei Th. Birt, Kritik und Hermeneutik 226), Sen. könne sich nicht selbst als agierende Theaterfigur eingeführt haben, beruht lediglich auf einem unbehaglichen ästhetischen Gefühl. Sen. konnte das tun, zumal er an Veröffentlichung dieser Dichtung bei Neros Lebzeiten doch nicht denken konnte. Gerade das Zwiegespräch zwischen Sen. und Nero wie der davorstehende Monolog Sen.s sind voll von echten Sen.-Gedanken, und das ganze Stück weist eine solche Fülle von Übereinstimmungen mit den übrigen echten Sen.-Stücken auf (außer bei Flinck besonders nachgewiesen von Fr. Ladek Diss. philol. Vindob. III 52 ff. und jetzt in Hosius Ausgabe oben S. 186), daß man diesen intimen Sen.-Kenner am liebsten für Sen. selbst hält. Sprache und Stil hat Flinck eingehend untersucht: sie schließen Sen. nicht aus. Im Kapitel de rebus metricis hat Flinck (gegen Leo) völlige Übereinstimmung der Oct. mit dem Sen. trag. festgestellt. Abweichend von den übrigen Tragödien enthält die Oct. allerdings nur anapästische Lieder: ich glaube gezeigt zu haben (134 ff.), daß es aus der Entwicklung Sen.s zu immer reicherer und freierer Verwendung der Anapäste völlig verständlich ist, falls er schließlich ein Stück ohne andere Liedmaße gedichtet hat, abgesehen davon, daß wir nicht wissen, welche Entwicklung die fabula praetexta in dieser Beziehung genommen hatte. Auffallend fand man des Dichters freies Schalten mit Zeit und Ort. Das ganze Stück ist nicht (wie Flinck und Leo, Der Monolog im Drama 93, wollten) in fünf Akte zu zerlegen, sondern besteht aus drei Teilen. Teil I 1—592 spielt am Tage vor der Hochzeit Neros mit Poppaea, II 593 bis 689 am Morgen des Hochzeitstages selbst, III 690—983 am Tage nach der Hochzeit. Solche Dreiteilung des dramatischen Spiels

war offenbar in hellenistischer Zeit üblich geworden: Lukians Tragodopodagra zeigt die gleiche dreiteilige Form. Weil der Dichter der Oct. seine drei Teile an drei verschiedenen Tagen spielen läßt, muß natürlich Verbindung oder Trennung dieser drei Teile durch Chorlieder fehlen. Seltsam verhält es sich mit dem Schauplatze. Das Stück spielt im ganzen vor dem kaiserlichen Palaste in Rom: nur im Schlußteil sehen wir Octavia sozusagen auf dem Wege zum Schiffe, das sie fortführen soll. Das erinnert an das Schwanken des Schauplatzes im Eingang des Herc. O.: wie dort, glaubte ich auch hier diese Inkonzinnität als etwas Unausgeglichenes, als ein Zeichen der Unvollendetheit ansprechen zu dürfen. Und als unvollendet erschien mir die ganze Dichtung auch durch jenen seltsamen Mittelteil, der sich wie ein Prolog ausnimmt. Flüche spricht darin Agrippinas Schatten aus über Neros neue Ehe, sie wünscht dem *impius tyrannus* den Tod — aber Nero und Poppaea triumphieren im ganzen übrigen Stücke, das Mittelstück mit seinen Verwünschungen fällt einigermaßen heraus, und ich meinte, der Dichter habe diesen Verwünschungen deshalb keine Erfüllung in seinem Stücke zuteil werden lassen können, 'weil sie im Ablauf der geschichtlichen Ereignisse noch nicht zur Erfüllung gekommen waren'. Auch die Oct. sei also ein unfertiges Drama, auch sie eine Nachlaßpublikation, erschienen erst nach Neros Tode. Nichts spreche gegen Sen. als Autor. Die Oct. sei von ihm gewiß bald nach Octavias Ende (Juli 62) entworfen und später, als sie als letztes Stück des Sen.-Nachlasses publiziert war, auch den Ausgaben der Sen.-Dramen angeschlossen worden, wie sie in der sogenannten interpolierten A-Klasse erhalten ist.

Gerade meine Behandlung des Oct.-Problems hat bei manchem bedeutenden Gelehrten vollste, ja freudigste Zustimmung gefunden, andere schwanken, andere halten fest an Leos Unechtheitserklärung. Ein sachlicher Einwand ist mir alsbald von meinem Kollegen Schöne entgegengehalten worden. Er meinte, ich hätte die sprachlichen Abweichungen der Oct. von den übrigen Sen.-Trgödien unterschätzt. Was ich zur Erklärung des Fehlens der auf *-ficus* und *-fer* gebildeten Komposita in der Oct., die Sen. trag. sehr liebt, vorgebracht habe, genüge nicht. Ich hatte gesagt, zur Anwendung solcher Komposita sei Sen. durch kühne Wortbildungen seiner gr. Vorbilder angeregt worden. Manche dieser Bildungen sind Neuschöpfungen Sen.s; solche sind: *castificus* Phoen. 169. *incestificus* Phoen. 223. *letificus* Med. 577 (*E; luctificus A*). *nidificus* Med. 714. *superbificus* Herc. f. 58. *luctifer* Herc. f. 687. *montifer* Herc. O. 1212. *solifer* Herc. O. 159.

Das meiste entstammt älterer Dichtersprache, nicht weniges dem alten Drama: *frondifer* (Oed. 276) Naev. trag. 22 (Lucr.). *flammifer* (Herc. f. 593. 982. Thy. 855) Enn. scen. 29 (Ov.). *frugifer* (Phoen. 219. 603) Enn. ann. 489. Trag. inc. 164 (Ov., in Prosa Cic. u. Liv.). *lactificus* (Tro. 596) Enn. scen. 152. ann. 574 (Lucr.). *maleficus* (Tro. 752) Plaut. Cas. 783 (u. Prosa). *magnificus* (Tro. 575. Med. 223) Plaut. Ter. (u. sonstige Poesie u. Prosa). *horrifer* (Phae. 934) Pacuv. trag 82. Acc. trag. 566 (Lucr. Verg. Ov.). *lucifer* (Med. 842 u. a.) Acc. trag. 331 (Ov. Cic. pros.). *terrificus* (Herc. f. 82. Oed. 384) Trag. inc. 96 (Lucr. Verg. Ov.), und noch mehr würden wir vielleicht auf die alte Tragödie zurückführen können, wenn wir von ihr nicht bloß klägliche Trümmer besäßen (sie bieten noch folgende Adj. dieser Bildung: *regificus* Enn. scen. 96. *largificus* Pacuv. trag. 414. *hostificus* Acc. trag. 80 u. 82. *ingratificus* u. *beneficus* Acc. trag. 364. *mirificus* Acc. praet. 27). Aus älteren Epikern sind zu belegen: aus Lucil.: *signifer* 90 (Phoen. 390. Thy. 846, desgl. Lucr., in Prosa Cic. Caes. Liv. Vitr.). *mortifer* 802 (Med. 688 u. a., desgl. Cic. poet. u. pros. Verg.); aus Cic. poet.: *aestifer* Arat. 111. 320. (Oed. 39, desgl. Lucr. Verg.). *aurifer* Tusc. II 22 = Soph. Trach. 1099 fg. τόν τε χρυσέων δράκοντα μήλων φύλακα (Herc. f. 240, desgl. Catull. Tib. Ov.; in der Hercules-ῥῆσις, die Cic. aus den Trach. übersetzt, bringt er noch zwei solche Adj. an, *anxifer* u. *vastificus*, denen im Gr. nichts entspricht). *squamifer* Arat. 328 = ἰχθύες ἀστερόεντες (Med. 685). *luctificus* Tusc. II 25 (Herc. f. 102. Phae. 995. Oed. 3. Phoen. 152. Med. 577 in A, desgl. Verg.); aus Lucr.: *florifer* III 11 (Oed. 649). *ignifer* II 25 u. a. (Med. 34. Phae. 960. Herc. O. 1362. 1748, desgl. Ov.). *rorifer* VI 864 (Phae. 11). *tabificus* VI 737 (Oed. 79, desgl. Cic. pros.); aus Catull 64, 394 *letifer* (Herc. O. 208, desgl. Verg. Ov.); aus augusteischen Dichtern: mehrere aus Verg.: *caelifer* Aen. VI 796 (Herc. f. 528, desgl. Ov.). *imbrifer* Georg. I 313 (Phae. 1131. Oed. 315, desgl. Ov.). *pestifer* Aen. VII 570 (Herc. f. 562. 976. Phoen. 38. 220, desgl. Ov., in Prosa Cic. u. Liv.). *pinifer* ecl. 10, 14. Aen. IV 249 (Ag. 346). *vulnificus* Aen. VIII 446 (Phae. 345, desgl. Ov.); ein vereinzeltes aus Hor.: *pomifer* carm. III 23, 8. IV 7, 11 (Herc. f. 700); mehrere aus Prop.: *anguifer* II 2, 8 (Herc. f. 812, desgl. Ov.). *gemmifer* III 4, 2 (Med. 725. Herc. O. 622. 661). *velifer* III 9, 35 (Thy. 129, desgl. Ov.); zahlreichere aus Ov.: *armifer* am. II 6, 35 u. a. (Med. 468. 980. Phae. 909). *bacifer* am. II 16, 8 (Oed. 415). *sceptrifer* fast. VI 480 (Med. 59). *sacrificus* met. XV 483 u. a. (Herc. f. 893. Med. 38. Ag. 166. 584,

desgl. Liv.). *saxificus* von der Medusa met. 217. Jb. 553 (Herc. f. 902); eines aus Manil. II 442 *spicifer* (Herc. O. 598). Nur eine der bei Sen. trag. zu findenden Bildungen ist vor ihm anscheinend nur in Prosa nachweisbar: *stellifer* (Phae. 785) bei Cic. rep. VI 18 in der gehobenen Sprache des somnium Scipionis. Doch wie und woher auch Sen. zu seiner Vorliebe für diese Art von Adjektivbildungen gekommen sein mag — in der Oct. fehlen sie, und das ist auffällig und schwer erklärbar, wenn die Oct. ein Werk Sen.s ist, aber es ist nicht minder schwer erklärbar, wenn die Oct. nicht von Sen. ist: wie konnte deren Verf., der so völlig vom Geist und Wort Sen.s erfüllt ist — Hosius schrieb mir: 'Gedanken und Sprache sind so sehr des Philosophen, daß wir entweder die Identität der Verfasser annehmen müssen, oder wir müssen überhaupt darauf verzichten, aus solchen Gründen auf einen Verfasser zu schließen' —, wie konnte dem Sen.-Nachdichter die Liebhaberei seines Vorbildes entgehen, wie konnte er auf den Gedanken kommen, sie zu meiden? So bleibt zur Erklärung des Fehlens jener beiden Adjektivbildungen in der Oct. doch nur der Hinweis auf die Verschiedenheit der genera des dramatischen Spiels, der Crepidata und der Praetexta, übrig: jene bevorzugte sie, doch wohl, um die hochklingenden Wortbildungen der griechischen Tragiker nachzuahmen (nicht zu übersetzen), diese vermied sie, weil sie der Sprache des Lebens näher stand. Wenigstens ist in dem oben vorgelegten Wortmaterial aus den römischen Dramatiker-Fragmenten nur ein Wort, und zwar das auch im gewöhnlichen Leben übliche *mirificus* (Ter. Cic. Caes. Catull. Ov. Val. Max.) aus einer Praetexta des Accius (27) belegt, wie die gleichfalls prosaischen *maleficus* und *magnificus* bei Plautus und Terenz. Aber für die Entscheidung der Echtheitsfrage scheidet das Nichtvorhandensein jener Adjektivbildungen in der Oct. aus, wenn es auf der Verschiedenheit der dramatischen Gattung beruht.

Seinen oben angeführten Worten über die Fülle der Übereinstimmungen zwischen Oct. und den andern Sen.-Tragödien fügte Hosius folgendes hinzu: 'Je mehr ich über das Problem nachsinne, desto mehr neige ich zur Autorschaft Sen.s . . . Wenn ich nur über die Agrippinaszene hinwegkäme! Die ist für mich als Sen.-isch doch noch etwas unverdaulich. 'Daß Nero einmal eines gewaltsamen Todes sterben würde, das konnte wohl ein jeder in Rom prophezeien', sagen Sie S. 129; aber jeder solchen Prophezeiung konnte eine Influenza die Wahrheit rauben; das ist doch eine bedenkliche Sache. Und geht V. 627 der flehende Parther nicht auf

die Tiridatesepisode in Italien im J. 66, ein Jahr nach Sen.s Tode? Wenn man es auch auf den Sieg Corbulos beziehen kann. Also etwas schwanke ich noch. Auf jeden Fall wird die Frage noch nicht zur Ruhe kommen, auch dank Ihrer besonnenen Ausführung'. Das war mir Anlaß, das Problem, welches uns die Agrippinaszene stellt, erneut zu prüfen — und ich bin dadurch zu der Überzeugung gelangt, daß sie einen ganzen Komplex von historischen Tatsachen enthält, die Sen.s Autorschaft ausschließen. Meine folgenden Ausführungen hierüber beruhen aber zum großen Teil auf Darlegungen, für die ich meinem Kollegen Münzer herzlich zu danken habe.

Ich beginne mit einer Stelle, die nicht zur Agrippinaszene gehört. Poppaea erzählt im dritten Teile des Stückes ihrer Amme den schreckensvollen Traum, den sie in der Hochzeitsnacht gesehen hat. 728 ff. heißt es: *venientem intuor*
comitante turba coniugem quondam meum
natumque; properat petere complexus meos
Crispinus, intermissa libare oscula,
irrupit intra tecta cum trepidus mea
ensemque iugulo condidit saevum Nero.

In wessen iugulum stößt Nero sein Schwert, in seins oder das des Crispinus? Ich habe mich (Sen.s Werke 128, 1) der Auffassung angeschlossen (von Flinck 6 f. u. a. vertreten), daß damit Nero als Crispinus Mörder bezeichnet werde und zu *iugulo* also *eius* (des Crispinus) hinzuzudenken sei. Grammatisch ist das natürlich möglich, aber scharfe Interpretation der Stelle beweist das Gegenteil. Die Amme deutet, Poppaea zu beruhigen, das Traumgesicht in günstigem Sinne aus und sagt (752 f.): *iugulo quod ensem condidit princeps tuus, bellum haud movebit, pace sed ferrum teget.* Da Crispinus unmittelbar vorher nicht genannt ist, kann es doch hier nur das eigene iugulum sein, in das Nero das Schwert versenkt. Undenkbar, daß der Dichter dem Leser zumuten sollte, auch in diesem Verse zu *iugulo* ein *eius* oder *Crispini* hinzuzudenken. Und es wäre ja auch eine zu seltsame Deutung der nutrix, daß die Ermordung eines Gegners, des Crispinus, ein Zeichen zukünftiger friedlicher Regierung Neros sein sollte. In den eigenen Leib, so meint die Amme, hat Nero sein Schwert wie in eine Scheide versenkt, um es nimmer zu brauchen. Aber warum ließ der Dichter den Nero das Schwert in dieser Traumerzählung nicht einfach in die Scheide stecken? Nur um das Grausige zu steigern? Nein, weil er wußte, daß Nero sich tatsächlich das Schwert in die Kehle

gestoßen hat! Und auch in Poppaeas eigener Erzählung steht ein Wort, das die Auffassung, Nero habe in dem Traumgesichte Poppaeas früheren Gatten, nicht sich selbst erstochen, ausschließt: beide, Crispinus und Nero, erscheinen in Poppaeas Gemache, jener sinkt in ihre Arme und küßt sie, dieser stürzt ins Zimmer *trepidus*, zitternd vor Angst, also vor irgendwelchen Verfolgern, und stößt sein Schwert doch natürlich nicht in Crispinus, sondern in die eigene Kehle. Daß dies die einzig mögliche Auffassung dieser Stelle ist, geht auch klar hervor aus dem Gegenstück zu Poppaeas Traum, den Träumen Octavias, von denen die Kaiserin im ersten Teile des Dramas ihrer Amme erzählt. Oft erscheine ihr, so sagt sie, ihr toter Bruder Britannicus, 118 ff.:

modo facibus atris armat infirmas manus
oculosque et ora fratris (Neros) *infestus petit,*
modo trepidus idem refugit in thalamos meos;
persequitur hostis (Nero) *atque inhaerenti mihi*
violentus ensem per latus nostrum rapit.

Es ist klar, ein als trepidus Fliehender tötet keinen andern, sondern entweder wird er von seinem Verfolger getötet — so Britannicus von Nero in Octavias Traum —, oder er tötet sich selbst, seinen Verfolgern zu entrinnen — so Nero in Poppaeas Traum. Und was ergibt also die Interpretation dieses Traumes der Poppaea für den Dichter des Oct.? Daß er wußte, daß Nero sich selbst, vor Verfolgern fliehend, mit einem Schwertstoß in die Kehle entleibt hatte, wie Sueton erzählt (49, 3): *iamque equites appropinquabant, quibus praeceptum erat, ut vivum eum adtraherent. Quod ut sensit, trepidanter effatus* ἵππων μ' ὠκυπόδων ἀμφὶ κτύπος οὔατα βάλλει (K 535) *ferrum iugulo adegit iuvante Epaphrodito a libellis.* (Richtig urteilte F. Ladek, Diss. Vindob. III 1891, 6. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LVI 1905, 863, 1).

Demnach muß also die Agrippinaszene doch ein vaticinium ex eventu sein. Gewiß ist die Ankündigung des Todes Neros mit typischen Zügen, wie den Hinweisen auf die Büßer der Unterwelt durchsetzt, aber *verbera* und *turpis fuga*, von denen die Rede ist (620), *veniet dies tempusque* — anklingend an das homerische ἔσσεται ἦμαρ Δ 164, das einst Scipio Aemilianus beim Untergang Karthagos zitierte, Appian. VIII 82 nach Polybios — *quo reddat . . . iugulum hostibus desertus ac destructus et cunctis egens* (629/31), das sind doch Züge, die der Dichter aus den tatsächlichen Vorgängen bei Neros Tode den Worten Agrippinas eingefügt hat. Denn diese beweisen

auch sonst noch, daß Neros Tod wie andere Ereignisse nach Sen.s Tode dem Dichter bekannt waren. — Nachdem schon gesagt ist, daß die *ultrix Erinys impio dignum parat letum tyranno* — was dann mit den Strafen der bekannten Unterweltsbüßer näher ausgeführt wird —, fährt Agrippina fort (624 ff.):

licet extruat marmoribus atque auro tegat
superbus aulam, limen armatae ducis
servent cohortes, mittat immensas opes
exhaustus orbis, supplices dextram petant
Parthi cruentam, regna divitias ferant:

trotzdem wird Nero (*veniet dies etc.* 629 ff.) seinem Verhängnis nicht entgehen. Es ist von vornherein wahrscheinlich, ja notwendig, daß diese zwischen der doppelten Todesankündigung stehenden Zeilen von Dingen sprechen, die den letzten Jahren vor Neros Tode angehören. Das erste (624 f.) ist die *aula*, die Nero mit Marmor erbaut und mit Gold deckt. Gewiß ist von goldgeschmückten *tecta* auch sonst nicht selten bei den Römern die Rede (Stellen im Thes. l. L. II 1530, 4 ff.), aber es kann doch wohl nicht zweifelhaft sein, daß hier an die domus aurea Neros im besonderen gedacht ist, deren Erbauung nach Tac. ann. XV 42 (sonstige Stellen Suet. Nero 31, 1. Plin. nat. XXXIII 54, vereint bei Hosius zu 624) ins Jahr 64, also ins letzte Lebensjahr Sen.s fällt; das hätte dieser also gerade noch zur Not erwähnen können. — Es folgt 625 f. *limen armatae ducis servent cohortes.* Das wird nicht auf die *duae praetoriae cohortes armatae* gehen, mit denen Nero im Jahre 66 das Sitzungslokal des Senats, den Tempel der Venus Genetrix, besetzen ließ (Tac. ann. XVI 27, von Hosius z. d. St. angeführt), weit eher darf man an Tacitus Schilderung bei der Pisonischen Verschwörung denken, XV 58: *magis magisque pavido Nerone, quamquam multiplicatis excubiis* — dies der technische Ausdruck für die Palastwache (Mommsen, Röm. Staatsrecht II³ 864, 4) — *semet saepsisset, quia et urbem per manipulos occupatis moenibus, insesso etiam mari et amne, velut in custodiam dedit.* Münzers Vermutung ist sehr ansprechend, daß Nero dabei die sonst befolgte Regel durchbrochen habe, daß die wachthabende Prätorianerkohorte im Schloß ohne Rüstung — drum die *armatae . . . cohortes* in der Oct.-Stelle — und sagum, sondern in der toga auf Wache zog (Tac. hist. I 18. Mommsen I³ 431). Das sind Vorgänge aus Sen.s allerletzten Lebenstagen! — Dann heißt es (626 f.): *mittat immensas opes exhaustus orbis* (nur im Wortlaut klingt Sen.s Wort an, das

Hosius anführt V. 434/5 *luxuria victrix orbis immensas opes iam pridem avaris manibus, ut perdat, rapit*). Von diesen Erpressungen, die während Neros letzter Regierungsjahre, nach der Erschöpfung Italiens, in allen Provinzen, bei allen verbündeten Völkern und sogenannten freien Staaten betrieben wurden, spricht auch Tacitus (ann. XV 45): *conferendis pecuniis pervastata Italia provinciae eversae sociique populi et quae civitatium liberae vocantur.* Drum planen die Verschworenen (XV 52) Neros Ermordung *in illa invisa et spoliis civium extructa domo*, wo, wie hier in der Oct.-Stelle, die Erpressungen und der Palastbau miteinander verknüpft sind. — Es folgt der Satz (627 f.): *supplices dextram petant Parthi cruentam.* Man hat zu Rom im Herbst 62 *tropaea de Parthis arcusque medio Capitolini montis* errichtet (Tac. ann. XV 18), auf Grund von Paetus hochtrabendem Siegesbericht (XV 8), obwohl seine folgende Niederlage (XV 10—16) wahrlich keinen Anlaß dazu bot. Aber der Dichter denkt natürlich nicht an das Jahr 62, sondern an die Erfolge, die der bewährte Gn. Domitius Corbulo, erneut allein mit dem Kommando im Osten betraut, im Jahre 63 gegen die Parther erzielte (XV 24 ff.). Nach erfolgreichem Einfall in Südarmenien schließt Corbulo noch im selben Jahre 63 einen neuen Vertrag mit dem Partherkönig Vologaeses, und in Rhandeia, dem Orte der Kapitulation des Paetus (Dio C. LXII 23, 2), treffen Corbulo und Tiridates, Vologaeses Bruder, zum colloquium zusammen, und Tiridates erklärt seine Bereitschaft, nach Rom zu kommen und aus Neros Hand die Belehnung mit Armenien entgegenzunehmen: ohne eine Niederlage der Parther werde er, der Arsakide, als Bittender in Rom erscheinen (*iturum quippe Romam . . . non adversis Parthorum rebus supplicem Arsaciden*); als Geisel stellte er seine Tochter und schrieb *litteras supplices* an Nero (ann. XV 29 f.). Zweifellos reichen diese Geschehnisse, die Sen. noch erlebt und erfahren hat, an sich aus, jenes Sätzchen der Oct. von den *supplices Parthi*, die die blutige Rechte des Siegers ergreifen, zu erklären. Aber viel wahrscheinlicher ist es doch, daß der Dichter nicht jene Vorgänge im fernen Osten meint, sondern die mit höchstem Prunk inszenierte Erfüllung des parthischen Versprechens, die Belehnung des Tiridates mit Armenien in Rom selbst. Nach dem zur ersten Begrüßung in Puteoli veranstalteten Kampfspiele, an dem Tiridates selbst als Bogenschütze teilnahm, folgte in Rom die eigentliche Belehnung des Partherprinzen mit Armenien auf dem Forum, wobei Nero ihm das Diadem aufs Haupt setzte, und dann der 'goldene Tag' im goldgeschmückten Theater, wo Nero selbst als Kitharode

und Wagenlenker auftrat (Dio C. LXIII 1—6): Nero wurde als imperator begrüßt und der Janusbogen geschlossen. Und wieder heißt es in der Schilderung dieser Szenen (Suet. Nero 13), des bittflehenden Parthers Worte (*verba supplicis*) wurden dem Volke verdolmetscht, *rursus supplicantem* ließ Nero ihn im Theater an seiner rechten Seite niedersitzen. Diese Szene in Rom hat Sen. nicht mehr erlebt: erst unter dem Konsulate des C. Telesinus und Suetonius Paulinus im Jahre 66 kam Tiridates (nach ann. XVI 23, Dio C. LXIII 1, 1) nach Rom. Haben wir nun einen Beweis dafür, daß der Oct.-Dichter nicht bloß an die Demütigung des Tiridates in Rhandeia vor Corbulo im Jahre 63 denkt, sondern an seine Demütigung vor Nero in Rom im Jahre 66? Die Entscheidung zugunsten der zweiten Möglichkeit und damit gegen Sen.s Autorschaft für die Oct. bringt das letzte Sätzchen der oben ausgeschriebenen Verse (628): *regna divitias ferant.* Im ersten Augenblick wundert sich vielleicht der Leser, daß dies Sätzchen, das doch anscheinend eine Ergänzung gibt zu dem vorher über die *immensae opes* Gesagten, die der *exhaustus orbis* nach Rom schicken müsse, durch den Satz vom bittflehenden Parther abgetrennt ist. Aber es hat eben in Wahrheit nichts mit der Ausplünderung und Auspressung des römischen Reiches und aller seiner Untertanen zu tun. Welche *regna* können denn überhaupt gemeint sein? Nur Parthien und Armenien, mit denen Rom fortwährend in wechselvollem Streite steht. Zu *regna* ist also aus dem ersten Worte des V. 628 *Parthi* ein *Parthorum* hinzuzudenken. Der Parther Königreiche b r i n g e n ihre Reichtümer nach Rom, nicht s c h i c k e n sie sie, wie alle sonstigen Bewohner des orbis terrarum als abgabenpflichtige Glieder des römischen imperium; sie bringen sie selbst, die Parther, die Tiridates nach Rom geleiten. Und sie kamen wirklich mit ihren *divitiae*: bei Dio Cassius lesen wir, ihr ganzer Zug war eine *πομπὴ διὰ πάσης τῆς ἀπὸ τοῦ Εὐφράτου γῆς ὥσπερ ἐν ἐπινικίοις* (LXIII 1). Dem jugendschönen Tiridates folgte *ἡ θεραπεία ἥ τε παρασκευὴ ἡ βασιλικὴ πᾶσα;* 3000 parthische Reiter geleiteten ihn außer zahlreichen Römern; seine Gemahlin zog mit ihm, einen goldenen Helm trug sie *ἀντὶ καλύπτρας.* Alle Städte, durch die der Zug ging, empfingen ihn festlich, lieferten alle Verpflegung umsonst, so daß zwanzig Myriaden an täglichem Aufwand während der ganzen, 9 Monate dauernden Reise dem Fiskus gutgeschrieben wurden (Dio C. LXIII 2, *τά τε ἐπιτήδεια πάντα προῖκα εἶχον, ὥστε εἴκοσι μυριάδας τὸ ἡμερέσιον ἀνάλωμα τῷ δημοσίῳ λογισθῆναι, καὶ τοῦτο ἐπ' ἐννέα μῆνας, οἷς ὡδοιπόρησαν, ὁμοίως*

ἐγένετο. Der Reichtum des Orients kam also wirklich mit Tiridates nach Rom: drum jenes Sätzchen in der Oct.: *regna (Parthorum) divitias ferant.* Kein Zweifel mehr, der Oct.-Dichter bezieht sich in den V. 627/8 auf Tiridates glanzvolles und zugleich demütiges Erscheinen in Rom im Jahre 66.

Es stehen also in der Agrippinaszene der Oct. zwischen den beiden Verkündigungen von Neros Untergang (619—623 und 629—631) ein paar Zeilen (624—8), die lauter Ereignisse erwähnen, die der allerletzten Lebenszeit Sen.s oder, wie die Tiridatesepisode, sicher der Zeit nach seinem Tode angehören, die Sen. also nicht anführen konnte: somit ist der Dichter der Oct. nicht Seneca.

Ich schäme mich nicht, daß ich so bald nach der Veröffentlichung meines Sen.-Buches die darin vertretene Auffassung, die Oct. sei ein echtes Werk Sen.s selbst, widerrufen muß: besser eine Palinodie als Verharren im Irrtum. Und es war wohl von Nutzen, daß ich noch einmal alle Momente zusammenfaßte, die für Sen.s Autorschaft sprechen konnten, um desto sicherer zu erkennen, daß es einzig und allein die historischen Beziehungen sind, die Sen.s Verfasserschaft ausschließen. Alle meine Ausführungen über Sprache und Gedankengehalt, Metrik und Komposition der Oct. bestehen zu Recht, nur beweisen sie nicht, was ich darin suchte: Sen.s Verfasserschaft; aber sie gewähren uns erwünschten Einblick in Art und Wesen, Wollen und Können des namenlosen Dichters dieser Praetexta. Ein Zeitgenosse Sen.s ist es, der sich mit bewunderndem, hingebendem Eifer in Sen.s Werke versenkt, sie sozusagen ganz in sich aufgesogen hat, so daß sein eigenes Dichtwerk, die Oct., nach Wortform, Gedankengehalt und Versbau als Werk Sen.s gelten könnte. Überdies hat er Sen. selbst in seiner Dichtung verherrlicht, er hat ihn als den redlichen, ernsten, wahrhaft menschlichen Mahner dem kaiserlichen Schüler Nero gegenübergestellt, er läßt ihn sich dabei voll Dankbarkeit an die ganz den Wissenschaften geweihten Zeiten der Verbannung in Korsika erinnern; von dem noch ertragreicheren otium der letzten Lebensjahre Sen.s konnte in dem noch bei Octavias Lebzeiten († 62) spielenden Stücke nicht die Rede sein, aber Sen.s Stimmung, wie sie uns aus de otio vor allem bekannt ist, der Wunsch und Willen, nach der Befreiung vom höfischen Leben, die Muße ganz mit literarischem Wirken zu füllen, kommt in dieser Rückerinnerung an Korsika treffend zum Ausdruck. Kein Zweifel, dieser intimste Kenner Sen.s und seiner Gedanken muß ein Freund Sen.s gewesen sein. Und nicht minder klar erkennt man ein Zweites: der Mann, der sich gedrungen fühlte, das

Schicksal der unglücklichen Kaiserin Octavia poetisch darzustellen, er hat dieser Frau sicherlich auch im Leben nahe gestanden — ob Sen. so leidenschaftslos und wohlwollend der Tochter seiner grimmigen Feindin Messalina gegenübergestanden hat, daß er sie dichterisch zu verherrlichen gewillt gewesen wäre, könnte immerhin zweifelhaft erscheinen.

War Sen. der Dichter der Oct., so sprach er in der Aprippina-Verkündigung vom Tode Neros seines eigenen Herzens Wunsch aus, daß Nero ein seinen Taten entsprechendes Ende finden möge. Dieser Wunsch stand in einem unleugbaren Widerspruch zum sonstigen Inhalt des Stücks, in dem das verbrecherische Paar Nero-Poppaea triumphiert, während die unschuldige Octavia in den Tod geht; das deutete ich als einen Beweis, die Oct. Sen.s sei ein unvollendeter Entwurf. In ganz andere Beleuchtung rückt dies Mittelstück, wenn feststeht, daß ein anderer die Oct. nach Sen.s und Neros Tode verfaßt hat. Octavias Schicksal war ein wahrhaft tragischer Stoff: ein schuldloses, königliches Weib, das dem ruchlosen Haß des eigenen Gatten und seiner Geliebten erliegt. Aber wenn auch das Laster zunächst siegt und triumphiert, die poetische Gerechtigkeit verlangt doch den moralischen Sieg des Gerechten. Ein Sophokles hätte aus solchem Stoff eine seiner zweiteiligen Tragödien gemacht, wie es Aias und Antigone sind: nachdem Octavia zum Tode geführt war, hätte er in einem zweiten Teile von Neros wohlverdientem Falle berichten lassen. Anders verfuhr der Dichter des erhaltenen Dramas. Allein die Tragödie der kaiserlichen Märtyrerin wollte er in geschlossener dramatischer Form darstellen, so konnte und durfte in seinem Stück nach Octavias Abgang zu Verbannung und Tod nichts Weiteres folgen. Er verwandte den im hellenistischen Drama gegebenen dreiteiligen Aufbau und brachte in jedem der drei selbständig und unverbunden nebeneinanderstehenden Teile Ereignisse eines Tages zur Darstellung: im ersten Octavias Bangen, Neros Entschluß zur Ehe mit Poppaea am Tage vor der Hochzeit, im dritten den Tag nach der Hochzeit: Poppaeas Befürchtungen, des Volkes vergebliche Erhebung für Octavia, die Rache an Octavia, im mittleren den Hochzeitstag selbst. Aber das Hochzeitsfest darzustellen, an dem doch Octavia nicht teilnahm, hatte der Dichter keinen Anlaß, so bot er nur ein Stimmungsbild: Octavias und ihres getreuen Chores Klagen über den schicksalsschweren Tag, der angebrochen ist. Davor aber stellte er — in Anlehnung an seines Meisters Sen. Prologe im Ag. und Thy., wo die Thyestis und Tantali umbrae aus dem Schatten-

reiche emportauchen — das grausige Erscheinen der toten Mutter Neros, die dem eigenen Sohne flucht und seinen elenden Tod im voraus verkündet. Mit diesem kühnen Einfügen einer die Zukunft kündenden Verstorbenen, wie es sonst in Prologen üblich war, inmitten seines Stückes füllt der Dichter nicht bloß den allzu dürftigen mittleren Teil seines Dramas auf, er tut damit auch der poetischen Gerechtigkeit Genüge: er führt dem Beschauer an hervorragender Stelle, an einem Ruhepunkte in der Mitte der ganzen dramatischen Handlung in einer gespenstigen Zukunftsverkündung den Untergang des Frevlers, der im Drama selbst triumphiert und triumphieren muß, vor Augen. Damit tun wir einen Blick in die künstlerische Werkstatt dieses Dichters: so abhängig er in Gedanken, Worten und metrischer Form von Sen. ist, im dramatischen Aufbau verfährt er durchaus selbständig, geht er eigene, seltsam kühne Wege. Und daß das eigenartige Mittelstück auf Nichtvollendung des ganzen Dichterwerkes deute, dürfen wir nun wahrlich nicht mehr glauben. Und auch des Chores schwankende Haltung, der bald zur Poppaea, bald zur Octavia sich hinneigt, darf wohl nicht als Beweis für Unausgeglichenheit und Unvollendetheit angesehen werden, und ebensowenig schließlich jene leise Inkonzinnität, daß Octavia und ihr Chor am Schluß das verhängnisvolle Schiff sehen und begrüßen, das Octavia fortführen soll; freilich vor dem Kaiserpalast in Rom, vor dem das Stück im übrigen spielt, kann das Schiff in Wahrheit nicht sichtbar sein, mögen wir es uns in Ostia oder am Tiberhafen in Rom, bis wohin die Seeschiffe gelangten, vor Anker liegend denken: mit solchen Lokalangaben nimmt es der Dramatiker jener Zeiten offenbar nicht allzu genau, brauchte darin auch keineswegs ängstlich zu sein, wenn doch für sein Werk nur Lesen oder Vorlesen in Betracht kam, Leben auf der Bühne ihm nicht beschieden war.

Wir kennen den Dichter der Oct. nicht. Scaliger riet auf Scaevus Memor (s. oben S. 117 f.), einen benannten Unbekannten für einen Namenlosen einsetzend, Franz Ritter (Oct. praet. Curiatio Materno vindicatam ed., Bonn 1843, p. XII sqq.) auf Curiatius Maternus, der auch als Dichter von praetextae berühmt war, aber schwerlich schon Sen.s und Octavias Freund und Vertrauter gewesen sein kann; man könnte an Pomponius Secundus denken, falls er Sen. und Nero überlebt hat (s. Nachträge). Aber solches Rätsel raten ist müßiges Spiel. Was wir mit gutem Grunde über den Oct.-Dichter sagen dürfen, hat aufs klarste schon Scaliger erkannt und aus-

gesprochen, wenn er in ihm sah: ipsius Octaviae domesticum et Sen. amicum.

Daß die Oct. praetexta später als Sen.-Stück angesehen und den Sen.-Tragödien in der Überlieferung angeschlossen wurde, das hatte gewiß seinen Grund in der Tatsache, auf Grund deren man in der Neuzeit sie Sen. hat absprechen wollen: im Auftreten Sen.s selbst als handelnder Person in der Oct.

Dies über die Praetexta Oct. meine *δεύτεραί πως φροντίδες σοφάτεραι.*

Nachträge.

Zu S. 121. H. Wocke stellt N. Jbb. f. d. kl. Alt. Jgg. XXV 1922, Bd. XLIX 287 die Sen.-Spuren im 'Ackermann aus Böhmen' zusammen, den A. Bernt u. K. Burdach erschlossen haben (Vom M.-A. zur Reformation III 1, Berlin 1917).

Zu S. 124. *Cas. Morawski, De scriptoribus Romanis III. et IV. p. Chr. n. saeculi observationes, Akad. Krakau 1921, handelt (nach Ed. Grupe, Philol. Woch. 1922, 700) in Abschnitt IV von rhetorischen Übertreibungen bei Herodot, Sen. u. Ammianus Marcellinus.

Unbekannt ist mir noch *J. Bruecken, De Sen. philos. usu perfecti qu. d. consuetudinis, Diss. Bonn 1921.

Zu S. 132. L. Castiglioni setzt Rivist di filol. L 1922, 55 ff. seine Studi Anneani fort, IV zu nat. qu.

Zu S. 141. Gegen Reinhardts Urteil über ira II 19—21 eine kurze Gegenbemerkung in Max Pohlenz Rez., Gött. gel. Anz. 1922, (161—175), 173, 1. Vgl. die gleichfalls berechtigte Kritik übend Rez. W. Nestles, Phil. Woch. 1922, 458—465.

Zu S. 149. Soeben wird das Erscheinen der 6. Aufl. angezeigt.

Zu S. 170. Sehr beachtenswert ist die 1922 erschienene Abhandlung von A. Rehm, Das VII. Buch der nat. qu. des Sen. u. d. Kometentheorie des Poseidonios, Sitz.-Ber. Akad. München 1921, 1. Der enge Zusammenhang zwischen Sen. und dem bei Stobaios in Exzerpten vorliegenden Physiker Arrianos — der Sprache nach vielleicht identisch mit dem bekannten A. aus Nikomedeia ?, R. 8, 1 — erschließt R., daß beiden Autoren eine gemeinsame, Poseidonios vereinfachende, aber ihn nicht bestreitende Quelle vorlag; Asklepiodotos Werk, dessen Titel nur aus Sen. VI 17, 3 zu erschließen ist — wahrscheinlich *αἰτίαι φυσικαί*, dementsprechend bei Sen. wahrscheinlich (R. 5, 2) *quaestionum* zu streichen, so daß

in . . . naturalium causis übrig bleibt —, kann das gewesen sein, doch hielt es R. für geratener, diesen Mittelsmann namenlos zu lassen. Die Analyse des VII. Sen.-Buches zeigt, daß Sen. sich seine Disposition selbst gemacht, die doxographischen Teile so gruppiert hat, daß er am Ende (K. 20/1) die Lehren der Stoa bringt, d. h. die des Poseidonios, um ihnen von 22 an seine eigene Auffassung folgen zu lassen, die er mit Einwendungen gegen Poseidonios Theorie beweist, und unter diesen Einwendungen sei 'nicht eine, die Sen. nicht selbst hätte finden können'. Erscheint also Sen. in diesem VII. Buche der nat. qu. 'als Vorkämpfer einer nicht leicht, aber auf echt wissenschaftlichem Weg gewonnenen Überzeugung', so zeigt R.s Übersicht über Poseidonios Kometenlehre, daß diese ganz auf Aristoteles aufgebaut war. Poseidonios also hier der 'behutsame Fortbildner der Tradition', Sen. der selbständige wissenschaftliche Denker, der auch sonst 'meist festen Boden unter den Füßen hat, auch wenn er zu schwimmen scheint'. — Mehrere kritische Bemerkungen zu VII gibt R. S. 10, 1: 4, 1 *Chaldaeos* und *illos* zu halten. 5, 4 Gerckes *solis* überflüssig, *faciem* r. 6, 2 ls. *et eniti.* 10, 1 *mora, utique ubi* mit L^2 Z. S. 13, 1 tritt R. für Streichung des Satzes *huic proxima superficies ignea est* 13, 3 ein, der Glossem zu *ignes* Z. 17 sein soll.

Zu S. 179. Später erst ist mir das zweite neue Poseidoniosbuch bekannt geworden: J. Heinemann, Poseidonios metaphysische Schriften I, Breslau 1921. Im II. Teile des Werks, 'Analysen' bietend, ist ein besonderer § 3 (158—203) der Poseidonios-Benutzung in Sen.s Briefen gewidmet. Durch Analysen derjenigen 29 Sen.-Briefe unter den erhaltenen 124, welche eine gelehrte Quelle verraten und eine bestimmte Richtung in der Stoa erkennen lassen, kommt H. zu dem Ergebnis, Sen. habe bei Abfassung nicht bloß dieser 29, sondern aller seiner moralischen Briefe, abgesehen von Nr. 1—31, bei deren Abfassung er Epikurs Briefe vor sich hatte, als Quelle lediglich Poseidonios benutzt, dessen Name vom 78. Briefe ab oft erscheint: er sei der einzige Stoiker, dessen Bücher Sen. in der Hand gehabt habe. In den Briefen 1—31 knüpft Sen. an Epikureische Lesefrüchte freie Betrachtungen an, dann aber ändere sich die Methode: 'Nunmehr beginnt er mit Berichten über ethische Theorien seiner Quelle und über metaphysische Spekulationen und logische Unterscheidungen, die seinem eigenen Denken nach Ergebnis und Methode nicht völlig entsprechen'. Von Br. 85 ab wird Sen.s Ton, da er sich, wie er sagt, den *nodosa* zuwendet, im ganzen wissenschaftlicher. 'Mit dem Gehalt wächst auch all-

mählich der Umfang der Briefe, bis der Inhalt die Form sprengt und der Schriftsteller 106, 2; 108, 1; 109, 17 von seinem Entschluß berichtet, neben die Darstellung der Ethik in Briefform ihre Behandlung in einem Handbuch treten zu lassen'. Und dafür soll Sen. zwei Abhandlungen des Poseidonios benutzt haben, 'eine über das Verhältnis der Technai zueinander und über ihre geschichtliche Entwicklung, eine andere über Grundfragen der Ethik'. Erstere sei wahrscheinlich, letztere möglicherweise von Sen. aus Poseidonios Protreptikos genommen; es komme also für die Rekonstruktion der Ethik des Poseidonios den Luciliusbriefen dieselbe Bedeutung zu wie den nat. qu. für seine naturwissenschaftlichen Anschauungen. H.s Ergebnis ist überaus einfach, zu einfach, als daß es richtig sein könnte. Sen. schreibt in Jahr und Tag 100 und mehr moralische Briefe, und dabei hat er immer nur Poseidonios, gar nur ein einziges Buch des Poseidonios zur Hand genommen? Das glaube, wer kann und will. Und H.s Analyse, die zwar sehr gut öfters die Fäden bloßlegt, die mehrere Briefe zusammenhalten, hat auch im einzelnen den Beweis für seine These nicht erbracht. M. Pohlenz sagt in seiner Besprechung, Gött. gel. Anz. 1922, 175 ff., bes. 180 f., völlig zutreffend: H. habe nicht bewiesen, daß 'eine systematische literarische Darstellung' von Sen. benutzt sei. 'Sen. hat in dieser Zeit Poseidonios gelesen. Aber wieviel er ihm außer den wörtlichen — oft auch noch in den eigenen Stil umgesetzten (ep. 94, 38!) — Zitaten verdankt, wird sich kaum ausmachen lassen'. C. Reinhardt, Poseidonios 392 ff. 'Urzustand und Kulturentwicklung', bestreitet, daß die Detailfülle in Poseidonios Kulturgeschichte der Urzeit, in die uns Sen. epist. 90 einen Einblick gewährt, aus dem Protreptikos stamme. Und S. 336 ff. 'Die Güterlehre' zeigt R. in feinsinniger Analyse von Sen. epist. 87, 'wie verkehrt es war, die Autorschaft des Poseidonios über das direkt für ihn Bezeugte hinaus auszudehnen'.

Zu S. 186. Zu V. 882 führt Hosius dial. VI 16, 3/4 an, und zweifellos hat der Oct.-Dichter die seltenen exempla (Cornelia, die Mutter der Gracchen, u. Cornelia Livi Drusi) jener Stelle der cons. ad Marc. entnommen; es war hinzuzufügen, daß Fr. Münzer, Röm. Adelsparteien und Adelsfamilien, Stuttgart 1920, in dem Anhang über die geschichtlichen Beispiele in Ciceros Consolatio (376 ff.) nachgewiesen hat (398 ff.), daß Sen. diese exempla von Müttern, denen ihre Söhne entrissen wurden, in seinen Trostschriften (Rutilia tritt hinzu Helv. 16, 7) aus der Ciceronischen übernommen hat.

Zu S. 187. Als Kuriosum verzeichne ich, was soeben Nik. Wecklein schreibt, Philol. Woch. 1922, 1016: 'Die Zuweisung der unter dem Namen des Sen. erhaltenen Tragödien an den Stoiker ist sehr zweifelhaft' — ein Nachhall aus vergangenen Zeiten!

Zu S. 189. Aus Hosius Ausg. sehe ich jetzt, daß *destrictus* schon von Raphelengius vorgeschlagen war.

Zu S. 195. C. Cichorius handelt in seinem eben erschienenen Buche, 'Röm. Studien', Leipzig 1922, 426/9 von Pomponius Secundus u. Sen.s Tragödien. Er deutet die Quint.-Stelle VIII 3, 31 *memini iuvenis admodum inter Pomponium ac Sen. etiam praefationibus esse tractatum, an 'gradus eliminat' in tragoedia dici oportuisset* zweifellos richtig dahin, daß unter praefationes einführende Ansprachen ans Publikum vor Vorlesungen der Tragödien zu verstehen sind, entsprechend den *προλαλιαί* der Rhetoren, wofür die Lateiner die Ausdrücke *praelocutiones* (Sen. contr. III praef. 11) oder eben *praefationes* (Plin. epist. I 13, 2. II 3, 1. Martial. III 18, 1) anwenden (vgl. Al. Stock, De prolaliarum usu rhetorico, Diss. Königsberg 1911, wo aber dieser Begriff ungebührlich ausgedehnt ist; vgl. Rez. G. Lehnert, Berl. philol. Woch. 1914, 1494/6). C. zieht daraus eine doppelte Schlußfolgerung: 1. fällt die durch Quint. bezeugte Tatsache, daß Sen. u. Pomponius ihre Tragödien vorgelesen haben, ins Gewicht bei Beurteilung der Streitfrage, ob Sen.s Tragödien für die Bühne geschrieben sind oder nicht, und natürlich zugunsten der auch sonst gesicherten Annahme, daß es nur Lesedramen sind. 2. Da der um die Mitte der 30er Jahre geborene Quint. *admodum iuvenis* diesen Tragödienrezitationen jener beiden beigewohnt hat, können diese nicht vor dem Beginn der 50er Jahre stattgefunden haben. 50/1 war Pomponius Statthalter in Germanien, also fallen sie erst nach 51: das stimmt trefflich zu meiner Auffassung, daß Sen. nach seiner Verbannung nach Korsika, nach 49, etwa 52 mit seiner Tragödiendichtung begonnen hat.

Zu S. 210. Nach Cichorius 425 f. hat Pomponius bis in die letzten Jahre Neros gelebt.

Bericht über die Literatur zu Quintilians Institutio oratoria aus den Jahren 1910—1921.

Von

Oberstudiendirektor Dr. **Georg Ammon** in Regensburg.

Inhalt.

I. Zur Einführung.

Die Institutio oratoria, diese praktische Anleitung, dem Bildungsideal der Alten, dem vollendeten Redner, näher zu kommen, diese großzügige allgemeine Erziehungslehre, dieses oratorische Kunstwerk mit dem mannigfaltigsten Kulturgehalt einer großen Zeit, tritt in der Hochflut pädagogischer Literatur nicht ganz seiner Bedeutung entsprechend hervor. Begreiflich; hebt doch für die Moderne das pädagogische Evangelium meist mit J. J. Rousseau an; dazu der unhistorische Sinn unserer Zeit überhaupt, der am gefährlichsten auf dem Gebiet der Erziehung und Bildung zu werden droht. Indes hat das naturgemäße, wenn auch unorganisierte Zusammenwirken selbstloser Philologen und Pädagogen bei den wichtigsten Kulturvölkern auch im letzten Jahrzehnt nicht zu unterschätzende Ergebnisse gezeitigt für die Grundlegung, Erklärung und Übermittelung der Institutio.

In die Überlieferungsgeschichte haben Sabbadini und Beltrami mehr Licht gebracht; die Konjekturalkritik, gestützt auf die Beobachtung des Sprachgebrauchs, hat bei der Festlegung des Textes mitgeholfen (*Βάσης*, Baehrens, Gabler). Die für weitere Leserkreise berechnete englische Ausgabe von Butler (1921/22) beansprucht nicht einen Halm, Meister oder Radermacher zu ersetzen; dieser hat auf Teil I (Buch I mit VI, 1907) den zweiten noch nicht folgen lassen. In der Aufsuchung der Quellen hat sich der Philologenspürsinn bewährt (Kroll, Marx, Rudberg, Hubbell u. a.); besonders ist man dem Verhältnis zum Taciteischen Rednerdialog nachgegangen (Gudeman, Wormser, Dienel, Reitzenstein). Gefördert wurde die Auffassung der Institutio als Ganzes (Appel, Börner, Kroll), die Erklärung im einzelnen, so besonders die Grammatikpartie im 1. Buch (Aistermann, Colson, Barwick), die symbuleutische Rede (Kleck), die Aufhellung des X. Buches (Röhl), und hier wieder der iudicia (über Lucilius, Lucretius); einzelne Hilfsmittel der Redner wurden genauer untersucht: ridiculum (VI. Buch) durch Süß, das *παράδειγμα* durch Alewell, die Stimmbildung durch Krumbacher, die Gebärden durch Warnecke. Die Rhythmenforschung, auf die ich im letzten Bericht über Ciceros rhetorische Schriften Burs. Bd. 179 (1919 II) S. 76—123 näher eingegangen bin, hat u. a. durch Novotny, durch A. W. de Groot, E. Petersen, G. Golz neue Anregungen erhalten; doch wollte ich für eine erneute zusammenfassende Darstellung zu A. W. de Groots Prosarhythmus Teil I. 1921 noch die Fortsetzung abwarten. Für die Geschichte des Schulwesens haben Barbagallo, Beudel, für das Fortwirken Quintilians Manitius, Borinski, Burdach, Hofer, Heim, Wychgram, Sohm reiches und gutes Material gebracht. Auch rhetorische und pädagogische Hilfsmittel, die zunächst nur für die Gegenwart bestimmt sind, werden mit Gewinn zur Quintilianforschung herangezogen. Der Hinweis auf stofflich benachbarte Gebiete und Berichte hat oft mehr genützt als der Versuch, jede Lesung und jede Deutung genau zu verzeichnen.

Und es gilt noch manche Goldader der Institutio zu verfolgen. Abgesehen von den kaum endgültig zu lösenden Fragen der Textkritik und Hermeneutik liegen einige mehr im Vordergrund der Gegenwart: wie z. B. Quintilian (die Rhetorik) und die staatsbürgerliche Erziehung, die Psychologie in der Inst. (IV 2, VI 2 usw.); die Statuslehre und die 'wissenschaftliche Problemstellung'; das Gedächtnis nach Quintilian; die actio nach XI 3; die Kunst der Er-

zählung, der Schilderung; die redende und bildende Kunst in ihren Wechselbeziehungen; die (pädagogische) Bildersprache Quintilians; der zweisprachige Unterricht nach Quintilian; die 'Klassiker' und die 'Modernen'; Kunst und Grenzen des Übersetzens; Quintilians Stellung in der Fremdwortfrage; Quintilian und unsere Fachausdrücke, Fremdwörter und geflügelten Worte.

Kurz nach Halms grundlegender Ausgabe der Institutio oratoria (Lipsiae 1868 I, 1869 II) erschien für 1873—76 der erste Bericht von Iw. Müller 6. Bd. S. 262—293; für die Jahre 1880 bis 1887 von Ferdinand Becher im 51. Bd. (1887 II) S. 1—61 über die instit. or. und S. 62—82 für die Deklamationen. Von 1888 an habe ich den Bericht, und zwar nur über die inst., während die declamationes einem anderen Referenten zugeteilt sind. Mein erster Bericht umfaßt die Jahre 1888—1901 Burs. Bd. 109 S. 86—144, der zweite die Jahre 1901—1910 Burs. Bd. 148 (1910 II) S. 166 bis 253. Die Hilfsmittel für diesen neuen Bericht — auswärtige Zeitschriften und Bücher u. a. — zu beschaffen, wurde mir durch das Entgegenkommen der Staatsbibliothek und der Universitätsbibliothek München erleichtert; aber es blieben Schwierigkeiten genug[1]; wenn ich das Unfertige aus der Hand gebe, fließt mir die subscriptio des frommen Schreibers des Monacensis zu Quintilian in die Feder: Hoc opus exegi sit Christo gloria regi!

II. Stofflich benachbarte Berichte.

Über die Deklamationen, auch über die pseudoquintilianischen, berichtet bis 1914 eingehend Georg Lehnert Burs. 183. Bd. 1920 II S. 204—267.

Mit der zur Inst. or. gehörigen Literatur, z. B. über Rhythmus, berühren sich naturgemäß auch des öfteren meine Berichte über Ciceros rhetorische Schriften; der letzte, 1909—1917 umfassend, Burs. Bd. 179 (1919 II) S. 1—162; berühren sich aber auch mehrere andere Berichte über benachbarte Stoffe.

Kurt Emminger (†), Bericht über die Literatur zu den attischen Rednern aus den Jahren 1886—1904 (1909) Burs. Bd. 152 (1911 I) S. 76—217.

Ferner Burs. Bd. 161 (1913 I) für die Jahre 1886—1904

[1]) Die Bitte, Verfasser von Monographien und Aufsätzen möchten ihre Arbeiten zur Berichterstattung einsenden, ist heutzutage mehr als je am Platze.

(1912); dritter Teil S. 172—244; der vierte Teil (letzte) Burs. 166. Bd. (1914 I) S. 69—117.

J. K. Schönberger, Zu Ciceros Reden 1909—1912, Burs. 167. Bd. (1914 II) S. 280—356 und 1912—1917 Burs. Bd. 183 (1920 II) S. 73—123.

Zur Quintilianliteratur im weiteren Sinn gehören ferner die Schriften zum Rednerdialog des Tacitus, den heutzutage niemand mehr dem Fabius zuschreibt.

Georg Andresen hat in den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin (Jahrg. 35 ff.) mit großer Umsicht und kritischem Blick das Einschlägige zusammengestellt.

35. Jahrgang (1909) S. 257 ff. über R. Dienel, der (in seiner Schrift „Rednerdialog des Tacitus“, Leipzig 1908) den Dialogus wegen seiner Berührungen mit Plinius und Quintilian im Jahre 97 veröffentlicht sein läßt, doch nach dem Agricola — dieser wird aber, wie Andresen beifügt, meist 98 unter Traian angesetzt; S. 263 über W. Hamilton Fyfe (1908), nach dem der Dialog unter Titus geschrieben und veröffentlicht ist.

36 (1910) S. 255; 37 (1911) S. 228 über Röhls Ausgabe des Dialogs (1911), S. 255 über Sprachgebrauch; 38 (1912) S. 265 ff. über Konrad Eisenhardt „Über die Reden in den Historien und Annalen des Tacitus“ (zwei Programme, Ludwigshafen a. Rh.), über Theissen 'De . . . Taciti digressionibus' (Diss. Berlin 1912); 39 (1913) S. 154 ff. über Gudemans Aufsatz über das Gesprächsdatum (74/75), über Georges Wormser 'Le dialogue des orateurs et l'institution oratoire', der nachzuweisen sucht, daß Tacitus, als er den Dialogus schrieb, Quintilians Institutio oratoria vor sich hatte; da diese 94 erschien, sei der Dialog 95 geschrieben worden, publiziert erst Ende 96; beachtenswert findet Andresen diese Gedanken Wormsers: Quintilian betrachte sein Thema vom technischen, Tacitus vom historischen Standpunkt aus; vgl. Abschn. X.

„Aper wird von Messala-Quintilian, der die Alten preist und durch Zurückgreifen auf diese eine Regeneration erhofft, widerlegt, Messala-Quintilian durch Maternus-Tacitus, der darauf verzichtet, ein Phantom zu verfolgen, weil er voraussieht, daß die klassische Reaktion ohne Wirkung bleiben wird; hierin äußern sich zugleich sein Pessimismus und sein Spürsinn.“ „Dem ist nur hinzuzufügen, sagt Andresen S. 156, daß Maternus-Tacitus nicht bloß Messala widerlegt, sondern auch Aper, und zwar in dem, was beiden gemeinsam ist, in der Vorliebe für die rednerische Tätigkeit.“ Vgl. unten über den

Rednerdialog A. W. de Groot, der antike Prosarhythmus I 1921, S. 90 gegen die Identifizierung des Tacitus mit einem Mitunterredner.

40 (1914) S. 77 berichtet Andresen über R. v. Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage (München 1913, Franz), wo dem Tacitus abergläubische Anwandlungen vorgerückt sind, über Aly, Gudeman, Barwick zum Dialog.

41 (1915) S. 146—157 über Gudemans Ausgabe des Dialogus, S. 169 über Peterson, Valmaggi.

42 (1916) S. 73 weiter zu Gudemans Ausgabe, S. 75 zu Dienel über den Dialog u. Quintilian, S. 78 ff. über R. Klaiber, Beziehungen des Rednerdialogs von Tacitus zu Ciceros rhetorischen Schriften (1914), über Richard Reitzenstein 'Bemerkungen zu den kleinen Schriften des Tacitus' (1914), S. 95 über R. Sabbadini, Storia antica di testi latini (Catania, 1914), S. 101 auch über K. Remmes Bericht bei 'Bursian' 167. Bd. (1914 II).

43 (1917) S. 108 über R. Klaiber II.

44 (1918) S. 105 Tacitus als Schriftsteller (Pfister u. a.).

45 (1919) S. 25 über einschlägige Artikel bei Pauly-Wissowa.

46 (1920) wird auf die Bedeutung von Ed. Nordens Germanischer Urgeschichte hingewiesen, in der auch Quintilian öfters berührt wird; vgl. Ammon, Bayer. Gy. Bl. 1922, 206 f.

K. Remme, Zu Tacitus 1904—1912 bei Bursian Bd. 167 (1914 II) S. 201—279, besonders 'Dialogfragen' S. 242—247 (geht im wesentlichen mit Gudeman gegen Dienel).

Weitere benachbarte Berichte sind: Friedrich Bock, Zu Plutarchs Moralia 1905—1910 Burs. Bd. 152 (1911 I) S. 313 bis 352. Z. B. Jones will (S. 352) im Ps. Plut. π. παιδ. ἀγωγ. sogar sprachliche Anklänge an Quintilian finden. Dann für die Zeit von 1911—1915 Burs. Bd. 170 (1915 I) S. 233—290 und für die Zeit von 1916—1920 Burs. Bd. 187 (1921 I S. 228 ff.) (auch über Rhythmus; de pueris ed. S. 243—45).

Karl Münscher, Zur zweiten Sophistik 1910—1915 Burs. Bd. 170 (1915 I) S. 1—231 und in diesem Band oben über Seneca.

Paul Wessner, Bericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatiker mit Einschluß der Scholienliteratur und Glossographie für 1908—1920. Bursian Bd. 188 (1921 II) S. 34—254.

Dieser eingehende Bericht berührt sich naturgemäß in allgemeinen und besonderen Fragen, namentlich hinsichtlich der instit. I 4—7, mit dem neuen Quintilianbericht. S. 89—92 sind eigens

Quintilian gewidmet (Bywater Atakta II — Aistermann Probus — J. Negro, La grammatica in Quintiliano e le sue fonti 1914 — Colson Grammatical Chapters und Some Problems — Neumann De Barbarismo usw.); doch waren einige Arbeiten (Colson, Negro) Wessner nicht zugänglich. Was Wessner über die Selbständigkeit des Quintilian in grammatischen Fragen gegen Aistermann (Probus als Quelle Quintilians) ausführt, kann ich nur unterstreichen; in so landläufigen Dingen brauchte der Hochschulprofessor den Berytier nicht auszuschreiben. Vgl. auch unten Barwick, Remmius Palaemon.

In der Zeitschrift Glotta berichten Felix Hartmann und Wilhelm Kroll über Lateinische Sprache und Literatur im allgemeinen, für 1910 IV. Jahrg. (1913), V für 1911 usw. Darunter auch viel Literatur zu Quintilian (z. B. Zielinski, Zander, Shipley, Bährens, Laurand usf.). Zuletzt Felix Hartmann Glotta IX 1921 über 1918 S. 251 bis 267 (Akzent, Lautlehre usw.) und W. Kroll S. 267—276.

In den sieben Jahrgängen des Indogermanischen Jahrbuches (I 1913, erschienen Straßburg 1914, Trübner; VII 1919, erschienen Berlin und Leipzig 1921) berichtet J. B. Hofmann geschickt und übersichtlich über Italisch, darunter auch Dinge (Aussprache, Rhythmus, Etymologie u. a.), die zur Inst. or. gehören.

In der von Rud. Klussmann herausgegebenen Bibl. scriptorum classic. et Graec. et Lat. die Literatur von 1878—1896 einschließlich umfassend. II. Bd. Script. Lat. 2. Teil. Leipzig 1913. Supplem. Burs. 165 S. 155—162.

Aus diesem zuverlässigsten und übersichtlichsten Verzeichnis für die Zeit 1878—1896 — nur ab und zu bis auf 1912 heruntergreifend — wäre noch manches zu den früheren Berichten über Quintilian nachzutragen. Auch persönlich hat mich Professor Klussmann durch wertvolle Notizen zu dauerndem Dank verpflichtet.

Auf die Literaturgeschichten von Schanz (1913), Teuffel-Kroll-Skutsch, auch Christ, auf die Einleitung von Gercke-Norden[3] (1921), Norden Kunstprosa[3], auf Pauly-Wissowa, auf den neuen Lübker, auf Daremberg-Saglio, auf die Companions von Whibley, von Sandys, auf die Manuels von Laurand und andere allgemeine Hilfsmittel ist schon hier, auf anderes Benachbarte gegen Schluß des Berichtes hinzuweisen. So bei John Edwin Sandys, A companion to Latin Studies. Cambridge 1913

Abschnitt V 9 'Education' von Murison S. 228—236 und

Abschnitt V 10 'Book and writings' von M. R. James.

III. Die Persönlichkeit.

Unter der Gruppe der spanischen Schriftsteller — fünf aus dem Süden, zwei aus dem Norden — wird Quintilian gut gezeichnet von

E. S. Bouchier, *Spain under the Roman empire.* Oxford 1914. 200 S. 8. Mit Karte.

Die Wiege des M. Fabius Quintilianus stand nach B. (S. 166) in Calagurris (Calahorra – welchem?), einer kleinen Stadt am oberen Ebro. Sein Einfluß in Rom als Tonangeber im literarischen Geschmack (Vorbild Cicero) und für Erziehung; "nor is it fanciful to attribute to his influence the refinement and nobility of feeling which characterizes the next generation" (Plinius, Tacitus, Trajan, Hadrian). Quintilians Urteil über die sententiae Lukans siehe S. 162 f.

Über Gamurrinis Wiederbelebung der Zweifel an der spanischen Heimat Quintilians vgl. unten Fr. Schoell (zu gurdos).

A. H. Strong, *Quintilian.* A study in ancient and modern methods of education, ethical and intellectual. In 'The Hibbert Journal' XI 1912—1913, 1, S. 117—136.

In diesem Journal, 'a quarterly Review of Religion, Theology, and Philosophy', will Professor Strong das Erziehungsideal (oratory) oder überhaupt die Weltauffassung des „größten römischen Professors" zeichnen. Er bietet im wesentlichen den Inhalt der allgemeinen Pädagogik aus dem ersten Buch, verständig und klar, mit wirksamen Hinweisen auf neuzeitliche und einheimische Verhältnisse (S. 124, 130), aber ohne wörtliche Zitate und gelehrtes Beiwerk. "Quintilian is the most important of the group of the school of writers who ushered in a reaction in literature against the bombast and tinsel of the rhetoricians, such as Lucan in verse and Seneca in prose. His style, even his thoughts, is dignified and restrained."

Wenn S. 132 mit dem Begriff sanctitas = at once 'reverence and dignity' neben virilitas (Inst. 7, 9) operiert wird, so ist zu bemerken, daß Vasis (*Βάσης*) mit gutem Grund sanitas statt sanctitas lesen möchte; s. Abschn. VI.

Benedikt Appel, Das Bildungs- und Erziehungsideal Quintilians nach der Institutio oratoria. Donauwörth 1914, Auer, VI, 95 S. 8. Siehe auch Jahrbuch für christliche Erziehungswissenschaft 1909 (Kempten und München, Kösel).

In dieser Münchener Dissertation will Appel die Inst. hauptsächlich nach ihrem Inhalt und nach ihren Quellen darstellen (S. 6).

Wenn das allseitig gegenwärtig kaum möglich ist, so hat der wohlausgerüstete Verfasser doch das deutlich im Vordergrund stehende Ideal der Erziehung zum vir bonus vielseitig und großzügig erfaßt und dargestellt. Gegliedert ist der Stoff in diese drei Abschnitte: I. Quintilians persönliches Verhältnis zur Philosophie, II. Der Inhalt des Bildungs- und Erziehungsideals der inst. or. (S. 16—46), III. Die subjektiven Voraussetzungen des Ideals. Ich habe in meiner Besprechung B ph W 35, 1915, 749—752 manches angeführt, was den Inhalt der Institutio, namentlich nach der geschichtlichen Stellung, und die Persönlichkeit des Verfassers besser zu beleuchten geeignet sein dürfte. Auch W. Kroll (Wiss. Forsch.-Berichte Lat. Phil. S. 71) erkennt den ernsthaften Versuch an, das gut durchgearbeitete Quellenmaterial historisch richtig eineinzuordnen. „Die Schwierigkeit liegt, fährt Kroll fort, darin, daß Quintilian kein inneres Verhältnis zur Philosophie hat, die den Maßstab für die Einordnung der Lehren liefert, und daß seine allgemeinen Anschauungen meist die Ciceros sind, nur ein wenig stoisch temperiert. Daß er bei seiner Forderung, der orator müsse ein vir bonus sein, weder an die erste und zweite Sophistik noch an den Asianismus denkt, hätte der Verfasser erkennen sollen." 'Unphilosophisch' nennt Kroll den Quintilian auch in seinen 'Quintilianstudien' (Rhein. Mus. 1921); siehe unten Abschn. IX.

Über die wenig zutreffende Einschätzung des 'Philosophen' Quintilian äußert sich in seiner eingehenden anerkennenden Besprechung Appels auch Georg Lehnert Deutsche Lit.-Zeitung 1918, 97; daß die feinen, weltmännischen Ausführungen über actio XI 3 nicht für unsere Zeit entsprechend ausgeschöpft sind, bedauere auch ich.

J. G. Laing, Quintilian the Schoolmaster. In the Class. Journ. XV 8/9.

Laing charakterisiert die instit. als including practically the whole cycle of humane and scientific culture so far it was organized at that time. Er sieht in der Rednerschule die drei Werte, die heute die amerikanischen Latinisten für sich in Anspruch nehmen: disciplinary value, practical value, cultural value. L. schließt mit dem Bild des idealen Redners, wie Quintilian ihn versteht (nach Philol. W. 1921, 979).

Eine treffende Würdigung Quintilians und der instit. or. gibt auch

Karl Hosius in dem mit E. Drerup herausgegebenen Doppel-

vortrag 'Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum'. Eichstätt 1918.

Vgl. meine Anzeige Berl. philol. Woch. 38, 1918, Sp. 1116.

Die allgemeine Bedeutung Quintilians beachtet auch Eduard Spranger, Kultur und Erziehung, Leipzig 1919.

E. G. Sihler sucht im Amer. Journ. of Philol. XLI 3, 1920 nachzuweisen, daß Quintilian im Anschluß an Ciceros De oratore eine Reform der Rhetorik anstrebte; siehe Class. Quarterly XV 1921 S. 49.

Zu dem im vorigen Bericht behandelten Gesichtspunkt 'Quintilianus adulator' noch diese erklärende Auffassung: Schule und Schrifttum standen unter dem gewaltigen Einfluß der selbstherrlichen Kaiser. Wie sehr Seneca mit seinem 'Agamemnon' und seinen 'Troades' dem (dichtenden) Nero entgegenkam, hat Th. Birt Neue Jahrb. 1911 (XIV) S. 359 ausgesprochen. Das ist auch bei dem Preis des 'Germanicus Augustus' (Domitian), den nur die Staatsgeschäfte gehindert hätten, Roms erste literarische Größe zu werden (instit. X 1, 91), gebührend in Anschlag zu bringen wie bei Martial. Wenn die autokratischen Cäsaren sich in Prosa und Poesie, in der Gerichtsrede — Domitian nach Sueton nicht schlecht — agonistisch vernehmen ließen, so wurden Publikum und Schule vielfach beeinflußt (Juven. sat. 7, 1); Charaktere wie Tacitus waren zu allen Zeiten dünn gesät.

Das beste Gesamtbild Quintilians ist vorderhand immer noch das von dem verstorbenen L. Schwabe bei Pauly-Wissowa unter 'Fabius' gezeichnete.

IV. Überlieferung.

Die Überlieferungsgeschichte, die ich Burs. Bd. 109 (1901) S. 85 ff. meist im Anschluß an Fierville und Peterson, dann Burs. Bd. 148 (1910 II) S. 179 ff. besonders im Hinblick auf Radermachers Ausgabe (Vol. I lib. I—VI, Leipzig 1907) skizziert habe, und die mit der Darstellung des Fortwirkens (siehe unten) und der Handschriften zusammenhängt, hat mehrfach Aufhellung erfahren, namentlich durch Sabbadini und seinen Schüler Beltrami; aber es bleibt noch viel zu tun übrig sowohl hinsichtlich der Verzweigung (Klasse III und IV?) wie der genauen Neuvergleichung wichtiger Kodizes.

Max Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur im Mittelalter. München 1911. Handb. J. v. Müller 9, 2, 1.

Lupus von Ferrières, rührig wie später die italienischen Humanisten, bittet den Abt Altsig von York um die 12 Bücher der Inst. (S. 486). Auch sonst bietet Manitius viel für die Geschichte der Quintilianüberlieferung.

Einen Überblick über die Entdeckungsgeschichte von Quintilianhandschriften gibt[1])

Remigio Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne' secoli XIV e XV. Nuove ricerche col *riassunto* filologico dei due volumi. Florenz, G. C. Sansoni 1914, VIII 274 S. In der Biblioteca storica del rinascimento diretta da F. P. Luiso.

Sabbadini in Mailand, seit einem Menschenalter (1876) unermüdlich in der Auskundschaftung von Handschriften und ihren Schicksalen tätig, faßt das in den zwei Bänden (1905 und 1914) Niedergelegte im 4. Kapitel des II. Bandes S. 198—265 nach den alphabetisch geordneten Autoren kurz zusammen, über Quintilian, Inst. or. S. 247 f. Die Institutio oratoria, auch im Plural, im Mittelalter auf 8 bis 9 Bücher reduziert, kannte Englands namhafter Bibliophile Richard d'Angerville da Bury (1286—1345), kannte in Frankreich Johann von Montreuil (de Monsterolio), geboren 1354, kannte der Florilegist (Sammler moralischer Sprüche) von 1329 in Verona: Quintilianus libro de oratoriis institutionibus: 'Si studiis scolas prodesse' (I 2, 3); kannte ferner Guglielmo da Pastrengo († 1363) in Verona, kannte Dionysius von San Sepolcro (Arezzo), den wir um 1317 in Paris finden, gestorben 1342, kannte Giovanni Colonna (1265—1332), kannte Lapo di Castiglionchio und durch ihn Petrarca, kannte Domenico di Bandino in Florenz, kannte Giovanni Dominici (um 1405) in Florenz, Panormita um 1426. Ein Bruchstück der Inst., vielleicht aus dem X. Buche, hatte Giovanni Conversino.

Den vollständigen Text der Inst. entdeckte Nicolaus de Clemangis in Frankreich; von ihm erhielt ihn Andreolo Arese, ein geborener Mailänder im Dienste der Visconti. Über Poggios Fund in St. Gallen 1416 und über das zweite, 1417 entdeckte Exemplar eines vollständigen Textes siehe Bericht über Baltrami. Der erste Fund ist nach Sabbadini der gegenwärtige Turicensis, der in St. Gallen bis zum 18. Jahrhundert verblieb. Abschriften von ihm sind der Vatic. Urb. 327, Ambros. B 153 sup., der Har-

[1]) Auch an die von G. L. Spalding im 7. Bd. seiner Ausgabe (1825) zusammengestellten Selecta de M. F. Quintiliano recentiorum iudicia sei erinnert.

leianus 4849, der Vindobonensis 3135 und der Vatic. Basil. H 11, 12 (?). Das zweite Exemplar, das Poggio mit sich nahm, ist jetzt verloren, aber wir haben Apographa, z. B. Laur. 46, 9 vom Jahr 1418 und Monac. 23473 (den ich zum Teil im Juli 1922 verglichen habe). Über den Vatic. Urb. 327 siehe unten Beltrami. Ein drittes vollständiges Exemplar entdeckte Capra 1423 im Mailänder Humanistenkreis. Abschriften hatten Cosimo von Medici, Pizolpasso, Jouffroy (jetzt in Carcassonne; über seine eigenartige Stellung vgl. Fierville und gegen diesen Kiderlin; siehe meinen Bericht Burs. Bd. 109, 1901 II S. 98). Vollständig war der 'famosissimo' Ambros. E 153 sup., einst im Besitz des Mailänders Giovanni Barbavara (von 1437—52 Bischof von Tortona). Der Laur. 46, 7 kam (um 1433) von Straßburg nach Italien.

Remigio Sabbadini, Storia e Critica di testi latini Cicerone, Donato, Tacito, Celso, Plauto, Quintiliano, Livio e Sallustio, Commedia ignota. Catania 1914, X 458 S. 8.

Dem Fabius gelten hier die S. 379—407. Nicola da Clémangis kannte u. a. nach den mitgeteilten Briefstellen instit. X 1, 46—101 (geschrieben ist Tuchitidi ac Herodoto), er kannte um 1396 einen vollständigen Quintilian (nicht bloß einen Auszug aus inst. X), also 20 Jahre vor Poggios Fund in St. Gallen (August–September 1416). Über diesen, über Poggios und Antonio Franchis Abschrift aus dem gleichen Jahre erfahren wir bei S. Quellenmäßiges. Im April 1417 schreibt Bruni an Poggio: 'Quintilianus tuus laboriosissime emendatur' etc. Gasparino Barzizza kann 1417/18 aus Padua an Cocco (Caucius) berichten: 'Quintilianus ex vetustissimo codice in Germania transcriptus totus apud nos extat' etc. In seiner Orthographia weist Barzizza hin auf Quintilians Unterscheidung (I 7, 5) von con und cum. Bei einem Sommerausflug (1417) nach Frankreich und Deutschland fand Poggio einen zweiten vollständigen Quintilian, den er nicht abschrieb, sondern mit nach Italien nahm (1418). — Bezüglich der Frage, ob Quintilian in Calagurra (Calagurris), wie Hieronymus überliefert, oder zu bezw. bei Rom geboren sei, wie eine anonyme Quintilianbiographie von 1494 will, zeigt Sabb., daß Laur. Valla zwar nicht der Autor des *βίος* ist, daß diesem aber Vallas Zweifel bezüglich der Nationalität des Verfassers der Institutio bekannt waren (S. 396—402). Vgl unter Gamurrini Burs. 148. Bd. S. 175 und Fr. Schöll unten. Laurentius Vallensis war 1443—1447 mit der 'Emendation' der Institutio beschäftigt (S. 402—404). Auf drei weiteren Seiten handelt Sabb. von den pseudo-quintilianischen Deklamationen.

Remigio Sabbadini, Quintiliano, il Commentum Terenti e Cicerone in Francia nel secolo XIV (Riv. di Filol. 39 (1911) S. 540—549)

zeigt aus den Briefen des Nicolaus de Clemangis, daß dieser Quintilian X 1, 46 bis 101 gelesen, also ein vollständiges Exemplar besessen, und zwar um 1396, also zwanzig Jahre vor Poggios Fund in St. Gallen (siehe oben).

Der Herausgeber des 12. Buches der Inst. or. Achille Beltrami hat in den Memorie del R. Instituto Lombardo di Scienze e Lettere, classe di lettere e scienze morali Vol. XXII—XIII. della Serie III — Fascicolo V (Milano 1911, Hoepli) S. 151—186 eine wichtige Untersuchung niedergelegt:

De Quintiliani institutionis oratoriae codicibus Ambros. B 153 sup., Vatic.-Urbino 327 et Medic.-Laurent. 46, 9.

Beltrami stimmt Radermacher (Fierville, Peterson) zu, daß in den jüngeren Hss Spuren einer alten recensio erhalten seien und erachtet den Ambr. B 153 sup. und den Vatic.-Urbin. 327 besonders beachtenswert. 'Hos enim R. Sabbadinus erudite coniectavit a priore Quintiliani codicum integrorum originem ducere, quos Poggius Florentinus in bybliotheca monasterii Sancti Galli cum reperisset, alterum transcripsit, alterum secum ipse in Italiam tulit.' Der Ambros. B 153, der neben dem vorzüglichen Ambros. E. 153 s. XI (A) und dem mutilus F 111 sup. s. X (A 2) eine durchgehende Kollation verdiene, ist zum Teil schon von Sabbadini und Bassi herangezogen worden. Von dem Vatic.-Urbin. 327 saec. XV membranaceus wird eine genaue Beschreibung gegeben. Die Graeca, zuerst freigelassen, sind später eingetragen. Für den Vatic.-Urbin. ermittelt Beltr. nach Sabbadini aus einer Bemerkung zum 12. Buch der Inst., daß er aus dem ersten von Poggio (1416) gefundenen Text abgeschrieben sei; weniger einfach liege die Sache beim Ambros. B 153. Über die beiden Hss sucht B., von Sabbadini angeregt, Klarheit zu verschaffen. Er hat Buch XII verglichen (c. 1 bis 4 vollständig mitgeteilt; aus c. 5 mit 11 Auswahl) und einzelne Stellen aus I—VI (nach Radermacher) und VII—XII (nach Meister) und dazu den Medic.-Laurent. 46, 9 herangezogen (γ), der laut handschriftlicher Notiz zwei Jahre nach Poggios Fund 1418 geschrieben ist. Jene beiden Hss, A 3 und Vu bezeichnet, bieten keine Diphthonge. Neben den sonst üblichen Varianten wie hi für ii, reprendere für reprehendere, finden sich auch Spuren alter Überlieferung; öfter werden Konjekturen moderner Gelehrter (Mähly,

Meister, Kiderlin, Sittl usw.) bestätigt, auch widerlegt oder als älter erwiesen. Das Verhältnis faßt Beltrami S. 185 so zusammen: 'Quibus exemplis id plane comprobatur . . . tam A 3 quam Vu a T(ur.) originem ducere, sed A 3 et librarii arbitrio corruptum et aliis codicibus, praesertim F b G S Alm. et eo codice, quo Campanus usus est, esse contaminatum, Vu autem codicis cuiusdam non multum a T discrepantis subsidio emendatum esse, atque ab hoc auxiliari, ut ita dicam, codice eas lectiones esse profectas, quas plane, similes cum in Vu tum in γ, M et Guelf passim invenimus. Quae cum tam multae eaeque peculiares maxime in γ M et Guelf sint, in eam adducor sententiam, ut horum codicum originem ad eum, cuius lectiones in Vu emendatoris manus invexerit, recta referendam putem. Cum vero Poggii subscriptio in Vu et epistula capitumque tabula in A 3 a librariis ex priore Poggiano transcriptae utrumque codicem ex hoc ut ex primo fonte manasse testentur, in temeritatis crimen non vocabimur, si T aut archetypon ipsum, quod Poggius in monasterio s. Galli parum fideliter pro sua natura transcripserit, aut certe illi artissimo vinculo conexum ducemus.' In γ (= Medic. Laurent 46, 9) möchte Beltrami die älteste Abschrift des zweiten von Poggio 1417 gefundenen Quintiliankodex sehen.

Eingehend bespricht die Untersuchung Beltramis über die Handschriften Joh. Tolkiehn Woch. f. klass. Philol. 29 (1912), 1053 bis 56. In der Sabbadini gewidmeten Ausgabe des 12. Buches von Beltrami (Roma-Milano 1910) sieht Tolkiehn eine wohlangelegte italienische Schulausgabe (87. Bändchen der Raccolta di autori latini). Bezüglich der Komposition (siehe unten) glaubt Tolkiehn in der Annahme einer Erweiterung des ursprünglichen Planes beistimmen zu sollen; dagegen erscheint ihm weniger geglückt der Nachweis, daß die §§ 14—22 des erten Kapitels erst nachträglich nach Vollendung des ganzen eingeschaltet worden seien; mit Recht.

Schon im letzten Bericht ist verwiesen auf die wichtige Arbeit von Friedrich Emlein, De locis quos ex Ciceronis orationibus in Institutionis Oratoriae duodecim libris laudavit Quintilianus. Karlsruhe 1907. 83 S.

Man hat seit Spalding einige Stellen Quintilians (z. B. V 10, 92. 11, 11. 14, 3. IX 3, 38. 4, 29) aus Ciceros Reden verbessert. „An vielen Stellen, sagt Ferdinand Meister in seiner Besprechung (B. ph. W. 1910, 583 f.), gibt Emlein der Überlieferung Quintilians, zum Teil mit größerem oder geringerem Bedenken, aber stets mit Umsicht und umfassender Sprachkenntnis, an einigen auch der Überlieferung Ciceros den Vorzug, z. B. IV 2, 51 und 2, 110

= Lig. 2, 4.“ „Sehr häufig ist der Kritiker in der schlimmen Lage, sich nicht mit Bestimmtheit für Cicero oder Quintilian entscheiden zu können, z. B. da, wo sich's um Abweichungen in der Wortstellung handelt; maßgebend ist und bleibt für ihn das Alter und die Güte der Handschriften. Daneben ist auch zu berücksichtigen, daß Quintilian wohl seinen Cicero aus 20jähriger Lehrtätigkeit ganz genau kannte; wir dürfen ihm aber auch zutrauen, daß er nicht pedantisch Wort für Wort stets wiedergegeben, sondern hin und wieder sich die Freiheit genommen hat, an den Belegstellen eine unwesentliche Änderung vorzunehmen, ein oder mehrere Wörter umzustellen, hinzuzusetzen oder auch wegzulassen.“ Meister verweist auch auf die Jenenser Dissert. (1910) von Hermann Reeder, 'De codicibus in Ciceronis orationibus Caesarianis recte aestimandis', wo auch untersucht wird, welche Cicero-Hss. Quintilian benutzt habe (B. ph. W. 1910, 517). Unsere Quintilianüberlieferung (in etwa 100 Handschriften) ist im Vergleich zu der anderer Autoren, selbst Ciceros, im ganzen gut. Aber die Erforschung ist noch lange nicht abgeschlossen; dessen war sich auch ein Halm bewußt; Iwan Müller und Becher konnten nicht zum Abschluß bringen, was sie in Aussicht genommen. Meister und Radermacher haben das ihrige in unermüdlicher Forschung getan; Radermachers Bd. II (Buch 7 mit 12) steht noch aus. Wilh. Kroll sagt in Hönns wissenschaftlichen Forschungsberichten 1914—1918 'Lateinische Philologie' (Gotha 1919, F. A. Perthes) S. 3: 'Für den Text mancher Schriftsteller blieb die handschriftliche Grundlage lange unsicher — für Quintilian z. B. sehen wir in manchen Partien noch heute nicht klar.' Hier wäre nähere Angabe erwünscht.

Für die Behandlung der Handschriftenverzweigung und der rhetorischen Sprache, insbesondere der Terminologie, sind zwei verwandte Schriften, obwohl nur Ciceros Werke De oratore gewidmet, doch auch für die Quintilianforschung belangreich:

Johannes Stroux, Handschriftliche Studien zu Cicero De oratore (Rektoratsprogramm der Universität Basel). Basel 1921, 182 S. Gr. 8.

und

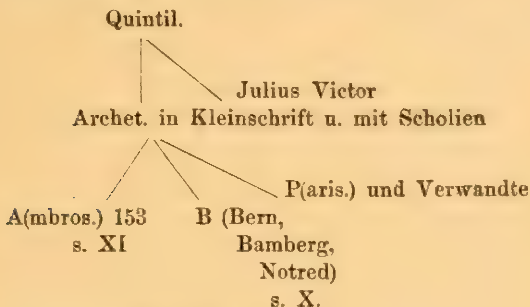
Joseph Martin, Tulliana. Die Vatikanischen Codices zu Cicero de oratore Vat. Lat. 2901 und Vatic. Palatinus 1470. Habilitationsschrift. Würzburg 1922, 90 S. 8.

Über die ins Altertum hinaufreichende Verzweigung Martin S. 89 f.; ebendort über das Verhältnis Ciceros zu Quintilian.

Die Nachrichten über Korrekturen (z. B. Aristophanes für

Eupolis bei Cicero), über verschiedene Schreibweisen und Lesarten vor dem Ausgang des Altertums sind nicht so selten; vgl. über Korrekturen Martin a. a. O. S. 89 f.; die authentische Schreibung Opillius für Opilius bei Suet. gramm. 6; 'praevidisset' statt 'providisset' bei Hor. ep. I 7, 68 nach Ps.-Acro p. 239, 12 K 'in alio 'praevidisset' legitur'.

Das Stemma der Hss nach Radermacher wäre etwa so:



Weiter auszubauen nach Beltrami (s. o.).

Referent zum Bambergensis.

Eine teilweise Vergleichung des Cod. Mon. 23473 hat mir nichts Besonderes ergeben. Dagegen hat ein Einblick in den Bambergensis (im August 1922) auf kurzer Strecke einiges Beachtenswertes geboten. Cod. Bambergensis M 4, 14 = klass. Handschr. 45 (Katalog der Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Bamberg. Bearbeitet von Friedr. Leitschuh, 1. Bd. 2. Abt. Bamberg 1895, S. 47 und 1. Bd. 3. Abt., bearbeitet von Hans Fischer, Bamberg 1908, S. 43), hat die Überschriften I c. 1 quemadum tradenda synt; aber c. 2 utilius domi an in scholis erudiantur.

I 1, 5 (p. 8, 19 R) nam quando inbonum verteris vitia, aber von der zweiten Hand, von der das jetzige erste Blatt herrührt über verteris^{re}; über diese die Konstruktion und den Rhythmus (-◡◡◡≚) ändernde Variante schweigen die Herausgeber.

I 1, 10 (9, 15 R) et *plurib;* (=*pluribus*) disciplinis opus est, entschieden besser als plurimis (Halm u. a.); und plurib ist aus dem folgenden (9, 24 R) deutlich pluribus.

I 1, 11 (9, 18 R) si tamen non contingit^{e}, das e anscheinend von der gleichen Hand (nach Halm 2. Hand).

I 2, 1 (14, 6 R) hat Bg^1 deutlich publicatis^{cis} p̄ ceptorib.

I 2, 2 (14, 7) clarissimarum civitatium, wo i deutlich punktiert
u
ist, wie I 2, 4 parentium und wie I 2, 4 ingenios.

I 2, 4 (14, 26 R) exempla tam pdite hercule quam conservate, von der gleichen Hand perdite (= perditae) deutlich hineinkorrigiert; besser als Halms Lesung.

I 2, 4 (p. 14, 26 R) lese ich deutlich utrubique, nicht utrobique (Halm). Über dem n des folgenden natura steht ein n, wohl = nam, was sinngemäß ist.

Am Rand unten steht ohne Beziehungszeichen auf diesen Satz, aber von der gleichen Hand: at nature, cuius quis; sit .t. quo cū quaue cura nutriatur distat; vor nutriatur noch 3 verwischte Buchstaben (von Halm angemerkt, Natura cuius quisque sit uel quocum quaue cura nutriatur distat, aber ohne das At am Anfang).

c
I 2, 6 (p. 15, 13 R) et cocum intellegit; am Rand von anderer Hand mit dunklerer Tinte crocum; über all das bei Radermacher nichts; crocum auch Halm nicht; und doch ist crocus die größere Finesse, vgl. Th. L. L.

mores
I 2, 7 (p. 15, 14 R) quam os instituimus wie crocum, aber über os geschrieben (Halm, Meister, Radermacher); Bonnell mores.

unt
I 2, 8 (p. 15, 19 R) ex nobis audierunt, ohne Korrekturpunkte; audierunt, was Radermacher nicht erwähnt, ist dem audiunt von A (Halm, Meister) nach Sinn und Rhythmus vorzuziehen. Zeile 21 steht über inde von anderer Hand deinde.

I 4 hat die Überschrift De grammatica, aber I 10, 9 De musice.

Die Schreibung oratiost habe ich nicht beobachtet, I 2, 4 deutlich conversatio .e. (= conversatio est), socordia est u. ä. Zu Cicero bieten die Mutili dem Rhythmus entsprechend oratiost, causast, utendumst; bei Quintilian haben wir meist die gleiche Rhythmisierung. Fälle wie 'in bonum vertere vitia' statt verteris (I 1, 5), wozu man z. B. Tac. dial. 4 in consuetudinem vertisset stellen mag, lassen eine Neuvergleichung, namentlich unter besonderer Beachtung der Rhythmen (auch parentum und parentium, civitatum und civitatium) wünschenswert erscheinen.

Daß auch aus dem F(lorentinus) noch manches zu holen ist, lehrt eine verlässige, noch nicht veröffentlichte Kollation von Karl Rück (vgl. Burs.-Ber. 1901, S. 103). Um das acta agere hintanzuhalten, gebe ich hier Rück selbst das Wort zu seiner wertvollen Mitteilung.

Über meine Kollation der Quintilian-Handschrift F in der Laurentiana zu Florenz habe ich folgendes zu berichten:

Nach der Ansicht Wilhelm Meyers (aus Speyer) ist es ein bleibendes Verdienst Halms, daß er, nachdem die Güte der Handschriften A, Bn und Bg schon von anderen anerkannt war, die ergänzende Hand des Bambergensis G hervorgeholt hat; im übrigen aber hat er sich geirrt. Die Annahme, daß Turic. und Flor. aus dem Bamberg. abgeschrieben seien, ist fast absurd. Besonders folgenreich war die Verkennung dieser Handschriftenklasse, welche durch Tur., Flor., Almelovenianus und die 2. Hand des Bamb. b repräsentiert wird. Die Angaben über b bei Halm sind leider ungenau und irreführend. Den Almelovenianus wiederzufinden, ist Meyer trotz mehrfacher Nachforschungen nicht gelungen. Doch hoffte er ihn immer noch aufzutreiben. Denn wenn diese Handschriftenklasse fest erkannt ist, dann wird sich auch der schwierigste Teil der ganzen Handschriftenfrage des Quintilian lösen lassen, nämlich „die vielen trefflichen Lesarten in den jüngeren Quintilianhandschriften". Der Handschriftenapparat Halms zu jenen Büchern, für die sowohl A als B fehlt, ist, abgesehen von G, wertlos und für wissenschaftliche Forschung unbrauchbar. Das Rätsel der jungen Handschriften löst sich, wenn man zum Text der Handschriften Tur., Flor. von 1. Hand (= b) das hinzunimmt, was schon im 11. Jahrh. eine zweite Hand darüber geschrieben hat.

Um das Rätsel zu lösen, hatte ich mir schon vorher, ehe ich nach Florenz reiste, Bogen angelegt, in die ich — zur Richtschnur war Halm genommen — die Varianten von T eingetragen hatte; in diese wurden dann in Florenz die Varianten von F_1 und F_2 nachgetragen. Die Kollation nahm 623 Folioseiten in Anspruch. Sie wurde bis zum Schluß des 5. Buches geführt, bis zu den Worten: Marci Fabii Quintili Institutionū oratoriarū lib. v. explicit. Ich kam am 31. Oktober 1890 mit ihr zu Ende.

Dr. Karl Rück.

V. Quintilians Sprache.

Die sorgfältige Arbeit von K. Friz 'Sog. Verbalellipse bei Quintilian' (1905) habe ich Burs. 148, S. 198 ff., besprochen und dort den Wunsch geäußert, es möge Quintilians Eigenart, gemessen besonders an seinen älteren und jüngeren Zeitgenossen, ins rechte Licht gestellt werden. Dies geschieht bei

Xaver Gabler, De elocutione M. Fabii Quintiliani. Erlanger Dissert. Borna-Leipzig 1910. 109 S. Gr. 8.

Gabler hat bei seiner Untersuchung der Sprache der Institutio oratoria die Frage im Auge: 'quibus maxime rebus a veteribus scriptoribus — besonders Cicero — differat quantumque aetati suae tribuat.' Er gliedert den Stoff in diese drei Hauptteile: 1. De delectu atque usu vocabulorum S. 1—42, 2. De ratione syntactica S. 43—88, 3. De compositione sententiarum S. 89—104, dazu S. 105/6 die Conclusio. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Sprache der Dichter in die Prosa der nächsten Geschlechter eindringt; auch bei uns Deutschen. So gibt G. (I 1, 1) eine Übersicht über die in der silbernen Latinität aus früheren Schriftstellern, namentlich aus dem poetischen Sprachschatz verwendeten Ausdrücke, die sich bei Cicero und Cäsar nicht finden: z. B. abnegare — absinthium — adiutorium — colaphum tibi ducam („einem eine herunterziehen") inst. VI 3, 83, wo Radermachers Text den Druckfehler colophum enthält — decor ungemein oft — excreare („räuspern") — enarrabilis und inerrabilis — obticescere (neben Celsus' t. t. obticentia für *ἀποσιώπησις*) — superimponere usf. bis vivax mit dem Verweis 'Poetae. Gell'. Daran schließen sich (I 1, 2 S. 12) 'Vocabula Quintilianea, quae ea demum aetate quae vocatur argentea in usum venisse videntur', z. B. abdicatio — antidotus (*ἀντίδοτος*) — das umstrittene clamosus — favorabilis — gesticulatio — incomprehensibilis (wozu in Ciceros philosophischen Schriften comprehendilis (Ac. 1, 25) u. ä. zu vergleichen) — observabilis — possibilis und impossibilis — retro agere (cf. Tac. Germ. 38) tyrannicidium, was gegenüber homicidium und suicidium eine Neuerung nicht bedeutet — venula (Flußäderchen), dem das Taciteische vena (Germ. 5), vom Edelmetall gebraucht, zur Seite zu stellen ist — vivacitas, das auf gleicher Stufe steht mit vivax; ebenso das letzte Wort dieses Abschnittes zelotypus (*ζηλότυπος*), das nach Ciceros Briefen (Att. X 8 A. XIII 13. 18) zu schließen, ein alter Schlager aus der hellenistischen Zeit ist. Der folgende Paragraph (I 1, 3 S. 20—27) erscheint schon nach seiner Überschrift etwas überladen: 'Vocabula, quae apud Quintilianum primum leguntur sive ab ipso novata sive ex graeco translata sive nova indita significatione sive ex usu cotidiano assumpta', z. B. abusive *καταχρηστικῶς*, wozu Serv. zu Aen. I 177, 260 (Thes. L. L.) zu vergleichen — acor übertragen wie acrimonia beim Auct. ad Herenn. (4, 19) — congeries für *συναθροισμός*, wobei wie bei anderen Fachausdrücken verschiedene Übersetzungsversuche (coacervatio usw.) zu vergleichen waren — *elocutrix* (inst. II 14, 2), das wie disputatrix seinen Vorläufer hat in der lateinischen Übersetzung der Rhetorikdefinition des Theodoros von Ga-

dara: 'ars inventrix et iudicatrix et enuntriatrix' (II 15, 21) vgl. Gabler selbst S. 42; rubrīca (XII 3, 11) bedeutet gegenüber Persius V 90 kaum eine Neuerung, besonders im Hinblick auf Ciceros leguleii; für vocalitas (I 5, 24), das in dem Horazianischen vocalem Orphea (c. 1, 12, 6) seinen Ursprung haben mag, gilt das oben von vivacitas Gesagte. In dem 2. Kapitel des ersten Hauptteiles 'De usu vocabulorum' wird der Gebrauch der Substantiva besprochen, z. B. cervix stets im Singular, dann die fortschreitende Verwendung von Adjektiven für Substantiva, z. B. simile *εἰκών*, studentem, einiges über Zahlwörter (mille für sescenti), über die Pronomina, über Adverbien und Konjunktionen; dort wird interim mit Recht in den Vordergrund gerückt (S. 36) — subinde sollte daneben stehen —, hier bei den Konjunktionen vermisse ich Et . . . autem. In seiner 'Peroratio' zum ersten Hauptabschnitt (S. 40—42) hebt G. u. a. hervor: die zahlreichen inchoativa, den Gebrauch von praetenuis für das ältere pertenuis u. ä., interritus für non territus u. ä., weitere Bildungen auf -bilis und -ivus, auch -alis (iuridicalis?); über elocutrix u. ä. ist oben gesprochen. Wegen der Behandlung der Eigennamen, wie Celsus Cornelius, Laenas Popilius ist auf Bacherlers Aufsätze zu verweisen. In dem zweiten Hauptabschnitt De ratione syntactica wird behandelt die Kongruenz, wie commendationem atque excusationem propria putaverunt (VI 2, 11), auch auf alius . . . alius . . . neutri (VIII 6, 36) war zu verweisen; dann behandelt G. die Kasuslehre sehr eingehend, ähnlich die Präpositionen; hier war das modische citra mehr zu betonen und mit intra ('nicht ganz bis . . . hin') zusammenzuhalten; auch 'in exemplum' 'als Beispiel' und ähnliche hätten Beachtung verdient, wohl auch in Marathone und in Salamine. Für die häufigen Fälle, wo gegen unser Sprachgefühl die Präposition nicht wiederholt wird, konnten bessere Belege gewählt werden. Bei den Tempora und Modi wird der Gebrauch satis erat (für est), wie bei Horaz optimum erat, u. ä. richtig beleuchtet; für den Potentialis wie von abnuerim, concesseris, nocuerit, profuerint bietet die Tabelle S. 61 eine gute Übersicht. Quintilian unterscheidet sich hier kaum von seinen Zeitgenossen. Bei den indirekten Fragen sehen wir das Anwachsen von an — doch nirgends an non. S. 66 wendet sich G. gegen Verbesserungsversuche der Überlieferung wie nescio an nullus oder nescio an numquam statt ullus und umquam; ich glaube mit Recht; nescio an heißt wie dubito an zunächst 'ich schwanke', 'ich weiß nicht recht' (s. Tac. Germ. 46); die Neigung kann bald mehr positiv sein: 'vielleicht', 'wahrscheinlich', wie VIII

5, 21, XI 1, 57, bald mehr negativ: 'schwerlich', 'kaum', wie XII 10, 2 (nescio an ars ulla), X 1, 65. Wenn Bonnell, Törnebladh, Marty u. a. öfter *si* im Sinne von *an* genommen haben, so betont G. mit Recht die kondizionale Grundbedeutung (S. 66 f.). Zu prüfen wären noch die Fälle (auch an der Hand der Überlieferung), wo in anscheinend indirekten Fragen der Indikativ steht. Aus den adverbialen Nebensätzen sei hervorgehoben: cum interim (konzessiv-adversativ), alius quam massenhaft, quis ignorat quin cum, praesertim häufig, das Fehlen von est quod oder nihil est quod; der Konjunktiv bei quamquam, häufiges quamvis (aber kaum vulgär, vgl. Tacitus). Zum Infinitiv und Partizip (S. 82 ff.) möchte ich spes ... victuri VII 4, 18 ('daß er ... leben werde') und idque ... faciendum ... vetat Antonius VII 3, 16 beifügen.

Der dritte Hauptteil der Dissertation 'De compositione sententiarum' fällt gegenüber den beiden anderen schon äußerlich etwas ab; das kommt u. a. daher, daß der Verf. in seiner Disposition antike und moderne Betrachtungsweise verbunden hat (de re syntactica und de compositione); sein dritter Abschnitt entspricht ungefähr dem, was wir mit Zumpt 'syntaxis ornata' zu nennen uns gewohnt haben; Quintilian nennt es *nitor*. G. handelt u. a. über Periodisierung, Brachylogie, Figuren (Anaphora, Chiasmus, Hyperbaton, Alliteration, Hysteron-proteron, Litotes).

In seiner Zusammenfassung S. 105 f., die natürlich ein anderes Bild gibt, als Francesco Filelfo von der 'Hispanitas' des 'Barbaren' Quintilian entwirft, betont G. 1. den Anschluß an die Sprache seiner Zeit trotz seines Ciceronianismus; 2. die freie Benutzung des Arpinaten, von dem er Glanzstellen aus dem Gedächtnis zitiert; 3. vulgäre Elemente, die aber eine andere Erklärung zulassen; 4. familiäre Ausdrucksweise, die in der docendi ratio ihren Grund hat; 5. die für die Zeit wünschenswerte Vereinigung der gesunden virilitas mit dem angemessenen nitor. An 32 Stellen äußert sich G. kritisch zur Textgestaltung (zusammengestellt S. 108).

I 6, 2 cum ... honestus est (Radermacher mit Halm sit) || II 17, 19 für confitebor (Hss. Raderm.) gegen Meisters confiteor || III 7, 13 [eo] maiorem mit Raderm. gegen P || IV 2, 17 deinde tum narret mit A gegen Radermachers Tilgung des tum || V 9, 3 für Radermachers ⟨eo⟩que mihi; ich für quae der Hss. || V 9, 11 für in aequo est || V 10, 74 für signorum insolubilium (statt immutabilium) || V 12, 18 für dum levia sint (statt sunt) || V 13, 24 für Spaldings ⟨per⟩ omnia; vgl. Baehrens omnia = omnino || V 4, 19 für Radermachers Lesung (per) || VI 1, 18 für nescio an enar-

rabili, vgl. o. || VI 4, 17 für multi res (statt in re) consilii; ob nicht in re zu ändern in interim? || VII 6, 4 für ad actorem an actionem. Weitere Stellen sind IX 1, 18—19. 3, 71. 3, 100. 4, 1. 4, 62. 4, 129. 4, 139. X 1, 18. 1, 94. 1, 102. (clari vir ingenii, auch Bonnell). XI 1, 31. XII 10, 39. XII 5, 2 für Meisters inter adversa. Abschließend ist die für sich genommen sehr tüchtige und gehaltvolle Arbeit Gablers nicht, wozu noch wichtige Teile der textkritischen Grundlage fehlen. Wir werden kaum einen zweiten antiken Schriftsteller haben, bei dem wir so bis ins einzelne gehend Theorie und Praxis vergleichen können wie bei Quintilian. Darum sollte die Untersuchung einsetzen mit der Frage: Wie denkt Quintilian über die Entwicklung der Sprache? Vgl. X 2, 13 (Zurücktreten und Verschwinden von Sprachwendungen); XII 10, 45 (nicht an die Uralten sich anlehnend). Wie denkt er über Sprachrichtigkeit (ratio) und Sprachgebrauch (consuetudo)? logisch-psychologisch? Wie über Bildersprache und eigentliche Ausdrucksweise? über Dialekt- und Fremdwort? Wie über die verschiedenen Stile? über die Figuren? über Hiat und Elision? über Rhythmus? über Euphonie und Kakophonie (Monosyllaba)? über Zitate, Sprichwörter, Sentenzen? über Gesprochenes und Geschriebenes? über Nachahmung? (frei); über Übersetzung? (möglichst treu). Die ungemein zahlreichen Bilder Quintilians, mit denen er alle Stufen und Verzweigungen der Erziehung, des Unterrichts, der menschlichen Rede und der Seelenerregungen veranschaulicht, verdienten eine besondere Untersuchung (Natur — Landbau — Seefahrt — Künste usw.). Alfred Gudeman hat in seiner Ausgabe des Taciteischen Dialogus 1914, S. 111, und Rudberg in seinem Poseidonios (1918) dafür Fingerzeige gegeben. Der Rhythmus Quintilians, der in den Klauseln fast aufdringlich wird — trotzdem Quintilian in seiner gesunden Natürlichkeit überall die μεσότης, den modus, das πρέπον predigt —, hat Gladisch genau aufgezeigt. Für den Entscheid bei schwankender Überlieferung (quia fateatur — fatetur; simus — sumus dicturi), für die Orthographie (perisse — periisse, studii — studi, Isocraten — Isocratem usf.) ist dieses Hilfsmittel noch nicht allseitig durchgeprobt; das gilt auch für sprachliche Untersuchungen wie die Gablers. Eine kakophonische Wortstellung wie magni est studi, die uns Deutschen kaum auffiele, wird sich bei Quintilian schwerlich finden. Wir sind immer noch geneigt, eine Sprache mehr lexikalisch, grammatisch, logisch als psychologisch, rhetorisch, ästhetisch zu betrachten. Erst kürzlich hat A. W. de Groot in seinem Werk 'Der antike

Prosarhythmus' I., Groningen 1921, S. 11, das Verständnis dieses vielumstrittenen akroatischen Kunstmittels als die unerläßliche Vorbedingung für das Verständnis der antiken Kunstprosa überhaupt bezeichnet. Hier einen Wandel herbeizuführen, ist Quintilians Institutio vor anderen Werken geeignet.

Wenn von so autoritativer Seite wie von dem Quintilianherausgeber Radermacher, Praef. p. XI, ausgesprochen wird: 'Ego Ambrosiani receptas lectiones non raro sprevi, quas nimis politas atque elegantes putavi: ad familiam B redii, etsi quae continebat, duriora et asperiora videri poterant: talem mihi finxeram Quintiliani imaginem hominis ad antiquum morem Romani et nimis lēvia spernentis', so ist in allen wesentlichen Teilen einer Untersuchung über Quintilians Sprache, insonderheit seiner compositio, zu diesem Grundsatz Stellung zu nehmen. Ein Vorbild für Stilanalyse kann E. Courbaud sein: Les procédés d'art de Tacite ... Paris 1918, besonders Kap. V Le style; s. u. Einiges über den Sprachgebrauch des Quintilian (Vermeidung von quis statt quibus u. ä.) bietet auch

Richard Wagner, Stilistische Beobachtungen im Anschluß an Tacitus Annalen I, I—10. Festschrift Parchim 1919. S. 129—152.

Eine für einen so sorgfältigen Stilisten wie Quintilian recht wichtige Arbeit trägt ihre Zugehörigkeit zur Quintilianliteratur zu wenig an der Stirn,

Hugo Saur, Die Adversativpartikeln bei lateinischen Prosaikern. Diss. Tübingen. Tübingen 1913, Laupp jr. VIII, 111 S., Gr. 8.

Die von Gundermann geförderte Untersuchung zu Cicero (Tusc), Livius, Seneca, Quintilian, Tacitus ruht auf gründlicher Kenntnis der Hilfsmittel, der einschlägigen Autoren und auf sorgfältiger Arbeitsweise. Bei Quintilian wird Buch I—VI nach Radermachers Text behandelt. Die Adversativpartikeln at, atqui, autem, contra, immo, sed, tamen, vero, verum werden, wie man sieht, gleich den Autoren alphabetisch aufgeführt mit der Fülle der Belege, so daß bisweilen das Aussehen einer Logarithmentafel dem Leser vorschwebt (z. B. S. 33—36), aber innerhalb der Funktionen der einzelnen Partikeln ist verständig gegliedert, z. B. gleich at: allgemein (zur Gegenüberstellung) — in Verbindung mit pronominibus — nach vorhergehender Konzessivpartikel — als Partikel der Kompensation — at stellt der Frage die Antwort, der Rede die Gegenrede gegenüber usw., über at allein S. 3—11. Bei immo — ob aus ipsimo oder aus inimo? — sollte die Schreibung imo nicht ganz unbeachtet

geblieben sein. Zu manchen stilistischen Bemerkungen regt die Übersicht S. 103—109 an; z. B. contra gebraucht Quintilian recht sparsam, Tacitus in den historischen Schriften oft, im Rednerdialog überhaupt nicht. At, autem, verum bei Quintilian häufig. — Über einen belangreichen Genitiv der Sprache Quintilians (wie der gesamten Latinität) handelt

Joseph Wilhelm, Der Genetivus discriminis im Lateinischen. Diss. München 1922.

In der mir im Autogramm vorliegenden umfangreichen, gediegenen Arbeit wird S. 67—69 dieser Genitiv in der Institutio untersucht: 1. Verba des Anklagens: accuso, teneo, insimulo ... 2. Verba des Verhandelns: ago, convinco ... 3. Verba des Verurteilens: damno, absolvo. Die statistischen Belege sind übersichtlich zusammengestellt. Den 122 Beispielen mit genitivischer Ausdrucksweise stehen 7 Beispiele mit anderen Konstruktionen gegenüber, unter diesen 3 mit propter.

M. Bacherler, Die Namengebung bei den lateinischen Prosaikern von Vellejus bis Sueton. In der Wochenschr. f. klass. Philol. 32 (1915) Nr. 44. 45 und 33 (1916) Nr. 2, 7, 8, 10, 11, 13, hier in Nr. 11, Abschnitt VII über Quintilians inst. or. nach den Ausgaben von Halm und von Radermacher.

Bacherler hat auf Anregung seines um die Rhetorik hochverdienten Lehrers Thomas Stangl († August 1921) die ausgedehnte Untersuchung unternommen und kommt zu anderen Ergebnissen, wie die Regeln bei Schmalz und manche Verlegenheiten der Herausgeber erwarten lassen. Ergebnis: Pränomen noch seltener als in Senecas philosophischen Schriften. Von 268 Römern erhalten 66 das Pränomen. Nur viermal begegnen die offiziellen Dreinamen. Mit Prä- und Gentilnomen bezeichnet Quintilian 40 Personen an 79 Stellen. Prä- und Kognomen findet für 23 Personen 56 mal Verwendung. Ohne Vornamen treten von 268 Personen 194 auf; einzig mit Vornamen 3 (vgl. Regenten). Ich breche die Angaben hier ab. Sie erwecken genügend den Eindruck der Umsicht und Verlässigkeit der überraschenden Zusammenstellung.

Für die Graeca, für die Ausdrücke *ἦθος, πάθος, χαρακτήρ, τεχνολογία* usw. ist wie für Cicero wichtig die Zusammenstellung von H. I. Rose 'The Greek of Cicero' in The Journal of Hellenic Studies XLI (1921) S. 93—114 in alphabetischer Ordnung. Vgl. unten Travaglio zur inst. I 4 closa = *γλῶσσα*.

Quintilians Rhythmus.

Wenn ich auch die Literatur zu den Deklamationen, über die zuletzt G. Lehnert, Burs. Bd. 183 (1920 II S. 204—267) berichtet hat, nicht mit einbeziehe, so darf für den Rhythmus doch genannt werden:

Georg Golz, Der rhythmische Satzschluß in den größeren pseudoquintilianischen Deklamationen. Kieler Diss. Leipzig 1913.

Von Felix Jacoby angeregt und gefördert, zeigt Golz (geb. 1887) umsichtig den Entwicklungsgang der rhythmischen Schlüsse nach den Norden-Wolffschen 4 Hauptformen in den Deklamationen, natürlich auch im Hinblick auf den echten Quintilian, bei dem die Uniformität schon weit fortgeschritten ist (S. 69), nämlich

–́ ⏑ –̀ –́ ⏑ 41%
–́ ⏑ –̀ –́ ⏑ –̀ . . . 24%
–́ ⏑ –́ ⏑ 20%

Seine Arbeit gehört auch nach Lehnerts Urteil zu dem Besten, was auf diesem Gebiete vorliegt (Burs. 183 S. 261). Über J. Gladisch, De clausulis Quint. (1909) habe ich im letzten Bericht S. 201 ff. einen Überblick gegeben. Bei Quintilians Schüler, dem jüngeren Plinius, ist der Rhythmus umsichtig aufgezeigt durch

Mauriz Schuster, Studien zur Textkritik des jüngeren Plinius. Wien 1919, Tempsky.

Darüber W. Sternkopf im 'Sokrates' 1920 S. 59.

Fr. Spatzek, der nach C. Hofacker die Rhythmen des jüngeren Plinius untersucht, glaubt (bei Kukula, Ausg. des Paneg.), Plinius gebrauche nebeneinander akzentuierende und quantitierende Klauseln, mit Korresponsion. Dagegen wendet sich nachdrücklich

Karl Münscher, Kritisches zum Panegyrikus des jüngeren Plinius. Rhein. Mus. N. F. Bd. 73, 1920. S. 181 ff.

Über eine verständige maßvolle Berücksichtigung des Rhythmus, besonders der Klauseln, in der Textkritik spricht sich auch Alfred Klotz Berl. phil. Woch. 1920, 605 aus (bei der Besprechung von Clarks Cicero), warnt aber vor Vergewaltigungen der Überlieferung. Daß die Schrift dem gesprochenen Worte mit seinen rhythmischen und melodischen Feinheiten nicht überallhin folgen kann, dessen war sich Quintilian bewußt; z. B. über *συναίρεσις* und *συναλοιφή* I 5, 7; Fälle wie Pha͡ethon, La͡ertiades, du͡odecimo lassen sich bei Prosaikern schwer feststellen.

VI. Konjekturalkritik.

Wennschon der Grundsatz, solange als möglich bei der Überlieferung zu bleiben, auch bei der Festlegung des Textes der instit. in den letzten Jahrzehnten strenger als früher beobachtet wurde,

so rief doch schon das häufige Auseinandergehen auch der guten Hss den Philologenscharfsinn wach; bei offenbar verderbten oder lückenhaften Stellen mußte die Divination zu Hilfe kommen, und sie hat vielfach geholfen; anderes harrt noch der Heilung. Das betont auch Radermacher Praef. p. VIII zu seiner Ausgabe und sonst.

Die neue Ausgabe von Ludwig Radermacher veranlaßt *E. Βάσης* zu seinen scharfsinnigen Quintilianea. In *ἐθνικὸν πανεπιστήμιον. Ἐπιστημονικὴ ἐπετηρίς Ζ'* (= VII) 1910—1911. Athen 1911, Sakellarios. S. 171—184.

Von den über 30 Stellen, die zum Teil nur die Interpunktion betreffen, seien nur einige berührt: I 1, 5 et haec ipsa magis pertinaciter haerent, quo (statt quae) deteriora sunt, ansprechend, aber nicht neu, schon bei Bonnell || I 1, 36 proficient für proficiet, auf die impressa bezogen || I 8, 9 (S. 53, 22 R) sanitas für sanctitas; ansprechend für den *ἀττικισμός*, wenn auch die sanctitas und virilitas der echten eloquentia überhaupt zugesprochen werden, z. B. Tac. dial. c. 10 omnesque eius partis (sc. eloquentiae) sacras et venerabiles puto. || I 11, 5 quarum vices (statt vis est) apud nos quoque, sehr gelungen || II 5, 11 streicht fient enim horridi atque ieiuni || II 12, 3 quae peritos für imperitos etiam || II 15, 27 veram autem [et] honestam; durch die Tilgung des et erscheint erst der rechte Gegensatz; Butler übersetzt (1921) noch rhetoric in itself he regards as a genuine and honourable thing || II 17, 13 gegen die von Radermacher hinter licet angenommene Lücke; eine solche auch nicht in anderen Ausgaben || II 21, 4 quaecumque [ei] ad dicendum, mit Recht ei gestrichen || II 21, 15 novit aut (für et) debet || IV 1, 17 iudicis velim ⟨nos⟩ nosse, ich würde nos velim nosse stellen || IV 2, 19 sed illud ipsum ⟨non⟩ narrare || IV 2, 20 haben andere Ausgaben Ne hoc quidem || IV 2, 25 praeter alia gravia für praeter (andere propter) aliquam gratiam || IV 2, 49 ex ordine praetermittendo für praetermittenda || IV 2, 70 quaedam non negantes (statt non narrantes); treffend || IV 2, 83 liest Vasis: nos relicturos rerum ordinem testamur || IV 3, 14 (Druckfehler Ib. 14) alienae rei sed, hübsch || IV 4, 2 summae collectio || V 10, 40 in qua quidque civitate geratur für quaeratur, unnötig || hübsch über V 10, 65 || V 13, 33 [impossibilia aggrediantur], zu billigen || V, 14, 31 vallibus fluunt statt fluat; bieten bereits andere Ausgaben || VI 1, 43 sed si (statt sic) scripsisti, ecce, auch treffend erklärt || VI 2, 19 sublime [desiderat]; treffend VI 2, 33 et (statt sed) quidam || VI 3, 45 communis in ⟨utramque⟩ partem || VI 3, 60 sunt quaedam vi⟨su⟩ similia.

W. A. Baehrens, Beiträge zur lateinischen Syntax. Philologus suppl. XII 2. Heft 1912 S. 233—556.

Baehrens glaubt, daß Radermacher in seiner trefflichen Ausgabe dem Ambrosianus E 153 nicht immer das gebührende Gewicht beigelegt habe. Gegliedert ist der mannigfaltige Stoff in diese 8 Abschnitte: I. Über einige *ἀπο κοινοῦ*-Verbindungen. II. Über verwandte Konstruktionen. III. Einiges zur Wortstellung im Lateinischen. IV. Über einige Pleonasmen. V. Illi = illic. VI. Zur Konstruktion *κατὰ σύνεσιν*. VII. Über einige (sogenannte) Gräzismen. VIII Zum Konjunktiv im Lateinischen.

Nach dem Index sind behandelt: I 2, 3. 5, 2. 7, 2. II, 1, 4. 1, 5. 8, 15. 8, 16. 9, 11. 10, 2. III 4, 3. 4, 4. IV 1, 1. 1, 11. V 3, 3. 3, 7. 3, 8. 5, 4. 6, 4. 7, 1. 11, 1. 11, 3. VI 1, 2. 3, 1. 6, 1. 8, 3. VII 42 (Druckfehler). VIII 2, 8. 3, 10. 3, 13. Ich greife ein paar Stellen heraus. III 8, 67 nam ut [in] consiliis pl. s. q. est, ita saepe in causis minor; streicht das im Ambros. 153 fehlende in; überhaupt hätte Radermacher, meint Baehrens, sich noch enger an den führenden Ambrosianus anschließen sollen. V 10, 95 für non a confessis. V 10, 3 quia [nec] distinctis nec totidem partibus mit AB gegen den P(arisinus), der nec bietet. Baehrens glaubt (S. 260), daß P selten AB gegenüber Bedeutung habe. Über die Übereinstimmung von P und Julius Victor äußert sich B. nicht näher. XI 1, 21 befürwortet er (S. 444) illa [in] iactatione; Halm liest passend mit Rollin illa iactatio. Altmodisch schreibt B. wiederholt Quinctilianus. Über die Verbesserungsversuche von Gabler (Sprache), Herm. Röhl zum X. Buch, W. Kroll, Quintilianstudien, dann zu einzelnen Stellen, wie Eitrem, ist suo loco referiert. Auf Lindsay, Notae Latinae (1915), als Hilfsmittel für die Quintiliankritik wird unten zu I 7, 20 verwiesen; zu 'Rhythmus und Textkritik' ist eine Äußerung von A. Klotz oben angeführt.

VII. Die Anlage der Institutio.

Johannes Börner, De Quintiliani institutionis oratoriae dispositione (Pars prior). Leipziger Diss. Leipzig 1911, 73 S. 8.

Auch in der Disposition seiner institutio oratoria, die man nach B. (S. 17) am besten mit 'Bildung zum Redner' oder 'Bildungsgang des Redners' übersetzt, steht der Kalagurritaner naturgemäß auf den Schultern seiner Vorgänger, ohne sich aber seiner Selb-

ständigkeit zu begeben. Die im Leipziger philologischen Seminar angeregte Aufgabe: 'De Quintiliani inst. or. dispositione ita quaeratur, ut imprimis libri XII ratio illustretur priorum libris rhetoricis in comparationem vocatis' hat B. gewählt und behandelt die ganze Disposition; der Abschluß (der zweite Teil) ist, soviel ich weiß, noch nicht erschienen.

Die Anlage der übersichtlichen Arbeit ist diese: I. De Quintiliani opere 1. Quid sibi proposuerit (als erster eine derartige Enzyklopädie); 2. De titulis (absichtlich institutio oratoria gewählt, zum Unterschied von ars rhetorica oder Ciceros Rhetorici, auch A. Cornelius Celsus habe nicht 'institutio' gewählt); 3. De notione institutionis (aus der Praxis für die Praxis); 4. De dispositione institutionis oratoriae: in der Hauptsache die drei Teile de arte (Buch 3 mit 11, nämlich inventio 3 mit 6, dispositio 7, elocutio VIII mit XI 1, memoria XI 2, pronuntiatio XI 3); de artifice und de opere (beide Teile im 12. Buch). II. De dispositione priorum librorum rheticorum, ein gut Stück Geschichte der Rhetorik, das (S. 27—50) Anaximenes, Aristoteles mit dem Exkurs über die leges, dann die Herenniusrhetorik und Ciceros De oratore und Partitiones in ihrem Hauptplan aufzeigt. III. De Quint. inst. or. dispositione cum eorum qui antecesserunt operum comparata (S. 51—72): 1. De dispositione totius operis, wo gegen Nordens Auffassung, bei Cic. part. or. sei vis oratoris = orator, betont wird, was Cicero vis oratoris nenne, sei bei Quintilian ars; dieser habe seine eigene und eigenartige Disposition; 2. De quaestionibus quae sunt de substantia rhetorices; 3. De partibus rhetorices, 4. De generibus causarum; 5. De inventione; 6. De genere iudiciali (S. 65—72). — Georg Lehnert lobt in seiner anerkennenden Besprechung B. ph. W. 34 (1914), 1078 f. die eingehende Vergleichung mit den Vorgängern und deutet einige Berichtigungen an. — Nach der gestellten Aufgabe wäre man besonders auf die umstrittene Disposition des 12. Buches gespannt, die der 2. Teil zu beleuchten hätte. Auch Johannes Tolkiehn hebt in seiner beifälligen Besprechung von Börners Dissertation Woch. f. klass. Philol. 30, 1913, S. 174 die große Selbständigkeit Quintilians hervor.

Die Disposition von Ps.-Plutarch *π. παίδων ἀγωγῆς*, wie sie übersichtlich A. Sizoo S. 9f. zusammengestellt hat (vgl. u.), zeigt viele Berührungspunkte (Ammen, Pädagogen, Lehrer, Kameraden, Sittlichkeit usw.) mit dem Abschnitt über Erziehung bei Quintilian, aber auch erhebliche Abweichungen, z. B. domi an in ludis publicis;

nichts von Demokrit dem Abderiten, der bei Cicero, Dionys. Hal., bei Seneca u. a. in den Vordergrund gerückt wird (nach dem Vorgang des Poseidonios?), während ihn Quintilian ebenso wie der auct. *π. ἑρμην.* nicht nennt; das drastische Erziehungsexempel des Lykurg mit den zwei Hunden, das Nikolaus von Damaskus erzählt hat, findet sich bei Quintilian nicht; wohl aber versteckt bei Hor. ep. 2, 65 ff. venaticus, ex quo tempore cervinam pellem latravit in aula etc.

Nach A. Sizoo, De Plutarchi qui fertur de liberis educandis libello (Diss. Amsterdam 1918), hat Quintilian Chrysipps Schrift *περὶ παιδοτροφίας* (dies ist der richtige Titel, nicht *περὶ παίδων ἀγωγῆς*) selbst herangezogen, z. B. über körperliche Züchtigung; die dem Plutarch von Wyttenbach, Dyroff, Weissenberger, Hein u. a. abgesprochene Schrift *περὶ παίδων ἀγωγῆς* hat — das sucht Sizoo geschickt, doch nicht überzeugend zu erweisen — Plutarch in jüngeren Jahren, vielleicht noch stehend unter dem Einfluß der Rhetorik, zusammengestellt als eine Sammlung stoischen Materials für spätere Verarbeitung, und zwar hat er wohl die Schrift Chrysipps bereits in einer nicht immer geschickt bearbeiteten Epitome benützt (vielfach mit den stoischen Sprachwendungen und den Euripideszitaten), dazu anderes Stoische über Knabenerziehung oder Eigenes gefügt. Meine Eindrücke, die ich bei wiederholtem Lesen des Schriftchens hatte, decken sich im wesentlichen mit denen von Wyttenbach. Aus Horaz läßt sich wohl für Chrysipp oder über die Epitome *περὶ παιδοτροφίας* viel gewinnen.

Zur Geschichte der Disposition der *τέχνη* ist jetzt zu verweisen auf K. Barwick, Die Gliederung der rhetorischen *τέχνη* und die Horazische Epistula ad Pisones. Hermes LVII 1 (1922), vgl. Philol. Woch. 1922, 761 f. (durch Herakleides-Neoptolemos vermittelt). Dazu neuestens N. Wecklein, Bayer. Gymn.-Bl. 1922, S. 139 f.

Zu der Anlage der Institutio vergleicht man nicht ohne Gewinn den Aufbau der Rhetorik Philodems in 7 Büchern, wie ihn Harry M. Hubbell in den Transactions of the Connecticut Academy of Arts and sciences Vol. 23 (1920) S. 253 übersichtlich zusammengestellt hat.

'Book I General introduction. Nature of "art".

Book II Is rhetoric an art? Criticism of arguments for and against. Philodemus' view that sophistic i. e. epideixis is an art, but all other varieties of rhetoric, as well as politics, are not.

Book III The sophistical school does not produce statesmen; in fact the sophistical training is often harmful usw.

Book VII Criticism of the Stoic attitude toward rhetoric. Further criticism of Aristotle. Comparison of rhetoric and philosophy.'

Ebenso wären zu vergleichen die 5 Bücher der Rhetorik des Celsus nach der neuen Ausgabe von Fr. Marx (siehe unter Quellen).

Daß Quintilian seinen reichen enzyklopädischen Stoff von vornherein in 12 Bücher (nach Vergils Äneis?) teilen wollte (gegenüber V des Celsus?), sagt er selbst im Prooemium zu I § 21 f. Wiederholte Verweisungen — proximo libro für das nächstvorausgehende und für das nächstfolgende —, zeigen, daß er den Plan festgehalten hat, im wesentlichen selbst im XII. Buch.

In unserer Überlieferung finden sich Inhaltsübersichten zu den meisten Kapiteln (auch andere Inhaltsangaben). Dazu äußert sich

Hermann Mutschmann (†), Inhaltsangabe und Kapitelüberschrift im antiken Buch. Hermes 46, 1911, S. 93—107,

so (S. 96): „Dagegen hat man noch niemals die Überschriften und Argumente in den Institutionen des Quintilian angezweifelt; sie gehören auch so sehr zu dieser εἰσαγωγή, daß man sie ohne Schaden für die Übersichtlichkeit des voluminösen Werkes nicht wegdenken kann.“

Halms Ausgabe hat die Kapitelüberschriften nicht, Radermacher setzt sie in Klammern, Meister bietet sie in anderen Lettern. Die Verweise, die Wortstellungen beim Beginn neuer Gedankenreihen, die Übergänge u. a. machen es auch mir nicht wahrscheinlich, daß die Kapiteleinteilung (mit ihren Überschriften) auf Quintilian selbst zurückgeht.

VIII. Zu den einzelnen Büchern der Institutio.

Kritik und Erklärung.

I. Buch.

Über Berührungen von Quintilian I 1, 4 bis I 1, 10 mit Ps.-Plutarch de lib. educ. hat schon A. Dyroff in seiner Ethik der alten Stoa (1897 S. 239 ff.) gehandelt. Dazu Fr. Bock in der Berl. phil. Woch. 1919, 916 bei der Besprechung von Fridericus Glaeser, De Pseudo-Plutarchi libro *περὶ παίδων ἀγωγῆς* (Wien 1918).

„Die Personen, die nacheinander auf die Charakterentwicklung des Menschen Einfluß haben, Ammen, Spielgefährten, Pädagogen, Lehrer, schreibt Bock, können ja kaum in anderer Reihenfolge aufgezählt werden, und ebensowenig darf es auffallen, wenn von der Erholung nach

der Arbeit erst später (9 C bzw. I 3, 8) gesprochen wird. Und die vielen Gemeinplätze, von denen Ps.-Plutarch wie die meisten erziehungstheoretischen Schriften wimmelt, sind sicher schon vor Platon und Aristoteles oft ausgesprochen und auch geschrieben worden, sie dürfen einer bestimmten Philosophenschule gewiß nicht ohne ganz zwingende Gründe zugewiesen werden; dann freilich, und das mache ich gegen Gläser geltend, ebensowenig dem Peripatos, der seinerseits kaum mehr Originalität für seine Erziehungslehre wird beanspruchen dürfen wie der von ihm abhängige Chrysipp." Vgl. unten 'Quellen' und

A. Sizoo, De Plutarchi qui fertur de liberis educandis libello. Amsterdam 1918, A. H. Kruyt. (Mir erst gegen Schluß des Berichtes zugegangen.)

Sizoo, der die Ausführungen Quintilians eingehend mit denen der Schrift *Περὶ παίδων ἀγωγῆς* vergleicht, glaubt (vgl. o.), Quintilian habe Chrysipps Buch *περὶ παιδοτροφίας* besser gekannt als 'Plutarch' (S. 26); die Partie über die Züchtigung der Knaben habe Quintilian aus Chrysipp selbst (S. 33); s. o. Das letzte ist auch mir wahrscheinlich.

Die Polemik Quintilians I 1, 24 gegen eine unvernünftige Sprachmethode erhält Licht aus

Johannes van Yzeren, 'Zur Geschichte der griechischen Orthographie', in den Neuen Jahrb. 1911 (XIV) S. 90.

Zur Grammatik.

F. H. Colson, The grammatical chapters in Quintilian I 4—8. In The Classical Quarterly 8 (1914), S. 33 bis 47.

Anschließend an Nettleships Artikel 'Latin Grammar in the First Century' in dem Journal of Philology Vol. XV unterzieht Colson die Quintilianischen Grammatica, das Beste und Erschöpfendste in seiner Art nach Varro und Dionysius Thrax, einer erneuten, scharfsinnigen Prüfung. I. Die Scheidung zwischen Grammatik und Lektüre, recte loquendi scientia und enarratio poetarum, zwischen der methodice und historice (I 9, 1). Sie bestand zur Zeit des Aristophanes von Byzanz noch nicht; sie hat sich aber aus den sechs Aufgaben des Grammatikers bei Dionysius Thrax, denen die vier officia bei Varro — lectio, emendatio, enarratio, iudicium, laute 'literarische' — gegenübergestellt werden, entwickelt, unter dem wachsenden Einfluß des *Ἑλληνισμός*, der wissenschaftlichen Grammatik und Systematik, auch der Pädagogik, entwickelt noch vor Quintilian. II. Aus der nach Nettleship mitgeteilten Disposition von I 4, 1 bis

I 5, 54 liest Colson nicht heraus, daß Quintilian, dessen 'ability' er mit Recht höher einschätzt, Plinius und Palämon kontaminiert habe, sondern es ergibt sich ihm besonders durch die Auffassung von sermo = plura verba im Gegensatz zu singula verba und von declinatum im weiteren Sinne eine wohlgeordnete Gedankenfolge für die Zwecke des Rhetors, die ich nach S. 40 am liebsten hierher setzen möchte.

Inhalt von I 4 mit 7 recte loquendi et scribendi scientia.

Kap. 4: The grammarian must observe and classify the facts of the language.

Kap. 5: He must then apply this knowledge practically to establish the regula *recte loquendi.*

a) in singulis verbis, b) in pluribus verbis.

a 1) He will eliminate actual mistakes 'in singulis verbis' (barbarismus).

b 1) He will do the same 'in pluribus verbis' (soloecismus).

a 2) He will deal with 'dubia' (i. e. with questions where there is fair room for discussion) 'in singulis verbis'. Here the choice will be chiefly between

α) native and foreign words,

β) compounded and uncompounded,

γ) literal and metaphorical,

δ) familiar and new.

Kap. 6 (b 2): He will deal with 'dubia' 'in pluribus verbis' Here his choice will be between the conflicting claims o 'analogia' and 'etymologia' on the one hand, and 'vetustas', 'auctoritas', and 'consuetudo' on the other.

It is to be understood that both in a 2 and b 2 the final choice must depend on the 'iudicium' of the 'grammaticus'.

Ob nicht Quintilian einer Schrift gefolgt ist, die das für den Redner aus der Grammatik Nötige, besonders hinsichtlich der *ἐκλογή* und *σύνθεσις ὀνομάτων*, zusammengefaßt hatte? Vgl. Dionys. Hal. und Ciceros Rhetorika.

III. Die Vergleichung der vier officia Varros (*διόρθωσις, ἀνάγνωσις, ἐξήγησις, κρίσις*) mit den sechs des Dionysius Thr. und den Erörterungen Quintilians ergibt, daß Quintilian an der 'enarratio poetarum' festhält, daß die Schulpraxis auch im Altertum das ihr nicht Förderliche abgestoßen hat.

F. H. Colson, Some Problems in the Grammatical chapters of Quintilian. In The Classical Quarterly 10 (1916) S. 17—31.

Hatte Colson im Januarheft der Classical Quarterly 1914 die Absicht und den Plan der Kapitel sowie ihr Verhältnis zur zeitgenössischen Schulpraxis im allgemeinen dargelegt, so wendet sich der Aufsatz von 1916 den sprachlichen und gedanklichen Schwierigkeiten im einzelnen zu (I 4—7): so 4, 20 über die Vermehrung der Redeteile über acht hinaus durch Wörter wie eheu und fasciatim, wo Colson 'et tractionem' ut 'fasciatim' feinsinnig als Beispiel für abgeleitete (tracta) Adverbien im Gegensatz zu den Grundadverbien (πρωτότυπα) faßt. I 4, 28 cui simile fletur. ⟨tur⟩ accipimus aliter; I 5, 17 verteidigt und erklärt er συναίρεσιν et συναλοιφὴν, z. B. Phaëthon (auch bei Butler); vor dem ἐπισυναλοιφή deutscher Herausgeber warnt er. Ausdruck nebst Synonyma und Sache für συναλοιφή wären aus Dionys von Halikarnaß, dessen Einwirkung auf Quintilian unverkennbar ist (vgl. IX 4, 88 und W. Kroll, Quintilanstudien im Rhein. Mus. 73, 1921, S. 248 u. ö.), noch näher zu erläutern. Dann bespricht Colson noch unsicherere Stellen S. 24—31, so 4, 10 und 11. 4, 2. 5, 22. 6, 38.

Josef Aistermann, De M. Valerio Probo Berytio Capita quattuor. Accedit reliquiarum conlectio. Bonn 1910. Friedrich Cohen. VIII + 156 + LXXIV S. Gr. 8. Vgl. den Bericht von P. Wessner.

Die 4 Kapitel sind: 1. Leben und Schriften des Probus; 2. Probus' Quelle für Quintilian instit. I 4, 7—12; 3. Über Terentius Scaurus; 4. Probus Quelle für Gellius.

Für die ganze Grammatikpartie sind Aistermanns Untersuchungen von größter Wichtigkeit. Wenn z. B. Servius zum Anfang von Vergils Äneis anmerkt: 'Probus ait Troiam Graios et Aiax non debere per unam i scribi', so liegt es nahe inst. I 4, 11 auf den Berytier (nicht auf Plinius, dub. serm.) zurückzuführen. Nachdrücklich und überzeugend tritt Aistermann S. 88 ff. ein für die Lesung (I 4, 10) iam sicut tam scribitur et 'vos' (statt quos Hss.) ut 'cos'; Radermacher mit Ritschl 'quos' ut 'tuos'.

Karl Barwick, Remmius Palaemon und die römische ars grammatica. Im Philologus Suppl. 15, Heft 2. S. 272. Leipzig 1922.

Daß Quintilian die ars des Remmius Palaemon gekannt und eingesehen hat (I 4, 20), steht nach Barwick außer Zweifel (S. 268). 'Eine tiefer gehende Benutzung läßt sich aber nirgends nachweisen.' Näher soll auf die umfassende, gründliche Arbeit, die auch Böltes Vorarbeiten verwerten konnte, nicht eingegangen werden, schon wei: sie unter der Berichtsgrenze liegt. Nur dies sei angeführt (S. 267)1

'Offenbar sind Varro, Verrius Flaccus und Plinius von Quintilian stark benutzt worden, aber gewiß nicht allein. Daß auch die τέχνη des Dionysios Thrax nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben ist, haben wir soeben gesehen.'

Zur Orthographie (auch der graeca).

Unter wiederholter Berufung auf Quintilian (I 4, 8. 7, 21 usw.) behandelt eingehend (zum Teil nach Seelmann und Lindsay)

Cesare Travaglio, De orthographia qua veteres usi sint in papyris cerisque Latinis. In den Memorie del reale istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di lettere, scienze morali e storiche. Vol. XXII (13 der 3. Reihe). Milano 1910—1913. S. 1—51 in 4°.

Zwar finden wir in den Papyri nicht die neuen Buchstaben des Claudius wie auf den Inschriften aus der Regierungszeit dieses Kaisers (S. 9), aber Maarcus und *ΜΑΑΡΚΟΣ* — auch in der neuen Plutarchausgabe von Ziegler-Lindskog wird mit Recht *Μᾶρκος*, nicht *Μάρκος* akzentuiert; wir sehen das Schwanken zwischen i und e: fratre für fratri, wie Quintilian (I, 4) für mihi, sibi u. a. bezeugt (S. 13 u. 15); zwischen b und v, wir finden perspexsit maxsimus, Alexsandrini, die mehr und mehr fortschreitende Assimilation der Präpositionen in Zusammensetzungen, auch Graeca in lateinischer Schrift, wie closa = γλῶσσα.

Für Quintilian ist die Frage nach der Schreibung der Graeca, die ich soeben bei der Besprechung der Arbeit von Travaglio gestreift habe, wichtig. Auf Anregung Th. Birts hat sich mit ihr beschäftigt

Walther Nieschmidt, Quatenus in scriptura Romani litteris Graecis usi sint. Diss. Marburg. Marburg 1913. 67 S.

Das Ergebnis ist trotz sorgfältiger Arbeitsweise wenig greifbar; natürlich. Man suche einmal bei uns die Mode, lateinische Wörter mit deutschen Lettern zu drucken oder umgekehrt deutsche Fremdwörter wie 'protestantisch' mit lateinischen Lettern zu drucken bis auf die deutsche Endung -isch, in bestimmte Sätze zu fassen, und man wird die Unfruchtbarkeit der Bemühung erkennen. 'Glossaria, faßt Nieschmidt S. 66 zusammen, nimirum semper Graeca Graece exhibebant [bis zu welcher Zeit herab?]. Ceterum ille scriptoribus Romanis videtur mos fuisse, ut, cum totam sententiam Graece dicerent afferentque locum quendam pleniorem ex Graeco libro sumptum, retinerent scripturam Graecam. In singularibus autem

verbis Graecis quae orationi Latinae insertae leguntur tantum abest ut certam scribendi legem secuti sint scriptores Romani, ut apud unum eundemque mira saepe inveniatur inconstantia.'

Max Niedermann, Sur un passage controversé de Quintilien. inst. or. I 5, 23. Im Musée Belge 16 (1912). p. 289—291.

Quintilian verwirft die gräzisierende Betonung Cámillus Céthegus statt Camíllus Cethêgus und fährt fort: aut flexa pro gravi, aut apice circumducta sequenti quam ex duabus etc. Statt aut möchte N. mit einem Teil der Überlieferung ut, statt apice nicht Appī, noch weniger mit Birt (Rhein. Mus. 34, 21) Marcipōr lesen, sondern accire, das Quintilian für eine fehlerhaft kontrahierte Form für acciere betrachtet habe.

Fritz Schöll, Zur latein. Wortforschung. Indogerm. Forsch. 31 (1912/13). S. 309—320.

Im Burs. Jahresb. 148 (1910), S. 175, Anm. hatte ich Gamurrinis Bedenken, daß Quintilian in Spanien geboren sei, als nicht unberechtigt bezeichnet, wegen der Stelle I 5, 57 über gurdus = stolidus, hebes. Diese Bedenken zerstreut Schöll S. 313 ff., indem er Geschichte (vor Quintilian) und Entwicklung des Wortes weiter verfolgt. Quintilian könne trotz des Nichtbescheidwissens über diesen Volksausdruck für 'Dummkopf' (audivi) recht wohl geborener Spanier sein. Vgl. ob. (S. 225) Überlief. Er weist auf Einar Löfstedt, Eranos X 1910, 164 hin. Überzeugend führt Sch. cantus, wofür canthus (*κανθός*) nicht 'promiscue scribitur' (gegen Maurenbrecher Th. L. L.), auf das kymr. cant zurück; aus dem Lateinischen sei erst das griechische *κανθός* = *ἐπίσωτρον* gebildet; mit Recht wird der keltische Einfluß in diesen Dingen (raeda, petorritam, gisia usw.) betont.

Carolus Heuer, De praeceptis Romanorum euphonicis. Jenenser Diss. Jena 1909. 59 S.

Die durch die Rhythmenforschung neu belebte Frage der Elision u. a. in der Prosa heißt mich nachträglich noch auf die durch Georg Goetz geförderte Arbeit von Karl Heuer (geb. 1882) hinweisen, die in August Lobecks 'Paralipomena grammaticae Graecae' einen großen Vorläufer hatte. Wenn Dionysius Thrax — auf Demetrius von Abdera über *καλλιέπεια* habe ich früher gelegentlich hingewiesen — sagt: *ἡ δὲ ἀπόστροφος τίθεται, ὅτ' ἂν διὰ τὴν καλλιφωνίαν κουφίζεται τὸ ἓν φωνῆεν γράμμα, ὁπηνίκα δύο φωνήεντά εἰσιν ἐν μιᾷ λέξει*, so hat die Schulgrammatik im Lateinischen zwar nicht eine gleichlautende, aber die Sache ist den

Römern (Varro, Cicero, Quintilian usw.) bekannt gleichwie die Weisungen über ῥυθμὸς und μέλος in der Kunstprosa: oratori aurium consilio utendum est. Quintilian, der I 5, 4 usw. über die vocalitas oder εὐφωνία handelt, wird im geschichtlichen Zusammenhang S. 6, 21, 42 ff. berührt. Über den Hiat z. B. gilt für Quintilian Heuers Zusammenfassung (S. 47): 'et Graeci et Romani vocalium concursionem plus minus asperam ideoque vitiosam habuerunt, etsi negare non possumus etiam fuisse, qui illud studium hiatus fugiendi non tam neglegerent quam neglegendum esse existimarent, quippe quod omnem orationis vim infringeret sonumque deleret.' Man sieht, die solide Arbeit beherrscht auch das einschlägige Sprachgut. Quintilian nicht prinzipiell gegen den Hiat; s. u. Sturtevant zu IX 4, 33.

Nachträglich sei erinnert an einen gründlichen Aufsatz von

Martin L. Rouse, The pronunciation of c, g and v in Latin. In den Trans. and Proceed. of Amer. Philol. Assoc. Dez. 1909. Vol. XL p. LXXVIII.

Über die Aussprache von Atreus (inst. I 5, 24) u. ä. handelt

Massimo Lenchantin de Gubernatis, Studi sull' accento greco e latino. In Riv. di filol. 50 (1922). S. 177 ff. XIX. L'accentuazione delle parole greche in latino.

In der Anmerkung S. 177 ist auch der Inhalt von I—VIII (1915—22) angegeben, darunter VIII vocc. Váleri, Valéri.

Über die Etymologie von Lupercal (inst. I 5, 66) luere per caprum, durch die die Reinigungswirkung der lupercalia angedeutet werden könnte, s. Otto im Philol. 76, 1913, S. 162 und 169.

F. Muller, Zum lateinischen Präfix au. Zeitschr. f. vergleich. Sprachforsch. 49 (1919), S. 112—117

zeigt, wie aufero zum Unterschied von affero gefordert wurde, während vor v das einfache a genügte, avello usw. zu inst. I 5, 69 anfugit und Cic. or. 158.

Richard Reitzenstein, Historia Monachorum und Historia Lausiaca. Eine Studie zur Geschichte des Mönchtums und der frühchristlichen Begriffe Gnostiker und Pneumatiker. Göttingen 1916.

S. 93: „Daß die Engel im Himmel nicht freien und nicht gefreit werden, war dem Christen selbstverständliche, noch überdies durch ein Herrenwort bezeugte Anschauung. Daß auch der Hellene frühzeitig eine ähnliche Anschauung auf seine Götter übertrug und

darum die Menschen, die ihnen hierin nachahmten, göttlich nannte, wird seltsam erscheinen, läßt sich aber aus Grammatikspielereien mit Sicherheit erweisen.“ Bei Besprechung der stoischen Etymologie erwähnt Quintilian I 6, 36 ingenioseque visus est Gavius ‘caelibes’ dicere veluti ‘caelites’ ... ait; ἠίθεοι = ἢ θεοὶ (ῥεῖα ζώοντες).

Über den Widerstreit der Analogie und Anomalie, in dem Quintilian (I 6) entschieden auf die Seite der consuetudo (Sprachgebrauch) tritt — ähnlich Cicero —, handelt

Curtius Woldt, De analogiae disciplina apud grammaticos Latinos. Königsberger Diss. 1911. 114 S. 8.

Er stellt zunächst die Begriffe für analogia zeitlich fest: proportio, portio, comparatio, ratio, regula usw. — ratione translata gebraucht Cicero auch für ἡ καθ᾽ ἀναλογίαν μεταφορά —; bei Quint. I 6, 3 faßt Woldt proxime ... transferentis im Sinne von optime (S. 9), ‘am sinngemäßesten’. Dann wird die Analogie nach den Wortklassen durchgegangen. Daß W. zu Quintilians Auslassung (I 6, 7 f.) über das vielbesprochene fervēre ein kräftiges Fragezeichen setzt, nehme ich ihm nicht übel.

Die von Quintilian I 7, 20 bezeugte ältere Schreibweise caussae für causae behandelt

Louis Havet, Manuel de critique verbale appliquée aux textes latins. Paris 1911;

auch die Formen fuere-fuerunt inst. I 5, 42 und zahlreiche andere Stellen. Als Hilfsmittel für die Textkritik sei auch hier das dem Andenken L. Traubes (1915) gewidmete Werk ‘Notae latinae’ von Lindsay empfohlen.

Eduard Hermann, Silbischer und unsilbischer Laut gleicher Artikulation in einer Silbe und die Aussprache der indogermanischen Halbvokale u̯ und i̯. In den Götting. Nachr. 1918. Philol.-histor. Kl. S. 100—159.

S. 130: ‘Die Schule blieb, wie uns Quintilian I 7, 26 bezeugt, noch im 1. Jahrh. bei der Schreibung uo stehen’: seruos = servus.

Edgar Howard Sturtevant, The Pronunciation of cui and huic. In den Trans. and Proc. of Amer. Philol. Assoc. Vol. 43 (1912) S. 57—66

beleuchtet an der Hand der anderen antiken Zeugnisse inst. or. I 7, 27 S. 61 f. (das u in huic nicht konsonantisch).

W. R. Hardie, Note on Quint. I, VII, 29. In The Class. Rev. 27 (1913) 163 f.

‘et ‚consules‘ exempta n littera legimus’ faßt Hardie mit Recht im Sinne von „wir finden geschrieben“; die Stelle zeigt, daß n

ausgesprochen wurde. Butler übersetzt (1921) noch 'we also find ‚columna' and ‚consul' spelt without an n'.

Zur Grammatik (I c. 4 ff.) vergleiche:

Hermann Diels, Die Anfänge der Philologie bei den Griechen. Neue Jahrb. 13, 1910, I S. 1—25; und

A. Gudeman, 'Grammatik' bei Pauly-Wissowa (s. u.).

Unzugänglich war auch mir

— J. Negro, La grammatica in M. Fabio Quintiliano. Città di Castello, 1914.

Zu I 9 vgl.:

A. Brinkmann, Aus dem antiken Schulunterricht. Rhein. Mus. 65 (1910) S. 129—155.

Über Barbagallo, Ziebarth, Beudel s. u.

Julius Penndorf, Progymnasmata. Rhetorische Anfangsübungen der alten Griechen und Römer. Wissenschaftliche Beilage des Realgymnas. Plauen, Ostern 1911 (Progr. N. 786). Plauen i. V. 1911. 27 S. 4.

Verf., mit der rhetorischen Literatur wohlvertraut, eröffnet seine auf die Förderung des modernen muttersprachlichen Unterrichtes eingestellte (S. 27), aber auch für die Geschichte der Vorübungen nicht belanglose Abhandlung mit Quintilian; S. 3—5 werden besprochen die Äsopische Fabel (auch mit Auflösung von Versen in Prosa, vgl. C. Zander 'Phaedrus solutus', Lund 1921), Sinnsprüche, charakteristische Reden, die Aufgabe, Zweifelhaftes einzureißen (destruere) oder mehr zu sichern (confirmare), Lob, Tadel, Vergleich, Gemeinplatz, Beurteilung von Gesetzen; Quintilians verständige Weisungen für den praktischen Unterricht der Anfänger. Dann folgt der Reigen der 16 Progymnasmata nach Aelius Theon, den P. in das 1. nachchristl. Jahrhundert (vor Quintilian?) versetzt, nämlich: Chrie, Fabel usw. bis Widerrede. Auf Hermogenes und Aphthonius (richtiger Apthonius) S. 21—26 ist hier nicht einzugehen.

Aus den Worten I 11, 17 'praecepta de liberorum educatione composita' entnimmt A. Sizoo (S. 19—24) den Titel *Περὶ παιδοτροφίας* des Chrysippischen Werkes, nicht den umfassenderen *περὶ παίδων ἀγωγῆς*; ansprechend. S. 24 ff. vergleicht Sizoo eingehend die Stellen der beiden Benützer über Ammen usw. I 10, 32 mit Dyroff für adhibetur infantibus allactationi statt allectationi (S. 25). Ich finde der Unterschiede mehr als Sizoo, auch erheblichere (sapientes). Ob beide, Quintilian und 'Plutarch', einen Auszug aus Chrysipp (von einem Philosophen) benützt haben, Quintilian einen besseren, Plutarch einen schlechteren, bleibt doch recht fraglich.

II. Buch.

Zu II 10. Eine eingehende Studie widmet der beratenden Beredsamkeit

Josephus Kleck. Symbuleutici qui dicitur sermonis historiam criticam per quattuor saecula continuatam scripsit Josephus Kleck. 8. Heft der rhetorischen Studien Drerup. Paderborn 1920, Schöningh. IV 169 S.

Die umfassende, trefflich ausgestattete Arbeit (auch mit Indices) zieht in ihren Bereich auch die Stellen Quintilians, die die suasoriae behandeln (II 10, 1, III 8, 4 usw.); Kleck polemisiert auch gegen Quintilian (III 8, 15) S. 81 oder dessen Erklärer (III 8, 47) S. 107. Die Literatur wird ausgiebig herangezogen:

G. Fraustadt, Encomiorum in litteris Graecis usque ad Romanam aetatem historia. Diss. Leipzig 1909;

E. Gossmann, Quaestiones ad Graecorum orationum funebrium formam pertinentes. Diss. Jena 1908;

und viele andere. Besprochen ist Kleck B. ph. W. 1920, 575—587 von Friedrich Levy.

III. Buch.

A. Schulten, 'Martials spanische Gedichte'. In dem Neuen Jahrb. 1913 I S. 463: über den verschiedenen Geschmack der Alten und der Modernen an der Natur (Quintil. III 7, 27).

IV. Buch.

Über declamare = κατηχεῖν inst. IV 2, 29

H. Colson in The Classic. Rev. XXXVI 314 (Phil.Woch. 1922, 1076).

V. Buch.

W. A. Baehrens, Vermischtes über lateinischen Sprachgebrauch. Glotta V (1914) S. 79—98

bespricht unter XII omnia = omnino auch Quintil. inst. or. V 13, 24 (p. 291, 6 R) paria sint omnia, wo Radermacher per omnia liest.

Zu V 11:

Karl Alewell, Über das rhetorische παράδειγμα. Diss. Kiel, 1913. S. u.

VI. Buch.

Zu VI 3, 20:

Charles Knapp, Molle atque facetum. Auszug aus Amer. Journ. of Phil. 38, 1917, 2. p. 194—199.

Alfred Klotz billigt in der B. ph. W. 40, 1920, 589 f. die

Beziehung Knapps von Horazens Worten (sat. I 10, 44) auf die Eklogen Vergils, während Quintil. VI 3, 20 an die Äneis denke.

Wilhelm Süß, Das Problem des Komischen im Altertum. In den Neuen Jahrbüch. 23 (1920) I S. 28—45.

Ein rhetorisches wie philosophisches Problem erörtert Quintilian in VI 3 de risu. Süß, der Verf. des Ethos, der gewiegte Kenner des Aristophanes, wählt den Satz Quintilians VI 3, 6 Varia hominum iudicia . . . iudicatur zum Motto seines Aufsatzes und verfolgt das Lachen, das *γελοῖον*, den Witz von Platon und Aristoteles über Cicero bis auf Quintilian (S. 40 f.)

Die Stelle über die Phantasie erläutert durch Goethesche Parallelen Ernst Maaß. Neue Jahrb. 1915. I S. 20. 'Totenopfer für Jugurtha'.

Quintilian führt VI 3, 37 für den Kunstgriff, das Lächerliche drastisch vor Augen zu stellen, den gleichen Fall an wie Cicero De or. II 266, wo C. Julius Cäsar Strabo, dem die Darstellung der Partie über das *γελοῖον* zugeteilt ist, erzählt, wie er dem drängenden Helvius Mancia auf die Frage: 'Nun, wie sehe ich denn aus?' sachlich geantwortet habe: 'demonstravi digito pictum Gallum in Mariano scuto Cimbrico sub Novis, eiecta lingua buccis fluentibus'. Über diesen eigenartigen Schildschmuck, von dem Quintilian wohl nur vom Hörensagen wußte, und Verwandtes handelt eingehend

Adolphe Reinach, Le Klapperstein, le Gorgoneion et l'Anguipède, im Bulletin du Musée Histor. de Mulhouse, XXXVII 1913, S. 35—135;

speziell über die Quintilianstelle S. 80 ff. Auch Plin. nat. hist. XXXV, 4 (8) kennen diese Schilddarstellung nur vom Hörensagen. Die Römer mögen in dem Bild einen Cimbernkopf gesehen haben, wie denn die Schildbuckel (des Hasdrubal, des M. Aemilius) nicht selten das Porträt des Trägers darstellten.

Inst. or. VI 3, 90 will Eduard Fraenkel Glotta VIII 1917 S. 59 das Geschlecht von dies des postera die ins Maskulin verwandeln wegen des sonstigen Sprachgebrauches wie XI 2, 43. Warum die einhellige Überlieferung ändern? Nach Helm Philol. Woch. 1920, 289 gebraucht Paulinus von Nola dies bald als masc., bald als fem.; auch sonst schwankend.

VII. Buch.

Inst. or. VII 2, 16 will Ludwig Radermacher, der Herausgeber des Werkes, unter Anlehnung an die Hss. so lesen (Wiener

Studien 32, 1910, S. 206 f.): sumendum est enim ex his exemplis statt utendum est enim et his exemplis.

VIII. Buch.

In der berechtigten Annahme, Quintilian lehne sich auch in technischen Sprachwendungen an Cicero an, liest

Johannes Stroux, Handschriftliche Studien zu Cicero De oratore (Basel, 1921), S. 166 f.

bei Quintilian VIII 3, 17 quae aut maxime explanant statt exclamant im Hinblick auf Cic. or. 80; treffend.

Über die Auffassung von favor und urbanus VIII 3, 34 Th. Stangl. Rhein. Mus. 65, 1910, S. 117.

Inst. VIII 6, 44:

Gegen die Deutung von Hor. carm. I 14 O navis referent durch Quintilian (VIII 6, 44) als eine fortgesetzte Metapher (ἀλληγορία) für 'Staat' wendet sich der verdiente Herausgeber der Pliniusbriefe

R. C. Kukula, Quintilians Interpretation von Horaz' Carm. I 14. Wiener Studien 34 (1912), S. 237—245.

Das Gedicht sei wie I 3 ein Propemptikon, gerichtet an die kurz vorher bei der Rückfahrt aus der Gegend der Cykladen hart mitgenommenen Galeere Oktavians, der nach Asien in den ersten, für die Seefahrt gefährlichen Wochen des Jahres 30 segeln wollte. Der Rezensent der Abhandlung Gustav Friedrich lehnt (Woch. f. klass. Phil. 30 [1912], 574 f.) den Gedanken rundweg ab; Heinzes Erklärung bleibe zu recht bestehen. Für seine Propemptikondeutung bricht Kukula ebendort Sp. 1021 f. eine Lanze; Friedrich erwidert Sp. 1022. Wird es einen großen Unterschied machen, ob der Dichter die navis, die den Staat, die patria oder die, welche den pater patriae, den Repräsentanten trägt, anredet? Horaz schmeichelt dem Kaiser oft unauffällig (vgl. c. I 2). Wenn beides sich nicht vereinigen läßt, scheint mir Quintilians Auffassung die natürlichere.

Über die zitierbare Sentenz (inst. VIII 5, 3) bietet

Eugen Wolf, Sentenz und Reflexion bei Sophokles. Ein Beitrag zu seiner rhetorischen Technik. 1. Teil. Diss. Tübingen. Tübingen 1913

wertvolles Material (s. S. 3), das einmal die Wichtigkeit des *γνωμολογεῖν*, wie Aristoteles in der Rhetorik betont, und dann für die Kunst die Bewußtheit des Schaffens, freilich sehr im Gegensatz

zu unserem Zeitgeist, aber im Anschluß an Sophokles, der angeblich dem Aischylos vorrückte: ὅτι εἰ καὶ τὰ δέοντα ποιεῖ ἀλλ' οὐκ εἰδώς γε.

IX. Buch.

Pietro Rasi, Di un ἅπαξ εἰρημένον logico o di pensiero presso Quintiliano (Inst. or. IX 3, 8). In der Riv. di filol. 45 (1917), S. 160—196.

Bei Vergil Ecl. IV 62 stehe richtig cui risere parentes; anders Quint. IX 3, 8. Dieser habe statt cui in seinem Vergilexemplar quoi oder qui gelesen und dies als Nominativ gefaßt für die zu belegende Figur. Die Mutili der rhetorischen Schriften Ciceros bieten öfters qui für cui, ebenso quidam für cuidam u. ä.

Eines der vom bayerischen Staatsministerium für Philologen 1914 gestellten Themen lautet:

Führt Quintilian seine Autorenreihen da, wo die strengzeitliche Ordnung aus sachlichen Gründen erwartet wird, regelmäßig oder geradezu ausnahmslos in chronologischer Folge vor? Zur Wiederlegung von Kurt Koehlers Berliner Dissertation v. J. 1909: De Rhetoricis ad C. Herennium. Vgl. auch Berl. philol. Wochenschr. 30 (1910), Sp. 399, wo Th. Stangl die Arbeit von Köhler, die Kornifizianer und Antikornifizianer (inst. IX 3, 69 ff.), den chronologischen Gesichtspunkt und Schlüsse ex silentio eingehend bespricht. Die gewünschte Untersuchung steht noch aus.

Rhythmus.

Die fast unübersehbare Literatur zum Prosarhythmus, die auch zur Theorie und Praxis Quintilians heranzuziehen ist, findet sich zum größten Teil zusammengestellt bei

A. W. de Groot, A Handbook of Antique Prose-Rhythm. I. Teil. Groningen 1918.

S. 200—217 'Contributions to a Bibliography of Antique Prose-Rhythm' in alphabetischer Ordnung (Adams bis Zielinski) über 200 Verfasser. Ergänzungen und ein systematisches Verzeichnis soll der in Aussicht stehende II. Teil bringen.

Vgl. meinen Bericht über Ciceros rhetor. Schrifen, Bursian Bd. 179 (1919 II) S. 114 f. und Berl. philol. Woch. 40 (1920), Nr. 10 u. 11, über die Bibliographie Sp. 244.

Noch weiter herab geht das ergänzte Literaturverzeichnis von

Louis Laurand, Supplément à la Bibliographie du Cursus latin. Le Musée Belge IV (1920). S. 188—198

von Alès bis Zillinger. Wie ich schon öfter, betont auch Laurand

die Zweckmäßigkeit zu diesen Fragen, die Arbeiten über Sprachrhythmus überhaupt und über die einzelnen Sprachen im besonderen heranzuziehen, und verweist auf Marbe, Behn, Clark, Lipsky, Saintsbury, Platt, Landry, Roustan, Faguet, Lanson, Bremond.

Bei der häufigen Parallelisierung von redender und bildender Kunst, auch bei Quintilian, gehört hierher

Eugen Petersen, 'Rhythmus'. In den Abhandl. der Gött. Ges. d. Wiss. Bd. 16 Nr. 5. Berlin 1917. 4. S. 1—104.

Den Gegensatz zwischen *ῥυθμικοὶ* und *μετρικοὶ*, den Quintilian (IX 4, 48) wie Dionys von Halik. kennt, beleuchten besonders S. 21 und 97. S. 21: „Das Metrum, vorgestellt in Zeichen ... ist ein abstraktes Schema, ein räumliches mehr als zeitliches, ohne Bewegung, diese nur latent enthaltend; Rhythmus dagegen ist das lebendige Bewegung gewordene Gesetz, das in dem Leben eben die Kraft mit sich führt, die es bändigt." Etymologisch führt Petersen *ῥυθμὸς* auf *ἐρυ* und *Ϝρυ* zurück, also wie unser 'Zug' (Energiebegriff), nicht wie üblich auf *ῥέω*, Fluß (gleichmäßig). Auch der Gebrauch des deutschen Wortes und seiner Synonyma erfahren durch den großen Archäologen Petersen († 1919) willkommene Aufklärung. Auch an die Neuauflage von K. Bücher 'Rhythmus' sei erinnert.

Akzent.

H. Bergfeld (†), Das Wesen der lateinischen Betonung. In Glotta VII (1916) S. 1—20.

War, wie Skutsch u. a. wollen, die Betonung von Anfang bis zu Ende expiratorisch? Oder hat nebeneinander eine musikalische und expiratorische Betonung bestanden, wie namentlich Franzosen annehmen? War der lateinische Akzent der klassischen Zeit überwiegend expiratorisch oder musikalisch? Für dieses entscheidet sich Bergfeld; in Poesie wie Prosa einschließlich der Klauseln der klassischen Zeit (im weiteren Sinn) war der Akzent quantitierend (musikalisch), vorwiegend musikalisch; auch der saturnische Vers war (nach Zander, Leo, Bergfeld) quantitierend. Daß die Prosa hinsichtlich des Akzentes (der numeri) nicht wesentlich von der Poesie abweicht, wird unter gebührender Hervorhebung von Cicero or. 190 und Quintil. inst. or. IX 4, 61 S. 5 f. neuerdings eingeschärft. Von einer gedankenlosen Herübernahme der griechischen Betonungsweise durch lateinische Gelehrte wie Quintilian, könne nicht die Rede sein. Stimmt! Daß aber auch die Mode sich breit machte, beklagt Quintilian selbst. Und wenn Deutsche von deutschredenden Franzosen lange 'Reformatór' statt

'Reformátor' hören, finden sich unter ihnen vielleicht auch Nachahmer. Rom hat nach B. im 4. vorchristlichen Jahrhundert seinen alten (etruskischen?) expiratorischen Akzent mit dem quantitierenden Drei-(Vier-) Silben-Akzent vertauscht, im 4. nachchristlichen Jahrhundert setzte sich unter dem Einfluß der 'Barbaren' (Afrika?) der entgegengesetzte Wandel durch.

F. W. Shipley, The heroic clausula in Cicero and Quintilian. Class. Philology 6 (1911) S. 410—418.

Cicero billigt or. 217 den Schluß - ◡◡ - ⏑̄, Quintilian verwirft ihn inst. IX 4, 102. In der Praxis hat Cicero nur 0,6 % clausulae heroicae, Quintilian 1,9 %; beide also wenige. Aber - ◡◡ - ⏑̄ ist anders in der Form moenia Romae oder adire labores (Vergil), anders in der Form quid faceres cum (Horaz), anders commemorare oder non videatur (Cicero, Quintilian). Eine übersichtliche Tabelle S. 412 ergibt: '*The forms which occur most frequently in prose are rarest in poetry*, and the forms which are most frequent in poetry are relatively rare in prose.' Die Formen velle videbam oder foedere cautumst, in der Poesie zwischen 62 und 38 %, sinken in der Prosa auf 4,6 bei Cicero, auf 3,6 % bei Quintilian herab. Ein sachlicher Widerspruch ist bei beiden Technographen nicht vorhanden: Cicero hat Akzent und Rhythmus von Formen im Sinn wie composuisses oder non videatur, Quintilian die poetischen Formen. Vgl. F. di Capua, der Bofiel 19 (1912) S. 207 die Worte Cic. or. 217 quomodo . . . dichoreus als Glosse streichen will.

Es sei auch hingewiesen auf Fr. Novotný, Die neue Klauselmethode und die zweifelhaften Sallustiana. Zeitschr. für österr. Gymn. 68, 1918, S. 25—64. Ebendort S. 328—332 äußert sich Novotný über ῥυθμός gegen O. Schröders Deutung = 'Welle', es sei vielmehr 'Wasserweg', 'Bahn', 'Ordnung'. Vgl. oben Eug. Petersen: 'Zug'.

Über den ursprünglichen, später geänderten Anfang des Livianischen Geschichtswerkes (inst. IX 4, 74): facturusne operae pretium sim spricht A. W. de Groot, Der antike Prosarhythmus. Groningen (1921) S. 26. Auf dieses neue Werk von A. W. de Groot (Teil I), das die Rhythmisierung, namentlich die Prosametrik, großzügig von der vorattischen Periode bis auf Cicero verfolgt, soll hier nicht näher eingegangen werden. Vgl. meine Besprechung Philol. Woch. 42 (1922) S. 1069 ff. Auch wird man den II. Teil (Cicero und die spätere Zeit) abzuwarten haben.

Unter Berufung auf Quintilian (IX 4) führt F. di Capua in seiner Besprechung (Bofiel XX, 1913/14, S. 202 ff.) von L. Lau-

rands Schrift 'Ce qu'on sait et ce qu'on ignore du *cursus*' (Musée belge 1913) eine Briefstelle (85) des hl. Augustin an „unde accidit ut onmissa *compositione verborum* et scribentium sollicitudine dictem quidquid in buccam venerit", die uns zeigt, daß ein und derselbe Schriftsteller bald ἔρρυθμα, bald ἄρρυθμα schreiben konnte und wollte, wie wir dies auch aus Cicero und Dionys von Halik. entnehmen können. Bei der Besprechung von Susan Helen Ballou, De clausulis a Flavio Vopisco . . . adhibitis (Weimar 1912) hebt di Capua (Bofil XX S. 130 f.) die Zwischenräume in der Schrift im Cod. Palat. hervor, welche die rhetorischen incisa, membra und ambitus andeuten.

E. H. Sturtevant, Elision and Hiatus in Latin Prose and verse. In The Classical Journal XII 1916, S. 34—43.

St. betont mit Recht, daß Quintilian für die Prosa Hiaten wie pulchrā orationĕ acta anerkennt und zum Zweck der Emphase die Unterlassung der Synalöphe billigt. Ähnlich die Behandlung von Schluß-m wie in multum ille (IX 4, 46). Vgl. oben Heuer über Euphonie.

P. Baumert, De -m finali (De pronuntiatione litterae -m finalis quam subsequitur vocabulum a vocali incipiens, quid efficiatur ex clausulis Suetonianis et Apuleianis). Im Auszug mitgeteilt in dem Jahrbuch der philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität zu Göttingen 1921. 1. Hälfte: Januar—Juni. I. Historisch-philologische Abteilung VIII, 116 S. Hier Nr. 13.

„Da ergaben sich für Sueton — geprüft sind nur die Klauseln des Div. Jul. — bei Nichtverschleifung des -m etwas bessere Klauseln. Nach dem, was der Auszug mitteilt, scheint Sueton beide Möglichkeiten zugelassen zu haben." So Alfred Klotz in der Woch. f. Ph. 1922, 444 f. Auch was Klotz gegen Blass' Responsion, gegen Zielinskis Diärese, für die Geltung der κῶλα und κόμματα sagt, verdient Beachtung.

F. di Capua, Una glossa in Quintiliano, Inst. Or. IX 4, 105 im Boll. di filol. class. 19 (1912/13) S. 207

will die Worte "quo modo claudet qui placet plerisque dichoreus?" als den Randbeisatz eines Lesers, der den Sprachgebrauch trochaeus = tribrachys nicht verstanden habe, streichen. Was ist mit dem vorhergehenden alioqui? Vgl. oben Shipley.

Zum Verständnis der Wortfügung (IX 4).

K. Brugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen. Ber. üb. d. Verh. d. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig. Philol.-hist. Kl. 70, 6. Leipzig 1919, Teubner.

Unmittelbar zur Quintiliansliteratur gehört:

J. Marouzeau, Pour mieux comprendre les textes latins (essai sur la distinction des styles). Rev. de Philol. 55, 1921, S. 149—193.

Er bringt viel aus Quintilian und arbeitet mit Quintilian: inst. I 6, 1. IV 1, 68. VIII 3, 11 ff. X 1, 9. 1, 28. 1, 31. 1, 41. X 2, 21 und 22. XII 10, 10. 10, 58. Vergl. zu der tiefgreifenden Frage

Klemens Blener, Zur Methode der Untersuchungen über deutsche Wortstellung. Zeitschr. f. deutsches Altertum usw. LIX. Bd., 1922 S. 127—144: „Es gibt kein einheitliches Prinzip, das auch nur in einer bestimmten Periode für eine bestimmte Sprache alle Wortstellungserscheinungen erklären würde“ (S. 144).

Inst. IX 4, 45 ff.

'Poesie und Prosa' überschreibt Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff das zweite Kapitel seiner 'Griechischen Verslehre'. (Berlin 1921, Weidmann), S. 25—57.

In großen Zügen mit charakteristischen Einzelheiten (auch aus den Lateinern) gibt Verf. ein Bild der Entwicklung von der Zeit, wo die Kunstprosa sich an die Stelle der Poesie drängt, von Gorgias, Isokrates, Platon, Demosthenes bis herab auf die Zeit, wo der expiratorische Akzent das Gefühl für Quantität ertötet und Prosa wie Poesie auf neue Bahnen weist. Auch sonst bietet das umfassende (630 S.), gehaltvolle Werk für das Verständnis der Institutio vieles, z. B. S. 67 über Aristoxenos, S. 69 über Dionys. de comp. 17 (Inst. I 10, 22. IX 4, 88). Vgl. A. Körte, Neue Jahrb. 1922. I 313 ff.

X. Buch.

Daß die in der Einsamkeit Erzogenen der Sprachfähigkeit entbehren (inst. X, 1, 10), führt Weyman wegen der Ähnlichkeit der Erzählung mit Arnobius (c. 21 p. 65, 7 ff. R.) nicht mit Peterson auf Herodot II 2 zurück, sondern auf 'eine Version der Erzählung, in der Züge des Herodotischen Berichtes und der von Arnobius für seine Schilderung des Erziehungsexprimentes benutzten Vorlage vereinigt waren'. (In den 'Beiträgen zur Geschichte des christlichen Altertums und der byzantinischen Literatur'

Festgabe für Albert Ehrhard, herausg. von A. M. Koeniger, Bonn 1922. S. 481 f.)

Über Timagenes, den Quintilian X 1, 75 als Erneuerer ernster Geschichtschreibung hoch einschätzt, handelt eingehend Eduard Norden in seiner Germanischen Urgeschichte ([2] 1922) S. 149, 153 usw. Beachte die Einreihung des Timagenes im Stemma S. 170. Auch an A. Klotz, Cäsarstudien, 1910, ist hierbei zu erinnern.

W. Rennie, 'satura tota nostra est'. In The Classical Review XXXVI 1/2, 1922, S. 21.

Quintilian (X 1, 93 ff.) meint nicht "römischen Ursprungs", sondern "römischen Charakters" und "von den Römern vervollkommnet"; 'final achievement'.

Mit dem Satz Quintilians X, 1, 93 'satura quidem tota nostra est' sowie mit dem anscheinenden Widerspruch X 1, 95 illud prius satirae genus befaßt sich eine Dissertation, die überhaupt für die griechischen Studien höher stehender Römer beachtenswert ist:

Emil Englmaier, Was ist in des Horaz Satiren und Episteln auf griechischen Einfluß zurückzuführen? Diss. Erlangen. Nürnberg 1913, Benedikt Hilz. 128 S. Gr. 8.

Englmaier meint, Quintilian habe die Worte des Horaz sat. I 10, 66 rudis et Graecis intacti carminis auctor [sc. Ennius] nicht richtig gefaßt oder noch wahrscheinlicher, er wolle nur sagen: 'Eine Satire, die genau der des Lucil entsprochen hätte, hat es bei den Griechen nicht gegeben' (S. 8). Für die ars poetica (Quint. VIII 6, 30) hätten dem Horaz außer Neoptolemos von Parion noch Schriften alexandrinischer Grammatiker vorgelegen (S. 21); vgl. darüber jetzt K. Barwick, Hermes LVII 1 (1922). Auch bei Horaz ist das reiche Überlieferungsgut der grammatischen und rhetorischen Schulen, der Lektüre und Exempla, der Gnomologien, nicht zu vergessen. Wenn Englm. bei dem Hinweis auf die Lektüre des Horaz stipare Platona Menandro (sat. II 3, 11) an den Philosophen nach älterer Auffassung denkt (S. 34), so wird man dies kaum gutheißen.

Giacomo Giri, Il giudizio di Quintiliano intorno a Lucrezio. In den Classici e Neolatini VII (1911) S. 2—8.

'Macer et Lucretius legendi quidem, sed non ut phrasin id est corpus eloquentiae faciant; elegantes in sua quisque materia, sed alter humilis alter difficilis', urteilt Quintilian X 1, 87. Wie berechtigt vom Standpunkt der Inst. or. aus das Urteil und die Zusammenstellung ist, und wie man das anscheinend magere Lob für

Lukrez voll auszudeuten hat, zeigt kenntnisreich und scharfsichtig Giri.

Karl Altkamp, Examinatur Quintiliani de Lucilio iudicium. Wiss. Beil. des Gymnasiums zu Warendorf, 1913. 28 S. 4.

Der auch nach Altkamp mit den beiden Literaturen wohlvertraute, umsichtig und selbständig urteilende Kalagurritaner behandelt X 1, 94 den Erfinder der Satire C. Lucilius: 'eruditio in eo mira et libertas atque inde acerbitas et abunde salis.' An diesem mit Varro und Cicero zusammentreffenden Urteil weist Altkamp im Hauptteil seiner Arbeit (bis S. 21) das Lob der mira eruditio — ein Schlagwort, lebenskräftig auch noch in der modernen literarischen Kritik — als wohlberechtigt nach, und zwar gründlich und umsichtig. 'Fragmentis Lucilii quod ad eruditionem attinet perlustratis neminem, qui carmina Lucilii perlegerit attente eorumque sententias clare perceperit, fugiet poetam quascunque tractat materias virum se praestare magnae scientiae. Graecorum philosophis [Platon-Sokrates, die Vorsokratiker und die nachsokratischen Schulen] poetis [von Homer, besonders der Odyssee, herab bis auf Menander] rhetoribus [von Isokrates bis auf die zeitgenössischen Redner und Grammatiker] bene est eruditus neque tamen omisit Romanorum veterum comoediam tragoediamque cognoscere. Etiam Ennii scriptorum, quem primum apud Romanos saturas scripsisse constat, peritum se praebet Lucilius. Neque minus in dicendi ratione amplitudinem quandam assecutus est. Numeros concitatiores et ad varios affectus depingendos saepenumero optime adhibuit' (S. 20). Ob das freilich alles von dem vornehmen Dichter durch eigene Lektüre gewonnen ist? In den neu eröffneten Rhetorenschulen wird viel Gemeingut überliefert worden sein, z. B. über Antiopa, Zethus und Amphion (Cic.); vgl. die Arbeiten von Kohl, M. Schamberger, besonders Karl Alewell, Über das rhetorische παράδειγμα, Diss. Kiel 1913.

Das zweite Charakteristikum im Urteile Quintilians über Lucil, die libertas, wird kurz abgemacht; auch seinem Gönner Scipio hält er das — von Quintilian — berührte pertaesum vor: 'Pertisum hominem, non pertaesum, dicere humanum genus.' Die acerbitas und die abundantia, auch die Sprachmengerei des alumnus Campanus werden beleuchtet (S. 22—27) und teilweise gegen Horaz in Schutz genommen. Die in gefälligem Latein geschriebene Programmabhandlung begründet nicht nur das Urteil Quintilians gut, sondern fördert durch den weiten Überblick über das Geistesleben der Szipionenzeit

auch die Horazerklärung, besonders sat. I 4, I 10, II 1 und ars poetica (vgl. o. die Abhandlung von Barwick).

Das Urteil Quintilians (X 1, 72), daß Menander den Ruhm aller anderen Komiker verdunkelt und auch Philemon als Zweiten weit hinter sich gelassen habe, vergleicht H. v. Arnim „Kunst und Weisheit in den Komödien Menanders“ mit Plut. Compar. Aristoph. et Men. 3 S. 854 A in den Neuen Jahrb. 13 (1913) I S. 243. Auch die folgenden Ausführungen über Quintilian, der (X 1, 69 ff.) Menander für die Jugendlektüre, besonders in Rhetorenschulen empfiehlt, sind belangreich.

Über Menander, den wie Quintilian auch Dion von Prusa or. 18, 6 als Hilfsmittel für den künftigen Redner bezeichnet, bieten Beachtenswertes

E. Legrand, Daos;

J. W. Cohoon, Rhetorical studies in the arbitration scene of Menander's Epitrepontes, 1914;

Berend Keulen, Studia ad arbitrium in Menandri Epitrepontibus exhibitum. Diss. Leiden 1916.

Darüber Th. Thalheim B. ph. W. 37, 1917, 451 f. und meine Besprechung von Cohoon B. ph. W. 36, 1916, 1129 ff.

Über die Literatur zu Menander und zur Komödie überhaupt siehe den eingehenden Bericht von Ernst Wüst, Burs. 174. Bd. (1916/18 I 105—254).

Aus Inst. or. X 1, 128 inquirenda quaedam mandabat schließt Ed. Norden, Die Germanische Urgeschichte . . . (1920) S. 444 auf Aufträge, die Neros Minister Seneca der Nilquellenexpedition könne mitgegeben haben. (Im Index bei Norden nicht.)

Für das Urteil Quintilians (X 1, 114) über Cäsar als Redner (vis und elegantia) ist belangreich

Leo Holtz, C. Julius Caesar quo usus sit in orationibus dicendi genere. Dissert. Jena. ‘Ludovicopoli MCMXIII.’

Holtz stellt S. 42 Quintilians Urteil mit dem des sonstigen Altertums zusammen und kommt (S. 59 ff.) zu dem Ergebnis, daß Cäsar in der Hauptsache sich der rhodischen Stilart, durch Molon gewonnen, angeschlossen habe, zeitweilig auch dem genus dicendi Atticum nicht ferngestanden sei. Wenn A. W. de Groot recht hat (Der antike Prosarhythmus I 1921 S. 104), daß das ganze genus Rhodium nur ein Schlagwort Ciceros ist, bedarf aber das ansprechende Ergebnis von Holtz einer gründlichen Revision.

In dem vielbehandelten Urteil über Seneca Inst. X 1, 131 möchte S. Eitrem, Varia, Nordisk Tidskrift f. Filologi 6 (1917)

S. 161 so lesen: ‘[illegible] simplicia non contempsisset, si parum ⟨trita⟩ non concupisset’. Kaum. Wenn wir, meine ich, an der Überlieferung partum (Geborenwerden) non concupisset festhalten, so würde das sonst übliche Bild vom Entstehen von Gedanken (Einfällen, Regungen) naheliegen, etwa: si aliqua in sinu contempsisset si partum non concupisset; ‘ihr Zurweltkommen nicht gewünscht hätte’.

Zu der Bekämpfung des übertriebenen Gebrauches von Sentenzen (sententiae, sententiolae, sensus, sensiculi; *γνῶμαι*, *γνωμίδια*) vgl. Friedrich Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde, München 1922 Beck. Z. B. S. 23 ff. Aurora musis amica. Zahlreiche ‘geflügelte’ Worte — der Begriff ist 1864 durch Georg Büchmann geprägt worden — sind uns durch die Institutio Quintilians und seiner Nachahmer vermittelt worden; in den Rhetorenschulen wurden die alten Gorgianischen Figuren (mit Reim, Assonanz, *ἀντίθετα* im weitesten Sinn) Jahrtausende fortgepflegt. Diese Fortpflanzung von geflügelten Worten durch Quintilian wäre der Untersuchung wert.

Oskar Tillmann, Zur Dichterlektüre in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit. Programm. Zweibrücken 1912. 34 S. 8⁰.

Bei dem ersten Abschnitt der kenntnisreichen Arbeit „Die Dichterlektüre unter rhetorischen Gesichtspunkten“ S. 6—21 wird Quintilians Theorie der Nachahmung, die auf selbsttätige Verwertung des Gewonnenen hinweist (X 2, 12), gut gewürdigt. „Eins freilig darf bei aller Anerkennung seiner Vorzüge nicht übersehen werden: über den Gesichtspunkt der Nachahmung hinaus zu freier unbefangener Würdigung der Poesie hat auch Quintilian sich nicht erhoben“ (s. u.). Durch die Vergleichung mit Plutarch, Lukian, Dio von Prusa (nach H. von Arnim) und unter Berücksichtigung des philosophischen Gesichtspunktes (S. 21 ff.) wird diese Seite der inst. or. gut beleuchtet.

Tieferes über Imitationstheorie bietet

Paul Wendland, Quaestiones rhetoricae. Schrift anläßlich der Preisverteilung der Universität Göttingen 1914.

Für die Verwendung der Musterbeispiele und für die Geschichte der imitatio werden hier tiefgehende Ausblicke gegeben.

Zu den von Quintilian (X 5) empfohlenen Übersetzungen und Variationen bringt wertvolles Material

Walter Fränzel, Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrh. Diss. Leipzig 1913, 155 S.

Wie K. Fr. Bahrdt seinen Tacitus verdeutschen will, habe ich bei der Besprechung des Neudruckes (B. ph. W. 40, 1920, Sp. 636 ff.) hervorgehoben. Für Quintilians Instit. wäre die Übertragung von Schirach eingehender zu würdigen (1. Teil Helmstädt 1775), der sich auf seine Gewissenhaftigkeit etwas zugute tut. Zu dem pädagogischen 18. Jahrhundert würde man mit Gewinn die Theorie und Praxis der Alten, vornehmlich Quintilians, halten; selbst hinsichtlich der Fachausdrücke, wie *κατ᾽ ἀντίληψιν* inst. VII 4, 4.

Zum X. Buch noch einige Textverbesserungen:

H. Röhl, Zu Quintilian. Woch. f. klass. Philol. 28, 1911, Nr. 41 und Nr. 46.

Der neue Bearbeiter des zehnten Buches, der verdiente Horazforscher, behandelt: X 1, 70 statt illa mala zu lesen illa moralia || X 1, 99 wird erklärt mit der reichen Literaturangabe || X 3, 22 vorgeschlagen mihi certe *εὐδαιμονικὸς* magis || X 7, 1 imitari (für intrare) portum || X 1, 130 erklärt das Urteil über Seneca, das in heilem Text überliefert sei || X 3, 21 materias dividere im Sinne individueller Behandlung || X 7, 3 patitur hoc actio (statt ratio).

XI. Buch.

John W. Basore, On the Status of the Later Comic Stage.
Trans. and Proceed. of Am. Phil. Ass. Dez. 1909, Vol. XL, p. XXI sq.

Quintilian gibt XI 3, 58 einen Überblick über die komische über palliata — comoedia — comici — comoedi actores comici, scenici aetores, histriones) und die tragische Bühne. Die fabula palliata hat sich erhalten bis zum Anfang des 2. Jahrh. mit guter actio, als Muster für rhetorischen Vortrag.

Über Armin Krumbacher, Stimmbildung, s. u.

Über XI, 3 handelt u. a.

Boris Warnecke, Gebärdenspiel und Mimik der römischen Schauspieler. Neue Jahrb. 1910 XIII, S. 580—594.

Auf K. Sittl, Gebärden der Griechen und Römer, auf K. Scraup, Katechismus der Mimik, und auf andere Hilfsmittel wird verwiesen. Eine verständnisvolle Darlegung der Lehren Quintilians, der ausführlichsten über diesen Gegenstand, wird besonders S. 588 ff. gegeben mit sachkundigen Ausblicken auf den auct. ad Herenn., Cicero, Dionys von Halikarnaß u. a.

XII. Buch.

Achille Beltrami, La composizione del libro duodecimo di Quintiliano. Studi italiani di filol. cl. 19 (1912), S. 63—72.

Der verdiente Herausgeber des 12. Buches sucht, einen Gedanken von R. Sabbadini weiter verfolgend, nachzuweisen, daß sich Spuren von späteren Zusätzen finden, die nicht im ursprünglichen Plane lagen und von Quintiliankennern, wie Bonnet, schon früher störend empfunden wurden. Vgl. oben über Disposition (Börner, Tolkiehn).

Zu XII 10: Über Antiphilos, den Zeitgenossen und Nebenbuhler des Apelles, außer P.-W. (unter Apelles und Antiphilos) auch

E. Pagenstecher, Alexandrinische Studien. Sitzungsbericht der Heidelberger Akad. d. Wiss. phil.-hist. Klasse 1917.

Aufsatz I: „Die Raumdarstellung in der alexandrinischen Malerei zur Zeit des Antiphilos."

Zu den übrigen bei Quintilian genannten Malern und Bildhauern, zu Polygnot, Aglaophon, Zeuxis, Parrhasios, Protogenes, Pamphilos, Melanthios, Theon, Apelles, die beiden Euphranor, zu Kallon, Hegesias, Kalamis, Myron, Polyklet, Pheidias, Alkamenes, Lysippos, Praxiteles, Demetrios bietet die neueste Archäologie einem künftigen Erklärer Quintilians reichen Stoff. Ich habe ihn nicht gesammelt. Auch die Parallelen zwischen redender und bildender Kunst, wie sie z. B. Brzoska in dem Epimetrum zu seiner Arbeit über den Kanon der 10 Redner zusammengestellt hat (S. 81 ff.), verdiente eine Neusichtung und Erweiterung, auch mit Rücksicht auf ihr Fortwirken in der Folgezeit.

Zum I. und XII. Buch der instit. und zu den Arbeiten von Loth, Messer, Appel über Quintilian wird man mit Nutzen vergleichen einen Aufsatz von Rudolf Lehmann, 'Pädagog. Typenlehre', Zeitschr. f. Päd. Psych. und exper. Päd. 23 (1922), S. 241 bis 254, z. B. das aristokratische Ideal, das priesterlich-philosophische, das bürgerliche Bildungsideal, auch über Erziehertypen. Über die durch Rudolf Lehmann besorgte Neuauflage von Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, die für Quintilian wenig bietet, s. unten.

IX. Weitere Arbeiten zur Kritik und Erklärung.

Wilhelm Kroll, Quintilianstudien. Rhein. Mus. 73 (1921), S. 243—272.

In diesen Studien Krolls, der[1]) durch seine Ausgabe neues Leben in die Erklärung von Ciceros Orator gebracht hat, weht Höhenwind der Forschung, ganz anders als in den landläufigen Dissertationen und Programmabhandlungen. Abschnitt I 'Das Kapitel über die Synthesis (inst. IX 4)', S. 243—260 gibt einen trefflichen Sach- und quellenkritischen Kommentar zu dem Hauptgegenstand antiker Rhetorik in ihrem Höhenstand; vgl. o. J. Marouzeau, Pour mieux comprendre les textes latins. Rev. de Philol. 55, 149 ff. Die Einleitung § 1—16 (bzw. 18) möchte Kr. übereinstimmend mit H. Mutschmann (*περὶ ὕψ.*) nicht auf Cäcilius von Kalakte zurückgeführt sehen (gegen Coblentz und Ofenloch), aber auch Theodoros von Gadara will er nicht als direkte Quelle der einheitlichen Einleitung annehmen (gegen Mutschmann). Für die Vorbemerkung der eigentlichen Tractatio (IX 4, 23 f.) über die Scheidung der Prosa in rhythmisierte und nichtrhythmisierte werden Parallelen angeführt aus Dionys. Halic., aus Aquila, aus Demetrius, der, wie Aquila, drei Periodenarten unterscheide, die historische, dialogische und rhetorische, Scheidungen, die letzten Endes auf Aristoteles' *λέξις γραφικὴ* und *ἀγωνιστικὴ* zurückgehen mögen. Quintilian kennt die historische Periode anscheinend nicht, aber er wußte doch wohl, daß Dionys von einem *ἱστορικὸν πλάσμα* spricht, und die Theorie des Demetrios, dessen Zeitansatz immer noch umstritten ist, geht, denke ich, auf vorquintilianische Zeit zurück. Die vereinzelte, aber von Quintilian nicht erfundene Dreiteilung der Synthesis in ordo (23—31), iunctura (32—44), zu der Horaz a. p. zu vergleichen, und numerus (45 ff.) wird im einzelnen genau behandelt. 'Hat Quintilian nicht selbst den Dionys eingesehen, so hat seine Vorlage es getan, oder es liegt Benutzung derselben Quelle vor' (S. 248). Ich habe mich schon früher für die erste Annahme ausgesprochen; s. inst. IX 4, 89. Bezüglich des numerus, insbesondere der Metrik, urteilt Kr. mit Recht: 'Quintilian hat sich an das Gangbare — meist nach Cicero — gehalten und nicht so alte Quellen wie Dionys aufgesucht' (S. 248). Den Anfang von Demosthenes' Kranzrede kannte Quintilian aber wohl sicher aus eigener Lektüre, ebenso Ciceros Korrespondenz;

[1]) Auch auf seine Randbemerkungen im Rhein. Mus. 62 (1907) zu Dionys, Cicero, Quintilian sei nachträglich hingewiesen.

vgl. über die Briefe des Calvus und Brutus S. 260. Quintilians Bemerkungen über Binnenrhythmus (inst. IX 4, 66—71) empfiehlt K. besonderer Beachtung. Wie Quintiilan dazu komme, in § 97 den Terminus Tribrachys, den er abweichend von Cicero eben verworfen hat, zu gebrauchen, darin stimmt Kr. Woehrer bei. Über die anscheinend sich widersprechende Behandlung des Daktylus durch Cicero und durch Quintilian vgl. oben Shipley. Quintilian hat, darauf weist schon Prooem. zu I hin, kontaminiert, in der Behandlung des numerus Cicero (or. und de or.), Dionys, vielleicht auch einen den Cicero oder Dionys oder beide berichtigenden Rhetor; auch dem Celsus ist Quintilian nach Kr. S. 259 von IX 4, 121 an in der Hauptsache gefolgt. Es ist nicht nötig, in der Zeit der Klauselforschung auf diese Ausführungen Krolls noch mit besonderem Nachdruck hinzuweisen. Die austera compositio hänge mit Dionys' *αὐστηρὰ σύνθεσις* (richtiger *ἁρμονία*) irgendwie zusammen, sei vielleicht geradezu durch sie veranlaßt; vgl. Ammon, De Dion. Halic. font. (1889), S. 55 und Cic. or. 168 und 175. 'An Theophrast als dem Urheber dieser Lehren kann ich, sagt Kr., heute nicht mehr festhalten' (Kroll S. 259).

Ein noch schwerer greifbares Element nimmt Abschnitt II 'Das Kapitel über das Prepon (XI 1)' in Angriff. Daß das *πρέπον* zur gesamten Darstellung treten muß, als letztes, aber unentbehrlichstes Erfordernis, betont für die *σύνθεσις* auch Dionys. Bei Quintilian heben sich XI 1, 1—5 als Einleitung ab; in der weiteren Erörterung, die nach Kr. im wesentlichen das *πρέπον* bei Cicero behandelt, wird dem Fabius die Disposition, namentlich eine reinliche Scheidung zwischen *λέξις* und *πράγματα* schwer. Das liegt im Wesen der Sache und in der rhetorischen Tradition. Bis § 39 reicht der erste Hauptteil (hier möglicherweise auch Celsus Quelle); der zweite 39—59: bei den res alienae als advocati. Es folgt das Passende im Ausdruck mit Nachträgen bis gegen Schluß. Über die Quellenfrage (Caecilius, Celsus oder andere) will sich Kr. nicht entschieden äußern. In § 66 über unser Benehmen in Prozessen mit Verwandten, *οἰκεῖοι*, tritt stark Aristotelisches (Peripatetisches) Gut hervor, in verständnisvoller Überlieferung. Aus Horaz ließe sich wie für die *σύνθεσις*, so auch für das *πρέπον* mehr gewinnen, und zwar nicht bloß aus dem Brief an die Pisonen, sondern auch aus anderen, z. B. an Lollius (I 18, 68): quid de quoque viro et cui dicas saepe videto; während Lollius zu Rom deklamiert, studiert Horaz in Präneste das *πρέπον*, lieber nach Homer als nach philosophisch-rhetorischen

Kompendien (epist. I 2, 1 ff. . . . quid pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non . . .), sat. I 10, 25 ff.

Viele Nüsse zu knacken gibt uns das wertvolle Kapitel über die Actio (XI 3), das Kroll als letzten (dritten) Abschnitt behandelt. Die Disposition Einleitung (1—10: Wert der ὑπόκρισις, die bona naturae), I. Hauptteil 14—65 vox mit den Unterabteilungen, dann II. gestus (§ 65 ff.) ist an sich ziemlich einfach. Aber die Übertragung der 4 Theophrastischen ἀρεταί, wie Kroll mit Stroux richtig annimmt, auf die pronuntiatio (emendata, dilucida, ornata, apta) ergibt manches Geschraubte. 'Über die Quelle der weiteren Ausführungen läßt sich nichts sagen, als daß Plinius (§ 143) und Popillius Länas (§ 183) sicher benutzt sind'.

Wilh. Kroll, Rhein. Mus. 73 (1921), 272 schlägt vor XI 3, 2 zu lesen ⟨et⟩ adfectus omnes languescant necesse et, sehr ansprechend. Auch sonst sei noch viel zu heilen, besonders durch Archäologen. Auch an moderne Sprachtechniker sei erinnert, z. B. das Neueste: Fritz Gerathewohl, 'Erziehung zum Redner', Berlin 1922, der knappe Weisungen und S. 32 einschlägige Literatur der jüngsten Zeit gibt (s. u.).

Richard Reitzenstein, Bemerkungen zu den kleinen Schriften des Tacitus. Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse 1914, S. 173—276.

Hauptzweck der 'Bemerkungen' ist (nach S. 213), die Kunst des Tacitus in seinen ersten Werken zu erläutern, wobei besonders auf die damals eben erschienene große Ausgabe von Alfred Gudeman fortlaufend Bezug genommen wird. Es ergibt sich aber aus den scharfsinnigen Untersuchungen Reitzensteins so Belangreiches für die Charakteristik der Zeit, der Rhetorik, der Stilrichtungen, für die Imitatio, das Klassizistische und Klassische, die 'Moderne', die Wechselbeziehungen des Dialogus und der Institutio sowie für einzelne Stellen der 'Rednerbildung', daß der Quintilianbericht auf sie hinweisen muß. Erschüttert die Untersuchung der Überlieferung, besonders betreffs des Hersfelder Inventarium, die Sicherheit der äußeren Zeugnisse für die Autorschaft des Tacitus, so sprechen Einzelbeobachtungen, die noch fortzusetzen sind, für ihn, für die Verwandtschaft mit dem (früheren) Agricola und der Germania. Unter den Flaviern sei der Dialogus nicht veröffentlicht; auch Kroll möchte ihn in die Nähe des Agricola rücken. Für einzelne Stellen der Institutio ist Reitzenstein öfters heranzuziehen, so für X 1, 90 Saleius Bassus, S. 234, für X 1, 31 Redner und historischer Stil,

S. 199, für X 1, 130 Urteil über Seneca, S. 269 f., zu XII 10, 48 über Sentenzen, S. 260.

Zur actio (Buch XI.)

Armin Krumbacher, Die Stimmbildung der Redner im Altertum bis auf die Zeit Quintilians. Paderborn 1921, zweites Titelblatt: 1920. Schöningh. 108 S. gr. 8. In den von E. Drerup herausgegebenen Rhetorischen Studien, Heft 10.

Stimmbildung, Stimmdiätik und Stimmhygiene bedurften bei den großen Aufgaben der antiken Redner und dem empfindlichen Ohr der Zuhörerschaft einer sorgfältigen Pflege. Wie dies geschehen, untersucht Kr. nach den bisher nur spärlichen Vorarbeiten (Volkmann, Warnecke) in den zwei natürlichen Hauptteilen I Geschichte der Stimmbildung, von Perikles bis auf Quintilian, S. 12—53, II das System der Stimmbildung S. 54—107.

Verhältnismäßig spät und erst nach langer praktischer Betätigung entwickelte sich die Lehre vom Vortrag (*ὑπόκρισις*, *προφορά*, actio, pronuntiatio) als ein selbständiger Teil der Techne, da der Vortrag Sache der Natur zu sein schien (s. meine Bemerk. Bayer. Gymn.-Bl. 30, 1900, S. 21). Krumbacher verfolgt die Stimmbildung von Perikles an über dessen demagogische Nachfolger, über Thrasymachos (Perioden, Rhythmisierung, Hiatvermeidung) und Isokrates (Vorlesen der *λόγοι ἀναγιγνωσκόμενοι*), dann über Demosthenes, dessen Stimmbildung und Vortrag sehr eingehend, aber zu wenig kritisch gegenüber der Überlieferung[1]) betrachtet wird, über Aischines, Hypereides, dann über die Theoretiker Aristoteles und seinen großen Fortsetzer Theophrast, der die *πάθη τῆς ψυχῆς*, die seelische Ergriffenheit des Redners feststellte und damit den Kern jedes natürlichen (psychologischen) Vortrags, dann über Athenaios, den Zeitgenossen des Hermagoras, über die Entartung der asianischen Richtung und die gesunde Gegenströmung der rhodischen peripatetisch beeinflußten Schule, die in der Herenniusrhetorik und durch Ciceros rhetorische Schriften (Molon) auf Rom herüber wirkt (dagegen A. W. de Groot s. u.), dann über die recitationes der ersten Kaiserzeit bis auf Quintilian. Dessen Darstellung (XI 3), die ausführlichste und genaueste des Altertums, hat auch zum Aufbau der Geschichte von Perikles bis auf Domitian viel Material geliefert. Quintilian selbst steht auf den Schultern Ciceros, gestützt

[1]) Vgl. die eingehende Besprechung von Friedrich Levy, Philol. Woch. 1922, 704.

wohl auch von Dionysios, Celsus (NB. Marx' Ausgabe), Plinius; vgl. o. Kroll.

Der geschichtliche Überblick, umsichtig und gehaltvoll, bietet auch für das Verständnis Quintilians sehr viel. Wenig hätte man nachzutragen, so das Eintreten des Horaz für das Natürliche und Maßvolle, z. B. format enim natura prius nos intus ad omnem fortunarum habitum (a. p. 108 ff.) im Sinne Theophrasts oder die Geißelung der Unnatur eines Demetrius und Tigellius (sat. I 10 Ende mit den Scholien).

Wichtiger noch als der geschichtliche Überblick ist für ein gründliches Verständnis der Institutio (namentlich I und XI) Krumbachers II. Teil 'System der Stimmbildung' (S. 54—108), der den Gegenstand mit reicher Literatur- und Sachkenntnis übersichtlich darstellt: Die Stimmbildung der Knaben vor dem Eintritt in die Elementarschule — der Leseunterricht (Anfangsgründe, der Leseunterricht auf höheren Stufen, das Lesen des Lehrers und des Schülers, die Arten des Lesens: *κατὰ διαστολήν, καθ' ὑπόκρισιν, κατὰ προσῳδίαν*, Lautlehre, Metrik) — Musik und Stimmbildung (die Musik im Jugendunterricht, die gesangliche Stimmbildung nach den Musiktheoretikern, Solmisation, das Tonarion, auch der Fistulator des C. Graccus) — der Schauspieler als Stimmbildner (die Phonasci). — Die gesundheitliche Stimmpflege (Geschichtliches, Anweisung zur Stimmpflege, die Anaphonesis, vociferatio, auch als Heilmittel) und damit zum Schlusse Hinüberleitung hoher Errungenschaften der antiken Rhetorik, besonders bei Quintilian, aber auch bei seinen Vorläufern, Zeitgenossen und Nachfolgern, zu den verwandten Bestrebungen des 20. Jahrhunderts.

Noch besonders hinweisen möchte ich auf die weit- und tiefgreifende Besprechung der Arbeit Krumbachers durch Johannes Stroux, Deutsche Lit.-Zeit. 1922, Sp. 694—98. Die Stimmbildung war, das betont Stroux ergänzend, ein Teil der allgemeinen gesellschaftlichen Bildung (vgl. Eurip. Alc. v. 343 ff.), schon bevor sie in den Aufbau der Rhetorik einbezogen wurde, wo sie ein Autor mit dem gestus nach einer einheitlichen Konzeption verkoppelte, und blieb es auch nach der Einbeziehung, bis auch hier die Opposition gegen ein Übermaß sich mit der Naturanlage begnügen wollte. Die Prinzipien der rhetorischen Hypokrisis, zu deren geschichtlicher Betrachtung Stroux schon in seinem Werke 'De Theophrasti virtutibus dicendi', 1912, S. 70 f. einige Linien gezogen hatte — die schauspielerische geht ihre eigenen Wege —, mußten von den griechischen Anfängen über Quintilian herab bis zu den späten Ausläufern ver-

folgt werden. Diese Aufgabe habe Krumbacher bei aller Anerkennung seiner Beiträge noch nicht gelöst. „Es ist, schließt Stroux, der Reiz aller ernsthaften Behandlung der Geschichte der Rhetorik, daß sie unmittelbar in die Bildungswerte und die Kulturelemente der Antike hineinführt.“

Zu den juristischen Fragen.

Josephus Sprenger, Quaestiones in rhetorum Romanorum declamationes iuridicae. In den Dissertationes philologicae Halenses Vol. XX, 2, 1911, VIII S. 169—262.

Sprenger behandelt den Älteren Seneca, Quintilian und Calpurnius Flaccus. Er teilt den Stoff in diese 8 Kapitel: 1. Loci communes de praemio tribuendo, 2. de patria potestate, 3. de matrimonii iure, 4. de obligationibus, 5. de belli iure atque usu, 6. de actionibus iuris civilis et criminum animadversione, 7. de poenis exigendis, 8. variae leges.

Für die Geschichte der Deklamationen von dem Phalereer Demetrios bis auf Quintilian und für die ‘iuris argutiae’ (S. 232), die uns auch in der Inst. or. naturgemäß immer wiederbegegnen, ist die umfassende, unter G. Wissowas Ägide entstandene Dissertation sehr wertvoll. Ihre nähere Besprechung gehört in einen anderen Bericht.

In dieser juristischen Umgebung, in die uns der Advokat Quintilian naturgemäß immer wieder hineinstellt, sei genannt

Vocabularium iurisprudentiae Romanae iussu instituti Savigniani, Tom. I—V 2, 1894—1917.

Griechen, Beispiele u. a.

Wie sich Quintilian zur griechischen Sprache, Literatur und Bevölkerung stellt, ergibt das weitgreifende, gründliche Werk

Walter J. Snellmann, De interpretibus Romanorum deque linguae Latinae cum aliis nationibus commercio. Pars I Enarratio. Leipzig 1919. XVI 193 S. Pars II Testimonia veterum. Leipzig 1914 (sic!). 193 S. Gr. 8.

Unter den XIV Gruppen des lateinischen Sprachverkehrs (I Romani — gentes Italicae S. 1—14 bis zu XIV Romani — Aegyptii S. 183—184) kommt Quintilian vornehmlich für die Griechen (XII S. 119—174) in Betracht: so inst. I 1, 12 (mit Griechisch anfangen); II 1, 1 (spät zum Rhetor); VI 1, 14 (ein griechisches Bonmot); X 5, 2 (über den Wert des Übersetzens); XII 10, 35 (Griechisch und Lateinisch verglichen); XII 11, 23

(Cato lernt im Alter Griechisch); aber auch für die italischen Völker mit Inst. I 6, 39; für die Veneti VIII 1, 3 (des Livius Patavinitas); für die Galli X 1, 87 Varro Atacinus; für die Hispani VII 3, 77. Die den Testimonia entsprechende Enarratio im 1. Bd. gibt eine verlässige Erklärung, geeignete Parallelen und reiche Literaturnachweise; z. B. I S. 107 f. Die Volltitel bietet der Index librorum adhibitorum I p. VIII—XIV, z. B. Atzert, De Cicerone interprete Graecorum. Diss. Göttingen 1908.

Über das angebliche spanische gurdi, das man auch gerne im Index rerum neben 'Gurdonicus homo quidam Gallus' sähe, vgl. Fr. Schöll, Indog. Forsch., s. o. S. 248.

Karl Alewell, Über das rhetorische *Παράδειγμα*. Theorie, Beispielsammlungen, Verwendung in der römischen Literatur der Kaiserzeit. Kieler Diss. Leipz. 1913, Hoffmann

behandelt zunächst die rhetorischen Vorschriften, für welche in der nacharistotelischen Zeit neben dem auct. ad Herenn. und Cicero vor allem Quintilian (V 11, 1 usw.) von Belang ist. Dieser gehe (S. 19 ff.) auch gegen Cicero mit Aristoteles in der Fassung des Begriffes (V 11, 1); A. handelt weiter über Terminologie, über Definitionen (S. 24), über *χρῆσις* und *λύσις παραδειγμάτων* (Quint. V 11, 5 und 24). Den Vorschriften folgen die Beispielsammlungen S. 36 ff., ab S. 54 die Zusammenstellung der in der kaiserzeitlichen Literatur vorkommenden Exempla mit 41 Gruppen, S. 56—86: exempla paupertatis, z. B. Fabricius inst. VII 2, 38; exempla mutationis fortunae bis zu den exempla integritatis. Für die Anwendung der exempla kommt Quint. mit XII 2, 29 u. a. in Betracht. S. 100 (Abschnitt V) zählt A. die von Quintilian gebrauchten Exempla — Schulexempla — auf.

Hans Schönberger, Beispiele aus der Geschichte, ein rhetorisches Kunstmittel in Ciceros Reden. Augsburg 1910.

Darüber die benachbarten Berichte von Lehnert, J. K. Schönberger u. a.

In Ed. Nordens Germanischer Urgeschichte², Berlin 1922, werden manche Stellen der Inst. gut beleuchtet — in seinem Index fehlt Quintilian —, z. B. Inselumfang und Flächeninhalt inst. I 10, 39; Furcht bei Mondfinsternis (Perikles, Sulpicius Gallus) I 10, 47 ff.; 'sine urbibus ac sine legibus gentes' noch zu Quintilians Zeiten (also um die Zeit der Veröffentlichung der Germania) inst. or. III 2, 4 mit einem Hieb auf Ciceros (oder Poseidonios?) Begründung der Anfänge der Beredsamkeit.

Über die Würdigung des Timagenes s. o. S. 256 zu X 1.

Für Homer der auch nach Quintilian ein Muster für den Redner sein soll, wie ihn Dio von Prusa bezeichnet als den *πρῶτος καὶ μέσος καὶ ὕστατος παντὶ παιδὶ καὶ ἀνδρὶ καὶ γέροντι*, sei genannt:

Hans Dachs, Die *λύσις ἐκ τοῦ προσώπου*. Ein exegetischer und kritischer Grundsatz Aristarchs und seine Anwendung auf Ilias und Odyssee. Diss. Erlangen. Erlangen 1913. 81 S. Gr. 8.

Für die Auffassung der Lehren vom *ἦθος τοῦ λέγοντος* ist sehr ergiebig die auf Anregung des Aristarchforschers Adolf Römer von Dachs unternommene neue Prüfung des Gedankens, daß Homer die Reden seiner Personen individualisiert; daß deshalb ihre Aussagen oft untereinander oder von der Darstellung des Dichters selbst abweichen, daß aber solche Differenzen nicht als Widersprüche der Dichtung aufgefaßt, sondern aus den psychologischen Motiven der betreffenden Reden erklärt werden müssen. Die Scholien zu Homer, zu den Tragikern, zu den Rednern usw. haben natürlich immer die *παραγγέλματα τεχνικὰ* vor Augen; vgl. Dachs S. 79; über den Grammatiker und Kritiker Aristarch inst. I 4, 22. X 1, 54 und 59.

Für die *ἤθη* und *πάθη*, besonders für das *ἦθος τοῦ λέγοντος*, ist von hervorragender Bedeutung:

Wilhelm Süß, Ethos. Studien zur älteren griechischen Rhetorik. Leipzig 1910, Teubner.

Auf das Verhältnis Quintilians zu Aristoteles (Roemer: Marx) ist in früheren Berichten näher eingegangen, hier sei nur hingewiesen auf die *εἰκότα*-Partie, inst. V 10, 15 ff., 'Debet nota esse recte argumenta tractaturo vis et natura omnium rerum' etc., worüber Süß, S. 154 ff.

Rhetorische Forschungen, herausgegeben von Otmar Schissel von Fleschenberg u. Joseph A. Glonar. Halle a. S. 1912 ff. M. Niemeyer.

'Die Rhetorischen Forschungen dienen kunstwissenschaftlicher Beschreibung der Rhetorik. Der Begriff Rhetorik wird in seinem weitesten Umfang verstanden; rhetorische Theorie und Praxis, Vortrags- und Leserhetorik, politische und epideiktische Beredsamkeit finden also gleiche Berücksichtigung', heißt es im Programm der Sammlung. Für die narratio auch bei Quintilian ist der Abschnitt I *διήγησις* und *διήγημα* in dem II. Bd. 'Die griechische Novelle' S. 1—19 von Bedeutung.

Ciceronis orationum Scholiastae. Vol. II ed. Thomas Stangl. Wien und Leipzig 1912.

In dieser grundgelehrten Ausgabe des ῥητορικώτατος Stangl findet auch der Quintilian- und Rhetorikforscher zuverlässiges Material.

Für einen künftigen Erklärer der Institutio wird eines der wichtigsten allgemeinen Hilfsmittel sein:

Alfred Gudeman, P. Cornelii Taciti dialogus de oratoribus. Leipzig—Berlin 1914, Teubner (s. u.).

Die Gesichtspunkte für solche Arbeiten, die Art der Entstehung, die Frage der Wechselbeziehungen, die Analyse, die Sprache, der Kommentar S. 183—511 in seiner Fülle, Übersichtlichkeit und Verlässigkeit, die Bibliographie S. 515—520 und der Index nominum et rerum S. 521—528. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen. Vgl. meine Besprechung in der Deutschen Literaturzeitung 1914, 2563—67 und die noch eingehendere von Konstantin John, B. ph. W. 35, 1915, 1171—1188, der als besonders wertvoll die Prolegomena hervorhebt, aber auch den Kommentar trotz mancher Einwände als „einen unerschöpflichen Stapelplatz des gesamten Wissenstoffs“ bezeichnet, der zur sachlichen Erklärung der Schrift herangezogen werden kann. Die Institutio auf diese Weise zu kommentieren, erforderte unerschwinglichen Aufwand an Geld und Kraft. Und der Leserkreis?

Daß Demosthenes dem Plato (seinen Schriften und Vorträgen) viel verdankt, berichtet der Dialog (c. 32) wie die inst. (XII 2, 22); nach Cic. Brut. 121 sagt dies Demosthenes selbst in einem Brief; aus Cicero, der De or. I 89 und or. 15 das gleiche bezeugt — wohl nach der Monographie des Demetrios von Phaleron über Leben und Studien des Demosthenes —, wird das Zeugnis im Dialogus wie in der inst. herzuleiten sein; daß andere den Demosthenes durch die Aristotelische Rhetorik seine wesentliche Ausbildung gewinnen lassen, erweist Dionys von Halikarnaß als Irrtum. Die Ausbildung eines Pompeius, eines Crassus usw. war in dem großen Sammelwerk des Mucianus (11 Bücher Acta, 3 Bücher Briefe) geschildert (Tac. dial. 37).

Mit dem 'Taciteischen' Charakter des Dialogus befaßt sich die umsichtige, vielseitige Arbeit von

Roman Hingher, Possessivpronomen und Prosarhythmus bei Tacitus; ein Beitrag zur Dialogusfrage. Tübingen 1922, Kommissonsverlag Osiandersche Buchhandlung. VI 61 S. Gr. 8.

Hingher hält die negativen Ergebnisse Reitzensteins (Bemerkungen zu den kleinen Schriften des Tacitus, in den Nachr. d.

Gött. Ges. d. W. Philol.-Histor. Kl. 1914) für gesichert, nicht aber die positiven Folgerungen. Hinghers Untersuchungen über das Possessivpronomen und den Prosarhythmus in dem nach Ciceronianischer Technik angelegten Rednerdialog zeigen solche Unterschiede gegenüber dem sonstigen Tacitus, daß er 'sie kaum für vereinbar hält mit der These von der Veränderlichkeit des persönlichen Stils' (S. 61). Einen endgültigen Entscheid fällt H. nicht. Die Vorsicht ist angezeigt; aber neben dem Zeitbild des Seneca, Quintilian, Sueton, Martial, Plinius, Juvenal spiegelt der Dialog doch viel von echt Taciteischen Denk- und Sprachformen wider. Und für die willkürliche Stiländerung gibt Sueton in dem Rhetor Albucius Silus ein drastisches Beispiel (rhet. 6).

Paulys Realenzyklopädie des klassischen Altertums. Neue Bearbeitung von Georg Wissowa und Wilhelm Kroll. Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung. Bd. VII—X (von Fornax bis Katochos), 1912—1919.

Fortunatianus, der nicht bloß Cicero und Quintilian ausgeschrieben, sondern mit größerer Selbständigkeit arbeitet (VII 45, 52, 54 usf. von Münscher); Gabba (so Bücheler statt Galba, vgl. Prosop. imper. Rom. II S. 104), der Hofnarr des Augustus (VII 418), von dem Quintilian (VI 3, 27, nicht von A. Galba) verschiedene Witze mitteilt; Junius Gallio, Rhetor der Kaiserzeit (X 1035—1039 von Gerth), von Quintilian III 1, 21 (IX 2, 91) zitiert; Gallus (verschiedene) VII 682 f.; Gavius Bassus, Grammatiker VII 866—868 von Funaioli zur inst. I 6, 36; Geta bei Quintilian I Prooem. 6 fehlt VII 1330; Glycon Spyridion (VII 1439 von Münscher zur inst. VI 1, 41); Gorgias der Leontiner VII 1598 ff. von Wellmann zur inst. III 1, 9 u. ö., sowie der Lehrer von Ciceros Sohn, der Figurenschreiber, VII 1604—1619 von Münscher zur inst. IX 2 u. ö.; Grammatik (grammatici, darunter Remmius Palaemon) VII 1780—1811 von A. Gudeman, der auf Aistermann 'De M. Valerio Probo' und auf die Artikel *Κριτικός* und *Φιλόλογος* verweist, besonders zur inst. I 4—7; Hermagoras, gegen den Poseidonios schrieb, Bd. VIII 692—696 von Radermacher zur inst. III 1, 16 u. a.; dann der Schüler des Theodoros von Gadara zur inst. III 1, 18; ferner vielleicht ein Schüler des Stoikers Persaios zur inst. III 5, 14; Hermogenes aus Tarsos VIII 865—877 von Radermacher zur inst. III (Statuslehre); Hermokreon, der Typus eines reichen Rhodiers, VIII 889 von Münzer zur inst. V 10, 78; Hesiodos VIII 1167—1240 von Rzach zur inst I 1, 15 über die

Echtheitsfrage der Χίρωνος ὑποθῆκαι (Sp. 1222) u. a.; Hippias Eleus VIII 1706 ff. zur inst. III 1, 10, XII 11, 21 (Tausendkünstler); Hippokrates VIII 1801 ff., der große Arzt, zur inst. III 6, 63 (Fehler eingestanden); histriones VIII 2116—2128 von Warnecke besonders zur inst. XI 3 (vgl. oben Armin Krumbacher); Homeros VIII 2188—2247 von Witte, wäre für die Würdigung Homers bei Quintilian (passim!) noch zu verarbeiten; ebenso Ed. Stemplingers Horatius VIII 2336 bis 2399 und sein Buch 'Horaz im Wandel der Jahrhunderte' (Leipzig 1921, Dieterich); Hortensius, Ciceros Rivale, VIII 2470—2481 (Vonder Mühll) zur inst. VI 3, 98 u. ö.; Hypereides, der Verteidiger der Phryne (ἡδονή), IX (1916) 281—285 von Thalheim, der die Stellen der inst. X 1, 77, II 15, 9, XII 10, 22 zu wenig heranzieht; Jambographen IX 651—680 von Gerhard zur inst. X 1, 9 (scriptores iamborum, auch Mimus und Sentenzen); Isaios IX 2051 f. zur inst. XII 10, 22 (attice dicere); Isokrates, der Redner IX 2146—2227 von Münscher zur inst. II 15, 33 (Rhetorik = Philosophie, wozu Sp. 2151 zu vgl.); III 8, 9 in Helenes laude und in Panegyrico, dazu Sp. 2180 ff.; zur angezweifelten τέχνη inst. II 15, 4 Sp. 2224; über sein Fortwirken III 1, 14, IV 2, 21 Sp. 2221 und zu zahlreichen anderen Stellen Quintilians; Julius Africanus, ein römischer Redner, gleichzeitig mit Cn. Domitius Afer, Bd. X (1919) Sp. 114—116 von Gerth zur inst. VIII 5, 15 u. ö.; Julius Florus, ein Redner aus Gallien, und sein mit Quintilian engbefreundeter Neffe Julius Secundus Bd. X 800—803 von Gerth zur inst. X 3, 13 u. a.; iurisconsulti X 1153 ff. und iurisprudentia X 1159—1200 von Berger, z. B. Sp. 1183 zur inst. X 1, 116, XII 3, 9 u. a.

Aus dem Supplementband III zu Pauly-Wissowa (1918) ist u. a. der Artikel Marcus Aper von Gerth für die Auffassung der Institutio von Bedeutung.

Aus der zweiten Reihe von Pauly-Wissowa oder Pauly-Kroll-Witte (Ra . . .) 1914 ff. gehören hierher

raeda zur inst. I 5, 57 und 68 von Hug (I 1 S. 41 f.), Rätsel (aenigma) zu VIII 6, 53 u. a. von W. Schultz (I 1 v. S. 62—125), Rednerbühne von K. Schneider, repudium zu VII 4, 38 von Klingmüller, — Artikel wie Rhetor, Rhetorik, Rhetorenschulen, ridiculum (risus) u. a. vermißt man —, Rhythmica von Seydel (I 1, 770—781), Rufus Rutilius, sacerdotes, sacrilegium zu VII 3, 10 u. a. von Pfaff, I 2 S. 1678—1681), Salii zu I 6, 40 von Rappaport (I 2 S. 1874—1899), Sallustius zu X 1, 101

von Funaioli (I 2 S. 1912—1955), satura zu X 1, 93 ff. von Kroll (II A 1921 S. 192—200); Saturninus, Saturnus, Satyros, Scholien von A. Gudeman (II 1, 625—705).

Das sind einige Fingerzeige zur Ausnützung des fortschreitenden P.-W. für die Quintilianerklärung; es wird noch lange Jahre dauern, bis sie durchgeführt ist.

Erinnert sei auch an das große Werk

Dictionnaire des antiquités grecques et romaines, von Daremberg begründet, von Edmund Saglio († 1911) und von Pottier und Lafaye zum Abschluß gebracht (Paris 1912).

Besonders für die Teile, die bei Pauly-Wissowa noch ausstehen, wie tragoedia, oder die der Plan des deutschen Werkes ausschließt, wie translatio zur inst. III 6, 69 f. Die Tables (Stoffübersicht) sind erst 1919 hinzugekommen, z. B. I 9, S. 13 f. 'Sciences, Lettres, Enseignement' von Arithmetica bis volumen (recht praktisch).

Zur Schulgeschichte.

Ein Hauptwerk über Schule und Unterricht, das auch Quintilian und sein pädagogisches Hauptwerk in die rechte Beleuchtung setzt, ist

Corrado Barbagallo, Lo stato e l' istruzione pubblica nell' impero romano. Catania 1911, Franc. Battiato. 8. 431 S. In der von Karl Pascal herausgegebenen Biblioteca di Filologia Classica Teil 3.

'Das öffentliche Schulwesen Europas ist durchaus eine Schöpfung Italiens.' Wie Rom mehr noch durch seine Grammatik und Rhetorik als durch seine Legionen die Welt erobert und behauptet hat, wird mit Worten Gaston Boissiers (La fin du paganisme) lebhaft veranschaulicht. Etwa zwei Jahre nach Quintilians Institutio or. erschien Tacitus' Agricola. 'Iam principum filios liberalibus artibus erudire, et ingenia Britannorum studiis Gallorum anteferre, ut qui modo linguam Romanam abnuebant, eloquentiam concupiscerent', rühmt er von der staatspädagogischen Tätigkeit seines Schwiegervaters (c. 21), ohne den Blick gegen die dem Naturvolk drohenden Gefahren der Überkultur zu verschließen. Wenn in den (italienischen, französischen, englischen, deutschen) Arbeiten über antikes Schulwesen Rom meist mit Hellas, insonderheit der hellenistischen Zeit, zusammengenommen ist, so ist das innerlich

begründet, mag auch, was Barbagallo bedauert, das Verdienst der Römer dabei nicht genügend zur Geltung kommen. Auch Agricola hat sein schulisches Interesse aus der Narbonitis mitgebracht.

In 9 Kapiteln durchschreiten wir bei B. in einem großen Schulmuseum die Entwicklung vom Aufstieg des Augustus bis zum Tod Justinians (30 v. bis 565 n. Chr.), bis zur Schwelle des Mittelalters: I. die Zeit der Julisch-klaudischen Kaiser (Museum Claudium; Einfluß des Hofes, so Neros auf die Zunahme rhetorischer Studien; Nero und die Philosophie); II. die Zeit der Flavier (69—96 n. Chr.), für Quintilian das Hauptkapitel (S. 81—112); III. die Zeit von Nerva bis Mark Aurel (Trajans Bibliothek, Athenäum, Erneuerung des Museums in Alexandrien; kaiserliche Lehrstühle an der Universität Athen usw.); IV. von Commodus bis zur Abdankung Diocletians (180—305): der militärische Charakter der collegia iuvenum, Honorare der Professoren, der Unterricht in Gallien im 3. und 4. Jahrhundert; V. die Zeit Konstantins des Großen und seiner Söhne (312—361); VI. die Schulreformen Julians des Abtrünnigen (361—363); VII. die Valentinianische Dynastie (364—383); VIII. die Dynastie des Theodosius (383—450); IX. vom Tode Theodosius' II. bis zum Regierungsende Justinians (450—565). Theoderich d. Gr. und der öffentliche Unterricht, Auflösung der Universität Athen, Codex Justinianeus. Die Schlußpartie (S. 379 bis 408) faßt den reichen Inhalt, der das Kulturleben der mehr als halbtausendjährigen Zeit des Imperium gut und neu beleuchtet (außer Grammatik und Rhetorik auch Philosophie, Musik, Jurisprudenz, Gehälter, Bibliothekswesen), in großen Zügen zusammen. Die Literatur, auch die der 'grande nazione tedesca' (S. 6), ist vielseitigst und gründlich herangezogen.

Ich greife auf Kapitel II zurück. Zweck und Umfang der Rhetorenbesoldung Vespasians? Sie beschränkte sich auf Rom, auf hervorragende Vertreter wie Quintilian; grammatici und litteratores überließ der römische Staat, der für die 'Oberen' sorgte, ihrem Schicksal (vgl. Juvenal). Es war eine Vergünstigung ad personam, ein Zug Mäzenatentum des Kaisers, nicht eine Bevorzugung der Rhetoriklehrstühle, um ihre Vertreter etwa zu Verteidigern der Regierung zu machen. Die Würdigung Quintilians (S. 97 ff.), der die innere Ausbildung des Knaben und Jünglings von den ersten Jahren bis zur Reife erstrebt, trifft mit der uns durch deutsche Gelehrte nahegelegten zusammen (z. B. Kämmel in Schmids Encyklopäd., Schwabe bei Pauly-Wissowa; über C. Hosius s. unten).

Das römische Schulwesen steht so auf den Schultern der Griechen, daß auch hier zu erinnern ist an

Erich Ziebarth, Aus dem griechischen Schulwesen. Eudemos von Milet und Verwandtes. Leipzig 1909. Teubner.

Lehrer (γραμματοδιδάσκαλος) — auch Wanderlehrer, Lehrfächer, Musik und Turnen. Betrieb: Wachstafeln, Präparationsheft zu Homer, Schulagone, Schultheater, schulfreie Tage, Ferien.

Eine sorgfältige, anregende Arbeit, die fast auf jeder Seite aus Quintilians Institutio Licht empfängt, ist ihrerseits geeignet, seine Genauigkeit zu bestätigen:

Paulus Beudel, Qua ratione Graeci liberos docuerint, papyris ostracis, tabulis in Aegypto inventis illustratur. Diss. Univers. Münster i. W. Münster i. W. 1911. 71 S. Gr. 8.

In drei Kapiteln wird gehandelt 'De grammatistarum scholis', 'De grammaticorum scholis', 'De rhetorum officiis a grammaticis occupatis'. Wenn Quint. I 1, 30 sagt 'In syllabis nullum compendium erat: omnes erant perdiscendae' etc., so bestätigen die Übungen *αν εν ιν ον υν ων*, dann *βαν βεν* usw. den Brauch. Bei der Lektüre erinnern Erklärungen wie *μῆνιν* = *ὀργήν*, *θεά* = *μοῦσα* zur Ilias doch stark an moderne Präparationshefte.

Den Stand und Einfluß der Rhetorik in der Zeit Quintilians beleuchtet eingehend und verständnisvoll

Edmond Courbaud, Les procédés d'art de Tacite dans les 'Histoires'. Paris 1918, Hachette. XXII 298 S.

Courbaud, gleich vertraut mit der Rhetorik wie mit Tacitus, sieht in diesem als Künstler 'un composé du poète et de l'orateur'. 'Mélange curieux' (p. IX). 'Alors la rhétorique domine en maitresse' (p. 217). Kapitel IV Les discours p. 199—234 und V Le style p. 235—285 gehören besonders hierher. Hier die Inhaltsangabe: Kap. IV. Les discours:

I. Les discours à l'époque impériale. — Les discours dans les camps, sur le champ de bataille — Méthode des historiens. — Méthode de Tacite.

II. Objets des discours dans les 'Histoires'. — Le discours à tendance psychologique. — Le discours à tendance politique. — Le discours, simple exercise littéraire.

III. La part de rhétorique dans des discours des 'Histoires'. — Les discours d'école (p. 223). — La vraisemblance. — Le monologue. — Les maximes.

IV. Principes communs à toutes les variétés des discours.

V. Les discours en style indirect. — Les discours omis. — Pourquoi les grands discours sont relativement peu nombreux.

Inhalt von Kapitel V. Le style:

I. La période dans l'art classique. — Les périodes dans les 'Histoires'. — Ce qui reste des habitudes anciennes.

II. La structure générale de la phrase chez Tacite. — Les divers types: la phrase courte — la phrase allongée — la phrase condensée. — Emploi caractéristique du participe et de l'ablatif, notamment du participe à l'ablatif absolu. — L'ordre successif.

III. Les antithèses. — Les 'sententiae'. — Les idées générales et les grandes pensées.

IV. Principe commun d'où dérivent les différents caractères de ce style: le désir d'innover. — Inconvénients et avantages du principe: affectation et obscurité, pittoresque et relief.

V. Originalité du style de Tacite.

Vgl. unten Literatur zum Dialogus.

Zur Charakteristik der Beredsamkeit des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit bietet Wertvolles

Karl Münscher, Kritisches zum Panegyrikus des Jüngeren Plinius. Rhein. Mus. LXXIII. 1920. S. 174—198.

Wie auf Friedländers Sittengeschichte, 9. Aufl. von G. Wissowa (I. Bd. 1919, II. Bd. 1920, III. Bd. 1921), ist auf

Georg Grupp, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit², München 1911, zu verweisen: Abschnitt VIII: Unterricht, Schule und Lehrer; ferner auf

Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 4. Bd. Berlin 1911. Namentlich im 6. Kapitel über die Rhetorik, S. 168—204; schließlich auf

Adolf Busse, Die Anfänge der Erziehungswissenschaft. Neue Jahrb. 13, 1910. S. 465—477.

X. Quellen und Hilfsmittel Quintilians; Zeitgenossen.

Die Selbständigkeit Quintilians, der Umfang seiner Studien und Hilfsmittel wird leicht zu gering angeschlagen. Man unterschätze nicht die öffentlichen und privaten Bibliotheken in Rom, die häufigen, anregenden Vorträge und Vorführungen, die täglichen Redekämpfe auf dem Forum mit ihren Schlagern, das stille, noch

fruchtbarere συμφιλολογεῖν und συμφιλοσοφεῖν der besseren Kreise oder das Vorlesen beim einfachen Mahle durch die Anagnosten, die ausgiebige literarische Korrespondenz, den internationalen Verkehr und den Kulturreichtum der Weltstadt. Manche Hilfsmittel, z. B. Aristoteles, mag der Rhetor zeitweilig benützt, aber nicht ständig zur Hand gehabt haben. Die zahlreichen Zitate zeigen, daß er zwar manches aus dem Gedächtnis anführt, im allgemeinen aber einer guten Überlieferung folgt (Hermann Reeder, De codicibus in Ciceronis orationibus Caesarianis recte aestimandis. Diss. Jena 1906. S. 15—32. Emlein s. o. S. 227).

Barwick (Remmius Palaemon, s. o. S. 246) sagt im Hinblick auf die ars grammatica (S. 267): 'Überhaupt dürfen wir bei einem Mann wie Quintilian eine weitgehende Vertrautheit mit der grammatischen Literatur voraussetzen. Da wird er denn zweifellos auch manches eingesehen haben, oder es wird ihm manches aus der Erinnerung in die Feder geflossen sein, worüber wir jetzt, bei dem Charakter der Überlieferung, nicht mehr urteilen können.' Von der ars rhetorica gilt das gleiche.

Aristoteles.

Über das Fortwirken des Aristoteles auch bei Quintilian handelt

Ludwig Radermacher, Ein Nachhall des Aristoteles in römischer Kaiserzeit. Wiener Studien 38, 1916. S. 72—80.

Es handelt sich hauptsächlich um den Gedanken (inst. III 7, 23 ff., II 12, 4) virtutibus ac vitiis vicinitas aus Aristoteles' Rhetorik; wohl ein Gemeingut der Rhetorenschule, findet er sich auch bei Horaz, Livius, Celsus u. a. Vgl. W. Süß, Ethos, S. 154 ff.

Poseidonios.

Da der Einfluß des Poseidonios aus Apameia auf das erste nachchristtiche Jahrh. noch sehr groß war — nicht bloß auf Seneca, sondern, wie ich glaube, auch auf Quintilian und Tacitus —, so sei hier eingereiht:

Karl Reinhardt, Poseidonios. München 1921, Beck. 475 S.

Der ganze Abschnitt über die Ethik S. 262—342, enger D 'Die Erziehung' S. 313—319, in dem hauptsächlich die Werke περὶ παθῶν (Affektlehre) und περὶ ἀρετῶν zur Geltung kommen, liefern Bausteine. Nach Galen hat Poseidonios einen ganzen Auszug der Platonischen Erziehungslehre in sein erstes Buch über die Affekte aufgenommen. Aber bei dieser Angabe ist Vorsicht geboten.

„Worauf Poseidonios ausging, war Ergründung des Irrationalen; was Galen will, ist, daß Platon recht behalte“ (S. 319). Poseidonios ersetzt das intellektualistische Weltbild der Stoiker durch ein dynamisches. Leib und Seele stehen in Wechselwirkung. Bespr. von Wilh. Nestle, Philol. Woch. 1922, Nr. 20.

In der Übersicht über die Statustheorien erwähnt Quint. (III 6, 37) den großen Apameer Poseidonios, sonst nicht. Daß aber die Institutio direkt oder indirekt von Poseidonios beeinflußt ist, ahnt jeder, der sich vertraut macht mit

Gunnar Rudberg, Forschungen zu Poseidonios. Uppsala, Akademiska Bokhandeln. — Leipzig, Harrassowitz. 336 S. Erschienen in: Skrifter utgifna af K. Humanistica Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. Bd. 20, 3. (1919.)

Die 6 Kapitel sind: I. Zur Persönlichkeit; II. Urzeit und Entwicklung; III. Philologisches (Poseidonios' Stellung zu den Sprachen, Etymologien, S. 99 *Οὐλίξου* = Ulixi = *Ὀδυσσέως*, vgl. Inst. I 4, 16, über *καλόν*: *ἡδύ* S. 141, Namenforschung, über literarische und philologische Kritik, über Poesie und Prosa; der wichtige Exkurs über Poseidonios und die Schrift *περὶ ὕψους* S. 144 ff., über das *γελοῖον* S. 155); IV. Zur Bildersprache (Natur und Menschenwelt, auch die Wage); V. Technik und Kunst; VI. Bemerkungen über Sprache und Wortschatz. Die Forschungen Rudbergs machen durchaus den Eindruck großer Gediegenheit und fördern auch das Verständnis der Institutio.

Für die Quellenforschung zu Quintilian bietet, wie schon oben angedeutet, gar manches das ungemein stoffreiche Werk

Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Siehe meine Bespr. in den Bayer. Gymn.-Bl. 1922, 204—208.

Vgl. oben zu Timagenes und Seneca.

Quintilian und die Historiker S. 149. Norden weist S. 459 hin auf das Fortwirken des Poseidonios, der auch eine Schrift über den Stil (*περὶ λέξεως*) verfaßt hat (Diog. Laert. VII 60) — nach Quint. inst. or. III 6, 37 genau und eigenartig über die Statuseinteilung, also nicht bloß über *λέξις* —, auf Pseudo-Longin *π. ὕψ.* (*συνενθουσιᾷ*); ferner auf H. Mutschmann, Tendenz, Aufbau und Quellen der Schrift vom Erhabenen (Berlin 1913) sowie im Hermes LII (1917) 161.

Stoiker.

Hermann Raubenheimer, Quintilianus quae debere videatur Stoicis popularibusque, qui dicuntur,

philosophis. Würzburger Dissertation. Würzburg 1911, C. J. Becker, Akademische Druckerei. 84 S. Gr. 8.

Quintilian ist, worauf Raubenheimer (geb. 1885 zu Ludwigshafen a. Rh.) im Eingang in seiner unter Rem. Stölzles Auspizien entstandenen Arbeit Nachdruck legt, kein ausgesprochener Gegner der Philosophie, besonders nicht der Philosophie, die in jener Zeit im stoischen Gewand als eklektische Popularphilosophie herumging. In ihrer üblichen Dreiteilung behandelt er die Naturphilosophie (Götter, Geschöpfe, Vorsehung), die Logik (Erkenntnislehre, Dialektik) und die Moralphilosophie, das für den Redner und Staatsmann wichtigste Gebiet (Güterlehre, Tugenden und Laster), mehr oder minder tiefgreifend, wobei sich natürlich zahlreiche Berührungen mit Ciceros rhetorischen und philosophischen Schriften ergeben. In einem zweiten Teil (S. 49 ff.) untersucht R. Quintilians Gedanken über Jugenderziehung und Redekunst. Jene zeigen im Zusammenhalt mit der pseudoplutarchischen Schrift *περὶ παίδων ἀγωγῆς* manches Chrysippische — freilich in einer nicht immer greifbaren Deutlichkeit und scharfen Gegenüberstellung. In der Definition der Rhetorik kehrt Quintilian das *εὖ λέγειν* hervor (über dieses alte Bildungsideal H. Gomperz); der Redner muß, wie Quintilian mit Diogenes von Seleucia (Babylonius) betont, ein vir bonus sein (vgl. unten Hubbell), und nicht ein Schandmaul, um mit Noske zu reden. Quintilian hat nach Raubenheimer viel Stoisches, zum Teil aus den Quellen selbst geschöpft. Raubenheimer meint, eine künftige Sammlung der Fragmente der Stoiker müsse aus Quintilian viel mehr ausheben, als Hans von Arnim getan hat. Indizes und Inhaltsverzeichnis schließen die umsichtige Untersuchung, die ausgiebig H. von Arnim und Radermacher zitiert. Nach dem Proömium zum ersten Buch und nach anderen Stellen habe ich von Quintilian den Eindruck, daß er den Redner auf Kosten des Philosophen zu heben sucht; dieser, wie der Jurist zu den infirmiora ingenia gerechnet (wie von Aper in Tacitus Rednerdialog), habe seine 'Beute', das Wesentliche von Ethik, Physik und Logik, an seinen alten Besitzer, den großzügigen Redner, den vir bonus, herauszugeben.

Philodemos.

Über die Streitigkeiten zwischen Philosophen und Rhetoren bietet reiches Material Philodemos in den 7 Büchern seiner Rhetorik.

Harry M. Hubbell (Ph. D. assistant professor of Greek and Latin in Yale University), The Rhetorica of Philodemus. Translation and commentary. In den Transactions of the

Connecticut Academy of arts and sciences. Vol. 23 (Sept. 1920) p. 243—382. New Haven, Connecticut, Yale University Press.

Philodem von Gadara, dessen Privatbibliothek uns eine Vorstellung von den literarischen Hilfsmitteln (auch für Quintilian) geben mag, gern gesehen im Augusteischen Kreis, hat nach dem Vorläufer ὑπομνηματικόν seine Rhetorik an Gaius (um 75 v. Chr.) veröffentlicht, auf die bereits oben bei der Disposition der inst. or. hingewiesen ist. Auf die Entwicklung der Begriffe ῥήτωρ und σοφιστής mit ihren Ableitungen legt Hubbell mit Recht Gewicht. Die Seite 262—264 verzeichnete Literatur zur Rhetorik des Philodem tut auch für Quintilian gute Dienste. Die Übersetzung, im ganzen trotz aller Schwierigkeiten klar und geschmackvoll, folgt im wesentlichen der Anordnung von Siegfr. Sudhaus. Durch Vorbemerkungen vor den einzelnen Büchern und durch verbindenden Text zwischen Bruchstücken wird der Gedankengang leichter ersichtlich; einigemal ist auf Quintilian verwiesen. Die iudicia über Perikles, Demosthenes (auch Kallistratos, was Drerup auf S. 337 aus Kallisthenes verbessert hat) berühren sich eng mit denen Quintilians. Die fortlaufende Parallelisierung Philodems und Quintilians (Natur und Kunst, πείθειν, Sachkenntnis usf.) wäre eine Arbeit für sich, die namentlich die Fragmenta incerta (S. 341—359), z. B. die Erzählung von Sardanapall (Cic. Tusc., Dio Chrys.), den vir bonus dicendi peritus des Diogenes von Babylon (S. 351), dann die Fragmenta Hypomnematici (S. 359 ff.) gehörig auszunützen hätte. Den Gedanken (Quint. II 17, 11), daß es ohne und vor der Rhetorik redegewandte Männer (wie Demades) gegeben habe, führt Hubbell durch Vergleichung mit Philodem, Sextus Empiricus und Cicero (De or.) zurück auf einen Dialog des Charmadas, in welchem die drei Teilnehmer an der Philosophengesandtschaft von 155 (?), Kritolaus, Diogenes und Karneades, Hauptunterredner gewesen sein mögen. In der Frage, ob die Rhetorik eine ars sei oder nicht — ψευδῆ, ἀπατᾶν, nicht zum Ziel gelangen —, auf die ich früher bei der Besprechung von Sudhaus' Ausgabe hingewiesen habe, biete Philodem einiges mehr als Quintilian und unsere sonstige Überlieferung; Quintilian habe (inst. II 17) Dinge verschmolzen, die bei Philodem getrennt waren. Die Wendung des Eingangs der Aristotelischen Rhetorik, die ῥητορική sei ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ, in diese Richtung: ‘Wenn die Dialektik eine Kunst ist, dann ist auch die Rhetorik eine Kunst’ möchte Hubbell als Quintilians eigenen Gedanken ansehen.

Dionys von Halikarnaß.

Für die Beziehungen zwischen Dionys und Quintilian bietet manches Wertvolle

Umberto Galli, L'opera retorica di Dionigi d'Alicarnasso. In den Studi Italiani di Filologia classica 19 (1912) S. 237—273.

So im Abschnitt I Lo scritto Della collocazione delle parole S. 236—257 über das musikalische Element bei Dionys, Cicero, Quintilian, Abschnitt II Carattere ed importanza dell' opera di Dionigi. In die Tiefe, wie einschlägige deutsche und englische Arbeiten, von denen er nur wenige zu kennen scheint, geht Galli nicht. Über Dionys und Quintilian vgl. o. S. 266f. Krolls Quintilianstudien Rhein. Mus. 73 (1921).

Johannes David Meerwaldt, Studia ad generum dicendi historiam pertinentia. Pars I De Dionysiana virtutum et generum dicendi doctrina. Dissert. Amsterdam (1920). Amstelodami 1920, A. H. Kruyt. VI, 100 S. Gr. 8. Beigegeben noch die Thesen (8 S.).

Meerwaldt gliedert seine Untersuchung über die *ἀρεταί*-Lehre des Halikarnaseer Dionysios (*π. συνθεσ. ὀνομ.* und die kritischen Schriften) so: I de virtutum ratione mit den virtutes necessariae und adiectae, II de virtutum cum generibus dicendi necessitudine mit den 3 genera (tenue sublime medium), III de Demosthene oratore perfecto nach den dem Redner eigenen und weniger eigenen Vorzügen. Von den 3 Excursus befaßt sich I mit 4 Stellen des Hauptwerkes des Dionys: de vi compositionis, II mit pulchritudo und suavitas. Quintilian spielt bei fast allen Fragen mit herein. Ergebnis? Teil II abwarten! Vgl. meine Bespr. Phlilol. Woch. 1922, 637 ff.

Caecilius von Kalakte.

Da Quintilian sich wiederholt auf Caecilius von Kalakte bezieht, so ist für seine iudicia von Bedeutung

La Rue van Hook, The criticism of Photius on the Attic Orators. In den Transact. and Proceedings of the Amer. Philol. Assoc. 38 (1907) S. 41—47.

Photios benützt nach eigener Angabe häufig das für uns verlorene Werk des Kalaktiners. Aus Photios läßt sich also die ästhetische Kritik in der Zeit von Cäcilius-Dionys bis auf Quintilian weiter aufhellen. Nach Wilh. Schäfer (s. u.) hätte freilich Quintilian den Kalaktiner nicht gelesen.

Cicero.

Fritz Sehlmeyer, 'Beziehungen zwischen Quintilians Institutiones oratoriae und Ciceros rhetorischen Schriften'. Diss. d. Univers. Münster i. W. 1912. 97 S. 8.

In der von W. Kroll geförderten Arbeit will Sehlmeyer (geb. 1888) versuchen, 'an welchen Stellen zwischen Cicero und Quintilian Beziehungen bestehen', was am besten durch Nebenordnung der entsprechenden Stellen von Buch I—XII erreicht wird. Sehlmeyer bringt die Praxis Quintilians, die Tagesliteratur, die Mannigfaltigkeit der Quellenbenutzung für die inst. or., in der z. B. I prooem. 26, 27 Cicero und Celsus ineinandergearbeitet seien, mehr als andere in Anschlag. Wenn es feststeht (nach Woehrer), daß Julius Severianus (p. 355, 17) die äußeren adiumenta des Redners vox, latus, decor, valetudo, frugalitas, laboris patientia aus Celsus, dem als Mediziner diese zu betonen nahelag, abgeschrieben hat, so weist allerdings Quintilians Fassung (§ 27): vox, latus patiens laboris, valetudo, constantia nach der gleichen Richtung. Nur beachte man, daß das Verhältnis von *φύσις τέχνη μελέτη*, von *ἄτεχνον* und *ἔντεχνον* so abgedroschen war (vgl. B. Appel), daß sich Anklänge von selbst ergaben; man beachte auch, was Severianus aus latus patiens laboris gemacht hat. Den Nachweis, daß Quintilian Ciceros Buch I De oratore „eingesehen hat" (S. 9), verlangt wohl kein Quintiliankenner. Fabius ist mit allen rhetorischen Schriften Ciceros und Reden wohlvertraut, wie schon der nach Schriften geordnete Index bei Halm (II S. 373 ff.) zeigt. Aber es ist die umsichtige Zusammenstellung der erheblich über 200 Stellen (Übersicht S. 91—96), wo sich Quintilian mit Ciceros rhetorischen Schriften berührt, nicht wertlos; sie wird durch die den Parallelen beigefügten Erörterungen sogar für beide Rhetoren auf weite Strecken ein willkommener Kommentar. Aber auf einige Fragen hätte man noch gerne eine Antwort: Wie hat Quintilian die einzelnen der 7 rhetorischen Schriften Ciceros eingeschätzt und verwertet? Über die rhetorici (= de inv.) z. B. äußert er sich unter Berufung auf Cicero selbst (De or. I, 5) wiederholt ziemlich abfällig. In welcher Weise hat er das durch Cicero vermittelte griechische Erbe (Aristoteles, Theophrast, Dikäarch usw.) und wie das von Cicero hinzugebrachte Nationale verarbeitet? In welcher Form (Hss.) lagen dem Fabius Ciceros Schriften vor?

Concetto Marchesi, De Quintiliano Ciceronis laudatore. In den Classici e Neolatini VII (1911) Nr. 3/4, S. 262—272.

Seinem Zeitgeist, der neue Muster und einen neuen Stil verlangte und vielleicht auch brauchte, stellt Quintilian die Alten, die Klassiker, namentlich Cicero gegenüber, dessen Reden und rhetorische Schriften richtig verwendet bzw. nachgeahmt zur Gesundung der zeitgenössischen Beredsamkeit führen können. Marchesi zeigt, wie Quintilian Cicero lobt, wie er ihn als Redner, Staatsmann und Menschen im Vergleich mit Demosthenes würdigt. Gegen Ciceros Eitelkeit hätte sein Bewunderer Quintilian schärfere Worte finden sollen, nicht bloß das minime contemptor sui (XII 1, 26); der Größe des Redners entspreche nicht die staatsmännische und menschliche Größe. — Ferrero spricht anders!

Celsus.

Was der berühmte Mediziner A. Cornelius Celsus in der Rhetorik geleistet hat, müssen wir den Zitaten des mehr oder minder an ihm nörgelnden Quintilian entnehmen. Auf die Dissertation von Justinus Woehrer, De A. Cornelii Celsi rhetorica (Dissert. Vindsb. VII 1903), die aus F. Marx' Seminar erwachsen ist (vgl. Berl. philol. Wochenschr. X, 1890, 1008), bin ich im letzten Quintilianbericht S. 229 ff. eingegangen. Jetzt haben wir eine zusammenfassende abschließende Darstellung in

Fridericus Marx, A. Cornelii Celsi quae supersunt. Leipzig 1915. Teubner. CXIV 484 S. In dem Corpus medicorum Latinorum Vol. I.

Auf zwei Seiten (p. XIX sq.) zeichnet Marx den auch in der Rhetorik grundgelehrten, von den Zeitgenossen anscheinend wenig geschätzten (inst. XII 11, 24) Celsus und gibt u. a. zu Quintilian III 6 über die Statuslehre des Flavus Virginius (im J. 49 Lehrer des A. Persius) und des Celsus tiefgreifende Aufschlüsse. Die 21 Fragmente aus den 5 Büchern der Rhetorik des Celsus — alle aus Quintilian — sind S. 411—421 mustergültig zusammengestellt und durch treffende Parallelen, auch aus Julius Severianus nach Wilh. Schäfer erhellt, z. B. gleich I: Ziel der Redekunst *οὐ τὸ πεῖσαι, ἀλλὰ τὸ πειστικῶς εἰπεῖν* (im Sinne des Aristoteles), was Celsus mit dicere persuasibiliter wiedergab. Das Stemma für die Statuslehre des Celsus steht S. 413; im wesentlichen hatte ich es nach Woehrer schon im letzten Bericht S. 231 gegeben. Über den Satz quaedam virtutibus ac vitiis vicinitas fr. VII vgl. zu Ps. Plut. *π. π. ἀγ.* Im Text IV 1, 12 frg. VIII ist mir die von Halm und Radermacher abweichende aber sehr ansprechende Lesung aufgefallen: Negat haec prooemi[a] esse Cornelius Celsus. Ob Woehrer IX 4, 97, wo Quintilian tribrachys statt des zu erwartenden tro-

chaeus gebraucht, mit Recht auf Celsus zurückführt, bezweifelt W. Kroll, Rh. Mus. 73, 251.

Was wir an Fragmenten aus der Rhetorik des Cornelius Celsus haben, stammt aus Quintilian. Daß aber das Werk nach Quintilian nicht spurlos verschwunden ist, hat schon Just. Woehrer auf Anregung von Fr. Marx nachzuweisen mit Erfolg versucht, namentlich unter Heranziehung von Julius Severianus.

Guilelmus Schaefer, Quaestiones rhetoricae. Diss. Bonn. Berlin 1913. 93 S. Gr. 8.

Wilh. Schaefer (geb. 1887, frühzeitig †), ein Schüler von Fr. Marx, hat weiter geforscht. Den Titel der Ausgabe des Sixtus a Popma 1569 'Aurelii Cornelii Celsi de arte dicendi libellus' hält Schaefer mit Reitzenstein gegen Woehrer nicht für eine handschriftliche Überlieferung, sondern für eine Erfindung des S. a Popma selbst, gewonnen aus der Vergleichung des Severian und Quintilian. Severian, ein auch von Sidonius Apollinaris erwähnter gallischer Rhetor aus der Zeit des Maiorianus, habe die Rhetorik des Celsus ausgiebigst benützt. Quint. IV 2, 4 sq. mit Severian p. 358, 18 ss. verglichen, gibt Schaefer diesen Schluß ein (S. 29 u. 37): 'Qua comparatione nixi pro certo dicere possumus Quintilianum et Severianum illam de narratione praetermittenda doctrinam hausisse ex Celsi opere.' Gelesen hat natürlich Quintilian die 5 Bücher des Celsus; aber gerade die seit Jahrhunderten immer wieder behandelte Erzähltechnik mahnt zur Vorsicht, wenn die unselbständige Ausnützung des Celsus durch Quintilian in Frage kommt; vgl. Burs. Bd. 148, S. 230 f. Auf Grund auch der sprachlichen Untersuchung schließt Schaefer mit Woehrer: 'Ac Julii Severiani de arte dicendi libellus Cornelii Celsi rhetoricae operis deperditi epitoma est' (S. 59). Ausgewählte Untersuchungen über die Figuren (S. 60 ff.) stellen weitgehende Übereinstimmungen zwischen Quintilian und Isidor fest. Über Celsus (S. 68) und seine Vorlage wird das Gemeingut auf den Stoiker und Progymnasmataschreiber Theon (III 6, 48 und IX 3, 76) zurückgeführt; den Cäcilius habe Quintilian nicht gelesen (S. 68 u. 81). Das Schlußkapitel behandelt Fragen der Statuslehre.

Epiktet.

Für das Verständnis der Inst. or. ist förderlich die Aufhellung der Pädagogik seines Zeitgenossen (50—130?), des Stoikers Epiktet. Über diesen haben wir die feinsinnige, umfassende und gründliche Arbeit:

Wilhelm Scherer, Epiktets pädagogische Bedeutung. Programm Regensburg, Altes Gymnasium 1915/16. 56 S. Gr. 8.

Inhalt: Einleitung mit dem Motto *οὐδὲν εὐαγωγότερον ἀνθρωπίνης ψυχῆς* (Epiktet Diss. IV 9, 16), das auch den pädagogischen Optimismus Quintilians kennzeichnen könnte, dann I. Begriff, Notwendigkeit und Ziel der Pädagogik S. 6—24, II. Empfänger und Vermittler der Erziehung S. 24—35, III. Erziehungs- und Bildungsmittel S. 35—56. Überall werden die Stellen und Hilfsmittel genau angegeben; eine Vergleichung mit Quintilian erfolgt nicht.

Quintilian: Tacitus.

Die zeitlichen und inhaltlichen Wechselbeziehungen zwischen Quintilians Institutio und Tacitus' Rednerdialog gehören zu den umstrittensten Fragen der lateinischen Philologie. Über die zwischen 1914—1918 geäußerten Auffassungen von A. Gudeman, R. Reitzenstein (Gött. Gel. Nachr. 1914, 173—225. 226—276), B. Dienel (Wiener Stud. 37, 239—271), auch R. Klaiber (Progr. Gymn. Bamberg 1914 I, 1916 II), urteilt Wilhelm Kroll in seinem Bericht über lateinische Philologie (1919) S. 72f. Er selbst neigt dazu, den (echten) Dialogus „neben den Agricola zu rücken". Zeitlich liegt vor Gudemans Ausgabe und Dienels Besprechung ein Aufsatz von Wormser.

Georges Wormser, Le dialogue des orateurs et l'institution oratoire. In der Rev. de philol. XXXVI (1912) S. 179—189.

Der mit der einschlägigen Literatur, namentlich auch der deutschen (Helm, Grünwald, Reuter, Hirzel, Gudeman, Leo, Norden) wohlvertraute Verf. glaubt auf Grund der oft engen sachlichen und sprachlichen Berührungen (besonders S. 182f.) sich zu diesem Schluß berechtigt (S. 184): Tacitus hat Quintilians Werk vor Augen gehabt; er hat die 'formules de l'institution' oft nur weiter entwickelt, in andere Bilder gekleidet oder auch gekürzt. Ich möchte den Schluß nicht für zwingend halten, weil die zwanzigjährige Lehrtätigkeit Quintilians viele seiner Urteile und Darstellungen bei dem jüngeren Geschlecht in Umlauf gesetzt hatte, auch wörtlich nach dem Stenogramm der Hörer (prooem. I 7). Dann sind zahlreiche Bilder (maturitas, *αὐστηρότης*) für den Geschmack aus der Fruchtreife längst Gemeingut der Schulen und Bücher. Welche Philosophenschule dem Redner die nachhaltigste Nahrung biete, war von Cicero (de or., Brut., or.), ähnlich wie von Quintilian und Tacitus erörtert worden. Aus der Verschiedenheit, der politischen Stimmung schließt Wormser, den Dialog habe Tacitus im Jahre 95 zu schreiben begonnen und Ende 96, unmittelbar vor dem Agricola,

veröffentlicht; die Institutio oratoria sei schon 94 erschienen. Tacitus habe sie gleich gelesen und zum Ausgangspunkt für seinen Dialog genommen; in der Dialogform konnte er seine Person vor dem argwöhnischen Domitian sichern. Wirksam ist bei W. S. 186 die Gegenüberstellung der beiden Schriften, die rhetorisch-technische und die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise, die Tacitus schärfere Töne anschlagen läßt als seinen Lehrer Quintilian (gegen Ed. Wölfflin). Messalla, der angesehenste Mitunterredner, verficht den Quintilianischen Standpunkt: zurück zu Cicero! nicht hypermodern (Seneca)! Der Redner muß ein Charakter sein; die Rhetorik benötigt die auf Psychologie und Ethik begründete Allgemeinbildung, *ἔγκυκλος παιδεία.* nicht Blend- und Flitterwerk!

'La faconde des modernes, schließt Wormser seinen gehaltvollen, anregenden Aufsatz S. 189, marque une déchéance, *la réaction classique restera sans effet*, ainsi peut se resumer la démonstration de *Tacite.* On y aperçoit déjà son *pessimisme* et sa sagacité.'

Alfred Gudeman, P. Cornelii Taciti dialogus de oratoribus. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig-Berlin 1914, Teubner. VIII, 528 S. Gr. 8.

Gegenüber der englischen 1894 erschienenen Ausgabe ist diese zweite Auflage ein neues Buch, das die einschlägigen Fragen alle auf einmal und mit seltener Sachkenntnis sowie mit besonnenem Urteil weithin fördert, wenn nicht zum Abschluß bringt. Auf seine Bedeutung für einen künftigen Erklärer der Institutio Quintilians ist schon oben hingewiesen; auch auf die Bedeutung der sprachlichen Feststellungen des mit dem gesamten Material des Thesaurus linguae latinae arbeitenden Herausgebers. Die nachdomitianische Abfassungszeit des fingierten, aber im Jahre 74/75 gehalten gedachten Dialogs lehnt G. mit nicht zu unterschätzenden Gründen ab. Er sieht in ihm ein Jugendwerk des Tacitus (etwa vom Jahre 81); auch die Annahme, daß der Dialog unter Domitian verfaßt, aber erst nach dessen Tod veröffentlicht sei, weist G. S. 30 zurück. Quintilian habe wohl durch seine Vorträge auf den jugendlichen Tacitus gewirkt (S. 96), wie sich umgekehrt einige Spitzen der Inst. or. gegen den Dialog zu richten schienen. Die Frage nach den literarischen Quellen (S. 85—98) berührt sich natürlich oft mit der gleichen Frage in der Institutio. Die Beziehungen des Dialogs zu Cicero hat Rudolf Klaiber in den beiden Programmabhandlungen Bamberg 1914 I. Teil und 1916 II. Teil sorgfältig zusammengestellt; auch der Dialog Hortensius (Gudeman S. 87), die Theodoreische Richtung der Rhetorik, die ich die kasuistische,

den jeweiligen praktischen Bedürfnissen angepaßte nennen möchte, haben nach Gudeman auf den jugendlichen Tacitus (durch Quintilian?) Einfluß geübt. Die Ähnlichkeiten mit Quintilian und Ps.-Plutarch, die S. 93 ff. in Übersicht geboten werden, möchte G. auf Chrysipp zurückführen. Hier gilt noch ein Distingue! Vgl. o. S. 242 f. Auf die Bedeutung der Ausgabe als Arsenal für rhetorische Studien ist schon oben hingewiesen.

R. Dienel, Quintilian und der Rednerdialog des Tacitus. Wiener Studien 37 (1915) S. 239—271; vgl. die Zeitschrift für österr. Gymnas. 66, 1915 S. 735—758 und 883—892 (Bespr. von Gudemans Ausg. durch Dienel).

„Mögen wir, sagt Dienel, der 1908 den Dialog herausgegeben hat, im Eingang seiner kenntnisreichen, umsichtigen Abhandlung, den Dialog wann immer ansetzen, als eine Schrift zur Propaganda des von Quintilian geforderten modernen Ciceronianismus kann er keinesfalls angesehen werden; mit dem Stil des Dialogs könnte man diese Annahme nur dann begründen, wenn der Inhalt dazu stimmte.“ Die Leitgedanken des Rednerdialogs werden (S. 245 ff.) denen Quintilians scharf gegenübergehalten. Quintilian verdammt den modernen Stil, aber nicht den Rednerberuf an sich. „Der Dialog ist ein kulturhistorisches Glaubensbekenntnis im Sinne des sittlich-konservativen Römertums.“ Ob dies den Gedanken Quintilians, ‘Fortentwicklung sei das Grundgesetz der Redekunst wie aller anderen’ ausschließt, erscheint denn doch fraglich. Für Kap. 40 lehnt nach Dienel Tacitus sowohl Ciceros politische als Quintilians moralische Beurteilung der Redekunst rundweg ab. So hat Dienel die Überzeugung (S. 271), ‘der Dialog des Tacitus sei nach der Institutio Quintilians und zum Zwecke deren Widerlegung — im großen und in Einzelnheiten — zu einer Zeit geschrieben, wo Tacitus sich der Geschichtschreibung zuwandte’. Die Arbeit von Dienel ist jedenfalls sehr förderlich; die Auseinandersetzung aber noch nicht abzuschließen. So äußert sich auch W. Kroll Lat. Philol. in Hönns wiss. Forschungsber. (1914—18) S. 73: ‘Tacitus habe sich damals der Geschichtschreibung zugewandt und sich über die von Quintilian aufgeworfenen Fragen grundsätzlich äußern wollen; um sein Geschichtswerk nicht damit zu belasten, habe er das in einer Monographie getan. Das ist in dieser Form kaum zu billigen; so dankenswert auch das reichhaltige Material ist, mit dem Dienel sachliche Berührungen zwischen den beiden Autoren belegt, so muß bei der Aufspürung polemischer Beziehungen doch die größte Vorsicht angewendet werden.’ Quintilian — Lehrbuch, Tacitus — lite-

rarische Streitfrage. Nach R. Klaiber, Die Beziehungen des Rednerdialogs zu Ciceros rhetorischen Schriften, 1. und 2. Teil (Bamberg 1914. 1916) 'stellt sich Tacitus nirgends schroff auf die eine Seite'. Siehe Kroll a. a. O. S. 73.

'Den Prosastil sucht in der Zeit Vespasians Quintilian wieder in die geglätteten, kunstmäßigen Bahnen Ciceros zu lenken. Tacitus mußte in seiner Jugend die Einwirkung aller dieser widerstrebenden Richtungen über sich ergehen lassen. Geklärt und geläutert ist daraus seine Meisterschaft erwachsen. Die imponierende Kraft hat sein Stil erst dadurch erhalten, daß seine ganze Persönlichkeit darin mitschwingt', so ansprechend Arthur Stein 'Tacitus als Geschichtsquelle' in den Neuen Jahrb. 1915 I S. 373.

Anders urteilt, aber weit weniger treffend

R. Delius, Zur Psychologie der römischen Kaiserzeit. München 1911.

Nach Delius durchdenkt Tacitus nie das Ganze; er ist ein 'Mosaik geistreicher Fragmente' usw. Delius hält mehr auf Sueton.

Tacitus' Rednerdialog und Quintilians Institutio gehen m. E. ihre eigenen Wege. Der Dialog, um die Mitte der siebziger Jahre gehalten gedacht, nicht zu lange darauf (schwerlich 20 Jahre) niedergeschrieben, muß nicht die Institutio als Anstoß haben, eher könnte sie durch Quintilians Werk de causis corruptae eloquentiae oder durch seine Vorträge veranlaßt sein. Tacitus schreibt geschichtsphilosophisch, stellt Lebensanschauung gegen Lebensanschauung, legt wie sonst, z. B. bei der indirekten Charakterisierung des Augustus, die richtigen Gewichte in die Wagschalen wie ein Shakespeare und läßt uns den Befund ablesen. 'Exzellenz' Quintilian, der erfahrene Praktiker und persona gratissima bei Domitian, dem Feind der Philosophen, schreibt für die Schule und aus der Schule fürs Leben. In wesentlichen Punkten, wie bezüglich des unvermeidlichen Wandels der Zeiten — mutari cum temporibus formas quoque et genera dicendi, Dial. c. 18 —, über Natur, über *μεσότης* stimmen beide überein; sie schreiben auch in Gedanken und Worten ihrer Zeit, lehnen nur Maniertheit und Unnatur ab.

Chrysipp — Plutarch.

Eine für die Auffassung der ganzen inst. or. wichtige Untersuchung hat geliefert:

Fridericus Glaeser, De Pseudo-Plutarchi *περὶ παίδων ἀγωγῆς*. In den Dissertationes Vindobonenses Philologae.

Vol. XII Pars 1. Wien und Leipzig 1918, F. Deuticke. 107 S. Gr. 8.

Die Schrift Über Kindererziehung, die, wie mir Dr. Bock mitteilte, auch wegen der Rhythmen dem Plutarch nicht beigelegt werden kann, stammt aber aus der Zeit des Plutarch, wie Glaeser mit Grasberger anzunehmen geneigt ist, etwa aus der Zeit Hadrians. Sie ist das Werk eines ungeschickten Kompilators, über den Gl. nichts Genaueres angeben kann. Sie ist das Produkt der Vermischung von Lehren der mittleren Stoa (Panaitios, Poseidonios) und des Peripatos (Theophrast); Chrysipp ist nicht unmittelbar benützt (gegen Dyroff). Die Grundlage war philosophisch, moralphilosophisch gehalten; den rhetorischen Einschlag hat sie erst bei der Kompilation in der Zeit des Synkretismus bekommen; auch der Gemeinplatz gegen die schlechten Lehrer u. ä. stamme aus der Kaiserzeit (vgl. S. 37, 88, 95). Die Polemik gegen Chrysippos — bei Quintilian hinsichtlich der körperlichen Züchtigung — wird (S. 87) geschickt über Galen auf Poseidonios zurückgeführt. Was Quintilian anlangt, so möchte Gl. trotz der ausdrücklichen Zitate nicht annehmen, daß er die pädagogische Schrift des Chrysipp selbst gelesen habe; diese habe dem Fabius in einer kompilatorischen Verarbeitung vorgelegen (S. 83), nimmt aber in der Anmerkung die These halb und halb wieder zurück. Mit Recht darf Gl. von sich behaupten (S. 83): certe quae illi philosopho (Chrys.) non debeat, adumbravimus. Wie Quintilian arbeitet und zitiert, glaube ich aber an die unmittelbare Benützung des Chrysipp; ebenso A. Sizoo, siehe oben S. 243 f. zu Buch I. Auf ihn war er durch seinen Leitstern Cicero so gut hingewiesen wie auf Panaitios (auf diesen auch wegen der Vererbungstheorie in den Tuskulanischen Gesprächen) und auf Poseidonios; auch an Horaz' Erwähnung des Chrysippos ist zu erinnern. Vgl. Friedr. Bock in seinem Plutarchbericht Burs. Bd. 187 (1921, I) S. 244 f.

Um die Bedeutung von Glaesers Arbeit für Quintilian im Umriß zu zeichnen, stehe hier der Conspectus: I De compositione et genere libelli, II. Rerum comparatio [1—13 de fine educationis — de uxore et concubitu — de natura, institutione, exercitatione — de nutricum, servulorum, paedagogorum moribus — de paedagogo et magistro — Bonorum comparatio et eruditionis laus — de institutione oratoria — *Τὰ ἐγκύκλια παιδεύματα* et philosophia — *Βίοι* — Varia — (de puerorum amore, de corporum exercitatione, de remissione laborum, ludis, certaminibus) — subsidia educandi et virtutes — De discendo — De adulescentibus], III. De fontibus Pseudo-Plutarchi,

IV. De scriptore eiusque aetate. Zum gleichen Zweck aus dem Index nominum et rerum memorabilium (S. 106 f.) einiges: adulatores — aemulatio (zu Poseidonios περὶ παθῶν S. 21) — dicendi genera — mediocritas Peripatetica — vitia adulescentium — de Xenophontis imitatione. Neben aemulatio sollte auch das Schlagwort ambitio (inst. or. I 2, 22) stehen.

Den Ammentopos, den Quintilian unter Berufung auf Chrysipp (I 1, 16 und 10, 32) behandelt, bespricht in seiner stoischen und nichtstoischen Wendung

Wilhelm Schick, Favorin περὶ παίδων ἀγωγῆς und die antike Erziehungslehre. Diss. Freiburg i. Br. Leipzig 1911, Teubner.

Die von Albrecht Dieterich angeregte und seinem Andenken gewidmete, frisch geschriebene Dissertation zeigt die enge Berührung zwischen Favorinus, dem Lehrer des A. Gellius, und Pseudoplutarch περὶ παίδων ἀγωγῆς; mit Favorin berühre sich Quintilian kaum. Den Gemeinplatz über die Verwendung schlechter Erziehungsorgane bei Favorin, der auch die stoische Lehre von der Vererbung erweitert, möchte Schick auf den Peripatetiker Hieronymos oder gar auf Theophrast zurückführen, der zuerst περὶ παίδων ἀγωγῆς schrieb. Die Staatspädagogik eines Plato und eines Aristoteles habe unter dessen Nachfolgern schon eine Wendung zur individualistischen genommen, folgend dem Zuge der Zeit. Die stoische Erziehungslehre des Chrysipp hält Schick nicht für originell.

Im Anschluß an Favorin, über den auch der Artikel bei P. W. zu vergleichen wäre, möchte ich nachträglich auf eingehende Untersuchungen über die Arbeitsweise des A. Gellius hinweisen, die Karl Hosius in seiner Ausgabe der Noctes Atticae 1903 Praef. p. XVI—LIX niedergelegt hat. Zwar zeigt der Index zu Gellius nicht den Namen Quintilians, aber der literarische Befund und Geschmack der Zeit Quintilians wird gut beleuchtet. Über Hosius' Vortrag über römisches Schulwesen siehe oben.

Für die Arbeitsweise des Gellius oder der benachbarten Zeit überhaupt ist von hervorragender Bedeutung Friedrich Münzer, Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius (Berlin 1897, Weidmann): z. B. S. 189 ff. Weintrinken einer Matrona; Varro ausgeschrieben, aber nicht genannt, statt seiner Fabius Pictor. Quintilian nennt den Varro (I 6, 12) als Mittelquelle: Varro in eo libro, quo initia Romanae urbis enarrat lupum feminam dicit Ennium Pictoremque Fabium secutus.

XI. Ausgaben.

In der Loeb Classical Library, herausgegeben von Capps, Page und Rouse, ist in schmuckem Bädekergewand erschienen

H. E. Butler, The Institutio oratoria of Quintilian with an English translation in four Volumes. Vol. I. XIV und 544 S. Buch I mit III. II. (IV—VI) ib. 1921, 532 S. III. (VII—IX) ib. 1922, 596 S. IV. (X—XII) 1922, 548 S. London — William Heinemann, New York — G. P. Putnam's Sons.

Die Einleitung bietet knapp den *βίος* in der gewöhnlichen Form: geboren ca. 35, gestorben noch vor 100 n. Chr. (Beweis?). An Gamurrinis Zweifel betreffs des Geburtslandes war zu erinnern. Wenn Quintilians Vater in Rom als Rhetor tätig war, so überrascht der nächste Satz 'the young Quintilian was sent to Rome for his education'. Die Umrißzeichnung des großen Lehrers trifft ihn gut: 'humane, kindly and of a deeply affectionate nature, gifted with a robust common sens and sound literary judgment, he may well have been the ideal schoolmaster.' Die Bibliographie hält sich auch bündig, ebenso die Inhaltsangabe. Der Text ist der von Halm mit etlichen Änderungen, besonders in der Interpunktion. Links steht der lateinische Text, rechts die englische Übersetzung. Die Übersetzung ist, soweit ich dies für das Englische beurteilen kann, treu und geschmackvoll. Z. B. I 2, 3 über die angebliche Schädigung der Moral in öffentlichen Schulen: 'If it were proved that schools, while advantage us to study, are preiudicial to morality, I should give my vote for virtuous living in preference to even supreme excellence of speaking. But in my opinion the two are inreparable. I hold that no one can be a true orator unless he is also a goodman and, even if he could be, I would not have it so.' Die Partien über allgemeine pädagogische Fragen, wie die eben berührte, sind natürlich bequemer zu übersetzen als die speziell technischen der Grammatik und Rhetorik, wo eine Übersetzung stellenweise ganz unmöglich ist, wie I 6, 40 qualia sunt topper et antegerio et exanclare — I refer to words such as topper, "quite", antegerio, "exceedingly", exanclare, "to exhaust", so behilft sich Butler auch weiterhin öfters, z. B. bei den verschiedenen status ('bases') III 6. Ich habe es bei der Übersetzung von Dionys von Halikarnaß *Περὶ συνϑ. ὀν.*, wie früher bei K. Kuchtners Übersetzung der Herenniusrhetorik, wieder erfahren: wo die Sprachform als solche in Betracht kommt, sind die Grenzen der Übersetzung fest gezogen. An Umfang wird die modern-

sprachliche Übersetzung in der Regel etwas länger (bei Butler etwa um ein Viertel) als das antike Original.

Auf den lateinischen Text, der sauber und übersichtlich gedruckt ist, näher einzugehen, liegt kein Grund vor. III 11, 20 wird Clytaemnestra (englisch Clytemnestra) gedruckt, obwohl auch bei Quintilian das n nicht begründet ist. Im Index, der nur die erklärungsbedürftigen Namen wie Agnon, Alcidamas enthält, finden sich Clytaemestra, Agamemnon u. ä. nicht. Es wird das überlieferte Marcelle Victori geboten, Vitori nicht erwähnt, auch im Index nicht. Der IV. Bd. enthält S. 517 Index of names, S. 533—549 Index of words, auch die graeca, wie das Schlagwort δυσπαρακολούθητον IV 1, 40, das uns oft bei Dionys von Halik. begegnet.

Butlers äußerst gefällige und handliche Ausgabe wird besonders den englischen und amerikanischen Pädagogen erwünscht sein; vielleicht greift auch mancher deutscher Neusprachler und Pädagoge, der nicht das pädagogische Evangelium von Rousseau ausgehen läßt, wegen der guten englischen Übersetzung nach Butlers Buch.

M. Fabii Quintiliani institutionis oratoriae liber decimus. Erklärt von E. Bonnell. 6. Aufl. von Hermann Röhl. Berlin 1912, Weidmann. 98 S. 8.

Der hervorragende Horazinterpret H. Röhl hat umfassendes Wissen, Takt und Pietät der bewährten Bonnellschen Ausgabe des 10. Buches, um deren 5. Auflage sich der Quintilianherausgeber Ferdinand Meister sehr verdient gemacht hatte, in dankenswerter Weise zugewendet. Ich habe in meiner Besprechung der Neuauflage B. ph. W. 33, 1913, 877 ff. einige Wünsche geäußert für eine künftige Behandlung der iudicia, der hellenistisch-römischen Terminologie der Rhetorik, der Klauseltechnik u. a. Diese sind schon im Hinblick auf die zum 10. Buch im einzelnen angeführten Schriften nicht zu wiederholen. Auch die textlichen Neuerungen sind oben nach Röhls Studien behandelt.

Ferdinand Meister, Quintiliani Institutio oratoria. Liber X. Wien-Leipzig 1921, Tempsky-Freytag. Zuerst 1897. Neue Titelauflage 1920.

Nicht benützen konnte ich:

— A. Beltrami, Quintiliani Institutionis oratoriae liber XII con introduzione e commento. Roma 1910, Albrighi Segati e Co.

Rez. A e R N. 133/134 p. 42—43 von C. Bione.
Bofiel XVII, 2/3, p. 48—51 von Cisorio.

— A. Beltrami ... libro X. Bologna 1904, Zanichelli. 154 S.
— M. Bassi ... libro X[2] (ristampa). Torino 1914.
— Hild ... l. X.
— Lupi ... l. I. Livorno 1915; auch nicht:
— Greene, H. W. ... zu XII 10, 64; in Class. Quart. IX (1915) S. 55.

Wir brauchen heutzutage

a) eine Erneuerung und Weiterführung der großen kritischen Ausgabe von Halm (1868/69),
b) eine Ausgabe mit fortlaufendem Kommentar, der in allen Teilen auf der Höhe der Wissenschaft steht; beides natürlich nicht *πάρεργα*.

XII. Fortleben der Institutio oratoria Quintilians.

Über den Einfluß auf Firmianus Lactantius, den christlichen Cicero, handelt

Hubertus Jagielski, De Firmiani Lactantii fontibus quaestiones selectae. Königsberger Diss. Königsberg 1912. 97 S. Gr. 8.

Quintilian wird neben Varro, Seneca und Gellius — Cicero ist früher von Pichon behandelt — als eine Quelle für Laktanz, der mit einem seiner Hauptwerke Institutionum divinarum libri VII zur Verbreitung des Titels beigetragen hat, aufgezeigt (S. 89—93) an Ähnlichkeiten, die freilich hie und da auch eine andere Erklärung zulassen.

In Parallele treten z. B. Lact. Instit. II 12, 4 mit Quint. I 4, 4.

Für den Bestand der bei Quintilian berührten Stenographie (Tachygraphie) bietet wenig:

Arthur Mentz, Das Fortwirken der römischen Stenographie. Neue Jahrb. 19 (1916) I S. 493—517,

aber viel für die Geschichte der Stenographie mit der einschlägigen Literatur.

Für das Fortleben und Fortwirken Quintilians enthält, wie schon oben bei der Überlieferungsgeschichte angedeutet, nicht wenig:

Max Manitius, Gesch. der lat. Lit. des Mittelalters, München 1911. Handb. von Iw. von Müller IX 2, 1;

so war die Inst. nach Cassiodor in der Bibliothek von Vivarium vorhanden; der Abschnitt de analogia bei Isidor von Sevilla stammt aus Quintilian (S. 63). S. 486 Anm. 4: ‘Es gab eine unvollständige insulare [bei Altsig in England] und eine vollständige römische Überlieferung

Quintilians' [bei Benedikt III.]. Für die Zeit Petrarcas und Poggios vgl. oben S. 224 ff. Überlieferung (Sabbadini, Beltrami).

Ein Grundstein der Instit., der 'vir bonus' wird im Aufbau der Renaissance verwendet, wenn auch Quintilian, dessen Einfluß nach Aug. Messers Forschungen mächtig war, nicht immer genannt wird. Zum Verständnis des Tugendbegriffes, besonders des politischen, trägt viel bei

Karl Borinski, Die Wiedergeburtsidee in den neueren Zeiten. In den Sitz.-Ber. d. Bayer. Ak. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. Jahrg. 1919, 1. Abhandlung,

z. B. S. 67 und die Literaturnachträge S. 120 (Burdach: Wolkan; Hans Tiedemann 'Tacitus und das Nationalbewußtsein der deutschen Humanisten um 1500').

Konrad Burdach, der beste Kenner der Renaissance (auch Jakob Burckhardt überragend), gibt seit 1912 im Auftrage der Preußischen Akademie der Wiss. unter dem Titel „Vom Mittelalter zur Reformation" eine Sammlung (bisher 4 Bände) heraus, die auch für das Fortleben Quintilians von Bedeutung ist.

Konrad Burdach, Reformation — Renaissance — Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlagen moderner Bildung und Sprachkunst. Berlin 1918, Gebrüder Paetel. 220 S.

Bespr. Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 43, 1922, 153 ff. von Koerner.

Wie sich im Kreise Petrarcas und Poggios der Wechselbegriff Renaissance und Humanismus entwickelt hat, faßt B. übersichtlich usammen.

Quintilians Institutio war im Kreise Poggios, der 1416 den Codex mit dem unverkürzten Text in St. Gallen entdeckte, bekannt und wirksam. Auch an

Burdach, Deutsche Renaissance. 2. Auflage. Berlin 1918,

sei erinnert.

„Der antike Kultus, in seinen originalen Formen wenigstens, mochte vergehen. Die antike Schule als disciplina blieb." Über dieses Fortwirken namentlich der Systematik Quintilians spricht (der 12. 1. 22 als Professor an der Universität München verstorbene)

Karl Borinski, Die antike Poetik und Kunsttheorie von (richtig: vom) Ausgang des klassischen Altertums bis auf Goethe und Wilhelm von Humboldt. I. Mittelalter, Renaissance, Barock. Leipzig 1914, Dieterichsche Buchhandlung. 324 S. Heft IX vom „Erbe der Alten".

Wie zu Beginn des Mittelalters die artes bei Augustin und Cassiodor weitergeblüht, zeigt (I 3) S. 30; die internationale Latinitas, von Valla als Göttin gefeiert, mit ihrem aptum und der πειθώ führt die Kunsttheorie (II 3 S. 120 ff.); für die Zeit der Hochrenaissance und des Barock ist der Stilschule Quintilians ein Paragraph (III 2 S. 176 ff.) gewidmet; auch die Poetik der Renaissance greift auf Quintilian zurück (S. 227). Reiche Literatur in den Anmerkungen; auch Behandlung einzelner Stellen.

Johann Michael Hofer, Die Stellung des Desiderius Erasmus und des Johann Ludwig Vives zur Pädagogik des Quintilian. Erlanger Dissert. Erlangen 1910. IV, 221 S. Gr. 8.

Wie der katholische Theologe Ben. Appel hat auch der protestantische Theologe Hofer (geb. 1887) der Instit. or., angeregt und gefördert durch Ad. Römer, seine Arbeitskraft gewidmet. Der Einfluß Quintilians als 'autor classicus' der Pädagogik wird kurz skizziert (S. 1—13); so auf die jüngeren lateinischen Rhetoren, auf Hieronymus, Hilarius, Servatus Lupus (Karolingerzeit), Vincenz von Beauvais, auf den Humanismus. Den Humanistenfürsten Erasmus und den mehr ethisch gerichteten Vives hatte schon A. Messer eingehend behandelt — vgl. meinen Bursianbericht Bd. 109 (1901 II) S. 140 f. Darauf war zu verweisen. Es ist schon betont worden, daß von acht einschlägigen Schriften des Erasmus sich dieser Einfluß naturgemäß am meisten in dem Buche De pueris statim ac liberaliter instituendis (1529) kund macht. Hofer weist wörtliche und gedankliche Übereinstimmungen in großer Menge nach. Hauptgebiete sind: Beginn der 'Unterweisung', Beginn der sittlichen Erziehung, das Ideal der Bildung (Eloquenz), der sittlichen Erziehung, die Kindesnatur, Verhältnis von Anlage und Erziehung, Übung, die Individualität, Kennzeichen der Anlagen, frühreife Talente, Verhältnis von Körper- und Geistespflege (Spiel und Erholung), die Erziehungsfaktoren (Eltern, Wärterinnen, Pädagoge, Lehrer, Kameraden), Unterricht im Hause oder in der Schule? Die Zucht, Beeinflussung des Willens (Schläge, Ehrgefühl — Ehrgeiz — der Unterricht — spielend lernen — Anschauung), die Methode des Unterrichts, Aussprache, Lesen und Schreiben, Grammatik und ihr Unterrichtsgang, die Klassikerlektüre und ihre Interpretation, Griechisch, die Imitation. Nach dem 'Rückblick' S. 90 f. verarbeitet und erweitert Erasmus oft Quintilian, kritisiert ihn aber nicht; für ihn ist der römische Professor 'völlige Autorität'. 'Von einer inneren Verwandtschaft der beiden Pädagogen' (S. 90)

läßt sich aber nur cum grano salis sprechen. Das Beste in der Institutio ist Überlieferungsgut.

Nach dem fast gleichen zweckmäßigen Plan wird Vives behandelt, der nach dem 'Rückblick' S. 159 als eigen hat: 'Kritik an den Alten und Fortschreiten über dieselben hinaus'; also den Weg der neuzeitlichen Pädagogik betritt.

Anhangsweise möchte ich hinweisen auf Erasmus (Dialogus) Ciceronianus von 1528, den Joh. Karl Schönberger nach der Baseler Ausgabe von 1540 neu herausgegeben hat. I. Teil: Text. Augsburg 1919. 83 S. Bezüglich des Hauptstrebens der Humanisten, der Imitation, äußert sich der Mitunterredner Bulephorus im Sinne Quintilians so (S. 80 f.): 'Nullus fuit unquam tam absolutus artifex in cuius opere non aliquid deprehendas quod melius reddi possit. Ad haec nolim hanc imitationem nimis anxiam ac superstitiosam esse. Nam hoc ipsum obstat, quominus efficiamus quod volumus. Nec ita censeo M. Tullium adamandum ut a ceteris omnibus abhorreas, sed optimos quosque primum legendos et ex optimis quod in quoque est optimum excerpendum . . . Ad haec nolim quenquam sic addictum esse Ciceroni imitando, ut a suo recedat ingenio et valetudinis vitaeque dispendio consectetur quod repugnante Minerva non possit assequi vel nimio constaturum sit, si tandem assequatur.'

Wenn auch Quintilian in den Schulordnungen 'fast niemals mit Namen' genannt, so ist doch sein Einfluß unverkennbar, wie Ernst Schwabe betont; siehe Neue Jahrb. 1915 II S. 292 'Die Zwickauer Schulordnung des Rektors Esrom Rüdinger vom Jahre 1550'; Rüdinger beruft sich bezüglich der mores praeceptoris ausdrücklich auf den Fabius (S. 302).

Hans Heim, Fürstenerziehung im 16. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte ihrer Theorie. Forschungen und Fragen, herausg. von R. Stölzle, Heft 11. Paderborn 1919, Schöningh. XII, 179 S. 8⁰.

Wenn die Studie fruchtbringend werden sollte, so durfte sich der Verf. — wie Adolf Hasenclever-Halle a. S. in seiner Besprechung Deutsche Lit.-Ztg. 1922, 154 f., betont — nicht auf die Vorführung der wenig bekannten Gelehrten (Christoph Vischer, Belisar, Aquaviva, Michael Marullus, Joachim Hopper, Stephan Piphius, Thomas Sigfried, Franziscus Patricius) beschränken, sondern mußte die Abhängigkeit dieser von den vorausgehenden pädagogischen Theoretikern feststellen; also auch auf Quintilians Einfluß eingehen.

Marianne Wychgram, Quintilian in der deutschen und französischen Literatur des Barocks und der Aufklärung. In Friedrich Manns Pädagogischem Magazin Nr. 803. Langensalza 1921. XII, 150 S. 8.

Unter Hinweis auf die von mir im letzten Bursianbericht (148. Bd. S. 167) bezeichneten Desiderata der Quintilianliteratur unternimmt es die Verf., die Geltung Quintilians für das deutsche Geistesleben des 17. und 18. Jahrhunderts, soweit es in der Literatur zum Ausdruck kommt, zu untersuchen. In der Antithese Barock-Aufklärung (bis auf Adelung) treten zwei verschiedene Arten der Geltung Quintilians deutlich hervor — über die Sturm- und Drangperiode stellt W. gesonderte Untersuchung in Aussicht. Es wird nach Angabe der Verf. noch ein doppelter Zweck im Auge behalten: das Fortwirken der Antike überhaupt und der literarische Stil des 17. und 18. Jahrhunderts. Statt der systematischen Darstellung, z. B. Quintilians Bedeutung für Rhetorik und Stilistik, für Pädagogik, Psychologie und Ästhetik, für allgemeine Kunsttheorie (Das Erbe der Alten 9. Bd.) usw., wie dies zum Teil bei Karl Borinski, Die Antike in Poetik und Kunsttheorie geschehen ist, wird die historische Methode, das zeitliche Nacheinander gewählt; es werden die führenden und repräsentativen Persönlichkeiten (z. B. Morhof, Grübel, Chr. Weise, Schröter; Uhse, Bödiker, Neukirch, Longolius, Leibniz) ins Auge gefaßt; die klassische französische Literatur (Racine, Lafontaine, Lami, Rapin, die Teilnehmer an der „Querelle des Anciens et des Modernes", Rollin, Du Bos) wird nur insoweit berücksichtigt, als sie auf die Geltung Quintilians bei den Deutschen eingewirkt hat: Ausgaben, Fabricius, Hallbauer, Gottsched, Breitinger, Simonetti, Peucer, Baumgarten, G. F. Meier, Joh. El. Schlegel, Joh. Ad. Schlegels Batteuxübersetzung, Rabener, Gellert, Friedrich der Gr. und Bielfeld, Thomas Abbt, J. F. Löwen, Hogarth, Ant. Raph. Mengs, Winckelmann, Lessing, Eschenburg, Sulzer, Wieland, Garve, Adelung. Vorausgeht dieser stoffreichen Darstellung eine kurze Analyse der Institutio oratoria (S. 1—5), an der Natürlichkeit und Ausgeglichenheit des Stils besonders gerühmt werden, und eine Skizze der Geltung Quintilians im Mittelalter, in der Renaissance und im Übergang zur Barockzeit (S. 6—23); abgeschlossen wird die gehaltvolle Arbeit durch die Zusammenfassung S. 136—138. Einen Index ersetzt die eingehende Inhaltsübersicht S. X—XII und das Literaturverzeichnis (Quellen und Darstellungen) S. 139—147, in dem sich freilich etliche Lücken uud störende Druckfehler finden. Hervorheben möchte ich die Stellung

Lessings (S. 119 ff.), der u. a. viel über die actio (auch den Ausdruck 'Chironomie' inst. I 11, 17) aus Quintilian genommen hat. Mehr einzugehen war auf (bayerische) Schulordnungen, besonders der Jesuitenkollegien. Zu den Schriften über Fortlebeu Quintilians, das ich in meinen Bursiauberichten, auch über Cicero, mitbehandelt habe, wären u. a. noch zu stellen Manitius, Sabbadini, Bassi, Beltrami[1]); zu den Gesamtdarstellungen Quintilians neben Froment in Buissons Dictionnaire de Pédagogie (Paris 1911) die von Schwabe bei Pauly-Wissowa (Fabius) und die in dem Vortrag über römisches Schulwesen von Karl Hosius; die in der Cyclopedia of Education V S. 101 f. (New York 1913) bietet nicht viel.

Bei Paulsen-Lehmann, Gesch. d. gel. Unterrichts (I 1919, II 1921) ist zwar wiederholt von Quintilian die Rede, aber in den Registern findet sich sein Name nicht (wie die der Klassiker überhaupt nicht).

Am meisten näherte sich Johann Sturm der antiken Rhetorik. Hier schafft Aufklärung

Walter Sohm, Die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs in ihrem gegenseitigen Verhältnis 1530—1581. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Renaissance. München und Berlin 1912. XIV, 318 S. 27. Bd. der 'Historischen Bibliothek'.

S. 31 ff. 'Der Begriff und die Schule der sapiens et eloquens pietas' (Aristoteles — Cicero — Quintilian — Hermogenes). 'Haben wir seinen [sc. Ciceros] Geist erfaßt, dann ist auch der Quintilians geschildert, der nur des Meisters Ideen zu einer klassischen Pädagogik umarbeitet' (S. 44). Auch Sturm setzt gerne orator = philosophus (S. 95). Vgl. oben S. 222 zu Appels Arbeit.

Auf das Fortwirken des als Erzieher seines rhetorischen Volkes hocheingeschätzten Quintilian kommt

Paul Barth, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung, 2. Aufl. Leipzig 1916. 751 S.

immer wieder zu sprechen (Humanisten, Locke, Gesner usw.), namentlich tritt bei ihm aber die 'Erziehung in der Klassengesellschaft des Altertums' S. 123 ff. durch die benachbarten Gegensätze ins rechte Licht.

---

[1]) Einen wie starken Einfluß die antike Pädagogik, neben Quintilian auch das unter Plutarchs Namen gehende Büchlein περὶ παίδων ἀγωγῆς, geübt hat, skizziert unter Angabe reicher Literatur A. Sizoo, De Plutarchi qui fertur de liberis educandis libello (1918 s. o.), im Prooemium.

Ernst Bergmann, Die antike Nachahmungstheorie in der deutschen Ästhetik des XVIII. Jahrhunderts. Probevorlesung, gehalten an der Universität Leipzig 1910. In den Neuen Jahrb. 1911 I S. 120—131.

Nach Aristoteles, der von seinem Lehrer Platon hierin abweicht, beruht die Freude an der *μίμησις*, an der Kunst überhaupt, in dem Vergleichen von Abbild und Urbild ... „Bei den Römern erhält die *μίμησις* einen anderen Sinn. Wenn Cicero, wenn Quintilian von imitatio reden, so meinen sie damit die Nachahmung der großen Werke berühmter Vorgänger. Diese Verflachung der Nachahmungstheorie und Einschränkung auf die Rhetorik wirkt dann fort durch die ganze neulateinische Dichtung und Renaissance bis ins XVIII. Jahrhundert hinein. So schreiben die Bembo, Sturm, Joh. Gerh. Voß und viele andere de imitatione oratoria. Auch Kant gebraucht das Wort noch in dem angedeuteten Sinn."

Wenn Paul Merker in seinem Aufsatz 'Der Ausbau der deutschen Literaturgeschichte' in den Neuen Jahrbüchern f. kl. Alt. 1920 I (S. 72) sagt: 'Zunächst fehlt uns eine literarische Stil- und Formgeschichte, die die Wandlungen der allgemeinen dichterischen Form und des Stils durch die Jahrhunderte verfolgte', so zeigen die Arbeiten von Borinski, Wychgram, Bergmann u. a., was uns auch hier Quintilian sein kann. Rhys Roberts hat von Dionys von Halikarnaß ausgehend eine Geschichte der literarischen Kritik in Angriff genommen.

Wegen der Übersetzungen Quintilians — eine solche war auch für Drerups Rhetorische Quellenschriften in Aussicht genommen — ist zu verweisen auf

W. Fränzel, Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert. Leipzig 1914.

Siehe oben zu Buch X.

XIII. Quintilians Bedeutung für die Gegenwart.

Die Institutio enthält 1. eine bis zur Raffiniertheit entwickelte rhetorische Technik, die dem künftigen Berufsredner die besten Wege öffentlicher Wirksamkeit weist, 2. eine auf dieses oratorische Ideal eingestellte allgemeine Bildungs- und Erziehungslehre, 3. ein Kultur- und Sprachbild der Weltstadt aus dem Hochstand ihres Imperiums. Ein solches Werk kann den Epigonen nicht entbehrlich werden, auch wenn sie an den Grundfragen menschlichen Aufstiegs nicht so irre geworden wären wie die Gegenwart. Zwar klingt das

Reichsgesetz: „Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit“ noch verheißungsvoller als das Programm des civis Romanus, aber zum Zweck der Durchführung wird es gut sein, ab und zu bei dem alten ‘Professor’ ein Stündchen zu hören. ‘Von keinem Gebiet gilt so sehr die Wahrheit, daß in der Gegenwart die ganze Vergangenheit enthalten ist wie von der Erziehung’ (Eduard Spranger, Kultur und Erziehung, S. 1).

a) Zur Rhetorik.

Unsere Zeit, die Zeit der Großstädte und des Verkehrs, der Freistaaten und der Parlamente ist rhetorisch oder wird rhetorisch.

Adolf Damaschke, Volkstümliche Redekunst, Erfahrungen und Ratschläge. Jena 1911.

„In der Redekunst ist der Wille zur Tat das Entscheidende“ (Vorwort); virtus und pectus, die Quintilian fordert, stehen dem nahe. Die Disposition (Fleiß und Begabung — Stoff — Gliederung — Ausdruck — Aneignen — Vortrag; von der Vollendung der Redekunst) zeigt uns das Gerippe der alten Techne. Quintilian (S. 4. 36. 37. 47 genannt) kommt zur Geltung, z. B. die Bedeutung des Proömiums. „Wenn man das erste Knopfloch verfehlt,“ mahnt Goethe, „kommt man mit dem ganzen Zuknöpfen nicht zustande. Der Anfang muß gut sein.“

Umfassender ist das 10 Jahre später erschienene Buch

Adolf Damaschke, Geschichte der Redekunst. Eine erste Einführung. Jena 1921, Fischer. VIII, 320 S.

Wie seine Geschichte der Nationalökonomie „soll auch dieses Buch nichts voraussetzen und verzichtet ebenso auf wissenschaftliche Vollständigkeit“ . . .: „Mit höhnischem Spott und bitterem Weh wird heute die Anklage erhoben, daß wir Deutsche niemals ein staatsbürgerlich durchgebildetes Volk gewesen sind. Im rechten Sinn aufgefaßt, kann eine Geschichte der Redekunst mehr zu solcher staatsbürgerlichen Erziehung helfen als Arbeiten auf vielen anderen Gebieten“ (S. V). Ähnliche Gedanken schließen öfter auch meine rhetorischen Berichte. Von Homer bis auf uns durcheilt D. die Zeit in 10 Abschnitten (I 1 Homer — X 5 „Und wir“). In Rom zeigt die Gracchenzeit die Macht des radikalen Schlagwortes (S. 59). Der Abschnitt II 5 ‘Cicero’ und II 6 ‘Um Cicero’ (S. 78—113) und II 7 ‘Der Ausgang in Westrom’ (S. 113—133), in dem „Exzellenz“ Quintilian und Tacitus im ganzen angemessen behandelt

sind, ersetzen streckenweise einen Sachkommentar zur Inst. or. Ein Namenverzeichnis, das man vermißt, würde auch das Fortwirken der antiken Beredsamkeit (Demothenes — Pitt usw.) leicht überblicken lassen.

Fritz Gerathewohl, Erziehung zum Redner. Eine Anleitung. Berlin 1922, Zentralverlag. 32 S. 8.

Wie der Titel der Inst. or. entspricht, so auch mehrere Kapitel: Die Atmung — das Sprechen (Naturresonanz, Stimmlagen, Wort und Inhalt) — die Rede — der Stil, mit geeigneten Beispielen, auch aus unseren Klassikern. Von der angeführten Literatur (Martin-Seydel, Ewald Geißler, Kofler, Schreber, Krumbach-Balzer, Damaschke, Preßler, Wallaschek, Naumann, Wunderlich, Niemann, Le Bon, David, Hermann Müller) sind mehrere, wie Le Bon, La psychologie des foules (3. Aufl. Leipzig 1919), schon früher besprochen oder berührt, andere seien hier noch kurz skizziert.

Hans Calm, Redner und Rede. Leipzig [1919], Voigtländer. 161 S.

gibt gute, knappe, klare Weisungen.

Gustav Herrmann, Die Kunst der politischen Rede. Leipzig-G. 1921, in 2 Bändchen,

Für Quintilians Forderung, daß der höchste Gipfel der Redekunst einem durchaus anständigen Menschen erreichbar sei (I S. 9). Kurzer geschichtlicher Überblick.

Bei der Besprechung der Arbeit von Armin Krumbacher, Die Stimmbildung der Redner im Altertum (s. o.), hebt W. E. J. Kuiper im Museum 29, 8, S. 192 ff. als besonders lehrreich hervor, zu sehen, wie die Stimmbildung der Redner im Altertum in einer Weise üblich war, wie man sie erst wieder im 20. Jahrh. zum Gegenstand des Unterrichts gemacht hat (Phil. Woch. 1922, 691). Ähnlich schließt Friedrich Levy seine eingehende Besprechung Philol. Woch. 1922, 702—705.

Quintilian hat sich wie Cicero und Dionys gründlich mit Musik beschäftigt. In einen größeren Zusammenhang rückt diese Studien ein Schüler von Otto Crusius,

Hermann Abert, Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik. Leipzig 1899. 2. Bd. in Breitkopf & Härtels Sammlung musikwissenschaftlicher Arbeiten, z. B. S. 43 f. 'Grammatik, Rhetorik, Metrik. Die Laien', Quintilian u. a.

Über die Veröffentlichungen über Redekunst (Rhetorik) berichtet Ewald Geißler-Erlangen in der Zeitschrift für Deutschkunde, zuletzt 1922, Jahrg. 36, S. 189—191 (Gerling,

Calm, David, Fritz Müller, Fritz Specht, Gustav Hermann): drei seien herausgehoben: Der junge Redner von Willibrod Beßler, 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. B. 1919, Herder (mit Stoffen aus den Oberklassen einer Klosterschule), dann eine theologische Arbeit, die aber auch für die Nichttheologen recht gute Dienste tut: Wie predigen wir dem modernen Menschen? 3. Teil, Tübingen 1921 (Mohr), und schließlich eine Geschichte der Redekunst, 'die aber eigentlich keine Geschichte ist: Adolf Damaschke, Geschichte der Redekunst. Jena 1921, Gustav Fischer'; s. S. 304.

b) Zur Bildung und Erziehung.

Friedrich Leo, Die römische Literatur und die Schullektüre. Human. Gymn. 21 (1910), S. 166—176

sagt über Quintilian (S. 173): „Plinius übt die Kunst, das Einfache auf nicht einfache Weise zu sagen; darum ist er für die Schule nicht gemacht. Anders Quintilian, dessen Sprache und geistige Kultur das Beste ist, was auf Ciceros Boden, auf den er zurücktrat, gediehen ist. Große Abschnitte sind allerbeste Schullektüre. Im Gefolge der Reaktion, die er gegen den herrschenden Stil unternahm, mit großem Erfolg für die Schule und nicht dauerndem für die Literatur, steht der jüngere Plinius und Tacitus mit dem Dialogus." In dem trefflichen 'Lateinischen Unterricht' von Fr. Cramer kommt Quintilian nicht recht zur Geltung, entsprechend den gegenwärtigen Schulordnungen.

Bei der antiken Lektüre ist viel mehr als bisher die Form, die ästhetische Seite zu betonen. Unter Berufung auf eine Stelle aus Schopenhauers Parerga führt dies an einigen Beispielen (Reden, Beschreibungen) näher aus

P. Becker, Wie kann die Lektüre der antiken Schriftsteller lebendiger und nutzbringender gemacht werden? In der Monatsschrift für höh. Schulen 21 (1922), 129—138.

Er verweist u. a. auf die suasoriae der antiken Rhetorenschulen. Für den Lehrer ist und bleibt, füge ich bei, Quintilian einer der verlässigsten Führer durch die lateinische Kunstprosa, ja durch Rede, Aufsatz, Lektüre (nach Inhalt wie Form) überhaupt. Und doch wird er von den Schulmännern, namentlich den jüngeren, so wenig gelesen und ausgenützt.

Jeder Sprachunterricht soll auch ein Sach-, ein Kulturunterricht sein; eloquentia und sapientia dürfen nach Cicero und

Quintilian nicht getrennt marschieren: Curam verborum rerum volo esse sollicitudinem (inst. or. VIII prooem 20). Samter, Der Sprachunterricht als Kulturunterricht, die Teubnerischen Sammelwerke 'Vom Altertum zur Gegenwart', 2. Aufl. 1921 — hier S. 127 bis 137 auch über Pädagogik von Jul. Ziehen — und 'Das Gymnasium und die neue Zeit' bewegen sich in dieser Richtung; ebenso viele andere.

Hatte Bennett in seinem Aufsatz 'An Ancient Schoolmaster's Message to the Present-Day Teachers' im Class. Journ. 1909 Febr. die Forderung Quintilians (I 4, 22): 'nomina declinare et verba imprimis sciant' etc. den modernen Lehrern vorgehalten, so zeigt

Roy K. Hack, 'Quintilian again' im Classical Journal 5 (1909), S. 161—164,

daß Bennett und Quintilian unter Grammatik nicht das gleiche verstehen. 'If we desire to conserve in the United States the form and essence of liberal education, we must by our instruction make Greek and Latin live again in the minds of our pupils' . . . 'A careful study of Quintilian and such Humanists as Maffeo Vegio and Vittorino da Feltre would go far to dissipate any preiudice against their methods and ideals in education. Let us, as Professor Mahaffy urges, „teach all languages as living vehicles of human expression". Hörst du, Volk der Denker, diese Stimme aus den Landen des 'Amerikanismus'?

Wie in der Zeit der ersten Sophistik, nach dem Zusammenbruch Athens, so stehen auch in der zweiten Sophistik beim moralischen Zusammenbruch der weltbeherrschenden Roma Aufbau- und Erziehungsfragen im Vordergrund. Dort sucht der Homer der Philosophen Fundament und Halt zu schaffen, hier der 'unphilosophische' Quintilian. Einen geistvollen, klaren Überblick über Grundfragen (Wert, Begabung, Vererbung usw.) der antiken Pädagogik gibt

Otto Stählin, Grundfragen der Erziehung bei Platon und in der Gegenwart. Rektoratsrede Erlangen 1921. 4°. S. 3—17, Anmerkungen S. 17—20 (reiche Auswahl der neuesten Literatur).

Die Rede ist auch für die Institutio Quintilians, mag man diese systematisch oder in ihrer geschichtlichen Stellung nach auf- und abwärts betrachten, ein weitblickender Wegweiser. Ein Wort Hermann Hesses (S. 4) paßt auch auf die von Juvenal charakterisierten Übermodernen: 'Leicht erscheint ihnen jedes Gesetz als Konvention, leicht erscheint ihnen jeder Gerechte als Philister, leicht überschätzen sie jede Freiheit und Absonderlichkeit, allzu

verliebt horchen sie auf die vielen Stimmen in der eigenen Brust'. (Quintilian über Seneca.)

Heinrich Faßbinder, Die leitenden Ideen der Geschichte des Volksbildungswesens in ihrem kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang. Paderborn 1922, Schöningh. 36 S. 8.

Die grundlegende Bedeutung des griechisch-römischen Bildungswesens wird S. 75 ff. gebührend betont (Seneca, Quintilian). Nicht für Gelehrte.

Auf die wissenschaftlichen Werke, die auch die Brücke zwischen Altertum und Gegenwart schlagen helfen, auf Barbagallo, P. Barth und andere ist oben hingewiesen.

Zum Nachleben Quintilians gehört auch das Fortwirken seiner reichen, anschaulichen Bildersprache für Erziehung und Unterricht, zwar vielfach ein Erbgut früherer Jahrhunderte, aber doch durch die Institutio zur Landmünze geworden bis auf den heutigen Tag, wie 'verdauen', 'vorkauen' (X 1, 19), 'die lebendige Stimme' des Lehrenden, 'verekeln' — classem ducere I 2, 24 — vascula oris angusti I 2, 28 — instillare (ib.) — ad intellectum audientis descendere 1 2, 27 usw. Eine zusammenfassende Bearbeitung wäre angezeigt; ebenso für unsere pädagogisch-didaktische Terminologie nach Quintilian.

„Es steht fest, daß ein neuer Mensch geboren werden soll. Und bisher ist noch immer, wenn auf deutschem Boden ein neuer Mensch geboren wurde, die Antike dabeigewesen," sagt Ed. Spranger (1922), und K. Burdach zitiert in seiner Deutschen Renaissance im Hinblick auf gewisse Strömungen der Gegenwart Goethes Xenion für Autochthoniesüchtige:

'Gern wär' ich Überliefrung los
Und ganz original!
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual'.

